This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

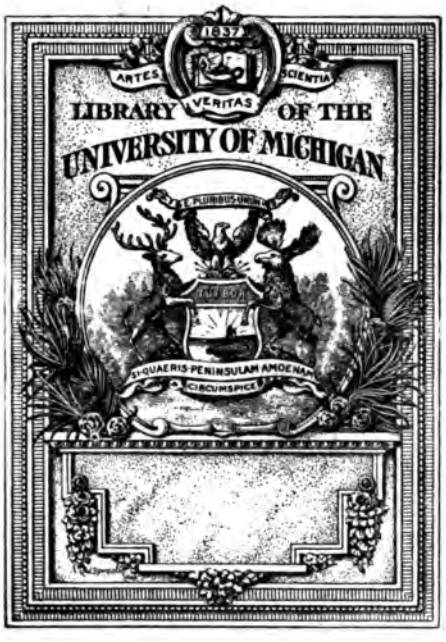
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 952,331


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

805
T35

Teutonia

Arbeiten zur germaniſchen Philologie

herausgegeben

von

Dr. phil. Wilhelm Uhl
ao. Profeſſor an der Albertus-Univerſität
zu Königsberg

5. Heft

Winiliod

Von

Wilhelm Uhl

Leipzig
Eduard Avenarius
1908

Winiliod

Von

Wilhelm Uhl

Leipzig
Eduard Avenarius
1908

Inhaltsverzeichnis.

(S. 1—2.)

Motto. — Irrtümer der Literaturgeschichte. — Dispositionen.

A. Negativer Teil.
(S. 2—60.)

Wackernagels Definition. — Kögel und Brückner. — Die Wörterbücher über winja. — Der Sprachgebrauch. — Das Nibelungenlied. — Die zweite Stelle. — Die erste und dritte Stelle. — Die Kudrun. — Die Alliteration. — Die Schreibung des Wortes. — Die Varianten. — Volksepos. — Kunstepos. — Die Kompositionen. — Substantivstämme. — Verbalstämme. Die Wörterbücher über wine. — Die beiden Wurzeln. — Die erste Wurzel. — Die zweite Wurzel. — Resultat der Sprachvergleichung. — Der „Luftknabe". — Der „Prinzgemahl". — Die mit -wini- komponierten nomina propria. — Der „Aktionär". — Erste und zweite Hälfte der Eigennamen. — Literatur zur Namenkunde. — Förstemanns Prinzip. — Umkehrung eine Seltenheit. — Masculina. — Die „sicheren" Umstellungen. — Die Stichwörter. — Der Prozentsatz. — Der Rest. — Die „unstatthaften" Umkehrungen. — „Freund" und „Freundin". — Die „unstatthaften" Metathesen (13—201). — „Wahrscheinliche" Metathesen. — Feminina. — Das Kapitular Karls. — Karl Müllenhoff. — Karl Weinhold. — Boretius und Seeliger. — Die Interpretation. — Der „eiserne Bestand". — Das Brouillon. — Die „Enquête". — Die Kapitel-Einteilung. — Die Kapitel-Überschriften. — Merkwort u. Motto. — Verschärfung des Kögelschen Urteils. — Die Kopula, et'. — Die Nebensätze. — Die Hauptsätze. — Der Mittelweg. — Die vier Hauptgruppen. — Der „Entwurf". — Die ‚Capitularia missorum'. — Die erste Gattung. — Das Dreiklassensystem. — Georg Beseler. — Die „Ausführungs-Verordnung". — Die „Zeugnisse der Verwaltungs-Praxis". — Boretius contra Beseler. — Rudolf Sohm. — Marcel Thévenin. — Form und Inhalt. — Nochmals die Enquête. — Die „Umfrage". — Fustel de Coulanges. — Die Dreiteilung des Boretius. — Heinrich Brunner. — Instruktion und Vollmacht. — Unser Kapitular ist die typische Instruktion. — Die beiden Hälften. — Der ältere Pertz — Georg Waitz. — Richard Schröder. — Die „Inspektionsbezirke". — Gerhard Seeliger. — Die diplomatische Sonderstellung der Kapitularien. — Sie sind Hilfsmittel für die Beamten. — Die gemischten Kapitularien. — Die beiden Klassen Seeligers. — Die richtige Klassifikation. — Felix Dahn. — Theorie und Praxis. — Dahns Arten der Kapitularien. — Stilistische Nachlässigkeit. — Geistliche und weltliche Kapitularien. — Die Verordnungs-Sammlungen. — Das capitulare generale. — Die Datumzeile. — Tendenz und Kompetenz. — Ernst Mayer-Würzburg. — Die stilistische Nachlässigkeit. — Die langen Sätze. — Weitere Literatur. — Gesetzeskraft. — Die „Ausführungsanweisung". — Die Verkündigung. — Die Resultate. — Weitere Literatur. — J. F. Böhmer. — Abel-Simson. — Die siegreiche Meinung. — Mühlbachers Inhaltsangabe. — Das ‚Milieu'. — Sicherheit und Wohlfahrt.

284845

B. Positiver Teil.

(S. 60—151.)

Karls Portrait. — Literatur über die Klöster. — Die Urgeschichte. — Historische Literatur. — Das Kloster Sankt Gallen. — A. Niedermayer. — Die Hirtenlieder. — Die Regel Benedikts. — Geistliche Handwerkerlieder. — Mönchs- und Nonnenlieder. — Das Spiel. — Gesang und Tanz. — Chorgesang und Chortanz. — Nonnenwerth. — Die Männerbünde. — Das Klosterlied. — Die Lieder vom Klosterleben. — Die „Klosterscheu". — Der „Wechsel". — Die Nonnenklage. — Die mittelalterliche Geselligkeit. — Das weltliche Winnelied. — Das geistliche Winnelied. — Die Marienrufe. — Der weibliche Geselle. — Das Gesellschaftslied. — Der Buhlerorden. — Die Ehelieder als Doppelgattung. — Die „Selbst-Ironie" und der Humor. — Die Unzufriedenheit. — Vater und Tochter. — Kriterien der Originalität. — Die Parodie. — Schulmäßige Übung. — Die „Gegensätze" Grefflingers. — Die Priorität der Klosterlieder. — Die Reformation. — Das Herdersche Klosterlied. — Die stereotype Anfangszeile. — Negative und positive Wendung. — Das thüringische Klosterlied. — Weimar. — Die Schwierigkeit der Unterscheidung. — Die Choral-Melodie. — Die Tagelieder. — Charakteristik des Herderschen Klosterliedes. — Die Steinersche Hypothese. — Weitere Vermutungen. — Das „Schicken" oder „Senden" der winiliod. — Irrige Anschauungen. — Geistliche Liebesbriefe. — Die Bedeutung des Verbums mittere. — Die Bedeutung des Verbums scribere. — Männliche Liederbücher. — Die Liederbücher der Steinmetzen. — Weibliche Liederbücher. — Das handschriftliche weibliche Liederbuch. — Der Aberglauben. — Liederbücher und Repertorien. — Der Sprachgebrauch bei Caesar. — Die Auslassung des Objektes. — Die Lexica. — mittere = committere. — Das Karolingerlatein. — Die richtige Übersetzung. — Das Klosterspiel. — Die erste Fassung. — Jungfrau und Greis. — Görings Klosterlied. — Jüngling und Greisin. — Gellerts „Beherzter Entschluß". — Die Volkskunde. — Das faute de mieux. — Die zweite Fassung. — Unterschied der Lebensalter. — Die Gemeinsamkeit. — Das i der zweiten Silbe. — Die grammatische Auffassung. — Die Erklärung des ersten Gliedes. — Hermann Osthoff. — Die einundvierzig Kompositionen. — Osthoffs Statistik. — Die mittelhochdeutschen Beispiele. — Die althochdeutschen Beispiele. — Starke und schwache Verbalstämme. — Das Altsächsische. — Die altnordischen Beispiele. — Die drei Kompositionsarten. — Die zweifelhaften Kompositionen im ahd. — Das starke Verbum winnan. — Die Unübersichtlichkeit der Grundformen. — Oskar Schade, Begriffs-Entwickelung von winnan. — Die Bedeutungs-Verwandtschaft. — Friedrich Kluge. — Jacob Grimm. — Nomaden- und Hirtenleben. — Oskar Schade über vinja. — Das swv. winjan. — Oskar Schade über wunnja. — Der Bedeutungs-Übergang in den compositis. — Der „Wonnemond". — Weinhold und Wackernagel. — Moriz Heyne. — winne oder winjan? — Karls des Großen Monatsnamen. — Die Stellung des Kaisers. — Wichtigkeit der neuen Bezeichnungen. — Die deutschen Monatsnamen. — Die Art der Komposition von winnimânôt. — Der winnemânôt hochdeutsch. — Die Tätigkeit des „Winnens". — Der leibeigene Feldarbeiter. — Die eigentliche Beschaffenheit der Urwurzeln. — Wonne und Winne. — Der Arbeitsertrag. — Das Märchen. — Arbeit und Liebe. — Weibliche Kräfte in der Landwirtschaft. — Das Brachen. — Die lautmalenden Urwurzeln. — Die Sanskritisten. — Die gotischen Wörterbücher. — Friedrich Kluges „Kampfesarbeit". — Die Landnahme. — Die Übergangsperiode. — Schiller-Lübben. — Die niederdeutsche Assimilation. — Terminologie der Agrarsprache. — Die Übertragung des Begriffes. — Der „Monismus". — Sprachgebrauch der Kriegerkaste. — Menschen und Sachen. — Weiber und Sachen. — Das „Gewinnen" der Jungfrau. —

Der Kampf um das Weibchen. — Die Bergmannssprache. — Der herbe Beigeschmack. — Die Schützensprache bei Schiller. — Agrarisch winnan. — „Menschliche" und „sächliche" Redensarten. — Wirtschafts- und Handwerks-Metaphern. — Stumpfe Instrumente. — Die Wurzelklasse der Gebräuche spitzer Instrumente. — Individuelle Nomenklatur. — Die Spottnamen der Völker. — Die Ausdrücke der depositio. — Das Spottlied. — Die ungeschickten Bewegungen. — Die Vokalverteilung in den alliterierenden Formeln. — Die Arbeit im Juni. — Nachbar und Gewinner. — Moriz Heyne über das Roden. — Erntelied und Heulied. — Die Arbeit im Herbste. — Der Harfenklang. — Amor als Proteus. — Der Liedermonat Mai. — Maienlied und Mailied. — Agrarische Nomenklatur. — Die „Zeitlose". — Die Unrechtmäßigkeit. — Alles hat seine Zeit. — Die Monatslieder. — Die Zeit der winiliod. — Rudolf Meringer. — Der Refrain des Minneliedes. — Arm- und Fußlieder. — Das Geräusch des Refrains. — Opposition in der populären Literatur. — G. Winter. — J. W. Bruinier. — Julius Sahr. — Opposition in der wissenschaftlichen Literatur. — Karl Müllenhoff. — Jacob Grimm. — wine und winnan. — Das Schluß-e in wine. — Felix Dahn. — Karl d. Gr. über die Bleichsucht.

C. Das Winnelied.

(S. 151—287.)

K. G. Anton. — Melchior Sebiz. — Das „Rühren" wird unbekannt. — Die Wonne der Wohnung. — wide und weide. — Die freundlichen Begriffe. — Kaiser Karl als Sozialpolitiker. — Medizin und Kulturgeschichte. — Die Urzeit. — Das Mittelalter. — Die karolingische Zeit. — Der Plan von Sankt Gallen. — Betrieb des Aderlasses. — Aderlaß und Bad. — Die Wahl des Ausdrucks. — Reiche und Arme. — Die Badehäuser des Musterplanes. — Die „Badereise". — Das soziologische Element. — Die Prozession. — Das Badelied. — Weibliche Badelieder. — Die beiden Beispiele. — Ein weltliches Original? — Norddeutsche Badelieder. — Die Nonne Wolburgis in Ebstorf. — Der Gesang der drei Männer im feurigen Ofen. — Die westdeutsche Mystik. — Die krankhafte Hysterie. — Wein und Musik beim Aderlaß. — Das Fenstergang- oder Kiltlied. — Das Eccard-Zitat. — Ludwig Uhland. — Uhland über die Kapitularstelle. — Der stilistische Irrtum. — Bleichsucht und Aderlaß. — Die Aderlaßbinde. — Abarten der Binde. — Aderlaßbinde als Geschenk. — Heinrich und Margaretha. — Die Epigonen. — Das Jesulein. — Das „Rosenblut". — Das Brüdergesangbuch. — Ehestand und Jesusliebe. — Björnsons Brautmarsch. — Die Umdeutung der Bräuche. — Männliche und weibliche Winnelieder. — Das Säemannslied. — Kalender-Verse. — Kult und Lied. — Der Säemann. — Die Säer-Abteilung. — Das Schnitterlied. — Das memento mori. — Der Tod als Schnitter. — „Der Schnitter Tod". — Binnenreim als Refrain. — Der Totentanz. — Das Totenlied. — Dreschen und Mahlen. — Das Müllerlied. — Die schöne Müllerin. — Die Handmühle. — Das Flachsrefflied. — Karl Bücher über das Flachsreffen. — Das Flachsbrechlied. — Heyne über das Flachsbrechen. — Einfluß der Kunstpoesie. — Das Flachsschwingelied. — Des Neifers Dechslied. — winiliod-Serien. — Das Melklied. — Melk-, Wiegen- u. Schlummerlieder. — Der Kuhreigen. — Männliche und weibliche Arbeitslieder. — Das Dreschlied. — Das Winzerlied. — Das kunstmäßige Dreschlied. — Das Böttcherlied. — Des Neifers Büttnerlied. — Das Schlotfegerlied. — Knaben-Spiele. — Das Scheerenschleiferlied. — Friedrich Stark. — Der Wechseltakt. — Das Zimmermannslied. — Der Abschiedsgruß. — Das Herrenhaus. — Das Bauopfer. — Der jung, jung Zimmergesell. — Der Meisterdieb. — Das Abschiedslied. — Die Relikten. — Das Schusterlied. — Der Schmied. — Das geographische Lied. — Der Goldschmied. — Das Druckerlied. — Das Arbeitsgeräusch im Druckerliede. —

Das Arbeitsgeräusch im Zimmermannsliede. — Der Trennungsschmerz. — Das Morgenlied der Soldaten. — Die Sonne. — Das Komitat. — Wiederholung der Motive. — Viola, Baß und Geigen. — Ursprung der Handwerkslieder. — Handwerk und Universität. — Das Handwerker-Komitat. — Die Pinzgauer Wallfahrt. — Der Krähwinkler Landsturm. — Das Improvisationslied. — Das Dachdeckerlied. — Die Glocke des Magdalenenturmes. — Das Glockengießerlied. — Der Glockenstuhl. — Das Bauopfer. — Die Fopperei. — Das Maurerlied. — Das Schlosserlied. — Der gute Appetit des Schlossergesellen. — Maurer und Schlosser. — Roger und Baptiste. — Das Leitmotiv. — Wechseltakt und Gleichtakt. — Der Grobschmied und sein Sohn. — Hammer und Ambos. — Hammerschläge. — Wieland der Zauberer. — Das Schmiedelied. — Harsdörffer. — Das Rammerlied. — Königsberger Beispiele. — Nachträge zu Bücher. — Nordisches Rammerlied. — Gesellschaftsspiel und Kinderpredigt. — Der Binnenreim. — Weitere Beispiele. — Bäuerliche Anschauungen. — Der Umfang des Rammerliedes. — Der splendide Bauherr. — Strophische Rammlieder. — Das erotische Element. — Der bedenkliche Punkt. — Die beiden Standpunkte. — Erotische Handwerkslieder. — Wesentliche und entbehrliche Varianten. — Felix Liebrecht. — Eisenbahn und Bagger. — Die Phantasie des Kammliedes. — Berliner Fragmente. — Der Kreuzreim. — Baculus im Wildschütz. — Vorrammer und Publikum. — Der „dicke Siebert". — Pietismus und Demokratie. — Die Parodie. — Gellert. — Die Autorschaft des Albinus. — Die „Mutter Pietschen". — Das zweite Kirchenlied. — Das Seemannslied. — Hausbau und Schiffsbau. — Die Spottlust. — Fischerliedchen von Rügen. — Lob des Matrosenlebens. — Des Seemanns Loos. — Der Abschied von der Braut. — Das Leselied. — Der große Kurfürst. — Der Jahrmarktston. — Fridolin. — Das amateurmäßige Schifferlied. — Leibes- und Seelengefahr. — Der Seemannsruf. — Das Matrosenlied. — Das Kaufmannslied. — Das amateurmäßige Wasserlied. — Das Soldatenlied. — Der Zapfenstreich. — Das Reiterlied. — Die Wahl des Metrums. — Infanterie und Artillerie. — Abschieds- und Morgenlieder. — Das Novizenlied. — Das Fuhrmannslied. — Das Postwesen. — Das Posthorn-Motiv. — Das Jägerlied. — Das vielseitige Reiterlied. — Das Lied vom Schimmel. — Das Kinderlied. — Der Kavalier. — Die Indiskretion. — Wanderungen der Lieder. — Das Bergmannslied. — Der fidele Bergmann. — Die Bergreihen. — Zweifelhaftes Gut. — Das Winzerlied. — Ludwig Uhland. — E. W. Anitschkoff. — Hochzeits- und Liebeslieder. — Monogamie und Polygamie. — Die männlichen Klosterlieder. — Kloster- u. Todeslied. — Dramatische Nonnenlieder. — Der Abt von Philippsbronn. — Die Beichte und ihre Parodie. — Das Schneiderlied. — Die aitiologische Erklärung. — Der Refrain. — Die Scheere. — Der Schneider im Volksliede. — Die „Schneidermaus". — Bettelhochzeit und Zählgeschichte. — Der „Ausbeuter". — Das weibliche Wiederholungslied. — Anständige und unanständige Lieder. — Der männliche Typus. — Der Höhepunkt. — Das decrescendo. — Die Ruhepause. — Das Lied ohne Ende. — Der männlich-weibliche Typus. — Das gemischte Wiederholungslied. — Die Überraschung. — Der Kulminationspunkt. — Charakter der Frauenarbeit. — Das Mitgift-Quodlibet. — Die Katzenmusik. — Vetter Michel. — Das Konzert. — Die Repetition. — Das „weiblich-männliche" Wiederholungslied. — Das Depositionslied. — Der weibliche Schneider. — Schneider und Schuster. — Robert und Bertram. — Hans Sachs. — Wagners Vorgänger. — Das Pechdraht-Motiv. — Germanist und Musikus. — Der Hammerschlag des Schusters. — Das komische Paar. — Die älteste Arbeit. — Handwerk und Aberglaube. — Das stürmische Element. — Dämonischer Einfluß. — Spinn- und Waschlieder. — Back- und

Mählenlieder. — Die Tätigkeit der Kirche. — Die Teufelsfigur. — Weltliche Verbote. — Die Heinzelmännchen. — Geistliche Verbote. — Männlich oder weiblich? — Männliche Lieder. — Otto Böckel. — Der Lärm. — Das negative Bild. — Aberglauben im Kinderlied. — Handwerk und Kinderlied. — Reiter- und Kinderlieder. — Die Geschichte des Handwerks. — Der Auszählreim. — Oskar Dähnhardt. — Die verzögerten Vexierwörter. — Die Kettenreime. — Die Ohrfeige. — Das Signal. — Der Arbeitsruf. — Der Fabrikschrei. — Das Nachtwächterlied. — Ruf und Lied. — Das Postillonlied. — Das politische Wächterlied. — Das „Erwachen“. — Das weibliche Wächterlied. — Die Ammenuhr. — Der Gewerberuf im Straßenhandel. — Milchmädchen und Kohlenmann. — Das Wiegenlied. — Das Abendlied. — Das Krippenlied. — Die zweite Art. — Der Pendelschlag. — Des Neifers Wiegenlied. — Das harte Geräusch. — Das Kind im Korbe.

D. Die Liederbücher.

(S. 287—424.)

Die Etymologie von liod. — Die „Lösung“. — Lied und Schlag. — Notker. — Die Bedeutungen von λόειν. — Klopfen und Schlagen. — Das Schlaginstrument. — Das Berufsinstrument. — Instrumentalmusik. — Das alte Zunftlied. — Das Werkzeug. — Die Geschichte des Gewerbes. — Die Nationalökonomie. — Die Handwerksbräuche. — Die Gesellenverbände. — Die Liederbücher. — Die Volkswirtschaftslehre. — Das Soldatenlied. — Die Soziologie. — Die Lokalforschung. — Die Dauer der Wanderzeit. — Die Verfassung des Gesellenwesens. — Hardenberg und Berlepsch. — Beckmann-Jacobsson-Blümner-Meringer. — Spezialarbeiten. — Die Winnеschaft. — Die Gewerkschaft. — Der freundlose Mann. — Der Zusammenschluß. — Das Werbelied. — Soli und Tutti. — Das Geschlechtslied. — Die „Lösungs“-Theorie. — Arbeits- und Liebeslied. — Das Winnelied bei Linnig. — Die Glossen. — Die Propaganda. — Das Gemeinschaftslied. — Ostelbien. — Amerika. — Das blaue Kreuz. — Der Bund. — Der religiöse Bund. — Das Lied der Heilsarmee. — Das Bundeslied. — Die Jünglingsvereine. — Der Jungfrauenverein. — Beide vereinigt. — Die Vereinigung. — Verein und Gemeinschaft. — Die Jugendvereine. — Die freien Gemeinden. — Die Ordensversammlung. — Katholische Jugendlieder. — Die Kinder-Kirchenchöre. — Das singende Sachsen. — Das Schul-Liederbuch. — Die Quellen. — Katholische Sammlungen. — Die „Liederbibel“. — Uhlfeld-Kretschmar-Stöbe. — Albert Knapp. — Das Missionslied. — Die „Diaspora-Lieder“. — Das Marienlied. — Karl Reisert. — Hosianna-Lieder. — Hommel und Weimar. — Otto Rentsch. — Das Wunderhorn. — Nicolai's Almanach. — Katholische Hausmusik. — A. Haupt. — Der eiserne Schulbestand. — Das Hirtsche Liederbuch. — H. W. Stork. — C. G. Reepschläger. — Martin Fischer. — H. A. F. Sölter. — Chr. H. Lüdicke. — Ein Braunschweiger Schul-Liederbuch. — Das Hochamt. — Michael Bauer. — Das Familienbuch. — Die „Gesangbuchbewegung“. — Das Mildheimische Liederbuch. — Die Rubriken. — Geistliche und weltliche Sammlungen. — Das Erwerbslied. — Krieger und Seefahrer. — Jäger und Schützen. — Das Jägerlied. — Die Forstversammlung. — Das Jägerleben. — H. Burckhardt. — Das Schützenlied. — Das Oberförsterlied. — Halali! — Das Försterlied. — Das Posthornlied. — Das Lied des Landwirtes. — Das Säemannslied. — Das christliche Säemannslied. — Christof von Schmid. — Otto Muenzer. — Das Wanderlied. — Wanderer und Touristen. — Ski Heil! — Turner und Soldaten. — Soldaten, Wanderer und Turner. — Das deutsche Turnerlied. — E. Bartels. — Karl von Holtei. — Das Turnliederbuch. — Fahrt und Fest, Rast und Reigen. — Das Feuerwehrlied. — Feuerwerker und Zeugpersonal. — Vater Gleim. — Das „Gesang- und Liederbuch“. — Die Truppenteile. — Das süddeutsche Soldatenlied. — Das österreichische Sol-

datenlied. — Die Flugblätter-Gattung. — Schill. — Das Militär-Gesangbuch. — Die patriotischen Sammlungen. — Adolf Böttger. — Landtagslieder. — Das Parteilied. — Das „fliegende" politische Liederbuch. — Das „feste" Parteiliederbuch. — Die Wadelstrümpfler. — Das sozialdemokratische Kampflied. — Renegaten und Communisten. — Max Kegel. — Parodien. — Singe mit! — Das Kampflied in Aachen. — Das Anti-Soldatenlied. — Leipzig. — Österreich. — Rote Embleme. — Das Welfenlied. — Wilhelm Kraft. — Das Flottenlied. — La Paloma. — Ahoi! — Robert Gersbach. — Meeresgrüße. — Artur Schroeter. — Der Gute Kamerad. — Fritz Hirth. — Bahn frei! — Die Hausbesitzer. — Die Radfahrer. — Das Bundeslied. — Franz Weber. — Artur Lehmann. — Das Taschen-Kommersbuch. — Radler-Lust. — Dehmel und Bierbaum. — Das Lied der Stenographen. — Die Stenotachygraphen. — Die Stolzeaner. — Sport und Beruf. — Der Buchhändler. — Der Kaufmann. — Der Beamte. — Der Gendarm. — Der Landmesser. — Das technische Lied. — Die Architekten. — Architekten und Ingenieure. — Albert Nieß. — Die Eisenbahner. — Berg- und Hüttenleute. — Die Bergmannslieder. — Carl Köhler. — Grubenklänge. — Köhler-Meier. — Karl Helmerstein. — Die Berg-Akademiker. — Die fehlende Monographie. — Der Harzklub. — Der Alpenverein. — Fidelitas. — Enzian. — Karl Röhrig. — 500 Schnadahüpfln. — Tirol. — Fritz Gundlach. — Der Bayerwald. — Der Thüringerwald. — Herr von Stritzow. — Berliner Zipfel-Lied. — Und dergleichen mehr. — Otto Böckel. — Das Kundenlied. — Das Dirnenlied. — O. L. B. Wolff. — Adolf Klages. — Die Siebenbürger Deutschen. — Anton Mauritius. — Franz Mair. — Die Steiermark. — Das Egerland. — Franz Herfurth. — Zensurstückchen. — Westfalen. — A. L. Gaßmann. — Die Schweiz und Österreich. — Das baltische Lied. — Joh. Reinfeldt. — H. Frischbier. — Die Landdrostei Lüneburg. — Wohnsitz und Beschäftigung. — Das Anglerlied. — Die Fischerei-Vereine. — Das Ruderlied. — Das Imkerlied. — Die Imkerfeste. — Der Biene Vorbild. — Gut Rauch! — Die Kompositionen der Tabakspfeife. — Der gelbe Kanaster. — Die Friedenspfeife. — Gut Holz! — Die Wohlfahrts-Bestrebungen. — Das Hamburger Volksheim. — Die Abstinenten. — Alkoholfreie Trinklieder. — Das Lob des Wassers. — Die Gastwirts-Gehilfen. — Gellert. — Hotel- und Hausbesitzer. — Das Künstlerlied. — Dichter und Sänger. — Liederbuch für deutsche Künstler. — Maler-ABC. — Otto Fiebach. — Das Kunstgewerbelied. — Die Freimaurer. — Auserlesene Lieder. — Stolp. — Plauen. — Naumburg. — Otto Urban. — Die Vertraute Gesellschaft. — Das Begräbnislied. — Toten- und Sterbelieder. — Das erotische Lied. — Ich grüße dich! — Hetärenlieder. Antinous- und Astartenlieder. — Kreuz das Südens. — Sadisten- und Masochistenlieder. — Der Streit um das Liebeslied. — Das „Venus-Gärtlein". — C. F. Becker. — J. M. Bauer. — Beginn der Kritik. — K. Follen. — Die Einigung Deutschlands. — Deutsche Lieder. — Das Volksgesangbuch. — Hase-Dahn-Reinicke. — A. Musiol. — Abends an der See. — Ludwig Jacobowski. — Das Gesellschaftslied. — Hoffmann v. F. — Germania. — Carl Türk. — W. Petr. — Heimatklänge. — J. Wolf. — Anton Kuzela. — Das Liliput-Format. — Das loyale Lied. — Der politische Turner. — Liederbuch für höhere Schulen. — Das weibliche Turnerlied. — J. Ch. W. Hahn. — Des deutschen Turners Liederbuch. — Weber und Goerlich. — Die katholischen Lehrervereine. — Die Volksschullehrer. — Der Männergesang. — Jos. Schiffels. — Woehl und Wörz. — Das kaiserliche Volksliederbuch. — Die Stichprobe. — Das Rütli. — Aug. Reiser. — Goedeke-Tittmann. — Wilhelm Köhler. — Der lustige Sänger. — Das Taschenformat. — Die kleinen Heftchen. — Die Schleuderware. — Beispiele. — Kasino und Vilja. — Der Tessaro-Verlag. — Das humoristische Lied. — Das Erz-

gebirge. — Das Allianzlied. — Die Philologen-Verſammlung. — Das pädagogiſche Lied. — Liederſtrauß. — Guſtav Hecht. — Robert Bardtenſchlager. — Sechzig Weiſen. — Ähnliche Sammlungen. — Das Studentenlied. — Müller von der Werra. — Teutſche Burſchenſänge. — Robert und Richard Keil. — Das Bummel- und Anſtichlied. — Georg Schramm. — Das Marburger Taſchenliederbuch. — Die Goldſchnittlyrik. — Schmetterlinge. — Die Ramſchware. — Crambambuli. — Burſchen heraus! — Karl Küffner. — Das Taſchenliederbuch. — Das Weſtentaſchenliederbuch. — Franz Edler. — Das Kinderlied. — Klumpp und Wolgaſt. — Kindergeſangbuch und Kinderharfe. — Die Miſſionsharfe. — Das Kinderſpiel. — B. Herkenrath. — Oskar Häring. — Die Ammenreime. — Der Kindergarten. — Der Wettſtreit. — Das Winnfeld. — Das Bundeslied. — Die Lebenskraft des Liedes. — Das „Lied" im Buchtitel. — Kabaret und Ueberbrettl. — Die „Nicht-Sangbarkeit". — Die letzten drei Jahre. — Das „Lied" in Zuſammenſetzungen. — Kurze und lange Titel. — Dichtende Damen. — Parallelen. — Anthropologiſche Lieder. — Die Abwechſelung. — Örtliche Sammlungen. — Das „Liederbuch" in der Kunſtlyrik. — Walter Kinkel. — Seltenheiten. — Die Urzeugung. — Curiosa. — Jüngere Abhandlungen. — Der Schluß. — Literatur. — Der Torſo.

Berichtigungen.

(Vor Beginn der Lektüre einzutragen.)

S. 2, Absatz 3, setze am Rande: Disposition.
S. 9, Z. 23 v. o. lies: „jân-Stamm" statt: „jâ-Stamm".
S. 64, Z. 16 v. o. lies: „Leipzig 1902" statt: „Leipzig 1901".
S. 97, Z. 18 v. o. lies: (Nr. 236) statt: (Nr. 239).
S. 102, Z. 3 v. u. ist hinter „Belesenheit" ein Komma zu setzen.
S. 112, Anm. [1]), Z. 2 v. o. lies: „..(6. 8. 9. 12.)...winileodos" statt: „..winileodes".
S. 114, Z. 1 v. o. lies: „Ad." statt: „ahd."
S. 126, Anm. [1]), Z. 1 v. u. lies: ‚(..Fρήγνυμι)' statt: ‚(..Fήγνυμι)'.
S. 132, Z. 2 v. o. lies: „Verfertigungsjahr" statt: „Verfassungsjahr".
S. 135, Z. 23 v. o. lies: „Kultur-" statt: „Natur"-mensch.
S. 136, Z. 16 v. o. lies: „Stetes" statt: „stets".
S. 137, Anm. [1]) Z. 2 v. o. lies: „doch vermag sie auch" statt: „doch vermag auch".
S. 161, Z. 19 v. u. lies: „sapientié" statt: „sapienti".
S. 167, Anm. [1]), Z. 5 v. u. setze das Zeichen " hinter minuere.
S. 184, Z. 17 v. u. lies: „letzteres" statt: „letztere".
S. 206, Z. 12 v. u. (über den Strich) lies: „(Wartburg)" statt: „(Marburg)". (Oder trifft beides zu?)
S. 222, Z. 1 v. o. setze hinter das Wort „Lieder" ein Semikolon, statt des Kommas.
S. 233, Z. 3 v. u. lies: „namentlich" statt: „namentllch".
S. 245, Anm. [1]) lies: „Blümmls" statt: „Blümels".
S. 255, Anm. [1]), Z. 1 v. u. lies: „50" statt: „100".
S. 269, Z. 15 v. u. lies: „tiufal" statt: „tiufel".
S. 275, Z. 15 v. o. lies: „das" statt: „dag".
S. 283, Z. 24 v. o. lies: „dritten" statt: „letzten".
S. 289, Z. 4 v. o. lies: „leodslekkeo" statt: „leods lekkeo".
S. 304, Anm. [1]) lies: „Groos..; [2] 07" statt: „Groß..; [2] 06".
S. 337. Lies: „Wasserstiefler", „Wadenstrümpfler".
S. 403, Z. 9 v. o. lies: „sein" statt: „seiu".

Spät kommt ihr — doch ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Isolan, entschuldigt euer Säumen.

Die Wissenschaft der deutschen Philologie hat aus ihrer ersten Periode, welche man lobend und tadelnd die romantische zu nennen pflegt, einige Grundirrtümer, die als solche schon längst erkannt waren, trotzdem, gewissermaßen aus Pietät, bis in die Neuzeit hinein, stets wieder mit aufgeführt und also gerettet. Noch immer z. B. ist die phantastische Auffassung des nordischen Altertums, die zu einer so verkehrten Behandlungsweise der eddischen Lieder geführt hat, im größeren Publikum nicht ganz überwunden. Man bewundert in den Kreisen der Gebildeten die „feinsinnigen Analysen", wie sie Uhland und Simrock uns von den „Naturmythen" beschеert haben, und man ehrt die unsterblichen Verdienste dieser beiden Männer dadurch, daß man jene poetisch verklärten Darstellungen, in irgend einer Form, dennoch stets wieder auftreten läßt. Hierdurch beweist unsere Wissenschaft ihren konservativen Sinn. Wir kennen die neueren Ergebnisse und Fortschritte auf dem Gebiete der deutschen Mythologie sehr wohl; wir wissen auch, wie diese Ergebnisse durch das erwachende Interesse für Völker- und Volkskunde sich langsam herausgebildet haben. Aber wir verachten deshalb die älteren Forschungen keineswegs, weil Gutes bekanntlich niemals veraltet. Auch als „Bilder zur Zeitgeschichte" behalten diese poesievollen Deutungsversuche einen dauernden Wert. Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.

Irrtümer der Literaturgeschichte.

Etwas anders, wenn auch ganz ähnlich, liegt der Fall bei der literaturgeschichtlichen Begriffsbildung und -entwickelung, die übrigens oft nahe mit Fragen der Wortforschung verwandt ist. Man könnte hier etwa zwischen persönlichen und sächlichen Benennungen zu unterscheiden versuchen. In jener wie auch in dieser Gattung sind mehrere Irrtümer aus der älteren Periode herübergenommen und erst seit Kurzem berichtigt worden. Die Personennamen betreffend, so denke man z. B. an das Phantom des „Freudeleeren", welches ich Zf. f. d. A. 41, 1897, 291—294 zerstört habe. Was dann die Dingnamen betrifft, so verweise ich in dieser Beziehung auf mein Buch: Die deutsche Priamel usw., Leipzig 1897, worin der Versuch gemacht ist, einen

alten Literaturbegriff durch neue Wort- und Sachdeutung gänzlich umzugestalten, unter Heranziehung der Kulturgeschichte.

Solche Versuche nun müssen notwendigerweise in einen negativen und in einen positiven Teil zerfallen; mit dem ersten, dem negativen Teile allein wird sich die gelehrte Welt schwerlich zufriedengestellt erklären können. Das Aufbauen ist allerdings viel schwieriger als das Niederreißen; dennoch muß es versucht werden. Aller Anfang ist schwer.

Die vorliegende Arbeit stellt sich also die Aufgabe, einen solchen Versuch bei dem ahd. Kompositum ‚wini-liod' zu unternehmen. Diese Zusammensetzung finden wir heute wohl immer noch hie und da — und zwar keineswegs nur in populären Literaturgeschichten! — wiedergegeben durch: „Liebeslied"; eine Übertragung, die den Kenner ungefähr so anmutet, wie die „altdeutschen" Ergüsse der sog. „Butzenscheiben-Lyrik" in den „Fliegenden Blättern" oder anderswo. Als tertium comparationis ist hier der beiderseitige Ausgangspunkt anzusehen: nämlich die sog. „Biedermeierzeit" mit ihren romantisch verklärten, historisch aber ganz nebelhaften Anschauungen vom deutschen Altertum und Mittelalter.

Für die Übersetzung: „Liebeslied" (= ‚winiliod') wird diese Behauptung zunächst im einzelnen zu beweisen sein. Wir wenden uns daher für jetzt dem ersten, dem negativen Teile unserer Untersuchung zu. Ein zweiter, positiver Teil wird folgen und nach der Lektüre des ersten Teiles leichter verständlich sein.

A. Negativer Teil.

Wackernagels Definition.

Wackernagels Etymologie, resp. Definition[1]), muß an der Spitze stehen, obgleich sie wohl nicht die älteste ist. Sie fällt etwa in die 50er Jahre und macht offenbar bereits den Versuch, zwischen mehreren Deutungen, die damals umliefen und von einander abwichen, geschickt zu vermitteln. Wir sehen hierbei gleich, wie prekär das Arbeiten mit sekundären Quellen stets zu sein pflegt. Wertvoll sind allein die Glossen. Die Kapitularien und kirchlichen Verordnungen repräsentieren dagegen ein recht unsicheres, wenngleich allerdings ja viel bequemeres Material.

„Es verschmähte mithin die Kirche," sagt Wackernagel a. a. O. (§ 22), „so römisch sie war und so lateinisch die ganze Gelehrsamkeit ihrer Geistlichen, den Gebrauch der deutschen Sprache nicht, sobald ihr nur dieselbe diente: sie verschmähte aber für sich und verbot, wo es ging, auch dem

[1]) Gesch. d. d. Litt. b. z. dreißigjähr. Kriege. Ein Handb. v. Wilh. Wackernagel. Basel 1872 (hrsg. v. Ernst Martin), 38^{1}); $59^{2})^{3}$); vgl. 75; 226^{5}; 249. (2. Aufl. v. E. Martin, I. ebda. 1879.)

Laienstande die deutsche Poesie. Und wer möchte sie tadeln, daß sie feind war einem aus dem Heidentum erwachsenen und heidnischen Aberglauben fortbewahrenden Gesange? daß sie den Lärm der Tanzleiche, der bis in die Gotteshäuser, und den unzüchtigen Spaß der Mädchenlieder, der bis zu den Nonnen in die Klöster drang, da nicht dulden wollte? Solcher Beschaffenheit aber und solches Inhaltes war, so lange die Geistlichen selbst nicht dichteten, oder gar [sic] sie auch dem altgewohnten Zuge folgten, mehr oder minder jetzt noch alle Poesie der Deutschen. Die geläufigste oder doch anstößigste Art derselben scheinen die winileod, d. h. wohl Mädchenlieder[1]), gewesen zu sein, die in Glossarien oft wiederholte Verdeutschung des lat. psalmi plebeii oder vulgares oder seculares cantilenae oder cantica rustica et inepta;[2]) ...."

Hierzu gibt Wackernagel in den Anmerkungen folgende Belege: „1. winja Geliebte u. Gemahlinn [sic]: vgl. *Non licet in ecclesia choros secularium vel puellarum cantica exercere nec convivia in ecclesia præparare* S. Bonifacii Statut. 21 in Dacherii Spicileg. 1, 508; 2. Graffs Althochd. Sprachschatz 2, 199." — Soweit Wackernagel.

Kögel und Bruckner.

Vervollständigt findet man diese Angaben, besonders die Glossen, später bei Rudolf Kögel in Pauls Grundriß II 1, 170 (vgl. ebda. II², 1² [1901, bearbeitet von Wilhelm Bruckner], 69f. [sub: B) Nationale Epik. 1. Spuren der Ballade. § 51]).

Man wolle genau beachten, wie vorsichtig sich Wackernagel a. a. O. ausdrückt; es ist das sonst nicht gerade seine Gewohnheit. Die Wendungen: „mehr und minder", „oder doch", „scheinen gewesen zu sein", „d. h. wohl" dürften hier eine gewisse Unsicherheit des Urteils verraten, wie sie dem Begründer unserer beschreibenden Literaturgeschichte im allgemeinen fremd zu sein pflegt. Das hat seine guten Gründe! Wackernagel war sich der Verantwortlichkeit sehr gut bewußt, die das stillschweigend von ihm übernommene Amt eines Vorkämpfers der deutschen Literaturhistoriker ihm auferlegte. Er sah erfahrungsgemäß die von ihm vertretenen Ansichten in populären Darstellungen weit verbreitet und wollte sich hier vielleicht für alle Fälle salvieren. Vor Wackernagel wird eine ins Detail gehende Erklärung des Kompositums winiliod kaum zu finden sein. Ludwig Ettmüller z. B.[1]) bringt das Wort nur einmal, in der Form viniliod, mit der Glosse: cant. plebej.; und zwar ohne jeden erläuternden Zusatz, auch ohne die deutsche Übertragung. (Allerdings muß hierbei berücksichtigt werden, daß Ettmüller die übrigen a. a. O. von ihm hergezählten Ausdrücke ebenfalls ohne deutsche Übersetzung und ohne Erklärung wiedergibt; wie z. B.: scefliod, cant. nautarum; ..... klageliet, kriuzeliet usw.).

[1]) Handbuch der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Einschluß der angelsächsischen, altskandinavischen und mittelniederländischen Schriftwerke. Leipzig, Verlagsbureau, 1847, S. 16.

Wackernagel hat für seine Definition erstens die Etymologie herangezogen, zweitens eine geistliche Verordnung, drittens die Glossen. Die erste Begründung ist diskutierbar, ebenso die dritte; bekanntlich liefert ja die Wortforschung, im Bunde mit der Lexikographie, immer noch die relativ sichersten Ergebnisse. Mindestens recht anfechtbar bleibt dagegen der Wert des zweiten Beleges, weil man doch niemals genau wissen kann, ob der lateinische Text einer solchen Verfügung mit dem Gegenstande, welcher der Benennung des fraglichen Wortes (in diesem Falle winiliod) zugrunde liegt, auch wirklich in einen logischen Zusammenhang gebracht werden darf. Etwas anderes ist es natürlich, wenn Verordnungen und Glossen miteinander kombiniert werden können; aber das dürfte wohl nur ein ganz besonders glückliches, äußerst seltenes Vorkommnis sein. Inwiefern dieser Umstand hier in Betracht zu ziehen ist, wird später erörtert werden. Vorläufig haben wir uns mit dem erfolgreichsten Hilfsmittel, nämlich mit der etymologischen Forschung, ein wenig näher zu beschäftigen.

Die Wörterbücher über winja.

Ziemlich seltsam wird wohl die meisten Germanisten der von Wackernagel a. a. O. dargebotene lexikographische Beleg anmuten: „winja Geliebte und Gemahlinn". In desselben Autors Wörterbuch (zum ad. Lesebuch) heißt es allerdings ganz ähnlich:[1] „wine. winje. winige. winege. ahd. winjà. winigà schwf. Geliebte, Gattinn". Nicht stark differierend tritt dasselbe Stichwort dann fünf Jahre später bei Oscar [so] Schade auf:[2] „winjà, winigà ahd., amhd. winige. winege. mhd. wine schwf. Geliebte, Gattin." In der zweiten Auflage, im zweiten Teile derselben (Oskar Schade, Ad. Wb. II², Halle a. S. 1872—82, 1162a), ist hier noch der Zusatz hinzugekommen: „*An.* vina schwf. Freundin Vigf. [= Gudbrand Vigfusson, An icelandic-english dictionary. Oxford 1874.] 707. Th. [= Thema] winjàn. Von wini."

Wir haben uns nach beendigtem Studium dieser drei Wörterbuch-Artikel zwei Fragen vorzulegen. Zuerst die Grundfrage: „Wie steht es überhaupt, in sprachgeschichtlicher Hinsicht, mit diesem Femininum winja?" Dann zweitens die Frage: „Läßt sich dieses Wort, in seiner Eigenschaft als erstes Kompositionsglied von winiliod, wortgeschichtlich, d. h. lautgesetzlich und grammatikalisch rechtfertigen?"

Was die erste Frage betrifft, so scheint ja wohl das mhd. Vorkommen des Wortes, und damit also auch seine Existenz-

---

[1]) Altdeutsches Handwörterbuch von Wilhelm Wackernagel. Basel 1861, 379b.

[2]) Altdeutsches Wörterbuch. (Altdeutsches Lesebuch. Zweiter Teil.) Halle 1866, 725a.

berechtigung im allgemeinen — gegenüber der unsicheren älteren Periode! — hinlänglich gesichert zu sein. Die mhd. Wörterbücher bieten eine völlig ausreichende Anzahl von Belegen,[1]) durch die uns auch der Sprachgebrauch klar wird. Wir sehen das Wort häufiger im geistlichen und Volks-Epos als im kunstmäßigen, höfischen Vers-Roman auftreten. (Lexer verzeichnet a. a. O. außerdem noch, unmittelber hinter dem Stichwort wine, die Nebenform winege, winige stf., mit derselben Bedeutung; als Orte des Vorkommens gibt er „Genesis" und „Kaiserchronik" an.) Der Sprachgebrauch.

Aber wenn das Wort auch zur Genüge belegt ist, so geht daraus natürlich noch lange nicht hervor, daß es von den Interpreten nun auch stets richtig erklärt wurde. Gehen wir bei unserer Betrachtung einmal vom Nibelungenliede aus; vgl. Aug. Lübben, Wörterbuch zu der Nibelunge nôt (liet) [3], Oldenburg 1877, 198 b. Heranzuziehen ist neben Lachmanns Ausgabe stets das seltene Buch: Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. Berlin (Reimer) 1836. (Die „Anmerkungen" Lachmanns bestehen zum größten Teile aus dem unentbehrlichen Varianten-Verzeichnis. Das auf dem Titelblatte angekündigte Wörterbuch von Wackernagel ist leider niemals erschienen. — Die Varianten Lachmanns müssen immer sorgfältig berücksichtigt werden.) Lübben bringt nach Müller-Zarncke folgende Stellen für wine stf. bei: „er und diu wine sîn 519, 2; 576, 4; 765, 2 (winge J., wîp D); fürsten wine 1684, 1 BC." An der letzten Stelle, die mindestens recht zweifelhaft zu sein scheint, hat Lachmann mit A in den Text gesetzt: fürsten tohter. Es bleiben also noch die ersten drei Stellen übrig. Das Nibelungenlied.

Die zweite dieser Stellen (576, 4) steht in einer Strophe, die von Lachmann durch Kursivdruck als apokryph bezeichnet wurde.[2]) Diese Strophe bildet den Anfang einer längeren, aus fünf Strophen bestehenden, unechten Partie (576—580). Wir betrachten daher zunächst die erste und dritte Stelle. Die zweite Stelle.

---

[1]) Müller-Zarncke III, 704[a]: wine stf. Geliebte, Gattin. frouwe Proserpîne, diu alte wine sîne En. 2922. er und diu wine sîn Nib. 519,2. 576,4. 765,2. fürsten wine milt Nib. 1684,1 BC. des wirtes wine Gudr. 802,1. Sifrides wine. Bit. 70[a]; Lexer III, 902: wine, win stf. Geliebte, Gattin En. Nib. Gudr. Bit. (6847). An dieser letzten Stelle steht: Sifrides wîn (Kriemhilt).

[2]) Wenigstens z. B. in der fünften Ausgabe: „Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Überlieferung mit Bezeichnung des Unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart. Hrsg. von Karl Lachmann. Berlin 1878. (Noch nicht in der ersten Ausgabe, Berlin 1826, wo es auf dem Titel heißt: „In der ältesten Gestalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart.")

Beide Male scheint hier das Wort wine einen ganz bestimmten Beigeschmack zu haben; nämlich den Nebensinn des Untergeordneten, oder doch mindestens Sekundären. (Von einem verächtlichen Gebrauche des Wortes kann dagegen nicht wohl die Rede sein. Oder doch?!) Jener Begriff der Abhängigkeit hat sich nun ganz naturgemäß, mit der Entstehungsgeschichte des Wortes gleichen Schritt haltend, langsam herausgebildet; eine Entwickelung, die später im zweiten, positiven Teile näher betrachtet werden muß. Man achte hier vorläufig nur darauf: es handelt sich an jenen drei Stellen, auch bei der apokryphen zweiten, um das diffizile Verhältnis zwischen Gunther und Siegfried einerseits, im Gegensatze zu Brünhilt und Kriemhilt andererseits. Die Stellen betreffen alle drei den sog. „Zwist der Königinnen".

Die erste und dritte Stelle.

In der ersten Stelle meldet Siegfried der Kriemhilt die Rückkehr König Gunthers und der Brünhilt, die soeben von Gunther besiegt zu sein glaubt:

519. Mit friuntlicher liebe, vil *edel künegîn,*
enbiutet iu ir *dienest er und diu wine sîn.*

Brünhilt tritt also hier förmlich als Gefangene, als Sklavin Gunthers auf. Sein Lehensmann ist nun Siegfried, dessen Gattin Kriemhilt werden soll. Sie weist dieses Ansinnen mit Entrüstung von sich, indem sie sich einer fast etymologischen Begründung bei ihrer Weigerung bedient:

. . . . . .

dô sprach diu schœne Kriemhilt, so wær mir übele geschehen.

765. Wie heten sô geworben die *edelen* bruoder mîn
daz ich *eigenmannes wine* solde sîn?

D. h. „Wie würde es sich wohl mit der Würde meiner hochgeborenen Brüder vertragen, wenn ich die Frau des Leibeigenen werden sollte?!" Dieses ist die dritte Stelle aus den Nibelungen. Aber auch in der zweiten (apokryphen?) Stelle scheint mit dem Worte wine stf. der „Begriff der Demütigung" (aber wohl nicht erst von Seiten des Nachdichters?) verbunden gewesen zu sein. Brünhilt beschwört hier ihren Gemahl Gunther, unter der Drohung, sonst die ehelichen Pflichten zu weigern, ihr das Rätsel zu lösen, wie es gekommen sei, daß:

[576,4] „. . . . wâ von *Kriemhilt wine Sifrides* sî!' —

Die Kudrun.

Hierzu ist auch die Stelle aus der Kudrun (802, 1) zu vergleichen:

Wie trûrec sî liezen des *wirtes wine* stân!
(Es ist die Rede von Hetel und seiner Gattin Hilde).

Durch das Bindemittel der Allitteration wird hier die Zusammengehörigkeit der beiden Ausdrücke noch deutlicher hervorgehoben. Bei dem Vorhandensein einer Zusammengehörigkeit ist aber immer gleichzeitig auch ein Abhängigkeitsverhältnis zu konstatieren, und natürlich ist die wine vom wirt abhängig. Das Wort wine war übrigens zur Zeit der Kudrundichtung bereits obsolet; vgl. Ernst Martin zu der genannten Stelle:[1] „wine m. und f. ursprünglich ‚freund' bezeichnet, kommt im XIII. Jahrh. nur noch selten und fast nur in der Bedeutung ‚Gatte, Gattin' vor: s. Jänicke zu Bit. 4335".[2] Es kommt das Wort wine daher auch nur dieses einzige Mal in der Kudrun vor. Was in den verlorenen, gleichzeitigen Hss. an jener Stelle, wo dieses ἅπαξ λεγόμενον auftritt, gestanden haben mag, bleibt höchst zweifelhaft oder doch mindestens unsicher. Hans Ried, der Schreiber des Ambraser Codex (Anfang des 16. Jahrhunderts!), hat das Wort, nach Martin a. a. O. 1 u. 2, in der Fassung: ‚wenie' geschrieben. Dagegen bringt B. Symons die Form: ‚weine hs.' bei, allerdings nur in Klammern und mit Fragezeichen.[3] Ob diese Variante auf einer neueren Lesung des Ambraser Codex beruht, kann ich augenblicklich nicht beurteilen. Wahrscheinlich geht sie aber noch auf die älteren Ausgaben zurück: Kutrun. Mittelhochdeutsch. Hrsg. von Adolf Ziemann, Quedlinb. u. Leipz. 1835 (Basse's Bibl. Bd. I), S. 97; vgl. auch Al. J. Vollmer (Gûdrûn. Hrsg. von ... M. e. Einl., v. Alb. Schott). Leipz. 1845. (Dichtgn. d. d. Mittelalters, Bd. V), S. 83. So erklärt sich auch am besten das Fragezeichen, das Symons hinzufügt. Er weiß offenbar die Angabe Ziemanns und Vollmers nicht mit Martins Angabe in Einklang zu bringen. — Die Allliteration.

Die Schreibung des Wortes scheint überhaupt mehrfach in den Hss. geschwankt zu haben, was nicht gerade dafür spricht, daß der Ausdruck allgemein bekannt gewesen sei. In Lachmanns schon erwähnten „Anmerkungen" heißt es auf Seite 83 zu Nib. 576, 4: ‚die winie (diu winig *J*, di wüng *h*) sifrides *DJh*. diu Sifrides wine *B*.' — Bei dieser Gelegenheit bemerkt Lachmann, sehr mit Recht: „Der Dichter des Liedes hat wohl überall Siegfrieds und Brünhilde [sic] früheres Verhältniß im Sinn gehabt." (Dieses „frühere Verhältnis" ist für die Wortgeschichte von Die Schreibung des Wortes.

[1]) Kudrun hrsg. u. erkl. v. Ernst Martin. Halle a. S., 1872; [2] 1902. (Germanist. Handbibl. begr. v. Jul. Zacher. II. Bd. Darin zu 802, 1 [[1] 188[a] f.; [2] 182[a] f.]).

[2]) Das. heißt es: „wine das im dreizehnten Jahrh. veraltete, steht ... in der Kl[age] nicht. .... von höfischen Dichtern hat es Wolfram im Parz. 228, 6."

[3]) Kudrun. Hrsg. v. B. Symons. Halle 1883. (Altdeutsche Textbibl. hrsg. v. H. Paul. Nr. 5), S. 161.

wine, wenigſtens was Siegfried und Brünhilt betrifft, recht bedeutungsvoll.) — Man vgl. zu dieſen Varianten ferner noch die bereits oben S. 5 aufgeführte adnotatio zu 765, 2 (winge *Jh*, wip *D*); dort zitierten wir nach Lachmanns fünfter Ausgabe der Nibelungen, hier zitieren wir nach den „Anmerkungen".

Die Varianten.

Wie man ſieht, geſtatten die Varianten manchmal überhaupt gar keine Scheidung zwiſchen wine und der Weiterbildung winege, winje (was aber, vermutlich wenigſtens, auch noch die ältere Form ſein kann!). Für dieſe vollere Form vergleiche man die Belege bei Müller-Zarncke III, 704 a (winege ſwf. Geliebte, Gattin, ahd. winjâ Graff I, 867. *bapasa* winiga Gl. Mone 7, 589. Êven, Adâmes winegen Geneſ. Fundgr. 18, 24. ich pin dînes pruoder winige Kchron. 352, 16 D.) und bei Lexer III, 902: Gen. Kchr. — (Vgl. ob. S. 5.).

Volksepos.

Auch in dem Volksepos von „Biterolf und Dietleib" wird Kriemhilt einmal, wie wir bereits geſehen haben (vgl. o. S. 5 Anm.[1]), genannt: Sifrides wîn (:sîn), v. 8647 f., nach der Ausgabe von Oskar Jänicke.[1]) —

Alle dieſe Stellen nun, die ſämtlich aus den mhd. Volksepen ſtammen, weiſen alſo, wie wir geſehen haben, der wine eine Art von dienender Stellung gegenüber dem Herrn an.

Kunſtepos.

Ähnliches iſt aber auch im mhd. Kunſtepos zu konſtatieren. Hier kommt die Eneit Heinrich von Veldekes in Betracht. Daſelbſt finden wir zweimal den Ausdruck winje ſtf., und zwar beide Male in einem Sinne, welcher die Nebenbedeutung: „abhängige Dienerin" mindeſtens nicht auszuſchließen ſcheint. Die erſte Stelle findet ſich 2931 f. Behaghel (Heilbronn 1882) = 90, 25 f. Ettmüller (Leipzig 1852. Dichtungen d. d. Ma.s VIII) = 2921 f. Myller (Berlin 1784 [Sammlung deutſcher Gedichte uſw. I]; noch bei Müller-Zarncke III, 704 a wird hiernach zitiert):

end die frouwe *Proserpîne*,
die alde *winje* sîne.

Nun war die antike Sage vom „Raub der Proſerpina" noch im ganzen Mittelalter bekannt und weit verbreitet; die Proſerpina konnte alſo ſehr wohl als die Sklavin Plutos angeſehen werden. Ähnlich ſteht es mit der Stelle Eneit 3647 f. Behaghel (= 108, 17 f. Ettmüller; fehlt bei Müller-Zarncke):

die skône *Lâvîne*,
die skône *winje* dîne

(angeredet iſt Ênêas). Denn auch Lavinia, eine unterworfene

[1]) Deutſches Heldenbuch. Erſter Teil. Berlin 1866, S. 101. Daſelbſt iſt aber oben links, im ſog. „Verszähler", ein Druckfehler zu konſtatieren: ſtatt 8620 lies 6820. Das Zitat muß alſo lauten: v. 6847 f.

Fürstin oder Prinzessin (die Tochter des Latinus), war abhängig von ihrem Besieger und Geliebten Aeneas. Die Hss. zeigen übrigens, was wohl kein Zufall ist, gerade an diesen Stellen wieder, namentlich an der zweiten, ein ganz besonders starkes Schwanken der Laa.; 2932 wine G, winne h; 3648 (dafür bei Behaghel im Apparat der Druckfehler 3448): winege B, winige M, wineje E, wunne h, wenige w.

Nach alledem dürfte es wohl kaum noch zweifelhaft sein, daß die Übersetzung: „Geliebte, Gattin" für wine stf. (aus winja) mindestens eine recht gewagte genannt zu werden verdient. Sie ist denn doch allzu „frei", wie man zu sagen pflegt. Genauer wäre: „abhängige Freundin".

Die Kompositionen.

Aber selbst den Fall vorausgesetzt, daß diese Übertragung eine ganz genau zutreffende wäre, so würde damit doch noch lange nicht bewiesen sein, daß nun in der ersten Hälfte des Kompositums wini-liod jener supponierte Sinn des Wortes wine mit dem Worte liod zu der Gesamtbedeutung: „Lied, das an eine Geliebte gerichtet ist" zusammengewachsen sei!

Denn in der ersten Hälfte jenes Kompositums steckt vermutlich, wie hier gleich vorweg bemerkt werden mag, ein Verbalstamm. Allerdings wäre vom sprachgeschichtlichen Standpunkte wohl nichts dagegen einzuwenden, daß ein substantiver, femininer jâ-Stamm als erstes Kompositionsglied einer zweigliedrigen Komposition auftritt und dabei im Auslaute ein i zu Tage kommen läßt, welches zugleich, außer dem verblaßten Stammeselemente, möglicherweise noch einen verblaßten Bindevokal repräsentiert.[1]) Der Stamm war eben ein schwacher.

Aber bereits ein flüchtiger Blick auf die übrigen Zusammensetzungen, in denen liod an zweiter Stelle erscheint, wird uns lehren, daß hier an erster Stelle auch manchmal ein Verbal-, kein Substantivstamm zu finden ist. Aus diesen Analogien läßt sich schon immerhin ein Wahrscheinlichkeitsschluß ziehen.

Die Belege für die ahd. Zeit hat a. a. O. Kögel zusammengestellt (vervollständigt wurden sie ebenda durch Bruckner); d. h. in Pauls Grundriß II, 1[2] (Straßburg 1901), S. 34—37 [§ 3].

Für das mhd. zitiert man gewöhnlich die bekannte Stelle aus Reimar dem Fiedeler:[2])

Tageliet klageliet hügeliet zügeliet tanzliet leich er kan,

---

[1]) Bei W. Wilmanns, Deutsche Grammatik (Zweite Abteilung: Wortbildung. Straßburg 1896), vermißt man schmerzlich ein Register, das den reichen Stoff alphabetisch ordnen müßte.

[2]) Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. [2] Stuttgart 1879. XXIX, 4 f. ([3] bes. v. Wolfg. Golther, Stuttgart 1893).

5. *er* [der von Seven] *singet kriuzliet twingliet schimpfliet lobe liet rüegliet als ein man . . .*

Zu vergleichen ist auch die Zusammenstellung bei Ettmüller a. a. O. (S. 16).

Substantivstämme.

Von den mhd. Compositis könnten einige zweifelhaft erscheinen in bezug auf den Charakter ihres ersten Bestandteiles; ob dieser nämlich als ein verbaler aufzufassen sei oder aber als ein substantiver. Jacob Grimm stellt (Gramm. II, 505) die in den germanischen Dialekten vorkommenden composita auf -liet allerdings sämtlich unter die Rubrik: „Substantiv mit Substantiv" (B. Verzeichnis nach dem zweiten Wort), und zwar in die Hauptabteilung: „Substantivische eigentliche Composition". Es ist dies wohl die vollständigste und zuverlässigste Aufzählung aller mit liup an zweiter Stelle zusammengesetzten Wortverbindungen. Im „Nachtrag" (ebda. II, 1010) wird zu 506, 4 noch [mhd.] wine-liet hinzugefügt. Die composita, in denen wini- als erstes Glied erscheint, bringt Grimm ebda. II, 485, und zwar gehören diese composita nach Grimm ebenfalls sämtlich unter die Rubrik: „Substantiv mit Substantiv".

Nach allgemeiner Annahme ist (in der ersten Hälfte) ein Substantivstamm zu konstatieren in den Verbindungen: ahd. scëf-liot *(cantus nautarum)*, wîc-liot *(cantus bellicus)*, mhd. tageliet (aber vgl. die Verba: scëffan, wîgan: ahd. tagên swv., ein Derivativ; besonders häufig in der Verbindung: *ez wil tagen*, oder ähnlich, zur Minnesingerzeit). Auch nhd. âbend-lied bringt scheinbar zweifellos ein Substantivum in der voranstehenden Worthälfte; doch werden wir uns hierbei daran erinnern, daß „Abend" ursprünglich ein Partizipium war (‚ez âbet'). Im Sprachgefühl verwachsen Verbal- und Substantivstämme heutigentages manchmal noch zu einem unzertrennlichen Ganzen, wie ja denn auch die Urschöpfung überhaupt noch keinen Unterschied zwischen beiden kennt. (Wie steht es in dieser Beziehung mit nhd. morgenlied? Vgl. die Wendung: „Der morgende Tag.")

Ein Substantivum und zwar ein Lehnwort steht voran in mhd.: kriuze-liet; ein Substantivstamm steht auch voran in den nhd. Verbindungen: hochzeits-, volks-lied; ob auch in kriegs-, liebes-lied?

Im agf. sind in der ersten Worthälfte wohl nur Substantivstämme zu konstatieren: æfen-, fyrd-, gryre-, gud-, lic-, scôp-, sorh-, vig-lëoð (Belege bei Grimm a. a. O.). In nhd. Übertragung lauten die agf. composita so: „Abend-, Kriegs-, Schreckens-, Kampf-, Todten-, Kummer- und Streitlied." Die altn. composita mit lioð (nur „uneigentliche") sind nur substantivisch (hyndlu-, sôlar-lióð), kommen aber (eben als uneigentliche) nicht in Betracht; es handelt sich um: „Benennungen eddischer Gesänge", also um jüngere, künstliche Gebilde.

Substantiviſch läßt ſich die erſte Hälfte auch in nhd. schnapper-lied (obwohl hier zweifelhaft?!) und in nhd. schwank-lied (?) deuten. (Auch in nhd. haft-, hof- und preis-lied.) —

Verbalſtämme.

Verbal dagegen iſt die erſte Hälfte (doch wohl vermutlich!) aufzufaſſen in den Kompoſitis: mhd. hüge-, klage-, lobe-, rege-, schimpfe-, tanze-, twinge-liet. Zweifelhaft bleiben mhd. minne- und trût-liet. Auch beim nhd. grab-lied könnte man fragen, ob dies ein Lied ſei, das „beim Graben" oder „am Grabe" geſungen werde? Das nhd. trink-lied zeigt aber ſichern Verbal-Eingang. Von dieſer Zuſammenſetzung iſt es ganz beſonders ſchwer zu erklären, wie ſie bei Grimm a. a. O. unter die Rubrik: „Subſtantiv mit Subſtantiv" geraten ſein mag. Man iſt geneigt, an ein Verſehen zu denken. Das Gleiche gilt namentlich von mhd. twinge-liet. Doch möchte ich, wie geſagt, auch mhd. hüge-, klage-, lobe-, rege-, schimpfe- und tanze-liet hier noch anſchließen.

Danach ſcheint es mindeſtens nicht direkt unſtatthaft zu ſein, auch in mhd. wine-liet als erſte Hälfte einen Verbalſtamm anzuſetzen. Grimm führt a. a. O. die ahd. Form wini-liot an, aus *mons.* 375. 402. *[mons.* wohl = M. (im Quellenverzeichnis des vierten Teils); d. h. *gl. mons. (glossæ monseenses)]*, mit dem Zuſatz: *(cant. plebejus, lieder* [sic] *unter gesellen gesungen, schwerlich beim Weintrinken, wina-l.)* Wie die ahd. Form (in dem Falle der verbalen Bedeutung des erſten Wortgliedes) lautlich etwa anzuſetzen ſei, und welche Bedeutung dieſer Verbindung innegewohnt haben möge, das wird im zweiten, poſitiven Teile ausführlich erörtert werden müſſen.

Vorläufig konſtatieren wir mit Genugtuung, daß Grimm die Überſetzung: „Liebeslied" von ſich weiſt, oder beſſer: daß er ſie gar nicht erwähnt. Vielmehr bringt er (wir befinden uns mit der Gramm. II im Jahre 1826) die Übertragung: lieder unter gesellen gesungen. Für den Singular dürfen wir, nach dem nhd. Wortgebrauche, wohl kurz die Form: „Geſellen-" d. h. „Freundeslied" anſetzen.[1])

Die Wörterbücher über wine.

Damit ſind wir auf dem Punkte angelangt, die ſubſtantiviſche maskuline Deutung der erſten Worthälfte zu betrachten.

Zunächſt ſei wiederum Wackernagel befragt (Ad. Hwb. 379 b): „wine. ahd. wini ſtm. Freund, Geliebter, Gatte; als zweiter Teil zuſammengeſetzter npr. m. mhd. mißdeutet win. Lat. venia. Venus? veneror." Weit kürzer heißt es bei Schade (Ad. Wb.[1] 723 a): „wini aſ., ahd. wini, wine mhd. wine ſtm. Freund, Geliebter, Gatte."

[1]) Zu beachten iſt, daß Grimm ſeine Beiſpiele a. a. O. 505 f., logiſcherweiſe und ganz korrekt, ſämtlich als Pluralfälle betrachtet wiſſen will (diu ꝛc. -liet. nicht: daz ꝛc. -liet). Er ſpricht alſo, ganz mhd., von „Liedern", d. h. von „Strophen-Kompleren, nicht vom Liede, d. h. der einzelnen Strophe". Auch cantus bedeutet alſo für ihn ſtets mhd.: „die Lieder".

Ganz ausführlich ist das Stichwort dann aber bei Schade a. a. O. in der zweiten Auflage behandelt worden (1160 b), woselbst es heißt: „wini. wine ahd., mhd. wine stm. Freund, Geliebter, Gatte. As. wini stm. 2 (Pl. wini. Dat. winjun) Freund; agf. vine (Pl. vine und vinas) Freund, Geliebter, besf. geliebter Herr und Eheherr Grein 2, 714; an. vinr und vin stM. 2 (Gen. vinar. Dat. vin. selten vini, Pl. vinir. Acc. vini) Freund Vigf. 709 Wmr [= Altnordische Grammatik von Ludw. Wimmer. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers. Halle 1871] 44, schwed. vän. dän. ven dass. G. (= got?) [vins. od. vinjis], Th. (= Thema) vini od. vinja. Davon winjâ. Eines Stammes m. g. vinja. GermSt. vin. ig. van. s. (= siehe) won. winnan."

Dementsprechend heißt es bei Lexer III, 902 [vom Jahre 1878]: wine. win stm. (III. 704a)[1]) Freund, Geliebter, Gatte Gen. Nib. Parz. Bit. (4335). dô du mir in ze wine gâbe Kul. 297, 4. — mit wân zu skr. van Fick[2] 180."

Schade hat in der zweiten Auflage seines (1882 vollendeten) Wörterbuches diese Stelle aus Lexer vermutlich bereits in Betracht ziehen können; wenigstens deutet die beiden gemeinsame idg. Parallele vielleicht darauf hin. Das Zitat aus Fick[2] (Vergleichendes Wb. d. idg. Sprachen I[2], Gött. 1870, 180) muß jetzt nach der vierten Auflage verändert werden in: Fick[4], 312 f. (Vergleichendes Wb. d. idg. Sprachen I[4], Gött. 1890, 312 f.) Die ganze Partie erscheint jedoch so stark umgearbeitet, daß sie kaum wiederzuerkennen ist.

Die beiden Wurzeln.

Fick stellte zunächst a. a. O. (I[2], 180 f.) zwei Wurzeln zusammen:

1. *van vanati* lieben, schützen. hüten.
2. *van vâ* streiten, schlagen, siegen, gewinnen.

Am Schlusse des zweiten Artikels macht er die sehr wichtige Bemerkung: „In der Bedeutung „gewinnen" [von mir gesperrt. U.] berühren sich 1 und 2 *van* [von mir kursiv gedruckt. U.]." Diese Bedeutung („gewinnen"), die den beiden andern: „lieben" und: „streiten" gemeinsam ist, dürfte also vielleicht die Grundbedeutung für beide Begriffe abgeben. Hierüber wird ebenfalls im zweiten, positiven Teile ausführlicher zu handeln sein.

In der vierten Auflage scheint die erste Wurzel gänzlich verschwunden zu sein; es verblieb nur (a. a. O. 312):

[2.] *vana*-prs., *vánati*, aor. *vánsat*, gewinnen, siegen, schlagen.

---

[1]) Die Stelle lautet: wine stm. Freund, Geliebter, Gatte. ahd. wini Gr. 1, 670. Graff 1, 867. RA 418. 419. sus saz der minnecliche wine (: erschine) Parz. 228, 6. den lieben wine mîn Nib. 841, 2. wine der Gotelinde. dass. 2072, 2. der Gotlinde wine Bit. 44. b. — *plur.* sine snüre unde ire wine Genes. Fundgr. 27. 25. Dies ist das Zitat aus Müller-Zarncke.

Dieſes Verbum wird zu nhd. ge-winnen, wund geſtellt. Es folgt dann noch eine erweiterte Nebenform (?):

[3.] Praeſ. *vanáuti, vanuánti* pot. [= potentialis]. *vanuyát*, gewinnen, ſiegen.

Zu [2.] iſt in Petitdruck bemerkt: ſ. [= ſanſkrit] *van vánati*, aor. *sáṁsat* gewinnen, ſiegen, bewältigen; z. [= zend] *van vanaiti*, aor. *vénhaṭ* ſiegen, ſchlagen.

Zu [3.] wird wiederum in Petitdruck angemerkt: ſ. *vanóti vanvántu*, pot. *vanuyáma*; z. pot. *vanuyât*.

Endlich folgt S. 313 noch folgender Verbalpaſſus, die Flexion von [3.] betreffend:

Perfect *(vavana)* med. *vavnái vavnirái*, part. *vavanvân*, g. pl. *vavnuṣâm* ſiegend.

Darunter in Petitdruck: ſ. *vavăna, vavné, vavanvăn vavnúsâm*; z. med. *vavéné vaonare* [sic]. part. *vavanvâo vaonusâm*, pot. *vaonyât*.

Das in Petitdruck bei Fick Aufgeführte repräſentiert alſo die Belege, die aus idg. Sprachen für die angeſetzten Formen der Urſprache beigebracht werden. Für beide Kategorieen müſſen wir natürlich Auguſt Fick die Verantwortung überlaſſen, aber nicht auch Adalbert Bezzenberger und Whitley Stokes, den Herausgebern des „Urkeltiſchen Sprachſchatzes", im zweiten Bande, Gött. 1894. Durch Kurſivdruck haben wir unſererſeits das eintönige Fortſchreiten der Antiquatype (die nur für die Wurzelwörter beibehalten wurde!) etwas überſichtlicher zu geſtalten verſucht.

Die erſte Wurzel.

Wichtig ſcheint mir jedoch, und deshalb mitteilenswert, der die erſte Wurzel van betreffende Paſſus der zweiten Auflage (I^2, 180): [Überſchrift]: 1. *van, vanati* lieben, ſchützen, hüten, Dann folgt in Petitdruck): ſſkr. van. vanati. va-noti lieben, wünſchen, gewinnen, van-a m. Verehrung, van-i m. Wunſch, van-i-ta geliebt, zend. *van, vânaiti* lieben, ſchützen, *vaṅ-ta* m. Gatte, n. Freundſchaft, *vaiñ-tya* freundlich, *vâ-thwa* f. Heerde, *vâthw-ya* m. Hirt; lat. *ven-ia, vener-ari, venus-tu-s, Venus* ſ. *vanas;* kſl. *un-ja, un-it* wollen, wünſchen, *un-ij* komp., beſſer; got. *van-an* ſich freuen, got. *ven-i-s* f. ahd. *wân(a)* m. Wahn, Meinung, Wunſch, *venjan* = ahd. *wân-jan* hoffen, wähnen, got. *vin-ja* f. = ahd. *winnâ* f. Weide, Futter, aſ. ahd. *win-i* m. Freund, Gatte, ahd. win-jâ f. Gattin; aſ. winn-an gewinnen.

Die zweite Wurzel.

Auch der die zweite Wurzel van betreffende Paſſus der zweiten Auflage (I^2, 180) ſei hier mitgeteilt: [Überſchrift:] *văn, vâ* ſtreiten, ſchlagen, ſiegen, gewinnen. (Dann folgt in Petitdruck): ſſkr. *van, va-nute, van-ayati* ſchlagen, töten, *van-us* m. Krieger; zend. *van, van-aiti* ſchlagen, ſiegen, *fra-van-aiti* töten, *van-aṅt* ſchlagend, *van-u* ſiegend, *vain-ti* f. ſiegreicher Schlag;

goth. *vinn-an*, *vann* leiden, sich mühen, as. *winn-an* streiten, kämpfen, leiden; erlangen, gewinnen, goth. *vinn-o* f. Leidenschaft, *vunn-i-s* f. Schmerz, Leiden, *vun-d-as wundes*. g. *vasa*.

Soweit die von Fick beigebrachten Belege, welche in ihrer Gesamtheit schon das fertige Wortbild durchschimmern lassen.

Resultat der Sprachgleichung.

In Betracht für uns hier kommt bei Fick (^{4}313) hauptsächlich das Neutrum *vánas* Reiz, Wonne; mit dem Zusatz in Petitdruck: s. vanas n. Reiz, Wonne, gir-vanas Anrufung, liebend vgl. lat. Venus, venustus, venerâri. Diese Stelle wurde verhängnisvoll.

Der „Lust"-knabe.

Hier setzt nun auch in der Etymologie die romantische, d. h. phantastisch-pikante Betrachtungsweise sich fest. Der wine ist der geschlechtliche Freund im Fleische, ein richtiger „Lust"-knabe in des Wortes eigentlichster Bedeutung, der dann auch dem Kompositum wini-liod die Bedeutung: „erotisches Lied" verschafft hat. (Also nicht mit winja komponiert?!)

Diese grobsinnliche Deutung von wine ist durchaus zu verwerfen; selbst wenn der Zusammenhang mit lat. Venus erwiesen sein sollte, was im übrigen noch sehr stark bezweifelt werden muß, selbst dann steht sie noch lange nicht fest!

Bei dem Femininum wine trat uns dieser obscöne oder doch sexuelle Nebensinn in der Betrachtung keineswegs hervor, und bei dem Maskulinum wine braucht es doch wohl noch viel weniger der Fall zu sein. Weit eher könnte man auch hier den Beigeschmack des „Untergeordneten", des „Unrechtsmäßigen" suchen und finden. Betrachten wir einmal, in dieser Hinsicht, die für das stm. wine im ahd. und mhd. überlieferten Belege.

Für die Nibelungen belehrt uns wieder Aug. Lübben a. a. O.^{3}, 198 (s. o. S. 5); eine Stelle, aus der wir entnehmen, daß stm. wine im Nibelungenliede nur einmal vorkommt! Es heißt dort 2072,2:

wine der Gotlinde kom ze hove gegân.

Der „Prinzgemahl".

Das Wort wine bezieht sich hier auf den Markgrafen Rüdeger von Bechelaren, der an drei andern Stellen der Gotlinden man genannt wird (1129, 4; 1218, 1; 2157, 4); die beiden ersten Stellen sind aber nach Lachmann apokryph (der schœnen Götelinde man; der Gotelinde man). Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Rüdeger, der 1591, 1 seine Gattin anredet: ‚Vil liebiu triutinne', eine Art von Stellung zu ihr gehabt hat, wie sie etwa in England und Holland der „Prinzgemahl" einnimmt. Denn wenn es auch Rüdeger bei Etzel zu hohen Ehren bringt, so ist er doch von Hause aus als ein armer Parvenü zu denken; vgl. 1615, 3, wo er von

[1]) Das Nibelungenlied. Hrsg. von Friedrich Zarncke. Zweite Aufl. Leipz. 1865, 446 (= 5. Aufl., ebda. 1875, 420^a, vgl. S. IV).

sich (und seiner Gattin!) als ellenden spricht; Zarncke[1]) nennt ihn deshalb (ob mit Recht?) einen „Verbannten". Gotelind aber stammte wohl aus hohem Hause; sie war Dietriches von Berne „Basenkind" (2251, 3).[1]) Wenn also *Rüedegêr* ihr *wine* genannt wird, so scheint das in der Tat auf eine etwas untergeordnete Stellung hinzudeuten.

Diesen Umstand, daß nämlich wine stmf. einen inferioren Beigeschmack gehabt habe, könnte man vielleicht auf gegnerischer Seite zugunsten jener Erklärung auszubeuten versuchen, die dem Kompositum winiliod einen Sinn unterlegen will, wie etwa: „leichtfertiges Buhlen- oder gar Dirnenlied, Liebeslied" (das 15. u. 16. Jahrh. würde kurzweg: „Schamperlied", d. i. ein „schandbares Lied", gesagt haben).

Indessen der ahd. und mhd. Sprachgebrauch scheint einer, wie gesagt, derartigen Komposition (Substantiv- und Verbalstamm) auf das Bestimmteste zu widersprechen. Dies läßt sich am schlagendsten an einer besonderen Kategorie der mit -wini- (als erstem oder zweitem Gliede) zusammengesetzten Komposita demonstrieren: das sind nämlich die Eigennamen.

Wortgeschichte, ja Sprachhistorie überhaupt, ist von der Kulturgeschichte nicht zu trennen, und in den Eigennamen steckt die ganze Kulturgeschichte in nuce verkörpert; man muß nur verstehen, sie richtig herauszuschälen, was bekanntlich nicht leicht ist.

Die mit -wini- komponierten nomina propria.

Altgermanische Personen-Namen ins Neuhochdeutsche übersetzen zu wollen, ist ein äußerst mißliches Unterfangen! Das zeigt uns ganz besonders der vorliegende Fall. Wüßten wir, was ahd. wini etwa in der heutigen Sprache zu bedeuten hätte, so könnten wir es uns am Ende erklären, daß wini in Eigennamen häufiger an erster als an letzter Stelle auftritt (denn dieses scheint statistisch festzustehen!). Der Begriff des alten Wortes ist eben untergegangen und kann jetzt, wenigstens durch ein einzelnes Wort, nicht mehr neu ergänzt werden. Man muß schon zu so weitläufigen Umschreibungen seine Zuflucht nehmen, wie etwa: „Mitkämpfer, Berufsgenosse; gleichstrebender Freund mit Anteilberechtigung (also gewissermaßen ein kleiner „Aktionär"!)"; so oder ähnlich wird der alte Sinn des Wortes anzusetzen sein.

Der „Aktionär".

Wir folgen hier bei unserer Darstellung im wesentlichen der Anordnung, wie solche in dem heute immer noch ganz unentbehrlichen (wenn auch in zweiter Auflage etwas antiquierten!) Werke vorliegt: E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Erster Band, Personennamen. Nordhausen 1854. 4°; [2] Bonn 1900. Die Namen sind nach Stämmen geordnet.

---

[1]) Nib. 2251, 3: ‚Gotelint diu edele ist miner basen kint'. (Zu ergänzen ist vorher: Dô sprach der Bernære; vgl. 2249, 1.)

Als Prinzip wollen wir unsere Ansicht vorausschicken, der zufolge bei Personennamen das zweite Kompositionsglied das wichtigere, gewissermaßen „tonangebende" zu sein pflegt. Das ahd. wini wäre demnach häufiger in der minder bedeutsamen Hälfte komponierter Eigennamen anzutreffen; nämlich in der ersten Hälfte. Auch aus diesem Umstande läßt sich vermutlich etwas erschließen, was den eigentlichen Sinn des Simplex wini ganz nahe betrifft. Es scheint nämlich der inferiore Begriff unseres Wortes mit der genannten Erscheinung zusammenzuhängen. Auf der zweiten Hälfte des komponierten Eigennamens wird vermutlich im Altgermanischen der Hauptton geruht haben, und an dieser Stelle findet man daher stets das wesentliche Namens-Element.[1])

Erste und zweite Hälfte der Eigennamen.

Die durch die Hörigkeit geschaffene und später namentlich durch das Lehenswesen auf allen Kulturgebieten (so auch in der Namengebung) scharf ausgeprägte soziale Scheidung und Gliederung der einzelnen Stände (oder Klassen) im deutschen Altertum und Mittelalter ist es gewesen, die dem Worte wini, namentlich dem Maskulinum, seine eigentümliche Bedeutung verliehen hat. Diese Bedeutung variiert nun aber, je nachdem das Wort in der ersten oder in der zweiten Hälfte eines Personennamens auftritt.

Der Name „Weinhold" z. B. zeigt das Wort an erster, an unwesentlicher Stelle; dürfen wir den Eigennamen übersetzen: „Hilfreichen Gefährten freundlich zugetan"? Das wäre etwa die Benennung eines gütigen Lehensherrn. Der Begriff: „Freundlich zugetan" ist der wesentliche; er steht an zweiter Stelle. Der Herr ist freundlich, das ist die Hauptsache; gegen wen, das fragt sich erst in zweiter Linie. Dagegen würde die Komposition: „Holdwein", wenn sie belegt wäre, etwa „einen freundlichen Gefährten bezeichnen, dem ein jeder zugetan sein muß". Hier ist der Begriff: „Gefährte" die Hauptsache; infolgedessen steht das Wort, das diesen Begriff bezeichnet, an der zweiten Stelle des Kompositums. Förstemann I², 1616, stellt nhd. Weinhold und Wienhold zu ahd. Wineuald (8. Jh.) oder Winevold, Vinevold, Guivold, agf. Vinvald.

Wir brauchen den Leser wohl nicht zu warnen; ein jeder weiß, wie vorsichtig man mit solchen nhd. Namens-Übersetzungen

---

[1]) Mit dieser Beobachtung scheinen die Resultate des Vortrages übereinzustimmen, den Prof. Dr. Edward Schröder (damals in Marburg, jetzt in Göttingen) am 2. Okt. 1901 zu Straßburg i. E. in der zweiten allgemeinen Sitzung der 46. Philologen-Versammlung gehalten hat; vgl. den Bericht darüber: Zfdf. 33, Halle 1901, 423 f. Schröder betont (a. a. O. 424) mit Recht die abweichende Bildungsart der griechischen Personennamen, die den Hauptton auf der ersten Hälfte tragen.

zu sein hat. Indessen manchmal ist es doch, exemplificandi causa, nötig, wenigstens anzudeuten, wie man sich die Sache denkt. Mit Recht hat im allgemeinen Edw. Schröder, in dem zitierten Vortrage, das Hauptgewicht auf die Betrachtung der Namensgeschichte gelegt; die Namensdeutung erscheint in der Tat als nebensächlich. Sie wird daher auch von Förstemann ganz en bagatelle behandelt. Einen breiteren Raum nimmt sie in den brauchbaren populär-wissenschaftlichen Namenbüchern ein, deren Anzahl übrigens sehr gering ist.

Literatur zur Namenkunde.

Um hier nur Einiges zu nennen, so sei verwiesen auf: Dr. Ludwig Steub, Die oberdeutschen Familiennamen, München 1870, 23[1]); H. F. Otto Abel, Die deutschen Personen-Namen. Berlin, 1889, 102[a] im Reg. unter Wini-; Prof. Albert Heintze, Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Zweite ... Aufl., Halle a/S. 1903, 257, 261[b] f.

Von wissenschaftlichen Werken sei genannt: Otto Preuß, Die Lippischen Familiennamen mit Berücksichtigung der Ortsnamen. Zweite ... Aufl., Detmold 1887; woselbst jedoch nur die Stelle zu merken (S. 26): Winand: Wiginand, z. St. (=: „zum Stamme") Wig.

In Betracht kommt jedoch, wie gesagt, fast ausschließlich der alte Förstemann.

Wir beginnen mit den Kompositionen, die unser Wort an zweiter, also wohl an wichtigster Stelle bringen; vgl. a. a. O. 1608—10, woselbst Förstemann 226 derartige Maskulina aufzählt. Sehr bemerkenswert ist die voraufgeschickte Notiz Förstemanns, aaO. 1608 f.: „Vini. ahd. und altsf. Freund, seit sec. 5 in Namen nachzuweisen. Die Formen -uin und -oin sind zuweilen schwer von dem Suffixe -in zu scheiden; die Endung -uni und unser -uin unterliegen oft graphischer Verwechselung. Der Ansicht kann ich jedoch nicht beipflichten, daß viele -in und wo möglich alle -uni zu unserm Stamme gehören [1609], letzteres deshalb nicht, weil der Endvokal von -wini sonst im Untergang begriffen ist; ich sehe -uni vielmehr als entwickelt aus dem Thema von -o an". Förstemann meint also, daß die so häufig auftretenden ahd. Personennamen, die auf -in oder -uni endigen, nicht mit unserem Stamme in Verbindung zu bringen seien. Die schwankende Orthographie jener Periode erschwert die Beurteilung der Namens-Bestandteile oft ganz unsäglich. Auch die Latinisierungen auf -uinus und -oenus kommen in Betracht. Die rätselhaften Formen auf -in erscheinen sehr häufig; das weiß jeder, der

[1]) Bezeichnend für die Art des Betriebes der onomatologischen Studien, selbst bei guten Autoren, ist hier (S. 23) der Satz: „Frühwein ist übrigens nicht einer, der frühe gern zum Wein geht, sondern ein Frowin, ein Freund des uralt heidnischen Fro, des Gottes der Freude, des Friedens und der Fruchtbarkeit; ...." — Dergleichen findet sich öfters.

den Förstemann excerpiert hat; und zwar erscheinen sie sowohl als Mask., wie auch als Fem. Vgl. z. B. 1525. Sigifin 9. (diese Zahl bezeichnet das Jahrh.) mask.; Walpirin fem. (Wo bei Fm. das Geschlecht nicht erwähnt ist, wird mask. angesetzt). Rätselhaft sind auch die ebenfalls für beide Geschlechter auftretenden Namen auf -uni (z. B. 1516: Walchuni 8) und gar auf -niwi (z. B. 1510: Waldniuui, fem. 9).

Schon weit eher lassen sich die Namen auf -uin und -oin heranziehen (diese sind es wohl meistens, die den Latinisierungen auf -uinus und -oenus zugrunde liegen); vgl. z. B. 1464: Frasuin 8.; 1482: Undoin 8, u. a. m.

Förstemanns Prinzip.

Förstemann hat sein Augenmerk mehr auf die möglichst vollzählige Sammlung und übersichtliche Gruppierung des kolossalen Materials gerichtet (wofür wir ihm nicht genug dankbar sein können!), als auf die Mitteilung von Beobachtungen, die zur Namensdeutung beitragen. Dieses Prinzip erscheint durchaus gerechtfertigt, wie auch Edward Schröder in seinem genannten Vortrage hervorhob. Zudem hält Fm. niemals eine etymologische Vermutung zurück, wenn er auch große Vorsicht dabei beobachtet. Für beides müssen wir ihm ebenfalls sehr dankbar sein. Wir möchten aber doch den Versuch machen, wenigstens ungefähr zu ermitteln, welches „Prinzip" bei der Komposition der zweigliedrigen Vollnamen beobachtet worden sei. Gerade die genaue Nachprüfung des Sachverhaltes nun bei diesem einen Kompositionsgliede (wini- oder -win) scheint Förderung in der Hinsicht zu versprechen, wenn auch nur geringe.

Umkehrung eine Seltenheit.

Da drängt sich uns denn vor allen Dingen die Wahrnehmung auf, daß es eigentlich eine Seltenheit ist, wenn wir ein Kompositionsglied sowohl an erster wie auch an zweiter Stelle, mit der andern Hälfte wechselnd, auftreten sehen. Die landläufigen Beispiele für diese Erscheinung (z. B. Wolfgang, Gangolf für das Mask., Hildegund, Gundihild für das Fem. usw.) scheinen eben alle zu diesen Seltenheiten zu gehören. Man kann also durchaus nicht sagen, daß die Vollnamen beliebig komponiert worden sind. Vielmehr scheinen gewisse Kompositionsglieder eine Abneigung, eine Antipathie gegen einander gehabt zu haben. In Betracht zu ziehen ist allerdings immer die, gewiß recht erhebliche, Unvollständigkeit der Überlieferung. Aber auffallend bleibt es doch, daß nur sehr wenige mit wini- oder -win komponierte Vollnamen eine Umstellung der Kompositionsglieder gestatten. Die (an erster Stelle also!) mit wini- zusammengesetzten Personennamen findet man bei Förstemann auf S. 1610—1617. Hierbei ist jedoch daran zu erinnern, daß Förstemanns Werk bekanntlich gewissermaßen nach „Stämmen" angeordnet ist, gleichwie Graffs althochdeutscher Sprachschatz.

Die Namen treten also meist an zwei Stellen auf. Das Feminium Winilint (8) findet man z. B. unter Lindi (1059), wie auch unter Winilind (1615). An der ersten Stelle erscheint das Wort nur einmal, unter den Kompositis auf -lind. Die zweite Stelle dagegen, der alphabetischen Ordnung folgend, bringt das Wort mit sämtlichen Varianten der Schreibung (nebst der Latinisierung auf -is) und ist daher als Hauptstelle anzusehen. Desgleichen findet man z. B. das Maskulinum Hildiwin (8) sowohl unter den 226 männlichen Zusammensetzungen auf -win verzeichnet (1609c), als auch 838f., in der alphabetischen Reihe, mit den (sehr zahlreichen) Varianten; die letzte Stelle ist also der locus classicus. Auch verfehlt Förstemann niemals, an der Hauptstelle die agf. Form des betreffenden Namens mitzuteilen, falls dieselbe vorkommt. In unserem Falle heißt sie Hildevine (839).

Von Umstellungen der beiden Kompositionsglieder (bei Eigennamen mit wini- oder auf -win) sind nun in der Tat nicht mehr als die folgenden zu registrieren:

Masculina.

1. Winibald 8 (1611) nebst Varianten; verglichen mit Baldavin 8 (1609a). Letztere Form ist die Nr. 35 unter den 226 Kompositionen auf -win. (Bei Förstemann leider nicht numeriert.) Diese Umstellung scheint jawohl ganz sicher zu sein.

2. Winibert 7 (1612), nebst Varianten; verglichen mit Perahwin und Berahtwin 7 (beide 1609a). Diese letzten beiden Formen sind die Nrn. 41 und 42 unter den 226 Kompositionen auf -win. (Wir werden im Folgenden diese Nummern stets der zu vergleichenden Umstellung vorauf schicken.) Unsere hier vorliegende Umstellung 2 scheint gesichert.

3. Winidolt 10 (1620), weil das Schluß -d der ersten Kompositionshälfte zur Not auch wohl auf den ziemlich dunklen Namensstamm Vinid-, Vind- zurückgeführt werden könnte (woselbst Förstemann diesen Namen denn auch untergebracht hat, allerdings mit Fragezeichen), es wäre dann abzuteilen: Winid-olt. (Parallele: Wind-olf, wofür auch Winid-ulf 8.) Indessen erscheint es sehr verlockend, Wini-dolt zu trennen und der Umkehrung Dultwin 8 (1610c; vgl. 1466.) entgegenzustellen. Letztere Form ist die Nr. 216 unter den 226 Kompositionen auf -win.

4. Agf. Vinfridh. Winifrid 6 (1612f.), nebst Varianten; verglichen mit 84. Friduvin 6 (1609b). Sichere Umstellung. — (Ob auch 82. Friowin 9 und 85. Frodowin 6 [beide 1609b] heranzuziehen sind?) Diese beiden Umstellungen sind wohl als gesichert anzusehen. Zweifelhaft bleibt dagegen:

5. Winiger (1613), nebst nhd. Varianten (z. B. Wenger), verglichen etwa mit 92. Gaurivin 6., oder mit 89. Gairoin 8

oder mit 90. Garuin 7 (alle 1609[b]); nhd. Gerwien. — Sichere Umſtellung.

6. Winigard, Mask. 8 (1615), nebſt nhd. Varianten (Weingardt, Wengert); verglichen mit 91. Carduin 7 (1609[b]). — Scheint ſicher zu ſein, da der abweichende Anlaut der Umſtellung kaum zu irgendwelchen Bedenken Veranlaſſung gibt.

7. Winigaud 8 [6?] (1615), nebſt vielen Varianten (z. B. Winegaus, Wincoz; ob auch nhd. Wenkhaus?); verglichen mit 93. Gautvin 8 (1609[b]). — Wohl ganz ſicher.

8. Winigild Mask. 1055 (1615), verglichen mit 97. Gildewin 9 (1609[b]). — Sicher, ſchon wegen des Fehlens aller Varianten.

9. Winihard 8 (1614) nebſt Varianten (agſ. Vineheard, nhd. z. B. Wehnert, Weinhardt); verglichen mit 117. Hardwin 7 (1609[c]). — Sicher!

10. Viniheri 8 (1614), nebſt Varianten (z. B. nhd. Wehner, Wiener); verglichen mit 118. Hariwini 8 (1609[c]). — Iſt wohl ganz unbedenklich. Der Laut der erſten Silbe (in der Umſtellung) erklärt ſich aus dem Gotiſchen.

11. Winehelt 1615 (ſo; vgl. ZfdA. 20, 116; 10. Jh.), wohl ein Mask., verglichen mit 125. Hildiwin 8. — Wohl ſicher. Förſtemann ſcheint durch die Beiſetzung des „ſo" (zweifellos auf das e der letzten Silbe zu ziehen) für das Masc. entſcheiden zu wollen; allerdings iſt das Fem. Winihilt 8. (1614), nebſt Varianten, nicht zu überſehen. Aber bekanntlich gab es im Altgermaniſchen zweigeſchlechtige Perſonen-Namen; man denke hauptſächlich an die Namen auf -trût. — An der genannten Stelle (ZfdA. 20, 116) teilt E. Dümmler altdeutſche Namen mit (überwiegend männliche), aus dem cod. Palatinus 1564, von einer Hand des 10. Jahrhunderts. Unſer Name eröffnet gleich oben links die Seite 116; in der Schreibung Winehelt, mit der beigeſetzten römiſchen Zahl II. — Vgl. auch die Umſtellung 114. Helidwin 8 (1609[c]). — Vgl. unten S. 57, Nr. 102!

12. Winiramnus 8 (1615), nebſt Varianten (z. B. Wineram); verglichen mit der monſtröſen Form 131. Rannoin 9 (1609[c]), zu welcher ein Urname: [**Hraban-wini*] anzuſetzen wäre. — Immerhin erſcheint dieſe Umſtellung nicht ganz unbedenklich zu ſein. Für Winiramnus aber iſt doch wohl ſicher [**Wini-hraban*] (Latiniſierung!) anzuſetzen.

13. Wineleib 8 (1615), mit wenigen Varianten; verglichen mit 149. Laiboin 8 (1610[a]). — Dieſe Umſtellung unterliegt wohl keinem Zweifel.

14. Winiman 7 (1615), nebſt Varianten (agſ. Vineman, nhd. Weinmann); vergleiche mit der ſchönen alten Form 159. Mannuwine 11 (1610[a]), welche merkwürdig lange (bis ins

11. Jahrh.) das altgermanische Bildungselement der Komposition (-nu-) bewahrt hat. — Sichere Umstellung.[1])

15. Winimar 8 (1616), nebst Varianten (agſ. Vinemar, nhd. Weinmar [Wimmer!]); verglichen mit 161. Maruin 9 (1610[a]). — Sichere Umstellung.

16. Winirad, Mask. und Fem. 8 (1616), nebst Varianten (Winerat, agſ. Vinered); verglichen mit 180. Radowin 8 (1610[b]). — Sicher!

17. Wineuald 8 (1616), nebst Varianten (agſ. Vinvald; nhd. Weinhold, Wienhold); verglichen mit 220. Waldwin 8. — Ganz unbedenklich.

18. Winulf 8 (Winolf), auch im Ortsnamen Winolfesheim erhalten (1616); verglichen mit 225. Wolfwini 8 (1610[b]). Vgl. Vulfoin (nebst Varianten) 1662. — Sicher!

Endlich noch: 19. Winirich 8 (1616), nebst Varianten (agſ. Vineric, nhd. Weinreich); verglichen mit 187. Richovin 8. — Unbedenklich! — (Diese Statistik widerlegt die Hypothese S. 15f.)

Die „sicheren" Umstellungen.

Mehr als diese 19 Umstellungen möchte ich vorläufig nicht annehmen; einige sind schon zweifelhaft, wir wollen sie aber einmal beibehalten. Man achte nun darauf, ob sich etwas für die Namensdeutung gewinnen läßt aus diesen 19 Metathesen: 1. Winibald-Baldwin; 2. Winibert-Berahtwin; 3. Winidolt-Dultwin; 4. Winifrid-Friduwin; 5. Winiger-[Gerwin]; 6. Winigard-Hardwin; 7. Winigaud-Gautwin; 8. Winigild-Gildewin; 9. Winihard-Hardwin; 10. Viniheri-Hariwini; 11. Winehelt-Hildiwin; 12. Winiramnus-Rannoin [*Hraban-wini?*]; 13. Wineleib-Laiboin; 14. Winiman-Mannuwine; 15. Winimar-Maruin; 16. Winirad-Radowin; 17. Wineuald-Waldwin; 18. Winulf-Wolfwini; 19. Winirich-Richowin.

Die Stichwörter.

Konsequenterweise habe ich hier immer die Formen beibehalten, welche Förstemann als Stichwörter zugrunde legte. Obwohl ich für Germanisten schreibe, erschien es mir doch bedenklich, von diesen Formen abzugehen und etwa Rekonstruktionsversuche zu wagen; wie ja denn auch Förstemann solche nicht angestrebt hat. Das Bild ist auf diese Art allerdings ein etwas buntes geworden; doch wird es der Kenner immer noch besser

---

[1]) Hiernach erledigt sich also wohl die Vermutung, die in einem sonst sehr wertvollen Buche ausgesprochen wird: Adolf Socin, Mittelhochdeutsches Namenbuch. Nach oberrheinischen Quellen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Basel 1903, S. 542f.; woselbst Winman als „Zuname vom Beruf" auf einen (Gast-)Wirt gezogen wird. Natürlich ist Volksetymologie nicht ausgeschlossen; ebensowenig wie bei Weingart, Weinberg usw. — Bei Socin finden wir S. [XI]—XVI wertvolle „Quellen", sowie auch, im Index alphabeticus, die Composita mit vorangestelltem wini. (S. 774a).

überblicken können, als wenn wir für jeden Namen die altgermanische Urform angesetzt hätten. Für die Deutung der Namen würde dabei zwar wohl Manches übersichtlicher herauskommen, doch würde sich die Orientierung im Förstemann für den Leser schwieriger gestalten. Förstemann stellt die chronologisch ältesten Belege als Stichwörter voran. Man könnte diesen Grundsatz als ein Zufalls-Prinzip bezeichnen; doch wird man zugeben müssen, daß sich schwerlich ein besseres System der Anordnung finden läßt. Bemerkt sei hierbei noch, daß die 226 Kompositionen auf -win auch noch eingehender von Förstemann behandelt sind, als da, wo sie wegen der Übersicht gesammelt auftreten (1609[a]—1610[c]). Das ist nämlich dort der Fall, wo sie, im Texte rings verstreut, nach der alphabetischen Reihenfolge als Stichwörter auftreten. (Merkwürdigerweise hat Förstemann die Zusammensetzungen, die das Wort wini- an erster Stelle bringen, nicht ebenfalls in eine solche knappe Übersicht zusammengefaßt). Es empfiehlt sich nun, die Composita auf -win stets auch als Stichwörter (im alphabetischen Texte) aufzusuchen; denn erstens ist hier manchmal die Schreibung eine leicht differierende (vgl. z. B. Aiduin 8 [47] mit Aitoin 8 [1609[a]]), und zweitens scheint mir die knappe Übersicht der 226 Zusammensetzungen nicht ganz vollständig zu sein (wenigstens habe ich das alphabetische Stichwort Vincuin 8 (1608) auch Vincoin geschrieben, bisher nicht in der Übersicht finden können). In der von mir oben (S. 19ff.) gegebenen Zusammenstellung der 19 Metathesen habe ich nur selten, und dann ganz kurz, auf die Stichwörter Rücksicht genommen; ein längeres Verweilen bei dieser Materie würde den Gang der Untersuchung gehemmt haben. (Vgl. Dultwin 1466; Wulfoin 1662.) Später werden wir aber noch öfter auf diese alphabetischen Stichwörter zurückkommen müssen; schon deshalb, weil nur dort (nicht auch in der knappen Übersicht!) die belegten Varianten der betreffenden Namensformen vollständig mitgeteilt sind.

Der Prozentsatz.

Vorläufig konstatieren wir, daß von den 226 Kompositionen auf -win nur 19 in der Umstellung belegt sind; was ja natürlich an sich nichts beweist. Aber vielleicht läßt sich doch ein Wahrscheinlichkeitsschluß aus dieser Statistik ziehen. Zur Umstellung mit wini, resp. win. geeignet sind nur die folgenden Endungen (oder „zweiten" Kompositionshälften): 1. -bald; 2. -bert; 3. -dolt; 4. -frid; 5. -ger; 6. -gard; 7. -gaud; 8. -gild; 9. -hard; 10. -heri; 11. -helt; 12. [*-*hraban*]; 13. -leib; 14. -man; 15. -mar; 16. -rad; 17. -rich; 18. [*-*walt*]; 19. [*-*wulf*]. Oder, dieselben Kompositionsglieder als „erste" Hälfte aufgeführt: 1. Bald-; 2. Bert-; 3. Dult-; 4. Fridu-; 5. [Ger-]; 6. [Gard-]; 7. Gaut-; 8. Gilde-; 9. Hard-; 10. Hari-; 11. Hildi-; 12. [**Hraban*-]; 13. Laib-; 14. Mannu-;

15. Mar-; 16. Rado-; 17. Richo-; 18. Wald-; 19. Wolf-. — Die alphabetische Ordnung ist so in die richtige Reihenfolge gebracht; mit Ausnahme von Nr. 5 [Ger-?], für 89. Gairoin, 90. Garuin, 92. Gaurivin. Diese Nummer 5 scheint überhaupt bisher immer noch die unsicherste zu sein; doch mag sie nun einmal mit passieren. —

Der Rest.

Es bleiben demnach nicht weniger als 207 Kompositionen auf -win zurück, welche keine Umstellung dulden; oder doch (vorsichtiger ausgedrückt!): von denen keine Umstellung belegt ist! Es sind einige Composita darunter, die man wohl als geeignet zu metathetische Zwecke ansehen könnte; vgl. z. B.: 1616. Winstalt 8, dessen Gegenteil: [*Staltwin] nicht belegt ist. Sehr verführerisch erscheint es auch, den Winipranth (1612) umzukehren; indessen ist der [*Brantewein!] nicht belegt.(?) Dagegen steckt unser Wort wini doch wohl vermutlich in dem Namen Sauerwein (man denke an Marx Treizsauerwein, den kaiserlichen Rat unter Maximilian I).[1] Imperativisch ist dagegen aufzufassen der Name Schwendenwein[2] (vgl. Bitendüvel, Werenpfennig, Griepenkerl, Isensee usw.; meist nd. Namen), und in diesem Kompositum haben wir an letzter Stelle offenbar das idg. *olvos*, vinum. Die Bildung Schwendenwein geht doch wohl vermutlich auf einen Prasser, einen Trunkenbold. Die Hälfte Brant- kann eben vielleicht in diesem Falle nicht an erster Stelle stehen. In anderen Fällen könnte es denkbar scheinen[3]; doch ist diese Hälfte Brand- mehr für den zweiten Platz geeignet. Wo Brant, oder eine ähnliche Form, isoliert auftritt, handelt es sich wohl meist um die abgekürzte Koseform eines in der zweiten Hälfte mit -brant zusammengesetzten Personennamens.

Die „unstatthaften" Umkehrungen.

Diese (negative!) Eigenschaft der Hälfte Brant- nun, an erster Stelle nicht mit -wini komponiert werden zu können, teilt diese Hälfte mit 207 (= 226 — 19) anderen Hälften; vorausgesetzt, daß die Überlieferung uns nicht einen Schabernack gespielt hat. Es giebt also wohl:

1. einen Abbewin, aber keinen Winabbe;
2. „ Aburwin, „ „ Winabur;
3. „ Actuin, „ „ Winact;
4. „ Agiwin, „ „ Winagi;
5. „ Agilwin, „ „ Winagil;
6. „ Agmoin, „ „ Winagm;

[1] Vgl. Förstemann 1572: Surawine. — Unter den Compositis auf -wine ist Surawine Nr. 205.

[2] Vgl. H. Schwendenwein, Der Wechselschnitt beim schiefen Kreiskegel. Ztschr. f. d. Realschulwesen. 30. Ja. 8. H. 1905.

[3] Bei Förstemann 555 erscheint ein Branduin!

7. einen Agruin, aber keinen Winagr;
8. „ Aitoin, „ „ Winait;
9. „ Allowin, „ „ Winall(o);
10. „ Aldavin, „ „ Winald(o);
11. „ Alfwin, „ „ Winalf;
12. „ Alhwin, „ „ Winalh.

Dies sind die ersten 12 auf A anlautenden Kompositionen mit -win bei Förstemann. Zu Nr. 10 ist zu bemerken, daß ein „unechter" Winald vorkommen könnte; als Binnenkürzung, resp. Kontraktion von Wineuald, der „statthaften" Umkehrung von Waldwin; vgl. oben unsere Metathese Nr. 17.

Wir fahren fort mit der Aufzählung „unstatthafter" Umkehrungen. Man wolle hierbei, wie gesagt, stets darauf achten, ob etwas für die Namensdeutung herauskommt; ob also wirklich die Endung -win den „-freund" bezeichnet: 11. Alfwin den „Elfenfreund", 12. Alhwin den „Heiligtumsfreund" (got. alhs) usw. (Letzteres könnte etwa den „Tempelsklaven" bezeichnen, wenn tatsächlich in ‚wini' der Begriff des mühseligen Erwerbens verborgen liegt; eine Vermutung, die im zweiten, positiven Teile näher begründet werden soll). Wir warnten bereits oben S. 16f. vor übereilten Schlüssen aus diesen so modern und dilettantenhaft klingenden Verneuhochdeutschungen. Es steckt aber oft doch ein Körnchen Wahrheit in ihnen; wie man sehen kann, wenn man die Probe auf das Exempel macht: wie es keinen Winalf gibt, so gibt es auch keinen „Freundelf", und wie es keinen Winalh gibt, so gibt es auch keinen „Freundtempel". Jeder weiß, wie das Wort „Freund" (got. frij-ônds) seinen Sinn bis zur heutigen Bedeutung geändert hat.

„Freund" und „Freundin".

Es kommt nun darauf an, zu ermitteln, was wini in der ältesten Zeit bedeutet haben mag. Der heutige Sinn von „Freund" paßt zu dem ältesten Sinne von wini etwa so, wie wenn man heute, zart verhüllend, das Wort auf Liebesbeziehungen zwischen Personen verschiedenen Standes anwenden wollte. Es ist nötig, daß der „Freund" in sozialer Hinsicht einige Stufen tiefer steht, als der Gegenstand seiner Neigung. Wenn also z. B. eine hochadlige Dame zu ihrem Gutsadministrator oder Pächter in Beziehungen stehen sollte, so würde man diesen Letzteren, falls man Beiden günstig gesinnt ist, als ihren „Freund" zu bezeichnen keinen Anstoß nehmen. Es ist dieses aber nur eine einzige von den vielen Sinnesnuancen, die das Wort „Freund" augenblicklich aufzuweisen hat. Beim Aussprechen dieser Wortnuance müssen die Gänsefüßchen des Schriftbildes durch die Betonung ersetzt werden. Das Gleiche gilt, mutatis mutandis, auch von der femininen Bildung: „Freundin". Etwa von einem Fürsten und seiner Geliebten könnte die Rede sein, wenn diese Wortnuance gebraucht wird.

Dies vorausgeſchickt, fahren wir fort, uns die „unſtatthaften" Metatheſen zu vergegenwärtigen; ſpäter wollen wir auch die komponierten Feminina betrachten. Zunächſt noch einige mit A'anlautende männliche composita (die Anordnung nach Förſtemann).

Es gibt alſo:

Die „unſtatthaften" Metatheſen (13—201).

13. einen Eliwin, aber keinen Wineli;
14. „ Amalwin, „ „ Winamal;
15. „ Anoin, „ „ Winan(o);
16. „ Ancoin, „ „ Winanc;
17. „ Andoin „ „ Winand;
18. „ Angloin, „ „ Winangl;
19. „ Anſowin, „ „ Winans;
20. „ Aroin, „ „ Winar;
21. „ Arnuwin, „ „ Winarn(u);
22. „ Erbuin, „ „ Winerb(e?);
23. „ Arcoin, „ „ Winarc;
24. „ Armoin, „ „ Winarm;
25. „ Aſcwin, „ „ Winaſc;
26. „ Adwin, „ „ Winad;
27. „ Athaluin, „ „ Winathal;
28. „ Adruin, „ „ Winadr;
29. „ Audowin, „ „ Winaud;
30. „ Oloin, „ „ Winol(o);
31. „ Aurwini, „ „ Winaur;
32. „ Oſtrevin, „ „ Winoſter;
33. „ Badvin, „ „ Winbad;
34. „ Balovin, „ „ Winbal;
35. „ Barnuin, „ „ Winbarn;
36. „ Baſuin, „ „ Winbas;
37. „ Pazzwin, „ „ Winpazz;
38. „ Berowin, „ „ Winber(o);
39. „ Bernwin, „ „ Winbern;
40. „ Buozwini, „ „ Winbuoz;
41. „ Briwin, „ „ Winbri;
42. „ Bruwin, „ „ Winbru;
43. „ Butwin, „ „ Winbut;
44. „ Caruin, „ „ Wincar;
45. „ Cazoin, „ „ Wincaz;
46. „ Celſuin, „ „ Wincels;
47. „ Clinwin, „ „ Winclin;
48. „ Criſtuin, „ „ Wincriſt;
49. „ Cuſtuin, „ „ Wincuſt;
50. „ Daduin, „ „ Windad;
51. „ Dagewin, „ „ Windag;

52. einen Tanduin, aber keinen Wintand;
53. „ Terbwin, „ „ Winterb;
54. „ Dawin, „ „ Winda;
55. „ Teitwin, „ „ Winteit;
56. „ Dirodoin, „ „ Windirod; doch vgl. nhd. Wenderoth.
57. „ Disoenus, „ „ Windis(o);
58. „ Doduin, „ „ Windod;
59. „ Trebwin, „ „ Wintreb;
60. „ Drudwin, „ „ Winitrut.

(Diese letztere Vakanz ist allerdings sehr auffällig, wie ein Jeder zugeben wird, und dürfte wohl auf eine Lücke der Überlieferung zurückzuführen sein.)

Es gab ferner:

61. einen Ructuin, aber keinen Windruct;
62. „ Duuin, (? 10. Jh.), aber keinen Windu;
63. „ Eburwin, aber keinen Winebur;
64. „ Ercuin, „ „ Winerc;
65. „ Ernuin, „ „ Winern;
66. „ Erliwin, „ „ Winerl(i);
67. „ Ermuin, „ „ Winerm;
68. „ Irminwin, „ „ Winirmin;
69. „ Erpwine, „ „ Winerp;
70. „ Faruin, „ „ Winfar;
71. „ Fastwin, „ „ Winfast;
72. „ Ferahwin, „ „ Winferah;
73. „ Flavin (? 9. Jh.), aber keinen Winfla;
74. „ Floroin, aber keinen Winflor;
75. „ Framoin, „ „ Winfram;
76. „ Framnoin, „ „ Winframn;
77. „ Friowin, „ „ Winfrio;
78. „ Friswin, „ „ Winfries;
79. „ Frodowin, „ „ Winfrod(o);
80. „ Fulcwine, „ „ Winfulc;
81. „ Fuldoin, „ „ Winfuld;
82. „ Gedovin, „ „ Winged(o);
83. „ Gaviovin, „ „ Wingav(io);
84. „ Gebawin, „ „ Wingeb(a);
85. „ Gydoin, „ „ Wingyd;
86. „ Kinewin, „ „ Winkine;
87. „ Gisoin, „ „ Wingis;

(Diese letzte Metathese scheint uns wiederum nur eine Ungunst des Schicksals vorenthalten zu haben: Winegis ist doch wohl ebenso gut denkbar wie Willegis.) Wir fahren fort:

88. Es gibt einen Giſelwin, aber keinen Wingiſel;
89. „ „ „ Colduwin, „ „ Wincold(u);
90. „ „ „ Guduwin, „ „ Wingud;
91. „ „ „ Graoine, „ „ Wingra(o);
92. „ „ „ Grimuin, „ „ Wingrim;
93. „ „ „ Godowin, „ „ Wingod;

(dieſe letzte unſtatthafte Metatheſe ſcheint übrigens identiſch zu ſein mit Nr. 90!) — Dann weiter:

94. Es gibt einen Godaluin, aber keinen Wingodal;
95. „ „ „ Comowin, „ „ Wincomo;
96. „ „ „ Gundowin, „ „ Wingund;
97. „ „ „ Gunzwin, „ „ Wingunz;
98. „ „ „ Habuini, „ „ Winhab;
99. „ „ „ Hahawin, „ „ Winhah(a);
100. „ „ „ Hailwin, „ „ Winhail;
101. „ „ „ Haimoin, „ „ Winhaim;
102. „ „ „ Helidwin, „ „ Winhelid;

(Ob die Umkehrung dieſes Namens in 20. Winehelt vorliegt [ſ. o. S. 20], bleibt zweifelhaft. Fm. trennt mit Recht die Stämme helid [740] und hildi [820].);

103. Es gibt einen Hantwin, aber keinen Winhant;
104. „ „ „ Hancwin, „ „ Winhanc;
105. „ „ „ Haſiwine, „ „ Winhas(i);
106. „ „ „ Hadawin, „ „ Winihad(a);
107. „ „ „ Helmowin, „ „ Winihelm(o).

(Auch dieſe letzte Form möchte man nur ungern miſſen; es wäre eine hübſche Parallele zum Willehalm. Aber wer hat bereits das Geheimnis der Namen-Kompoſition ergründet?)

108. Es gibt einen Hidoin, aber keinen Winhid;
109. „ „ „ Helpuin, „ „ Winhelp;
110. „ „ „ Helzuwin, „ „ Win(i)helz(u);
111. „ „ „ Hlotwin, „ „ Winhlot;
112. „ „ „ Floduin, „ „ Winflod;
113. „ „ „ Hortuin, „ „ Winhort;
114. „ „ „ Horswine, „ „ Winhors;
115. „ „ „ Horſcwine, „ „ Winhorſc;
116. „ „ „ Hradwin, „ „ Winhrad;
117. „ „ „ Hrinquin, „ „ Winhrinc;
118. „ „ „ Rochwin, „ „ Winroch;
119. „ „ „ Romoin, „ „ Winrom(o);
120. „ „ „ Hrodwin, „ „ Winhrod;
121. „ „ „ Huduin, „ „ Winhud;
122. „ „ „ Hunvini, „ „ Winhun;
123. „ „ „ Ibuin, „ „ Winib;

124. Es gibt einen Iduvin, aber keinen Winidu;
125. „ „ „ Iquin, „ „ Winic(?);
126. „ „ „ Iliwin, „ „ Winili;
(falls nicht etwa der Name des Minneſängers Winli hier herangezogen werden könnte!);
127. Es gibt einen Inguin, aber keinen Wining;
128. „ „ „ Iſovin, „ „ Winis(o);
129. „ „ „ Ieroin, „ „ Winjer(?);
130. „ „ „ Iolduin, „ „ Winiold;
131. „ „ „ Joduin, „ „ Winjod;
132. „ „ „ Jorduin, „ „ Winjord;
133. „ „ „ Laidoin, „ „ Winlaid;
134. „ „ „ Landuin, „ „ Winland;
135. „ „ „ Lanzwin, „ „ Winlanz;
136. „ „ „ Liubwin, „ „ Winliub;
137. „ „ „ Liutwin, „ „ Winliut;
138. „ „ „ Magwin, „ „ Winmag;
139. „ „ „ Mainoin, „ „ Winmain;
140. „ „ „ Mahtwin, „ „ Winmaht;
141. „ „ „ Maldavin, „ „ Winmalda;
142. „ „ „ Mantuvin, „ „ Winmant(u);
143. „ „ „ Martoin, „ „ Winmart;
144. „ „ „ Marcwin, „ „ Winmarc;
145. „ „ „ Maderwin, „ „ Winmader;
146. „ „ „ Mathalwin, „ „ Winmathal;
147. „ „ „ Motwin, „ „ Winmot;
148. „ „ „ Murtwin, „ „ Winmurt;
149. „ „ „ Nanduin, „ „ Winiand;
150. „ „ „ Nawin, „ „ Winina;
151. „ „ „ Nefawin, „ „ Winineſa;
152. „ „ „ Noctuin, „ „ Wininoct;
153. „ „ „ Nodeluin, „ „ Wininodel;
154. „ „ „ Nordiwin, „ „ Wininord;
155. „ „ „ Nudowin, „ „ Wininud;
156. „ „ „ Nothwin, „ „ Winuoth;
157. „ „ „ Ortwin, „ „ Winort;
158. „ „ „ Odalvin, „ „ Winodal;
159. „ „ „ Ozwini, „ „ Winioz;
160. „ „ „ Pascoin, „ „ Winpasc;
161. „ „ „ Racoin, „ „ Winrac;
162. „ „ „ Raganwin, „ „ Winragan;
163. „ „ „ Rahawin, „ „ Win(i)raha;
164. „ „ „ Raitwin, „ „ Winrait;
165. „ „ „ Randuin, „ „ Winrand;
166. „ „ „ Reſtwin, „ „ Winreſt;

167. Es gibt einen Rimoin, aber keinen Winirim;
168. „ „ „ Ripwin, „ „ Winrip;
169. „ „ „ Saxunus, „ „ Winisax;
170. „ „ „ Samuin „ „ Winsam;
171. „ „ „ Sandwin, „ „ Winsand;
172. „ „ „ Saruin, „ „ Winsar;
173. „ „ „ Scaptoin, „ „ Win(i)scapt;
174. „ „ „ Scerphuin, „ „ Win(i)scerph;
175. „ „ „ Senwin, „ „ Win(i)sen;
176. „ „ „ Sewin, „ „ Win(i)se;
177. „ „ „ Siguwin, „ „ Win(i)sig(u);
178. „ „ „ Sicluin, „ „ Win(i)sicl;
179. „ „ „ Sindoin, „ „ Win(i)sind;
180. „ „ „ Sisloin, „ „ Win(i)sisl;
181. „ „ „ Surawine, „ „ Winesura;
182. „ „ „ Swabwin, „ „ Winswab;
183. „ „ „ Tetwin, „ „ Wintet;
184. „ „ „ Tatwin, „ „ Wintat;
185. „ „ „ Tanquin, „ „ Wintanc;
186. „ „ „ Ticwin, „ „ Wintic;
187. „ „ „ Dingwin, „ „ Winding;
188. „ „ „ Deohwin, „ „ Windeoh;
189. „ „ „ Teudwin, „ „ Winteud;
(mutatis mutandis!);
190. „ „ „ Drahwin, „ „ Windrah;
191. „ „ „ Trasuin, „ „ Wintras;
192. „ „ „ Torchtwine, „ „ Wintorcht;
193. „ „ „ Tridwin, „ „ Wintrid;
194. „ „ „ Dorfwin, „ „ Windorf;
195. „ „ „ Undoin, „ „ Winund;
196. „ „ „ Unelwin, „ „ Winunel;
197. „ „ „ Warnuin, „ „ Winwarn;
198. „ „ „ Guiguin, „ „ Winguig;
199. „ „ „ Wolcwin, „ „ Winwolc;
200. „ „ „ Wortwin, „ „ Winwort;
201. „ „ „ Tziliwin, „ „ Wintzili.

„Wahrscheinliche" Hypothesen.

Von „wahrscheinlichen" Metathesen (z. B. Wintrût, Trûtwîn) müssen wir absehen. Dagegen wollen wir doch lieber den Branduin (Fm. 335. 1609ª.) in seine Rechte einsetzen (Umkehrung von Winipranth), wodurch sich die Zahl der „statthaften" Metathesen auf zwanzig erhöht. Die überschießenden 5 Nummern (201 + 20 + 5 = 226) erklären sich durch Varianten oder Doubletten der „statthaften" Metathesen; vgl. z. B. 89. 90. Gairoin, Garuin (Variante zu Gerwien?), Perahwin, Berahtwin (Doublette zu Berhtwin).

Von diesen 201 „unstatthaften" Metatheseu zeigen uns weitaus die meisten, in der ersten Kompositionshälfte, einen einsilbigen Stamm, während in jenen 20 „zulässigen" Metatheseu (prozentualiter wenigstens!) die zweisilbigen Stämme zu überwiegen scheinen. Genaueres über dieses Verhältnis muß späterer Untersuchung vorbehalten bleiben. Im zweiten, positiven Teile werden sich einige Schwierigkeiten lösen.

Feminina. Höchst bemerkenswert erscheint es auch, daß VJNJ „für die Bildung von Femininen nicht besonders beliebt" gewesen ist; vgl. Fm. 1610a-c, woselbst 17 Kompositionen auf -vina mitgeteilt sind: Aldevina, Elisedoina, Adalvinia, Azawin, Baldoina, Bertoina, Friduwina, Fruduina, Gisoina, Gisloina, Cuotwina, Grimoena, Cotawina, Gundoina, Ervina, Leobuvina, Radivina. Davon „gehören wenigstens 11 bloß dem westfränkischen Gebiete an, wo man ja die Motion von Femininen aus Maskulinen mit großer Freiheit betrieb" (Fm. aaO.). — Es müßte nun auch hier wieder untersucht werden, wie das Verhältnis der „Metatheseu" sich gestaltet. Bei Förstemann sind die mit wini- beginnenden Feminina nicht übersichtlich zusammengestellt (ebensowenig wie die Maskulina). Wir werden im zweiten Teile unserer Arbeit Gelegenheit finden, diese Vergleichung anzustellen. Vorläufig müssen wir aber in der Untersuchung weiter fortschreiten.

Auf die falsche etymologische Deutung unseres Grundwortes (ahd. wini stm. f. = Geliebter, Geliebte) und auf die irrige Erklärung der mit diesem Grundworte zusammengesetzten Personennamen stützte sich, wie wir gesehen haben, in erster Linie jene romantisch-phantastische Anschauung vom altgermanischen „Liebesliede". Man glaubte vor einem halben Jahrhundert tatsächlich, in der althochdeutschen Periode sei bereits eine subjektive Gelegenheitsdichtung (etwa im Goethischen Sinne!) entwickelt gewesen. Dies war der erste Irrtum.

Das Kapitular Karls. In zweiter Linie jedoch geht die Entstehungsgeschichte dieser „fixen Idee" — denn als solche darf man sie schon getrost bezeichnen! — unzweifelhaft zurück auf die verfehlte Interpretation der bekannten Stelle aus dem Kapitular Karls des Großen vom Jahre 789.

Karl Müllenhoff. Zur Betrachtung dieser Kapitularstelle mag uns hinüberleiten der nicht sehr umfangreiche, jedoch überaus wertvolle Aufsatz von K. Müllenhoff, winnasang und winileod, ZfdA. 9, Leipzig 1853, 128—130. Die Resultate dieses Aufsatzes sind zum Teil anfechtbar, zum Teil aber wohl ganz unwiderleglich. Zu den schlagenden Sätzen gehört namentlich die eine Stelle (aaO. 129; die nüchterne Kritik der Berliner Schule, gegenüber dem Baseler): „Ganz ohne Grund schränkt Wackernagel

(Literaturgesch. S. 58) den Namen auf Mädchenlieder ein. Auch eine andere Erklärung faßt die Gattung zu eng als Liebeslied, obgleich man sicher sein kann daß die alten Winelieder ebenso oft erotischer Natur und erotisches Inhaltes waren als die jüngern Volkslieder. Den Ursprung der Lyrik überhaupt später zu setzen als das Epos beruht auf einem Irrtume. Das Liebeslied ist wie das Preislied und das Spottlied ein nothwendiges Glied der uralten Stegreifdichtung. Was die Kunstdichtung des elften Jahrhunderts daran vervollkommnete ist leicht einzusehen. —" Und ebenso treffend heißt es daselbst, einige Zeilen früher: „winileod war der allgemeine Name für Lieder wie sie unter dem Volke auf freier Straße bei festlichen Aufzügen und Spielen, bei Zusammenkünften, Gelagen und Tänzen im Chor oder von Einzelnen gesungen wurden, wie später und noch heute die Volkslieder." [1]) Weiter unten finden wir dann bei Müllenhoff, noch auf derselben Seite (129), die allein mögliche Etymologie: „Die richtige Erklärung von winileod gaben schon Jac. Grimm Gr. 2, 205 [Druckfehler für 505] und Lachmann in seinen Vorlesungen: es ist Gesellenlied oder Gesellschaftslied; vergleiche das alte vinabod in Wildas Gildewesen. Beide Geschlechter oder befreundete Familien waren beisammen wo Winelieder gesungen wurden: daher der Name."

Karl Weinhold.

Ebenso einleuchtend hat Karl Weinhold einmal kurz (in einer Anmerkung) das Verhältnis dargestellt (Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, I[3], Wien 1897, 117): „Wie diese neue Kunst [das Schreiben] von den Nonnen nicht bloß zu kirchlichem Dienst geübt ward, sondern auch zur Aufzeichnung weltlicher Liedchen, welche sie sich unter einander zusendeten, beweist das kirchliche [sic] Verbot von 789." Wenn dieser Satz auch sehr bedenklich ist, so müssen wir doch der beigefügten Anmerkung unbedingt zustimmen: „Daß winileot überhaupt den Gegensatz zu den geistlichen Psalmen bezeichnet und die Gesänge weltlichen Inhalts umfaßt, nicht bloß Liebesliedchen, ergibt sich aus den lateinischen Glossierungen dieses Wortes."

Boretius und Seeliger.

Diese Kapitularstelle hat das ganze Unheil angerichtet. Sie lautet bei Boretius, Capitula regum Francorum, Mon. Germ. Hist. Legum sectio II, Tomus I, Hannoverae 1883; 1,63 (Kapitular Karl's d. Gr. vom 23. März 789, Nr. 23 bei Seeliger [= Gerh. Seeliger, Die Kapitularien der Karolinger. München 1893]), [Erster Hauptabschnitt der betreffenden Stelle.]: ,... *De monasteriis minutis, ubi nonnanes sine regula sedent, volumus ut in unum locum congregatio fiat regularis, et episcopus praevideat ubi fieri possint.*' [Zweiter Hauptabschnitt.]: *‚Et ut nulla abbatissa foras*

[1]) Dieser gesunden Auffassung entspricht, was G. G. Gervinus sagt, Gesch. d. d. Dichtg. II[5], Leipzig 1871, S. 481: „Die Winelieder, die in den ältesten Zeiten schon im Volke verbreitet waren, und trotz aller kirchlichen Verfolgung sogar bis in die Klöster drangen, waren Tanzgesänge, die unter diesem Namen noch zu Nithart's Zeit bekannt waren."

monasterio exire non praesumat sine nostra jussione nec sibi subditas facere permittat; et earum claustra sint bene firmata, et nullatenus ibi uuinileodos scribere vel mittere praesumant: et de pallore earum propter sanguinis minuationem.' (Die Hss. variieren; es finden sich auch die Laa. uuinileodes, -leudes usw.; über das Wort, das gemeint ist, kann jedoch kein Zweifel herrschen.) So weit der Text!

Die Interpretation.

Um nun an die Interpretation dieser Stelle heranzutreten, so sei zunächst nochmals bemerkt, daß wir es hier vorläufig nur mit dem negativen Teile unserer Abhandlung zu tun haben.

Der „eiserne Bestand".

Da muß denn doch vor allen Dingen konstatiert werden, daß sich bisher noch Niemand die Mühe genommen hat, das ganze Kapitular im Zusammenhange zu lesen; eine Forderung, die doch eigentlich selbstverständlich zu sein scheint! Jene ausgehobene Stelle gehört, wie man zu sagen pflegt, zum „eisernen Bestande" der deutschen Literaturgeschichte. Dieser Bestand wird pietätvoll durch Jahrzehnte, ja durch die Jahrhunderte mitgeschleppt. Keiner wagt es, ihn anzutasten. Oft genügt in solchen „veralteten Fällen" ein einziger Blick, den der Kundige auf die Quelle wirft, und sofort erscheint die Sachlage in einem ganz andern Lichte. So ist es auch hier!

Das Brouillon.

Niemand (wenigstens niemand von den Germanisten, die Juristen wissen es ja zum Glück)[1]; hat bisher bemerkt, daß das betreffende Kapitular nur ein Brouillon ist, was übrigens auch in dem abgerissenen Zitate bereits an den kurzen, abgehackten Sätzen erkannt werden kann. Die mit et eingeleiteten Sätze des zweiten Hauptabschnittes hängen absolut nicht, auch nicht im Geringsten, mit einander zusammen; was man bisher als ganz selbstverständlich angenommen hatte. Jeder einzelne dieser Sätze bezieht sich auf etwas Anderes: der erste verbietet, das Kloster zu verlassen, der zweite betrifft die strenge Klausur, drittens wird das Sammeln von Volksliedern verboten; endlich viertens wird ein Bericht angefordert über die Bleichsucht der Nonnen (zu ergänzen ist etwa: „sowie über die zu ihrer Verhütung getroffenen oder zu treffenden Maßregeln").

Während man in dem ersten Hauptabschnitt zur Not wohl noch sagen könnte, von welchem Satzteil der Konjunktiv (nach et) abhängig sei (nämlich von dem karolingisch-barbarischen ut nach dem volumus des Vordersatzes), so läßt sich dieses von den Konjunktiven der mit et eingeleiteten Sätze des zweiten Hauptabschnittes weit weniger mit Gewißheit angeben (in dem letzten dieser vier Sätze fehlt außerdem noch das verbum finitum

[1]) Vgl. bes. Alfr. Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich. Halle 1864; Ders., Beiträge zur Capitularienkritik. Leipzig 1874. (Beide Werke sind stets passim zu vergleichen.)

überhaupt gänzlich!) Jener Notausweg, die Konjunktive von dem ut des ersten Hauptabschnittes abhängen zu lassen, steht uns allerdings auch hier im zweiten Abschnitte offen.

Wahrscheinlicher ist es jedoch — und damit kommen wir auf den Charakter des ganzen Kapitulars zu sprechen —, daß diese meist anaphorisch (an den Satz- oder Nebensatz-Anfängen) auftretenden et, et, et .... die Eigentümlichkeit der betreffenden Gattung von Verordnungen deutlich durchblicken lassen. Es handelt sich nämlich bei dem betreffenden Stücke nicht um ein ausgeführtes Gesetz (etwa gar: „mit Motiven"!), auch nicht einmal um einen Gesetz-Entwurf, sondern um eine fragebogenartige Kladde, die später mit Antworten versehen werden soll; also etwa um das, was man heute im politischen Leben eine „Enquête"[1]) nennen würde. Die „Enquête".

Ganz einig sind die Rechtsgermanisten untereinander bisher noch nicht darüber, welches der genaue Begriff von capitulare gewesen sei, im Gegensatz zu lex. Wir können hier natürlich nicht auf komplizierte Untersuchungen eingehen, wollen aber doch wenigstens versuchen, uns die Sache klar zu machen. Zwischen den Kapitularien selber ist dann auch noch eine Scheidung zu treffen.

Der eigentliche Ausdruck für capitulare war ursprünglich wohl: capitulum, Plur. capitula.[2]) Diese Bezeichnung rührt nach Waitz aaO. von der Kapitel-Einteilung her; dieselbe entspricht wohl unserer jetzigen Paragraphen-Einteilung, so daß wir uns in unserer Kapitularstelle ungefähr überall da das Paragraphenzeichen (§) vorangesetzt zu denken hätten (wenn es sich um eine moderne Gesetzesstelle handeln würde!), wo im Texte die Copula et auftritt. Der Name ist also (Waitz 600): „..... von der äußeren Form ....." genommen, und findet auf die verschiedenartigsten Aktenstücke Anwendung, Instruktionen, Berichte, Gutachten, namentlich jedoch alle Ausfertigungen, welche auf einem Reichstag vorgenommen sind und die sich auf die mannigfaltigen hier behandelten Geschäfte beziehen. Die Kapitel-Einteilung.

„Weitaus die wichtigsten sind die, welche den Charakter von Gesetzen an sich tragen, ..." Dementsprechend wird ebda. S. 602 ausgeführt, daß manche Kapitularien Karls nur „ermahnen" oder „empfehlen" wollen, und S. 605 heißt es, einige Kapitularien seien nur „Instruktionen" oder „Bescheide" gewesen, besonders für die Königsboten.

Die missi sind in unserem Kapitular im Schlußabschnitt (§ 37) erwähnt. An diese, die Königsboten also, nicht an die

[1]) Gütige Mitteilung von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Karl Gareis (früher in Königsberg, jetzt in München), dem ich auch sonst noch manchen wertvollen Hinweis verdanke.

[2]) Vgl. G. Waitz, Deutsche Verf.gesch. III², 1883, S. 399f.

Bischöfe, Äbte usw., sind derartige Kapitularien gerichtet. Die „beregten" Fragen sollen von den missis mit den Bischöfen, Äbten usw. besprochen werden; nach der Rückkehr von der Inspektionsreise haben die Königsboten schriftlich den Fragebogen auszufüllen, sich über die Enquête zu äußern. Deshalb sind solche vorläufigen Notizen, ganz naturgemäß, nicht sorgfältig stilisiert; sie enthalten meist nur abgerissene Sätze, in denen oft sogar das verbum finitum fehlt. Zu ergänzen ist in solchen Fällen stets: „Sie (nämlich die missi) sollen berichten darüber ... und darüber ... und darüber ꝛc."

Die Kapitel-Überschriften.

Die Stichwörter nun, welche die Gegenstände bezeichnen, über die von den Königsboten berichtet werden soll, diese Memorial-Substantive oder Motti sind also, aus praktischen Gründen oft anaphorisch auf die Anfänge der betreffenden Abschnitte verteilt worden. So beginnen z. B. in unserem Kapitular die Abschnitte 8, 28, 29 mit den Worten: De eulogiis, De iniustis teloneis, De manu leprosi. Diese Bezeichnungen oder Angaben sind geradezu als Kapitel-Überschriften aufzufassen. Ähnliche anaphorische Devisen finden sich in dem Kapitulare noch mehrfach.[1])

Merkwort und Motto.

Ganz die gleiche Bedeutung hat nun aber ein solches Merkwort auch da, wo es zufällig nicht im Anfange eines neuen Abschnittes auftritt, sondern durch eine Kopula noch mit dem voraufgehenden Abschnitte verknüpft erscheint. Dies ist nun offenbar der Fall in der vielumstrittenen Stelle (23, 19): et de pallore earum, propter sanguinis minuationem.

Die kulturhistorische Erklärung dieses Absatzes gehört in den zweiten, positiven Teil. Hier, im negativen Teile, sei vorläufig nur die stilistische Tatsache konstatiert, daß der genannte Absatz auch nicht im Geringsten mit dem voraufgehenden Passus in Verbindung zu setzen ist: et nullatenus ibi uuinileodes scribere vel mittere præsumant [sc. nonnanes]. Allerdings gehört ja auch die Erklärung von winileod in den positiven Teil, aber soviel läßt sich hier vorweg gleich sagen: das Merkwort winileod war von dem Motto pallor, dem Inhalt oder dem Sinne nach, ebensoweit getrennt, wie etwa die oben als Beispiel angeführte Stichwort-Überschrift: 8. De eulogiis von den anaphorischen Etiketten: 28. De iniustis teloneis oder: 29. De manu leprosi getrennt war. Oft fehlt hinter der Überschrift der Text.

Rudolf Kögel befand sich also ganz gewiß im Irrtum, wenn er (Pauls Grundriß II, 1 [1893] S. 170) jene Stelle folgendermaßen interpretierte: „Ich halte es nach dem Belegmaterial für zweifellos, daß unter den uuinileod zunächst nur Liebeslieder verstanden werden können. Es wird den Nonnen verboten, dergleichen zu schreiben

[1]) Vgl. z. B.: 2. De anachoretis; 9. De susceptione hospitum: 13. De ordinando abbate: 24. De calciamentis secundum Romanorum usum [!]: *etc.*

oder zu ſchicken, auch wohl [sic] ſich ſchicken zu laſſen, und ihre Bleichſucht wird mit der Sache [sic] in Verbindung geſetzt [sic; von mir geſperrt. U.]. Daraus ergibt ſich doch wohl [sic], daß der Geſetzgeber an Liebesgedichte, die zugleich als Liebesbriefe dienten, gedacht hat." — Keineswegs! Vor allen Dingen iſt das „zunächſt" falſch.

Kögel bekundet durch die hypothetiſche Form, in die er ſein Urteil kleidet („. . . wohl, . . . doch wohl . . ."), daß ihm nicht recht geheuer bei der „Sache" geweſen iſt. Dies wird noch beſonders durch eine Stelle ſeiner Lit. Geſch. veranſchaulicht (I, 1, [Straßb. 1894], 62), woſelbſt er die winileod als orationes amatoriae erklärt, als: „erzählende Lieder erotiſchen Inhalts, die man den Nonnen vorzuenthalten für zweckmäßig hielt." Hierbei ſtützt ſich Kögel auf Gl. 2, 100, 59: *plebeios psalmos:* cantica rustica et inepta *odo uuinileod odo scofleod;* eine Stelle, in der unſer Wort mit der offenbaren Benennung epiſcher Dichtungen (scofleod) zuſammengeſtellt worden iſt.[1])

Verſchärfung des Kögelſchen Urteils.

In der zweiten Auflage von Pauls Grundriß (VI. Literaturgeſch. 2. Abſchn. Althoch- und altniederdeutſche Lit. A. Poeſie) iſt das apodiktiſche Urteil Kögels (durch Wilhelm Bruckner?) womöglich noch verſchärft worden. Es heißt dort (II, 1 [1901], p. 69 f.; § 51. Uuinileod. [Unter: „B. Nationale Epik. 1. Spuren der Ballade."]), S. 70: „Ich halte es nach dem Belegmaterial für zweifellos, daß unter den uuinileod auf jeden Fall Gedichte erotiſchen Inhalts verſtanden werden müſſen. Es wird den Nonnen verboten, dergleichen aufzuſchreiben und zu verſchicken, natürlich auch ſich ſchicken zu laſſen [sic; von mir geſperrt. U.], und ihre Bleichſucht wird mit der Sache in Verbindung geſetzt. Die Stelle des Kapitulars ſteht übrigens mit den Gloſſen völlig im Einklang. Uini heißt zwar im ahd. auch sodalis (Hatt. I. 304[a]. Zſ. f. d. A. 5, 355), aber wenn auch nicht Williram in ſeiner Überſetzung des hohen Liedes gerade dieſes Wort für amicus und dilectus der Vulgata verwendete, und das zugehörige Femininum uuinia nicht ausſchließlich Geliebte, Gattin bedeutete, ſo würde doch die Verwandtſchaft des Wortes mit lat. Venus ind. vánas 'Luſt, Reiz' außer Zweifel ſtellen, daß dieſer Sinn der urſprüngliche iſt." (Das iſt aber, wie wir geſehen haben, ſehr fraglich; vielmehr ſcheint der Begriff sodalis, contabernalis, der Urbedeutung weit näher verwandt zu ſein als der Begriff amicus, dilectus. Vgl. o. S. 11 ff.).

Hätte Kögel, oder nach ihm Bruckner, das ganze Kapitular im Zuſammenhang geleſen, ſo wäre die Behauptung nicht aufgeſtellt worden, daß hier die Bleichſucht der Nonnen vom Geſetzgeber mit ihren Liebesbriefen in Verbindung gebracht ſei. Zur

[1]) Auch Lachmann hatte bekanntlich den winiliod die epiſche Form vindiziert, in dem Artikel: „Otfried", Erſch u. Gruber III, 7 (Leipzig 1836), 279[b] (= Kleine Schr. I [Berlin 1876], S. 463 unten.) Lachmann dachte an ſolche Stücke wie MF. 37, 4. (Ähnlich dann auch bei Bruckner.)

Befestigung dieser Hypothese wird bei Kögel-Bruckner (aaO. S. 69) der Interpunktion Gewalt angetan. Das Kolon zwischen den Worten: ‚mittere praesumant' und den Worten: ‚et de pallore earum' erscheint durchaus ungerechtfertigt. Es muß ein Komma oder ein Semikolon gesetzt werden; am besten aber wohl ein Punkt. Alle diese drei Arten von Satztonzeichen sind in dem unserer Stelle voraufgehenden Teile denn auch richtig bei Kögel-Bruckner verwendet worden; wovon man sich durch Nachlesen überzeugen möge. Nur in dem letzten Falle ist, wo das et auftritt, vorher ein Kolon gesetzt worden. Es muß also demnach geschrieben und gelesen werden: ‚. . . . , *et nullatenus ibi uuinileodos scribere vel mittere praesumant. Et de pallore earum, propter sanguinis minuationem.*' (Nicht, wie bei Kögel-Bruckner: ‚. . . . *scribere vel mittere praesumant: et de pallore earum.*')

Die Kopula ‚et'.

Am besten ist folgendes Verfahren: man läßt überall da, wo in derartigen Kapitularien die Kopula et auftritt (natürlich die Satz-, nicht die Wort-Kopula), im Druck einen neuen Absatz beginnen, durch Einrücken der Zeile.[1]) Unter „Satz-Kopula" verstehen wir das verbindende et zwischen Hauptsätzen, nicht zwischen Nebensätzen. Man wolle nicht einwenden, daß diese Unterscheidung schwierig durchzuführen sei; jeder Kundige wird sofort sehen, was gemeint ist. Unter „Hauptsatz" verstehen wir die mit Et eingeleiteten Sätze, die von dem voraufgeschickten ‚volumus ut' in erster Linie abhängig sind; unter „Nebensatz" die mit et eingeleiteten oder nec Sätze, die erst in zweiter Linie von jener barbarischen Floskel (volumus ut) abhängen. Diese letzteren Sätze wären dann etwa einzurücken, so daß die ganze Partie sich folgendermaßen präsentieren würde:

De monasteriis minutis, ubi nonnanes sine regula sedent,
volumus ut in unum locum congregatio fiat regularis,
*et episcopus praevideat ubi fieri possint (*scil. *congregationes).*

(Diese Schreibung, *possint* mit *n*, scheint doch wohl den Vorzug zu verdienen).

Et ut nulla abbatissa foras monasterio exire non praesumat
sine nostra jussione,
nec sibi subditas facere permittat;
et earum claustra sint bene firmata,
et nullatenus ibi uuinileodos scribere vel mittere praesumant.
Et de pallore earum, propter sanguinis minuationem.

---

[1]) Diese allein richtige Anordnung findet sich, wie so vieles andere Gute, nur beim alten Georg Heinrich Pertz (Mon. Germ. Legum Tom. I. Hannover 1835). Dagegen scheint allerdings bei Boretius die kritische Herstellung den Vorzug zu verdienen.

Nun wird man sagen: die letzte Bestimmung gehört noch mit zu den Verordnungen über die Nonnenklöster der minderen Regel; diese Bestimmung ist also mittels et an die voraufgehenden Paragraphen anzureihen, wie übrigens bereits der Passus: Et ut nulla abbatissa. Dies würde die Ansicht der Zweifler sein, welche die Unterscheidung von „Haupt-" und „Neben-Sätzen" in unserem Falle (und in allen ähnlichen Fällen, deren es sehr viele gibt!) für schwierig oder gar unmöglich halten.

Die Nebensätze.

Diese Ansicht gestattet nur Nebensätze; nach ihr wäre die Stelle so zu lesen:

De monasteriis minutis ubi nonnanes sine regula sedent

(gewissermaßen die Überschrift),

volumus ut (die Befehlsform. Es folgen die einzelnen, auf die Überschrift bezüglichen §§):

in unum locum congregatio fiat regularis,
et episcopus praevideat ubi fieri possint;
et ut nulla abbatissa foras monasterio exire non praesumat sine nostra jussione,
nec sibi subditas facere permittat;
et earum claustra sint bene firmata;
et nullatenus ibi uuinileodos scribere vel mittere praesumant;
et de pallore earum, propter sanguinis minuationem.

Die Hauptsätze.

Dem gegenüber könnte man aber, mit dem gleichen Rechte, den Spieß herumdrehen und sich nur auf Hauptsätze einlassen; wenigstens überall da, wo die Kopula et (Et) auftritt. Das Schriftbild des betreffenden Abschnittes wäre dann wiederum ein ganz anderes, nämlich folgendes (konsequenter Weise wird nun auch die Überschrift als Hauptsatz gefaßt; d. h. sie bekommt am Schlusse einen Punkt):

De monasteriis minutis ubi nonnanes sine regula sedent.
Volumus ut:
in unum locum congregatio fiat regularis.
Et episcopus praevideat ubi fieri possint.
Et ut nulla abbatissa foras monasterio exire non praesumat sine nostra jussione,
nec sibi subditas facere permittat.
Et earum claustra sint bene firmata.
Et nullatenus ibi uuinileodos scribere vel mittere praesumant.
Et de pallure earom, propter sanguinis minuationem.

Der Mittelweg.

Vielleicht läßt sich aber zwischen den beiden extremen Prinzipien der durchgeführten Neben- und Hauptsätze ein gesunder Mittelweg einschlagen. Offenbar gehören einige Sätze enger zusammen, andere nur lose. Das Kapitular verbietet den nichtregulierten Nonnen, anachoretisch als reclusae zu leben.

Angeordnet wird die Koinobiose. Es folgen also sichtbarlich aufeinander: 1. Zusammenscharung an einem Orte, mit Hilfe des Bischofs. 2. Die Anlage von sicher befestigten Nonnenklöstern. Diese Klöster müssen ganz besonders vor Einbruchsdiebstählen und räuberischen Überfällen behütet werden, da sie des männlichen Schutzes großenteils entbehren. Man schneidet die Insassen daher von der Außenwelt ab; selbst die Äbtissin darf ohne höheren oder höchsten Auftrag das Kloster nicht verlassen. (Diese Maßregel verfolgt also sicherheitspolizeiliche Zwecke für Personen und Eigentum, nicht etwa sittlich-moralische. Man denke an den Klosterschatz, an die Gefäße und Meßgewänder! Auch soll das Desertieren der Novizen durch diese Maßregel verhindert werden.) 3. Volkslieder sind verboten, schriftliche wie mündliche. 4. Wie steht es mit der Bleichsucht? Nach der Enquête wird der Aderlaß reguliert werden. Es ist „anher" Bericht zu erstatten.

Die vier Hauptgruppen.

Nehmen wir diese vier Hauptgruppen an, so sieht die Stelle folgendermaßen aus:

De monasteriis minutis ubi nonnanos sine regula sedent.

Volumus ut:

1. In unum locum congregatio fiat regularis, et episcopus praevideat ubi fieri possint.

2. Et ut nulla abbatissa foras monasterio exire non praesumat sine nostra jussione, nec sibi subditas facere permittat, et earum claustra sint bene firmata.

3. Et nullatenus ibi uuinileodos scribere vel mittere praesumant.

4. Et de pallore earum, propter sanguinis minuationem.

Die genauere kulturhistorische Erläuterung dieser vier Abschnitte, insonderheit des dritten und vierten, wird im zweiten, positiven Teile der Abhandlung zu erfolgen haben.

Der „Entwurf".

Vorläufig gilt es jedoch, die „brouillonartige Natur" (oder den „entwurfartigen Charakter") des in Rede stehenden Kapitulars juristisch, resp. staatsrechtlich, gegen alle Zweifel siegreich zu verfechten. Es gibt bereits eine ganz stattliche Literatur über diesen einzelnen Fall, wie namentlich auch über die ganze Gattung der Kapitularien im allgemeinen.

Die ‚Capitularia missorum'.

Boretius aaO. („Die Capitularien im Langobardenreich") gibt S. 15—18 eine Dreiteilung, welche lange Zeit unangefochten geblieben ist: 1. Capitula legibus addenda, resp. addita (Volksrecht mit immerwährender Giltigkeit). 2. Capitularia missorum („aphoristisch gehaltene Instruktionen der missi"). 3. Capitularia per se scribenda (Reichs- oder Königsrecht, mit Geltung für den Einzelfall: decreta, praeceptiones, edicta, constitutiones, epistolae). Die zweite Gattung (capitularia quasi causa

memoriae scripta) wurde zuerſt von Waitz[1]) in ihrer Eigenart richtig erkannt. Vordem glaubte man in ſolchen Kapitularien Auszüge von verloren gegangenen Kapitularien vor ſich zu haben, oder aber nur (ſpäter dann verworfene) Entwürfe (propositiones) von Verordnungen, die, wie geſagt, überhaupt nicht oder in anderer Weiſe zuſtande gekommen waren.

Die erſte Gattung.

Offenbar iſt die erſte Gattung weitaus die wichtigſte. Ihre außerordentliche Bedeutung ſcheint bereits, rein äußerlich betrachtet, daraus hervorzugehen, daß zu ihrer Benennung das simplex verwendet wird (capitulum, plur. capitula), während für die zweite und dritte Klaſſe bei der Nomenklatur das Deminutivum Verwendung findet (capitulare, plur. capitularia). Als eigentliches Deminutivum können wir dieſe letztere Bildung allerdings wohl kaum in Anſpruch nehmen. Aber auch die Derivativbildung — denn eine ſolche haben wir zweifellos hier vor uns — iſt ſprachgeſchichtlich jünger und daher weniger wertvoll als das simplex. Das Wort capitulare ſcheint das Neutrum des Adjektivums capitularis zu ſein; zu ergänzen iſt etwa: edictum, propositum oder dergleichen. Die erſte Gattung repräſentiert Verordnungen mit Geſetzeskraft; in der zweiten und dritten Klaſſe fehlt noch die allerhöchſte Beſtätigung, von ſeiten des Geſetzgebers. Ziehen wir einen Vergleich aus dem Gebiete der bildenden Künſte heran, ſo entſpricht etwa die erſte Klaſſe einer Gemälde-Galerie, die zweite einer Skizzenſammlung, die dritte einer Kollektion von ſog. „Studien" oder Vorarbeiten.

Das Dreiklaſſenſyſtem.

Die Terminologie, welche Boretius bei ſeinem „Dreiklaſſenſyſtem" verwendet, wird von ihm zurückgeführt auf eine aus dem Jahre 817 überlieferte ähnliche Terminologie Ludwigs des Frommen, welche im weſentlichen ſogar bereits ganz die gleiche iſt. Schon im Anfang des 9. Jahrhunderts alſo führte man die genannte Unterſcheidung nach den drei Rubriken ſtreng durch.

Georg Beſeler.

Dieſem Reſultate widerſprach Georg Beſeler,[2]) indem er behauptete, zwiſchen den capitula legibus addenda und den capitula per se scribenda habe prinzipiell ein Unterſchied nicht beſtanden; beide Arten von Kapitularien ſeien mit Geſetzeskraft ausgeſtattet geweſen. Daneben habe jedoch eine zweite Gattung ſelbſtändig exiſtiert: nämlich ſog. „Ausführungs-Verordnungen", die einſeitig, d. h. nur vom Könige erlaſſen wurden; zu dieſer zweiten Gattung hätten hauptſächlich die capitula missorum gehört.

Die „Ausführungs-Verordnung".

---

[1]) Der dritte Band ſeiner „Deutſchen Verfaſſungsgeſchichte" erſchien in erſter Auflage: Kiel 1860. Vgl. daſ. S. 504, Anm. 1: „Excerpte zum Privatgebrauch" (im Gegenſatz zur „offiziellen Redaktion".)

[2]) Die Geſetzeskraft der Capitularien. Berlin, Weidmann, 1871, S. 25. (S. A. aus: „Feſtgaben für Homeyer".)

Die „Zeugnisse der Verwaltungspraxis".

Dem gegenüber hielt Boretius in der bereits genannten zweiten größeren Schrift[1]) seine alte Behauptung aufrecht und stützte sie durch neue Gründe. Das Buch zerfällt im wesentlichen in 2 Abschnitte: I. Lex und Capitulare, S. 1—67; II. Die Wehrpflicht unter den Karolingern, S. 69—147. Es folgt dann noch ein dritter, kürzerer Abschnitt, betitelt: Die Capitularien über das Heerwesen, S. 149—169. Uns interessiert hier naturgemäß besonders der Abschnitt I, woselbst S. 4 die Capitularia missorum als „Zeugnisse der Verwaltungspraxis" charakterisiert werden, die man höchstens nur teilweise und vor allen Dingen stets nur mittelbar als Quellen der Erkenntnis des dauernden Rechtszustandes anzusehen habe. „Denn es ist natürlich", sagt Boretius a. a. O., „ein großer Unterschied, ob eine Bestimmung nur als Anordnung für ein einzelnes Jahr oder einen einzelnen Fall, oder aber ob sie als dauerndes Recht gefaßt und verstanden wird".

Boretius contra Beseler.

Im Folgenden wendet sich Boretius dann speziell gegen Beseler, dessen Irrtum jedoch verzeihlich zu sein scheint, da nach Boretius (S. 30 f.) in diesem Punkte schon seit den Karolingerzeiten eine große Unklarheit geherrscht hat. „Es ist mir ziemlich wahrscheinlich", heißt es dort, „daß schon dem Abte von St. Wandrille" [gemeint ist Ansegis(us) de Fontanella, der Landwirtschaftsminister Karls des Großen] „der Unterschied von Lex und Capitulare nicht mehr klar gewesen ist". Man wird also Beseler keinen Vorwurf daraus machen können! — Im allgemeinen gibt Boretius der Vermutung Raum, daß unter lex Stammesrecht zu verstehen sei, unter dem capitulare Reichsrecht. Von den Kapitularien sind die wichtigeren die capitularia legibus addenda; diese werden, unter Zustimmung des Volkes, auf dem Reichstage vom Könige mit den geistlichen und weltlichen Würdenträgern beraten. Dagegen unterliegen die capitula per se scribenda (ähnlich wie die sog. notitiae)[2]) der einseitigen Abänderung durch den princeps (ohne Zustimmung des Volkes); was bei der lex nicht der Fall ist.

Rudolf Sohm.

Diese Theorie, wie sie Boretius aufstellte, wurde im wesentlichen von den Staatsrechtslehrern akzeptiert; zuerst wohl von Rudolf Sohm.[3]) Allerdings hielt Sohm noch irrtümlicherweise, lex für Volksrecht, capitulare für Königsrecht.

---

[1]) Beiträge zur Capitularienkritik. Leipzig 1874. (Heinrich Brunner gewidmet.) — Vgl. o. S. 32. Anm. [1]). —

[2]) Dürfen wir danach das capitulum per se scribendum (und auch die notitia) etwa übersetzen durch: „Kabinets-Ordre"? (Zur Byzantinerzeit hat dann allerdings später notitia eine andere Bedeutung; vgl. notitia dignitatum = „Rangliste".)

[3]) Die altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung. I. Die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung. Weimar 1871, S. 182 ff.

Noch schärfer präzisiert wurde die Fassung der genannten siegreichen „Dreiklassen-Hypothese" dann durch einen Franzosen, Marcel Thévenin.[1]) Zu den Ausführungen dieses Gelehrten bemerkt jedoch Waitz (Dtsche. Verf.gesch. III² [Kiel 1883], 615[1])), daß der Unterschied zwischen leges und capitula hier zu scharf aufgefaßt und formuliert sei. Mit Unrecht sage Thévenin: die leges seien ewig gewesen, die capitula hätten dagegen von vornherein das Prinzip des Todes in sich getragen. Allerdings hatten, so bemerkt dazu Waitz, die leges, wie sie unter Karl aufgezeichnet waren, hohe Bedeutung und Heiligkeit, auch für den Richter; indessen seien die capitula keineswegs ganz belanglos gewesen. Im allgemeinen äußert sich aber Waitz über die Arbeit von Thévenin sehr anerkennend. Marcel Thévenin.

Von den capitula per se scribenda lassen sich die capitula missorum oft nur schwer unterscheiden. Oft gibt aber die mehr abgerissene äußere Form den Ausschlag, sich für die letztere Gattung zu entscheiden; oft auch der Inhalt. Bei diesem zweiten Punkte ist allerdings große Vorsicht geboten; vergleiche Waitz aaO. III² (Kiel 1883), 612: „Eine bestimmte Unterscheidung zwischen dem Inhalt der Capitularien der einen oder andern Art ist in dieser Zeit [Anfang des 9. Jahrh.] nicht zu machen".[2]) Um wieviel weniger also noch am Ende des 8. Jahrh.! (Unser Kapitular ist datiert vom 23. März 789). Form und Inhalt.

Der oben S. 39 verwendete Ausdruck „Enquête" (mit solchen modernen Ausdrücken muß man bekanntlich äußerst vorsichtig umgehen!) findet sich bereits (1878) bei dem Franzosen Thévenin, aber offenbar in einem Zusammenhange, der sich nicht direkt auf die capitula missorum bezieht. Es heißt bei dem Genannten (aaO. S. 143): „De cette enquête, les *legislatores* rapportent une série de dispositions qu'ils soumettent à l'assemblée de la gens". Gemeint ist also eine „Umfrage" der Regierung. Auf Grund dieser Umfrage werden von seiten der Regierung die neuen Gesetzes-Entwürfe vorgelegt. Diese Umfrage braucht aber, wie gesagt, nicht gerade durch die capitula missorum zu geschehen; oder doch wenigstens nicht ausschließlich durch diese allein. Nochmals die Enquête. Die „Umfrage".

[1]) Lex et Capitula. Contribution à l'histoire de la législation Carolingienne. (Mélanges publiés par la section historique et philologique de l'école des hautes études pour le dixième anniversaire de sa fondation.) Paris 1878. (Bibliothèque de l'école des hautes études. No. 35). p. 137—155.

[2]) Dazu bemerkt Waitz aaO. in einer Anm. [612⁴]: „Auch die Unterscheidung von Mably [wo?] II. S. 305 zwischen [613] capitulaires legislatifs und solche [sic], qui n'ont été que des reglements provisionnels läßt sich nicht allgemein durchführen, da oft Bestimmungen der einen und andern Art nebeneinander stehen. Nur die wirklichen *Capitula missorum* ließen sich unbedingt zu den letztern rechnen. [Von mir gesperrt. U.].

Die „Enquête", ganz allgemein, kann auch auf anderem Wege zustande kommen; also quasi privatim!

Fustel de Coulanges.

Seine eigenen Wege geht ein anderer Franzose, Fustel de Coulanges,[1]) in seiner Abhandlung: De la confection des lois aux temps des Carolingiens. Anknüpfend an ein Wort Karl des Kahlen (‚Lex fit consensu populi et constitutione regis') untersucht Fustel de Coulanges die Frage, ob unter den Karolingern Absolutie oder Demokratie, Königsrecht oder Volksrecht geherrscht habe. Mit Nachdruck entscheidet sich der Autor für das Erstere (S. 19): ‚Les actes legislatifs émanent toujours du prince seul et nulle assemblée nationale ne les discute.' Allerdings beschäftigt sich Fustel de Coulanges mehr mit Ludwig dem Frommen als mit Karl dem Großen; wir stehen demnach also im Anfang des 9. Jahrh. Für diese Zeit setzt er zwei Arten von Kapitularien an (also wieder eine „Zwei-Klassen-Hypothese"!); vgl. aaO. S. 19: ‚On distingue parmi les capitulaires de Louis [*le Pieux*] ceux qui sont des simples instructions adressées à ses missi ou à ses comtes, ***capitula missis data,*** et ceux qui sont de véritables actes legislatifs, ***capitula quae pro lege habenda sunt;*** . . . . .; les uns comme les autres émanent du prince seul.'

Die Dreiteilung des Boretius.

Die Dreiteilung des Boretius hatte für uns also ergeben: 1. Capitula legibus addenda (Ergänzung der Volksrechte); 2. Capitula per se scribenda (geschriebenes Königsrecht) und 3. Capitula missorum (Instruktionen für die Königsboten). Der Übergang von der zweiten zur dritten Klasse scheint ein ganz allmählicher gewesen zu sein und ist deshalb oft nur schwer erkennbar. Es gab nämlich capitula missorum, die nach Inhalt und Form sogleich Verwendung als „geschriebenes Königsrecht" finden konnten. Andere jedoch — und zwar vermutlich bei weitem der überwiegende Teil — offenbaren sich wiederum nach Inhalt und Form, lediglich als Instruktionen, die den Königsboten als Anhaltspunkte dienen. Sie werden ihnen regelmäßig mitgegeben, aus Anlaß der Entsendung in ihre missatischen Sprengel.

Heinrich Brunner.

So stellt Heinrich Brunner das Verhältnis dar.[2]) Er sagt aaO. I, 582): „Diese [die zweite, zahlreiche Klasse der capitula missorum] sind oft nichts anderes wie [sic] schriftliche Notizen zur Fixierung mündlicher Instruktionen und enthalten manchmal nur ein dürres Verzeichnis der Punkte, auf welche der Missus bei Bereisung des Sprengels sein Augenmerk zu richten hatte. Daneben finden sich Kapitularien, die sich zwar an die Missi wenden, aber nicht bloß für sie berechnet sind, sondern von ihnen

[1]) Revue historique. Deuxième Année: Tome troisième. Paris 1877. 1. Janvier-Février. S. 5—30. (Im Zitat bei Dahn [s. u. S. 48, Anm. 2)] steht eine römische III: diese Zahl bezieht sich also auf den Band, nicht auf den Jahrgang.)

[2]) Deutsche Rechtsgeschichte. I. II. Leipzig 1887. 92. (Karl Binding, Systematisches Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft, II. 1, 19).

verkündigt werden sollen, um allgemeine Beachtung zu finden, oder ihnen als Vollmacht dienen sollen für die Maßregeln, deren Durchführbarkeit ihnen aufgetragen wurde".

Für seine Vermutung, daß jene Notizen oft die schriftliche Fixierung mündlicher Instruktionen repräsentiert hätten, stützt sich Brunner auf eine Stelle im Capitulare I bei Boretius (145): ‚Nam et hoc antea vobis *ore proprio* iniunximus et nequaquam intellexistis.' Hier sehen wir den König als Gesetzgeber direkt mit seinen Boten verkehren und ihnen eine Rüge erteilen.

Instruktion und Vollmacht.

Gehört nun unser Kapitular (Nr. 23) zu dieser Gattung der „Instruktionen", oder ist es jener Klasse der capitula missorum beizugesellen, die uns dieses Institut als eine „Vollmacht" erscheinen läßt und so dem „geschriebenen Königsrechte" an die Seite stellt? Die Frage ist schwierig.

Unser Kapitular ist die typische Instruktion.

Boretius entscheidet sich ohne Rückhalt für die Instruktion. Ja, er zieht das Kapitular Nr. 23 sogar als typisch heran für die genannte Gattung, als typisch also für die überwiegende Zahl jener capitula missorum.[1]) Der Charakter einer solchen Instruktion ergibt sich hier besonders aus dem letzten Artikel (37): *‚Et omnino missis nostris praecipimus, ut bona, quae aliis per verbum nostrum docent facere, factis in se ipsis ostendant.'* Daraus darf man wohl mit Recht schließen, daß alles Voraufgehende eben die Instruktion ausmacht. Es widerspricht dieser Annahme kaum (was man geltend machen könnte!) der Eingangstenor einiger Abschnitte; wie z. B. 19. *volumus*. 26. *prohibemus. Et praecipimus*. Wir haben uns zu denken, daß diese Worte ebenfalls an die missi gerichtet sind; nicht etwa an das Volk, wie man vermutet hat![2]) Dies wäre ganz verfehlt.

Die beiden Hälften.

Sehr bemerkenswert scheint der Umstand zu sein, daß unser Kapitular Nr. 23 sich in zwei (an Umfang einander ziemlich gleiche) Hälften zerlegt; wie schon die Überschrift besagt: (Nr. 23.) *Duplex legationis edictum.* (789. *m. Martio* 25). Die erste Hälfte umfaßt die §§ (oder Abschnitte) 1—16; sie enthalten in Brouillonform kurze Hinweisungen auf die Regel des heiligen Benedikt. Diese Hinweisungen wurden den missi wohl zur Überwachung der Regel an die Hand gegeben. Der zweite Teil, die Abschnitte (oder §§) 17—37 umfassend, berührt geistliche und weltliche Angelegenheiten verschiedener Art; einige nur ganz kurz, andere wieder ausführlicher. Drei Mal werden die missi erwähnt.

[1]) Die Capitularien im Langobardenreich, S. 68; vgl. von demselben, Beiträge zur Capitularienkritik, S. 94—99.

[2]) Vgl. Boretius, Gött. Gel. Anz. 1884 S. 728. — Wir bedienen uns im Folgenden zum Teil der eigenen Ausdrücke des Boretius (da sie unseres Erachtens den Kern der Sache treffen), ohne stets die betreffenden Worte in Gänsefüßchen zu setzen.

Dieses zweite Stück, teilweise ebenfalls in Brouillonform abgefaßt, ist nach Boretius ebenso alt wie das erste Stück und gehört aufs engste mit ihm zusammen. (Also muß das erste Stück auch vom gleichen Tage wie das zweite Stück, nämlich vom 23. März 789 datiert werden?)

Der ältere Pertz.

Mit dieser Hypothese, die Zusammengehörigkeit der beiden Hälften betreffend, stellte sich Boretius in offenbaren Gegensatz zu dem älteren Pertz, welcher die beiden Hälften auf das Entschiedenste trennte und die erste Hälfte (mit der datierten Überschrift) dem Schlusse des voraufgehenden Kapitulars anfügte.[1]) Dieses voraufgehende Kapilular, das bei Boretius als ‚Admonitio generalis' auftritt (es ist Nr. 22), trägt bei Pertz die Bezeichnung: ‚Capitulare ecclesiastum' und ist datiert vom Jahre 789.

Georg Waitz.

Der Pertzischen Anordnung ist dann auch Georg Waitz gefolgt.[2]) Gegen Boretius wandte sich derselbe bald darauf noch an einer andern Stelle, nämlich in der Selbstanzeige der zweiten Auflage des vierten Bandes der „Deutschen Verfassungsgeschichte": wiederum in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", vgl. ob. S. 43 Anm.[2]), diesmal vom Jahre 1885, und zwar in der Nummer 8, vom 15. April, S. 321 ff. Daselbst handelt Waitz: „Über sog. *Capitularia missorum* und die sog. *admonitio generalis*" (als Nachtrag zu: Dtsche. Verfgesch. III[2], 482 ff.) und betont ausdrücklich, daß ein Schriftstück, in welchem die missi erwähnt werden, auf keinen Fall als Instruktion anzusehen sei. Vgl. ib. 322 f.: „War ein solches Aktenstück nur für Missi bestimmt, so war es unnötig, ja unpassend, in einzelnen Artikeln, wie hier erst gegen das Ende,[3]) ihrer Erwähnung zu thun: *De eo quod missi nostri providere debent.* Man hat, glaube ich, keinen Grund, für andere Bestimmungen [d. h. andere als die für die Königsboten bestimmten!], welche sich auf Bischöfe, Äbte, Mönche, Nonnen beziehen, von den Altären, Glocken der Kirchen handeln, die Missi einzuschieben und alles als von ihnen auszuführen oder anzuordnen zu betrachten".[4])

Richard Schröder.

Auf die Resultate von Waitz hat sich dann im wesentlichen Richard Schröder gestützt (in seinem „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte", Leipzig 1889 u. ö.). Wir erfahren (aaO. 133 f.;

---

[1]) Mon. Germ. Hist. Legum Tom. I. Hannover 1855. (Pertz ist auch hier wieder in der Anordnung zuverlässiger als Boretius!)

[2]) Zunächst: Deutsche Verf.gesch. III[2], Kiel 1883, S. 485. Vgl. dazu abermals ob. S. 45 die Anm. [2]).

[3]) In unserem in Rede stehenden duplex legationis edictum (vom 23. März 789; Boretius I. 64) werden die missi erst in den §§ 27, 55 und 57 erwähnt.

[4]) Jetzt am bequemsten bei Georg Waitz, Gesammelte Abhandlungen, hrsg. v. Karl Zeumer, Bd. I. (Zur deutschen Verfassungs- u. Rechtsgeschichte), Göttingen 1896, S. 396; vgl. 405.

zum Teil nach Waitz 3, 482 ff.), daß Karl d. Gr. das ganze Reich in sog. „Inspektionsbezirke" (missatica oder legationes genannt) hatte einteilen lassen. Diese Bezirke wurden aber „im Laufe der Zeit vielfach verändert". Die Verwaltungspraxis betreffend, so heißt es dort (aaO. S. 314): „Für jeden Bezirk wurden mehrere Königsboten, in der Regel zwei, zu gemeinsamer Amtswaltung ernannt, meistens ein weltlicher und ein geistlicher". Der letztere war wohl oft ein Bischof, der erstere könnte eventuell zuweilen ein Graf gewesen sein. Jedoch ist das volksrechtliche Institut des grâvio hier wohl kaum heranzuziehen, ebensowenig wie der Herzog. Denn mit Recht weist Schröder darauf hin, daß die Erteilung von schriftlichen Instruktionen an die Königsboten, also die Ausfertigung solcher capitula missorum, ein „Amtsrecht des Königsbannes" gewesen sei. Graf und Herzog hatten aber ihre selbstständige Gerichtshoheit. — Wir erfahren ferner, daß die missi auf ein Jahr ernannt wurden, daß ihre Amtstätigkeit aber häufig über diese Frist hinaus verlängert wurde. Vor dem Amtsantritt erhalten die missi ihre Instruktionen schriftlich; es sind das eben die capitula missorum. Ludwig der Fromme bildete die Einrichtung weiter aus; man vergleiche seine Commemoratio missis data vom Jahre 825.[1]) Zum Zwecke der Königsboten-Instruktion wurde eine Zusammenkunft im Monat Mai festgesetzt. Vielleicht also fanden diese Instruktionen im Anschlusse an das sog. „Maifeld" statt. Mit diesen Instruktionen der missi scheint auch ein ‚Legationis capitulum' (v. J. 826?) in einem gewissen Zusammenhange zu stehen.[2]) Genügend aufgeklärt sind alle diese Beziehungen bisher noch keineswegs.

Die „Inspektionsbezirke".

Einen tüchtigen Schritt aber sind wir dann vorwärts gekommen durch die wertvolle Arbeit von Seeliger,[3]) welcher die ganze Frage einer gründlichen Nachprüfung unterzog. Dabei ist unser in Rede stehendes Kapitular häufig als typisch erwähnt und mit neuen Streiflichtern, von ganz neuen Gesichtspunkten, beleuchtet worden.

Gerhard Seeliger.

Es sei uns zunächst gestattet, das Wichtigste aus dieser neuen Theorie, die Natur der Kapitularien im allgemeinen betreffend, übersichtlich zusammenzustellen und uns dabei zum Teil der eigenen Worte des Autors zu bedienen. An zweiter Stelle wollen wir dann sehen, wie sich der Autor das Kapitular 23 vorgestellt hat.

---

[1]) Bei Boretius I, 308.

[2]) Ebda. 309 f. — In der vierten Auflage der Schröderschen Rechtsgeschichte (Leipzig 1902); vgl. über die Königsboten die Stellensammlung im Register S. 944[a].

[3]) Dr. Gerhard Seeliger, Die Kapitularien der Karolinger. München 1893. (Der Verf. war damals Privatdozent in München; er wurde später Professor in Leipzig). Vgl. ob. S. 31.

Voraufgeschickt muß werden, daß Seeliger's Polemik gegen Boretius zum Teil also auch gegen Waitz gerichtet ist; es wird unter anderem auch die „Drei-Klassen-Theorie" bekämpft.

Die diplomatische Sonderstellung der Kapitularien.

Die Kapitularien sind mit den leges garnicht zu vergleichen, sondern sie nehmen eine „diplomatische Sonderstellung" ein.[1]) Wesentlich sind ganz besonders die folgenden Unterschiede.

Die Kapitularien sind zwar stets „Erzeugnisse der Kanzlei" (aaO. S. 23), aber sie haben kein Siegel (24); jedoch tragen sie in einzelnen Fällen die königliche Unterschrift (25), manu propria.

Vor allen Dingen (und das ist sehr wichtig!) sind die Kapitularien keine Urkunden (26), wenigstens nicht im gewöhnlichen staatsrechtlichen Sinne; sie haben eine andere Funktion im Staatsleben als die Urkunden (26f.).

Sie sind Hilfsmittel für die Beamten.

Die Urkunden sollen Zeugnis für einen königlichen Willens-Akt ablegen; die Kapitularien sind Hilfsmittel für die Beamten. Doch haben manche Kapitularien auch noch als Urkunden zu fungieren. Das sind aber Fälle, die für uns hier nicht weiter in Betracht kommen.

Das Gesamt-Ergebnis wird auf S. 56 kurz dahin zusammengefaßt, daß es nicht statthaft sei, diese oder jene Gruppe von Kapitularien etwa als höher berechtigt anzusehen als irgend eine andere. Damit fällt der Unterschied zwischen den capitula legibus addenda und den capitula per se scribenda ganz von selber hinweg. Aus der „Drei-Klassen-Hypothese" wird eine „Zwei-Klassen-Hypothese"; denn es scheint, als ob Seeliger geneigt ist, den Begriff der ‚Capitula missorum' prinzipiell beizubehalten.

Diese Capitula missorum finden wir im III. Abschnitt behandelt (S. 57—82), und hier fußt der Verfasser hauptsächlich auf der Darstellung des Boretius. Seine Fixierung des Begriffes deckt sich also zum Teil auch mit den Resultaten von Waitz und Schröder. Wir hören also hier wiederum, daß diese Kapitularien nicht die Gesetzgebung betrafen, sondern die Verwaltung, die „Rechtsanwendung"; sowie auch, daß die Amtsdauer der Königsboten meist nur eine einjährige war. Somit kommen wir scheinbar nicht vorwärts, aber nur scheinbar.

Die gemischten Kapitularien.

Hier ist nämlich der Fortschritt gegen Boretius und seine Nachfolger darin zu erblicken, daß Seeliger für die Annahme gemischter Kapitularien plädiert. Das ist ein glücklicher Ausweg aus einem endlosen Labyrinthe! Hoffentlich werden die Staatsrechtslehrer imstande sein, diese Hypothese durch entscheidende Belege immer mehr zu befestigen.

---

[1]) Vgl. Th. Sickel, Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata I. Wien 1867, p. 407—18.

Boretius hatte im inneren Texte der Capitularia missorum eine Unterscheidungslinie zu ziehen versucht zwischen der General-Instruktion und der Spezial-Instruktion. Die Ausdrücke capitularia generalia und specialia sind gut bezeugt. Dieser Versuch erwies sich jedoch als ein Notbehelf; ebenso der Versuch, unter den missi, die in einem und demselben Kapitular genannt werden, die Königsboten verschiedener Gebiete zu verstehen. Namentlich diese letzte Erklärung scheint eine richtige Verlegenheits-Erklärung gewesen zu sein. Immerhin wurde durch solche (und ähnliche!) Interpretationen immer nur wieder auf's neue der Beweis erbracht, daß die Natur der Kapitularien noch nicht endgiltig klargelegt worden sei. Anderen Falles hätten sich doch gewiß derartige Übersetzungs-Schwierigkeiten, bei der mindestens relativ einfachen Beschaffenheit der lateinischen Original-Sätze und -Ausdrücke, unmöglich einstellen können.

Die beiden Klassen Seeligers.

Seeliger schied nun (S. 68) zwischen: 1. Arbeitsprogrammen für die ausgesendeten Königsboten, also Instruktionen; und: 2. sog. „Zwischen-Instruktionen"; das sind Antworten auf Anfragen der im Missatsprengel weilenden Königsboten. (Zur ersten Gattung gehört z. B. das Kapitular Nr. 151 bei Boretius, zur zweiten die Nr. 152 ebda.). Dies sind also zwei scharf getrennte Gattungen.

Die eigentlichen gemischten Kapitularien bilden aber eine dritte Klasse für sich allein. Es sind das die sog. capitularia missatica; d. h. solche, die zwar vorwiegend Anweisungen für Königsboten, daneben aber auch andere Vorschriften und Bestimmungen enthalten. Über den Grund dieser scheinbar so nachlässigen Anordnung fehlt es unseres Wissens bisher noch an befriedigenden Erklärungsversuchen; doch wird die Ursache dafür jedenfalls wieder in der „Verwaltungspraxis" zu suchen sein. Begnügen wir uns also vorläufig mit der bloßen Annahme solcher „gemischten Instruktionen"; d. h.: rechnen wir einmal mit der bestimmten Voraussetzung, daß es eine derartige Institution wirklich gegeben habe.

Boretius (Beiträge usw. S. 97) hatte nun unser Capitulare (Nr. 23) als Instruktion aufgefaßt, und hierin widerspricht ihm Seeliger (aaO. S. 68f.): „Bei C. 23 . . . [und auch bei den C.C. 46, 53, 62, 83, 148] scheint mir die Zuweisung in die Klasse der Instruktionen nicht hinreichende Anhaltspunkte zu besitzen". Dabei stützt sich Seeliger (aaO. Anm. [1]) auf die Autorität von Waitz, der einige Male[1]) deutlich den Grundsatz aufgestellt hatte: „Wenn in einem Kapitular *missi* erwähnt werden, so ist das ein direkter Beweis dafür, daß das betreffende Schrift-

[1]) Dtsche. Verf.gesch. III², 483f.; vgl. Gött. Gel. Anz. 1885, S. 323.

stück nicht für sie bestimmt ist". Diesem Prinzipe hatte Boretius sich nicht anschließen können.[1]) Namentlich das Kapitulare Nr. 23 meinte er schon deshalb als eine „Instruktion" ansehen zu müssen, weil es in so sehr vielen Hss. überliefert ist. Diese Erscheinung glaubte Boretius dadurch erklären zu dürfen (Beiträge usw., S. 97), daß das betreffende Kapitular vermutlich direkt an eine Legislation angeschlossen worden sei (weniger wohl an einen Reichstag). Seeliger schwankt, wie gesagt, bei Nr. 23 (und den genannten übrigen Nummern), ob dieselben in die Klasse der „Instruktionen" zu verweisen seien oder nicht. Von den Nrn. 33, 40, 43, 44, 48, 63, 64, 65 aber sagt er direkt und bestimmt (aaO. S. 69), daß hier die Bezeichnung: Capitula missorum nicht angebracht sei. Diese Nummern sind also keine „gemischten Instruktionen", aber auch keine „Arbeitsprogramme", „Instruktionen" oder „Zwischeninstruktionen"; kurz: — sie sind überhaupt nicht für Königsboten bestimmt!

Man wolle sich davor hüten, die ‚capitula missorum' mit den ‚capitula missatica' zu verwechseln. Unter Umständen können beide Bezeichnungen allerdings wohl einmal identisch sein und Gleiches bedeuten. Im allgemeinen jedoch (wenigstens scheint das die Quintessenz der Studien von Boretius, Waitz und Seeliger zu sein!) ist die Gattung der capitula missatica als dritte Unterabteilung der capitula missorum anzusehen. Wir hätten sonach folgendermaßen zu klassifizieren.

Die richtige Klassifikation.

Die Instruktionen für die Königsboten (capitula missorum) zerfallen in drei Klassen, nämlich: 1. Arbeitsprogramme (die eigentlichen Instruktionen); 2. Zwischen-Instruktionen; 3. gemischte Instruktionen (capitula missatica). Auch hier ergäbe sich dann wiederum eine sog. „Drei-Klassen-Hypothese"! Doch ist diese Scheidung sicherlich in der Praxis der karolingischen Verwaltungsbeamten keine so scharfe gewesen, wie in der Theorie der modernen Rechtsjuristen! —

Felix Dahn.

Einen gesunden Mittelweg scheint unlängst Felix Dahn vorgezeichnet zu haben.[2]) Dahns Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er die ältere Literatur wieder in reichem Umfange heranzieht und nach Gebühr würdigt. Manches Beachtenswerte, unsere Streitfrage betreffend, ist gerade in älteren Werken zu finden.[3]) Hauptsächlich aber fördert Dahn die Kontroverse durch eine freiere Behandlung der ganzen Angelegenheit. Auf eine

[1]) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1884, 728f.

[2]) Die Könige der Germanen VIII. 3: Die Franken unter den Karolingern. Leipzig 1899. Vgl. daf. bes. S. 1—31: I. Abschnitt. Gesetzgebungs- und Verordnungshoheit [des Königs]. Hier werden die Kapitularien besprochen.

[3]) Vgl. aaO. S. X—XIV; vgl. S. XV, Anm. [1]).

ſtrenge ſyſtematiſche Scheidung wird mit Recht nur wenig Gewicht gelegt.

Theorie und Praxis.

Gleich im Anfang[1]) finden wir betont (S. 1 f.), daß eine prinzipielle Scheidung zwiſchen leges und capitularia theoretiſch zwar anzuſetzen, aber praktiſch nicht durchzuführen ſei. Um wie viel weniger wird alſo eine deutliche Trennung zwiſchen den einzelnen Arten der Kapitularien exiſtiert haben! Hier wird ganz beſonders der Satz Geltung haben, der vom Autor S. 2 ausgeſprochen wird: „Aber im Allgemeinen findet durchaus nicht ſcharfe Sonderung der Ausdrücke ſtatt, die vielmehr ganz verſchiedene Arten von Erlaſſen mit wechſelnder Bedeutung umfaſſen." Die Wörter capitulare, edictum, constitutio, decretum können ſowohl „Geſetz" als auch „Verordnung" bezeichnen.

Dahns Arten der Kapitularien.

Auf S. 4 wendet ſich Dahn zweitens dann zu den Kapitularien und beſpricht zunächſt (a) deren „Arten"; wobei es heißt: „Manche Capitularien werden den missi mitgegeben, (nach den kurz vorher erlaſſenen legibus addenda und den per se scribenda), ſie dem Volke bekannt zu geben." Hierzu gibt er eine wichtige Anmerkung [2)]; „C. I. (= *Capitularia ed.* Boretius I.) 2. p. 289a. 819 *haec sunt capitula praecipue ad legationem missorum nostrorum, ob memoriae causam pertinentia, de quibus videlicet causis ipsi agere debeant.* ..... Ohne Zweifel betrachtet Boretius eine Anzahl von Capitularien als Inſtruktionen oder Vorſchriften für missi, aber nicht alle von ihm ſo bezeichneten hatten dieſe Aufgabe ausſchließlich: ſo z. B. N. [= Nr.] 23."

Stiliſtiſche Nachläſſigkeit.

Hiermit ſcheint Dahn das Prinzip der „gemiſchten Kapitularien" Seeligers zu billigen. Im allgemeinen aber weiſt er darauf hin, wie nachläſſig, in ſtiliſtiſcher Beziehung, ſelbſt wichtige Kapitularien (mit Geſetzeskraft?!) redigiert wurden; vgl. aaO. S. 11: „Herzlich ſchlecht, mit zahlloſen Sprüngen, zahlloſen Wiederholungen, ohne jede logiſche Gliederung der Fälle iſt auch das ſo anſpruchvolle Capitulare generale missorum verfaßt, das einer ſchlechten Predigt und Moralvermahnung viel mehr als einem Geſetze gleicht. Sehr ſchlecht iſt auch die Folgeordnung im Cap. de villis.[2]) voller Sprünge, Einſchiebſel und Wiederholungen." Das Kapitular Nr. 23 iſt alſo nach Dahn teilweiſe als eine Inſtruktion für missi anzuſehen, zum Teil als etwas Anderes; die verworrene Art der Diktion findet in der gewohnten ſtiliſtiſchen Nachläſſigkeit der karolingiſchen Geſetzgebungsperiode ihre einfache Begründung.

Zu welchem Teile der legislatoriſchen Tätigkeit gehörte nun aber jener anderweitige Inhalt unſeres Kapitulars Nr. 23?

---

[1]) S. 1: Die Verfaſſung des Karolingiſchen Reiches. A. Die einzelnen Hoheitsrechte des Königs. I. Geſetzgebungs- und Verordnungshoheit. 1. Allgemeines. Namen-Abgränzung.

[2]) Hrsg. von Karl Gareis, Berlin 1895; mit wertvollen Anmerkungen.

Geistliche und weltliche Kapitularien.

Dies führt uns auf eine andere Zweiteilung der Kapitularien; nämlich auf die Einteilung in geistliche und weltliche. Wir hörten bereits, daß zuweilen der Sermon eines Kanzelredners in den Kapitularien hervorzubrechen scheint. Dieser „Predigt- oder Canonstil" (vgl. Dahn aaO. S. 7) ist in manchen Kapitularien vollständig durchgeführt; so z. B. in dem an Bischöfe und Äbte gerichteten Kapitular I, S. 161 bei Boretius. Solche Instruktionen betrafen ausschließlich kirchliche Einrichtungen oder Gegenstände des Kultus. Klerikale Angelegenheiten, und nichts Anderes, behandelt z. B. das C. missor. Theod. v. J. 805 (Boret. I., S. 121); daselbst ist von den Schreibern, von der lectio usw. die Rede. Dabei sieht man zugleich, wie das geistliche Element mit dem weltlichen verschmilzt: — die beiden Kulturkreise berühren sich in der Urkundensprache der Kanzlei! „Feder und Degen regieren die Welt", sagt das Sprichwort; oder: „Schreiber und Studenten werden der Welt Regenten". Der Schreiber stammt aus der Klosterschule (vgl. engl. clerc = clericus), der Diplomat aus der höfischen Umgebung.

Nach der Mönchsterminologie nun pflegte man solche Kapitularien, die sich nur mit geistlichen Sachen befaßten, durch die spezielle Bezeichnung: ‚capitulare monasticum' hervorzuheben. Also das würde ungefähr bedeuten: „Königsboten-Instruktion ...", oder ganz allgemein: „Gesetz, bestimmt für die Klöster (resp. Abteien usw.) dieses oder jenes Mönchsordens". In Betracht kommen hauptsächlich die Benediktiner, so daß man ‚monasticum' einfach durch: „Benediktiner-" übersetzen könnte.

Die Verordnungs-Sammlungen.

Der Gegensatz ist: ‚capitulare generale'; dieser Ausdruck bezeichnet demnach hauptsächlich: „weltliche Verordnungen" (besser wohl: „Verordnungs-Sammlungen"), doch vermutlich auch: „gemischte Instruktionen". Es scheint, als ob seltener weltliche Paragraphen in geistliche, als vielmehr umgekehrt geistliche Paragraphen in weltliche Kapitularien hineingeraten seien. Das geistliche Element offenbart hier, wie gewöhnlich, eine gewisse Suprematie, eine größere Selbständigkeit. Die weltlichen Verordnungssammlungen sind nicht so in sich abgeschlossen wie die geistlichen. Es ist beinahe das gegenseitige Verhältnis zwischen den beiden Klassen derart aufzufassen, als ob es sich die weltlichen Verordnungssammlungen zur Ehre angerechnet hätten, geistliche Bestimmungen im Innern ihres Textes beherbergen zu dürfen; als ob aber die geistlichen Sammlungen die Aufnahme weltlicher Paragraphen verschmäht hätten. Wie das im einzelnen zusammenhängt und zu erklären ist, das muß einer fachmännischen Untersuchung vorbehalten bleiben.

Das capitulare generale.

Unser in Rede stehendes Kapitulare (Nr. 23) nun ist kein capitulare monasticum („Benediktiner-Verordnungs-Sammlung"),

sondern ein capitulare generale („Gemischte Königsboten-Instruktion"). Es ist das Verdienst Seeligers, auch hierin Klarheit geschaffen zu haben. Allerdings ist jetzt wieder insofern eine geringe Unklarheit in den Begriff hineingekommen, als unter „gemischt" nun verstanden werden kann: 1. „Verordnungssammlung und Instruktion"; 2. „geistlich und zugleich weltlich."

Die Datumzeile.

Bei dieser Gelegenheit sei noch eine andere Frage wenigstens kurz angedeutet, ob nämlich die Datumzeile (zwischen den Kapitularien Nr. 22 und Nr. 23) zum Schlusse von Nr. 22 oder zum Anfang von Nr. 23 zu ziehen sei. Diese Frage hängt zusammen mit der bereits oben S. 43f. erwähnten, ob Nr. 22 und Nr. 23 überhaupt von einander zu trennen seien. Waitz (aaO. 483) hat die Trennung nachdrücklichst empfohlen und die Datumzeile an den Schluß von Nr. 22 gesetzt. Boretius (Gött. Gel. Anz. 1884, 728f.) zieht mit den meisten Hss. das Datum zum Anfang von Nr. 23. Seeliger (S. 68f. Anm. [1]) hält dies nicht für richtig, obgleich er zugeben muß, daß sich sonst nirgend am Schlusse der Kapitularien eine Zeit- oder Ortsangabe befindet. Die Nr. 22 bei Boretius wurde bekanntlich von ihm bei der Herausgabe admonitio generalis genannt; bei Pertz heißt sie: capitulare ecclesiasticum (v. J. 789). Ob zwischen einem capitulare ecclesiasticum und einem capitulare monasticum noch ein (vielleicht sehr feiner?) Unterschied besteht, vermag ich augenblicklich nicht zu übersehen. Im großen und ganzen werden die beiden Gattungen wohl so ziemlich identisch sein, obwohl ja allerdings aus der Benennung hervorzugehen scheint, daß sich die erste Gattung hauptsächlich auf kirchliche, die zweite auf klösterliche Angelegenheiten bezieht. Beide Arten berühren sich aber eben in der geistlichen Gattung, und gerade deshalb paßt es hier sehr gut, daß Nr. 22, als capitulare ecclesiasticum (oder monasticum?), von der Nr. 23 (welche ein capitulare generale darstellt) grundsätzlich getrennt wird. Jenes erste Kapitular (Nr. 22) ist eine Sammlung geistlicher Verordnungen, dieses zweite (Nr. 23) eine Sammlung von weltlichen Verordnungen. Streng durchgeführt ist diese Scheidung allerdings nicht; dafür müssen wir ja Nr. 23 auch als eine gemischte Instruktion ansehen.

Tendenz und Kompetenz.

Es bedarf keiner besonderen Überlegung, um einzusehen, daß in einem capitulare ecclesiasticum die Tendenz und Kompetenz eine ganz andere sein kann oder gar sein muß, als in einem capitulare monasticum. Die Mönchsorden, besonders die Benediktiner, entwickelten früh eine große Selbständigkeit. Doch das führt hier zu weit und gehört eventuell in den zweiten Teil.

Im allgemeinen sei endlich noch bemerkt, daß auch Dahn (aaO. S. 13) die Stammesrechte (leges) scharf von der Gattung: capitularia gesondert hat. Zur Nomenklatur der capitula-Arten

bringt derselbe ebenda Anm. [5] Folgendes bei: „Ann. Einh. a. 819 legibus addita capitula C. p. 275 (Geistliches, dann:) *legibus* mundanis addenda, endlich *capitulis* inserenda; p. 214 alia per capitula se scribenda (nicht in die leges nachzutragen). In der bestrittenen Frage über diese Unterscheidung theile ich gegen Stobbe, Boretius, Sohm, aber auch gegen Eichhorn, Zöpfl, v. Daniels die Ansicht von Gengler, Rechtsgesch. Erlangen 1849; oft auch als Grundriß citiert S. 215 und Waitz III. S. 617. Per se scribenda begegnet nur einmal und zwar nicht technisch."

Soviel, ganz kurz, über die Einteilung der capitula. Aus dieser Stelle bei Dahn (vgl. bes. die Anm.) ergibt sich ein guter Überblick, die verschiedenen, sich oft entgegenstehenden Ansichten der Fachmänner betreffend. Auf spezielle Literatur-Angaben müssen wir hier verzichten. Wer die Nachweise sucht, wird sie ja leicht zu finden wissen. Dahn selber ist also der Ansicht, daß die strenge Scheidung zwischen den capitula legibus addenda und den capitula per se scribenda nicht durchzuführen sei.

Ernst Mayer-Würzburg.

Die Trennung der dritten Art (capitula missorum) von den beiden soeben genannten Gattungen wird dagegen jetzt wohl allgemein angenommen; auch von Ernst Mayer-Würzburg[1]); obwohl derselbe einige Male gegen Seeliger polemisiert, welcher als der eigentliche Urheber der jetzt allgemein über die Kapitularien der Karolinger herrschenden Ansichten zu gelten hat.

Wichtig ist bei Mayer aaO. eine Stelle, durch die sich ganz ungezwungen der Übergang von der Kapitular-Natur in die lex-Natur (und daher auch die enge Verwandtschaft der beiden Naturen!) erklären läßt. Es heißt daselbst S. 382 f.: „So dürfen wir annehmen, daß in Friedenszeiten der König den Grafschaftsversammlungen (Völkerschaftsversammlungen) gerade so gegenüberstand, wie der Graf den Hundertschaftsversammlungen[52]). Vielleicht mag die Verlegung der königlichen Versammlung von März auf Mai auch dazu gedient haben, eine Kollision [385] mit der provinziellen Versammlung hintanzuhalten. Daraus, daß die Gesetzgebung juristisch noch an die Grafschaftsversammlungen geknüpft ist — mag das auch je nach der Macht des Herrschers thatsächlich eine bloße Registrierung sein —, erklärt es sich dann, warum ein in einem Jahre beschlossenes Kapitular erst im nächsten Jahre lex werden kann[53])." Dazu die Anmerkungen [52]) und [53]); in letzterer wird gegen Seeliger polemisiert.

Die stilistische Nachlässigkeit.

Aus dieser Beobachtung Mayers, die uns sehr treffend zu sein scheint, läßt sich vielleicht auch die stilistische Nachlässigkeit der Kapitularien erklären. Es konnte wohl vorkommen, daß ein Kapitular zum Gesetz erhoben wurde, bevor es genügend durchredigiert war. Die Kürze der gestellten Frist (ein Jahr!)

---

[1]) Deutsche und französische Verfassungsgeschichte vom 9. bis zum 14. Jahrh. I. Leipzig 1899.

gestattete eben den Redaktoren nicht mehr, noch schnell die letzte Feile anzulegen. Dazu kam wohl auch damals schon die Unsitte des „Verklausulierens", des Verschanzens hinter mißzuverstehende oder doch mindestens zweideutige Ausdrücke. Beide Umstände zusammen (das Fehlen der letzten Redaktion, und die Verklausulierung der Redewendungen) mußte notwendig dazu beitragen, daß eine Art von Juristensprache sich herausbildete. (Ähnliches haben wir ja in der neueren Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt.) Diese Vermutung ist recht plausibel.

Die langen Sätze.

Die langen Sätze sind bekanntlich eine Haupteigentümlichkeit der Juristensprache. In unserem Kapitular Nr. 23 sind die mit et eingeleiteten, asyndetischen kurzen Nebensätze höchst wahrscheinlich mit dieser Haupteigentümlichkeit zu identifizieren. Der ganze Tenor solcher Kapitularien ist oft in ein geheimnisvolles Dunkel eingehüllt. Vermutlich war der ganze Text damals nur den mündlich Eingeweihten, eben den Königsboten, verständlich.[1]) Kein Wunder also, daß sich heute die juristischen Interpreten vergebens den Kopf darüber zerbrechen! Ein Manuskript kann eben nur der Autor oder aber der Schreiber lesen (und auch diese beiden nicht immer!). —

Wenn wir damit von den Kapitularien Abschied nehmen, so sind wir uns wohl bewußt, den Gegenstand keineswegs erschöpfend behandelt zu haben. Die landläufigen „Rechtsgeschichten" konnten so wie so fast garnicht herangezogen werden.[2]) Wir wollten fachmännische Leser nur anregen, sich eingehend mit dem Thema zu befassen; was hoffentlich bald geschehen wird.

Weitere Literatur.

Schließlich sei noch erwähnt ein Vortrag von Friedrich von Wyß: Karl der Große als Gesetzgeber, Zürich 1869; welchen ich leider bisher noch nicht gesehen habe. Kurz vor dem deutsch-französischen Kriege (1870/71) scheint hüben wie drüben der Streit um das Deutschtum des Elsasses und die literarische Nationalität des Charlemagne (Dahn VIII, 3, 30 zitiert eine Schrift: *Monnier*, Charlemagne législateur) auch auf unser juristisches resp. staatsrechtliches Gebiet übertragen worden zu sein. Dahn aaO. (VIII, 3, S. XV) verzeichnet eine Schrift, betitelt wie die von Wyß's („K. d. Gr. a. Gesetzgeber"), von Wuttke; gemeint ist wohl der Breslauer Historiker Heinrich W. Diese Schrift habe ich jedoch, trotz gütiger Unterstützung von seiten der hiesigen Herren

---

1) Die Geheimschrift und Kurzschrift der alten Urkunden sei kurz erwähnt; desgl. die Siglenschrift der mittelalterlichen Kanzleisprache.

2) Sehr verständig erscheint die knappe Darstellung unserer Materie bei Dr. Joh. Friedrich Ritter von Schulte. Lehrb. d. d. Reichs- u. Rechtsgesch. Dritte Aufl. Stuttg. 1875. Das. § 57: ... Kapitularien. § 49: Die missi dominici. — Vgl. auch: O. Stobbe, Gesch. d. d. Rechtsquellen I. Braunschw. 1860.

Bibliothekare Dr. Herrmann und Dr. Reinhold nicht auffinden können; vielleicht ist es ein irgendwo (in einer Universitätsschrift?) versteckter Aufsatz.[1])

Gesetzeskraft.

Höchst schwierig ist endlich auch noch der Begriff zu fixieren, ob ein Kapitular verkündigt worden sei, oder nicht. Erst durch die Verkündigung erlangte ein Kapitular Gesetzeskraft. Hierüber ist sehr instruktiv die Darstellung bei Dahn VIII, 3, S. 11—21 (3. Gesetz: Voraussetzungen der Gesetz-Herstellung). Dort lernen wir auch, daß einige Kapitularien gewissermaßen a priori zu betrachten sind, andere a posteriori. Vgl. das. S. 18: „Wie manche uns oft nur zum Theil erhaltene Capitularien vorläufige Anweisungen für missi sind, vorbehaltlich endgültiger Ordnung auf dem nächsten Reichstag, sind andere offenbar erlassen, nachdem die Berichte der missi und befragten Grafen über Uebelstände in den Provinzen eingelaufen".

Die „Ausführungsanweisung".

Auch der Begriff der „Ausführungsanweisung" ist ziemlich kompliziert; vgl. aaO.: „Oft gab der König den missi neben den schriftlichen Capitularien Ausführungsanweisungen schriftlich und häufig auch nur mündlich mit. Wie die Gesetze, sind [sic] auch die Verordnungen des Herrschers zuweilen halb kirchlichen Wesens z. B. Gebete, Almosen, Fasten wegen Hungersnoth, aber sie betreffen auch den Heerbann, den Gerichtsbann, die Domänenverwaltung". (Vgl. oben S. 39, wo Besele über „Ausführungs-Verordnungen" zitiert ist.)

Die Verkündigung.

Was die Verkündigung anlangt, so tritt hier wiederum die Scheidung zwischen geistlichen und weltlichen Kapitularien in Kraft; vgl. aaO.: „Dagegen ergehen auch Gesetze über Kirchensachen ..... [19] ..... Manche Capitularien werden nur den Bischöfen oder den Geistlichen, andere Allen verkündet.[2]) Auf die Verkündigung wird großes Gewicht gelegt, auch in Italien; die Kapitularien erlangen anderen Falles keine Gesetzeskraft".

Wichtig ist die Stelle (aaO. S. 19): „Oft wird die den leges ganz gleich stehende Verbindlichkeit der Capitularien — auch der einfachen — ausgesprochen: nicht in einem Mangel oder in der kürzeren Dauer der Gültigkeit besteht der Unterschied, nur in der Form der einseitigen Erlassung und Aufhebung. So sagt Ansigis von allen von ihm gesammelten Capitularien (zunächst für die Kirche), sie seien fest als zu befolgendes Gesetz einzuhalten".

Für Nichtjuristen ist es oft schwer, der Darstellung bei Dahn zu folgen; man vgl. z. B. folgenden Satz (aaO. S. 18): „Keine besondere Gruppe bilden die Sendboten oder den vom Reichstag heimkehrenden Reichstagsgästen mitgegebenen oder zugesandten Erlasse (so a. 789 und a. 802); sie sind Auszüge aus Gesetzen, ganze Gesetze oder Verordnungen,

---

[1]) Die Schrift fehlt auch in dem Quellenwerke des Ulysse *Chevalier*, Répertoire des sources historiques du moyen-âge. Paris 1877—86. Supplément 1888.

[2]) Dazu gibt Dahn, Anm. [2]) die Belege: Ad solos sacerdotes; omni clero; ad omnes; C. I. 1. p. 71: aliquid sacerdos, aliquid populus.

„Verwaltungsinstruktionen“ (beides behufs Verkündung draußen in den missatica).“ Trotzalledem (auch der Stil Dahns erinnert in seinem oft losen Gefüge manchmal an die Kapitulariendiktion!) wird selbst der Philologe diesen wertvollen Band nicht aus der Hand legen, ohne reichen Gewinn daraus gezogen zu haben. Es folgen noch die Abschnitte: 4. Geltungsdauer (S. 21—24), 5. Geltungsgebiet (S. 24—26), 6. Gewohnheitsrecht, Volksrecht und Königsrecht? (S. 26—30), 7. Schlußbetrachtung (S. 30—31). Der ganze Gegenstand erfordert noch eine gründliche Sichtung und Durcharbeitung.

Die Resultate.

Fassen wir nun am Schlusse die Resultate zusammen, die sich uns aus der Untersuchung ergeben haben. Achten wir hierbei auch immer genau darauf, was für die Beurteilung unseres Kapitulars Nr. 23 herauskommt; speziell den Passus betreffend, in welchem das Wort winileodos auftritt.

Weitere Literatur.

Außer den Editionen unseres Kapitulars (bei Pertz und bei Boretius) müssen wir stets heranziehen die (leider von Seiten des Autors unvollendet gebliebene) Arbeit von Sigurd Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. Von Abel rührt nur her Band I: 768—88, Leipzig 1888. (In: Jahrbücher der deutschen Geschichte ... hrsg. durch die histor. Commission bei der Kgl. [bayer.] Akad. d. Wissenschaften.); Zweite Aufl., bearb. v. Bernh. Simson, Leipzig 1888. Dieses in Regestenform abgefaßte Werk bricht mit dem ersten Bande (auch in der 2. Aufl.) im Jahre 788 ab; also gerade ein Jahr vor dem „Erlaß“ (darf man so sagen?) unseres „Kapitulars“. Der zweite Band, Leipzig 1883 (nach Abels Tode von Simson bearbeitet), beginnt mit dem Jahre 789 und geht bis 814 (Karls Todesjahr). Zwischen die erste und zweite Auflage des ersten Bandes von dem Abel-Simsonschen Werke fallen dann noch die wichtigen Arbeiten von Th. Sickel, ‚Acta ... Karolinorum ... I/II, Wien 1867 (bereits oben S. 46, Anm. [1]) zitiert), und Engelbert Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern. I (751—918). Innsbruck 1889. (In: J. F. Böhmer, Regesta Imperii I.) Namentlich dieses letzte Buch ist wichtig und bei Simson oft herangezogen. Als Nachschlagewerk sei erwähnt: Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 6. Aufl., bearbeitet v. E. Steindorff, Gött. 1894; vgl. das. II, 5 („Andere Rechtsquellen“), Nr. 698ff. Dieses Buch bietet jedoch für unsere Zwecke weniger, als man erwarten sollte; das liegt aber wohl in der Natur der Sache.

J. F. Böhmer.

Die ausführlichste Analyse unseres Kapitulars findet man bei Böhmer, aaO. S. 111; nebst vollständiger Angabe der Literatur (bis zum Jahre 1889). Die älteren Editionen (z. B. Goldast, Const. 3, 139) und die Ausgaben in den französischen

Sammelwerken (z. B. Sirmond, Le Cointe, Baluze usw.) müssen wir augenblicklich unberücksichtigt lassen. Böhmer entscheidet sich mit Boretius dafür, die 37 Paragraphen als ein einziges Stück zusammenzufassen; als eine große „Gesandteninstruktion", ein legationis edictum, eine „Instruktion für die Königsboten".

Die 19 Hss. haben meist fortlaufende Zählung, während in den älteren Ausgaben oft zwei Hälften getrennt werden. In diesem Falle tragen die §§ 1—16, als erste Hälfte, die Überschrift: capitulare secundum (resp. monasticum, wie die älteren Mon. Germ. schreiben); die §§ 17—37 haben eigene Kapitelzählung und sind als capitulare tertium oder generale bezeichnet.

Abel-Simson. Die einfache Scheidung des Ganzen in einen geistlichen und einen weltlichen Teil ist hier doch gewiß recht naheliegend und auch bei Abel-Simson[1]) mit Glück versucht worden. Es heißt daselbst: „789. Unter dem 25. März 789 erließ Karl in der Pfalz zu Aachen eine Instruktion für Königsboten, deren erste 16 Capitel ausschließlich das Mönchswesen betreffen, während sich die folgenden auf allgemeine Verhältnisse beziehen". Die Theorie von Boretius wird akzeptiert, welcher (in seiner Schrift: „Die Capitularien im Langobardenreich", S. 67ff.), wie wir bereits oben S. 43 gesehen haben, die Überschrift von Nr. 23 wieder zu Ehren gebracht hat (welche bisher als Unterschrift des voraufgehenden capitulare ecclesiasticum [Admonitio] gegolten hatte): *‚Anno dominicae incarnationis 789. indictione 12. anno 21. regni nostri actum est huius legationis edictum in Aquis palatio publico. Data est haec carta die 10. Kalendas Aprilis.'*

Die siegreiche Meinung. Wie Simson aaO. in der Anm.[1]) bemerkt, haben sich der Ansicht des Boretius, welcher die ganzen 37 Paragraphen als eine „Zusammenhängende Gesandteninstruktion" auffaßte, angeschlossen: Abel I, 435 Nr. 1; Sickel II, 51, 267; Malfatti, Imperatori e papi ai tempi della signoria de Franchi in Italia II, 419; „während die Vermutung von Waitz III, 234 Nr. 2 wohl als erledigt gelten kann".[2]) Diese Vermutung bezog sich auf das Alter des durch Karl neu eingeführten Volks-Eides, dessen Formel in unserem „Duplex legationis edictum" (23. März 789) überliefert ist (§ 18 Boretius = § 2 Pertz; bei Abel-Simson werden diese einzelnen Abschnitte stets als „Capitel" bezeichnet). Waitz glaubte das Alter dieses Eides um drei Jahre höher hinaufrücken zu dürfen; er datierte unser Kapitular demnach auf 786, mit der Begründung (aaO., Anm. [2]): „Daß dies und das vorhergehende Capitular [d. h. die erste Hälfte unserer Nr. 23!] ins Jahr 789

[1]) Jbb. d. fränk. Reiches unter Karl dem Großen, Band II: 789—814, S. (1.) Leipzig 1883.

[2]) Dieses Zitat bezieht sich noch auf die erste Auflage des dritten Bandes (Kiel 1860). In der zweiten Auflage (ebda. 1883), 295[2]) ist diese Vermutung fortgelassen; wohl infolge der zitierten Simsonschen Bemerkung.

gesetzt wird, beruht wohl nur darauf, daß sie in des ersten Herausgebers, Amerbachs, Handschrift hinter dem capit. eccl. von 789 standen. Sonst aber kommen sie fast immer ohne dies vor, und das letzte kann jedenfalls ebenso gut ins Jahr 786 gehören, was eben wegen dieser Angabe der Eidesformel wahrscheinlich ist. Daß eine solche jetzt bekannt gemacht [sic], weist aber wieder darauf hin, daß überhaupt jetzt erst ein Eid gefordert ist." — Wir müssen diese Streitfrage hier beiseite lassen, da es für uns ziemlich gleichgiltig ist, ob unser Kapitular vom Jahre 786 oder 789 stammt. Die juristische und staatsrechtliche Wissenschaft hat sich allgemein gegen Waitz entschieden. Doch scheint es uns nicht überflüssig, die Frage gelegentlich noch einmal nachzuprüfen, da solche langlebigen Datierungs-Irrtümer, wie man aus Erfahrung weiß, leicht vorkommen können. Mit zäher Hartnäckigkeit pflanzt sich oft ein derartiger Irrtum fort; von einer Edition wird er als Erbstück in die andere hinübergenommen. Wenn es uns einst möglich sein wird, die ahd. Glossen (namentlich also winiliod betreffend), genauer zu überblicken, als bisher, so kann unter Umständen eine Differenz von drei Jahren (786 oder 89?) in sprachgeschichtlicher Hinsicht von Wichtigkeit sein.

Simson hat aaO. mit Recht darauf hingewiesen, daß die von uns sogenannte „zweite Hälfte" sich deutlich als eine Instruktion für Königsboten zu erkennen gebe; vgl. namentlich § 27: *De eo quod missi nostri providere debent.* Andere Forscher erschlossen allerdings gerade aus diesem Satze das direkte Gegenteil; vgl. z. B. oben S. 44. Ein Kapitulare, so hieß es nämlich, in welchem die Königsboten ausdrücklich erwähnt werden (noch dazu auf diese eigentümliche Art und Weise!), kann unmöglich selber eine Instruktion für die missi gewesen sein. Simson führt noch zwei andere Stellen an, denen wohl eine größere Beweiskraft beizumessen ist: es sind dies die Kapitel 35 und 37.[1])

Mühlbachers Inhaltsangabe.

Bei Mühlbacher finden wir S. 111 eine ausführliche Inhaltsangabe unseres Kapitulars (und zwar beider „Hälften"). Die erste Hälfte (das capitulare monasticum) ist allerdings ziemlich stiefmütterlich behandelt; es heißt daselbst nur: „c. 1—16. Betreffs der klösterlichen Disciplin, Wahrung der Regel"; dazu wird verwiesen auf Nr. 316 (bei Mühlbacher), c. 14—18. Es ist dies ein Frankfurter Kapitular v. J. 794, welches in den genannten Nummern ebenfalls Bestimmungen über die klösterliche Disziplin beibringt; bemerkenswert ist darunter namentlich der letzte Paragraph (18), welcher das Verbot enthält, die Mönche durch Blenden und Verstümmeln zu bestrafen. Das Zeitalter war noch ganz barbarisch.

Sehr im einzelnen (also nicht insgesamt, sondern nach Para-

[1]) 35. Ut missi nostri provideant beneficia ..... et nobis renuntiare sciant: 37. Et omnino missis nostris praecipimus, ut bona quae aliis per verbum nosrum docent facere factis in se ipsis ostendant.

graphen) ist aber bei Mühlbacher der Inhalt der zweiten „Hälfte" (des capitulare generale) aufgeführt. Wir dürfen diese von einem Sachverständigen herrührende Inhaltsangabe hier wohl wiedergeben, da sie das sog. ‚Milieu' unseres Kapitulars auf das bequemste erkennen läßt. Wir ordnen die einzelnen Paragraphen, der Übersichtlichkeit wegen, unter einander an; den Paragraphen, welcher die winileudos bringt, drucken wir gesperrt. Bei jedem Paragraphen bedeutet die voranstehende Zahl die durchlaufende Zählung des ganzen Kapitulars Nr. 23 (nach Boretius in den jüngeren Mon. Germ.), die in Klammern dahinter folgende Zahl die besondere Numerierung der zweiten Hälfte (nach Pertz in den älteren Mon. Germ.). Die von Mühlbacher beigebrachten Parallelstellen und Literatur-Nachweise lassen wir hier der Kürze wegen fort.

Das ‚Milieu'.

17 (1). Vornahme der Waisensachen im Grafengericht an erster Stelle, Verbot für die Grafen an Gerichtstagen auf die Jagd oder zu einem Schmause zu gehen.

18 (2). Wortlaut des dem König und seinen Söhnen zu leistenden Treueides.

19 (3). Vereinigung der kleinen regellosen Nonnenklöster zu einer regelrechten Genossenschaft durch den Bischof, Verbot für die Äbtissin das Kloster ohne königlichen Befehl zu verlassen oder dies anderen zu gestatten, Abschließung der Klöster, Verbot Liebeslieder zu schreiben oder zu empfangen.

20 (4). De tabulis et codicibus requirendis, Mißbrauch des Psalters und Evangeliums zu abergläubischen Zwecken.

21 (5). Suchen und Behalten einer Sache per iniustam rationem (durch Zauberei).

22 (6). Gegen Erlassung der zur Wahrung des Gesetzes bestimmten Strafen um Geld.

23 (7). Taufe nach römischem Ritus.

24 (8). Schuhe (für liturgischen Gebrauch) nach römischem Muster.

25 (9). Kirchenbesuch an Sonn- und Festtagen, Verbot der Feier der Messe in den Häusern,

26 (10). der Trunkenheit und der coniurationes quas faciunt per s. Stephanum per nos aut per filios nostros.

27 (11). Verhütung der Klagen über geistliche und weltliche Würdenträger, Bericht darüber an den König.

28 (12). De iniustis teloneis.

29 (13). De manu leprosi.

30 (14). Fernhaltung der Mönche und Priester von weltlichen Geschäften, betreffs der übrigen Tonsorirten Aufschub bis zur Reichsversammlung.

31 (15). Verbot des Haltens von Hundekoppeln, Falken, Habichten und Gauklern durch Bischöfe, Äbte, Äbtissinnen. [sic.].

32 (16). Erscheinen der auf den Straßen und Kreuzwegen liegenden Bettler in der Kirche zur Beicht.

33 (17). Altarhüllen.

34 (18). Verbot der Glockentaufe und des Anhängens von Zetteln zur Abwendung des Hagels.

35 (19). Inspicirung der Bewirtschaftung der königlichen Lehen, Bericht darüber an den König.

36 (20). Abschließung der Aussätzigen vom Volk.

37 (21). Vorangehen mit dem eignen Beispiel was [sic] sie auf des Königs Befehl andre thun heißen.

Schließlich gibt Mühlbacher aaO. die ersten Wörter (Überschrift, resp. Anfang) von der ersten und zweiten „Hälfte" unseres Kapitulars an. Es sind dies die Wörter, nach denen die beiden Hälften (die man ja früher als selbständige Kapitularien auffaßte) auch wohl zitiert wurden; ähnlich so, wie man etwa die päpstlichen Bullen nach den Anfangswörtern zu zitieren pflegt.

Mühlbacher hat also (i. J. 1889!) ebenfalls noch den allgemeinen Irrtum geteilt, wenn er [19 (3)] referiert: „..... Verbot Liebeslieder zu schreiben oder zu empfangen." Dafür gibt er uns aber andererseits einen wertvollen Fingerzeig, indem er uns zu der Stelle: „Verbot für die Äbtissin das Kloster ohne königlichen Befehl zu verlassen" aufmerksam macht auf das Kapitular Nr. 75 (nach seiner Zählung), und zwar daselbst auf das Kapitel 6. Hier lesen wir (es handelt sich um das berühmte Concilium Vernense Pippins vom 11. Juli 755; bei Pertz, in den alten Mon. Germ. III, S. 24ff., bei Boretius, in den neuen Mon. Germ., Legum sectio II, 1, Nr. 14): *Constituimus ut nulla abbatissa dua monasteria non praesumat habere, nec extra monasterium licentiam* [habeat] *exire, nisi hostilitate cogente.* usw. Wir geben gleich die Worte des Referates bei Mühlbacher wieder (aaO. S. 35f.): „6. Nonnenklöster: Verbot der Vereinigung zweier Klöster in der Hand einer Äbtissin, ständiger Aufenthalt derselben im Kloster außer einer Reise zum König auf dessen Berufung einmal im Jahre und mit Erlaubnis des Dioecesanbischofs, Klausur der Nonnen, Besorgung der Geschäfte bei Hof oder der Synode und Übersendung [36] der Geschenke an die Pfalz durch Pröpste oder Boten, Unterstützung armer Klöster, Reform der feminae velatae."

Sicherheit und Wohlfahrt.

In diesem Referate vermißt man im ersten Hauptsatze die Wiedergabe der wichtigen Schlußklausel: nisi hostilitate cogente. Das kann doch wohl nur heißen: „wenn nicht ein feindlicher Überfall oder dergleichen einmal eine Ausnahme von der Regel gestatten sollte". Dies bestätigt unsere oben S. 38 ausgesprochene Vermutung, daß die Bestimmungen des Kapitulars Nr. 23 weit mehr auf die persönliche Sicherheit und Wohlfahrt der weiblichen Kloster-Insassen Bezug haben, als auf deren moralische Qualitäten. Letzteres konnten eben nur hysterische Literaturbackfische vermuten. (Literaturgeschichte für höhere Töchterschulen.)

Nachdem sich aber nun, auf diese Weise, die bisherige Haupt-Beweisstelle für die Bedeutung: „Liebeslied" als hinfällig er-

wiesen hat, brauchen wir uns nicht länger mehr bei dem ersten, negativen Teile aufzuhalten, sondern können alsbald zum zweiten, positiven Teile fortschreiten. Denn die übrigen Beweisstellen für jene Bedeutung sind geringfügiger Natur, oder besser gesagt: es sind überhaupt gar keine sog. „Beweisstellen" mehr vorhanden. Namentlich die bekannten Glossen (bei Kögel-Bruckner gesammelt) beweisen eigentlich nichts für jene Bedeutung. Nur: „weltliches Lied" (im Gegensatz zum „geistlichen") ist der Sinn dieser Glossen (cantus seculares, plebeji psalmi). Solche Gesänge werden in der Tat wohl meistens erotischer Natur sein, brauchen es jedoch keineswegs zu sein. (Man denke an die patriotische Lyrik!) Wir können hier also noch nicht einmal mit dem logischen Argumente operieren: a toto fit argumentum ad partem.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die zum größten Teile auf Graff beruhende Zusammenstellung der Glossen durch den IV. Bd. der Steinmeyer-Sieversschen Sammlung (Berlin 1898) keine Bereicherung erfahren hat. Unser Wort winiliod scheint in dem Bande überhaupt nicht vorzukommen (vgl. das. S. 731[b], unter 3. „Verzeichnis der deutschen Worte", und S. 762[b], unter 4. „Verzeichnis der besprochenen Worte").

B. Positiver Teil.

Dieser Teil hat, notwendiger Weise, dort wieder einzusetzen, wo der erste, negative Teil abschloß. Das Verständnis des karolingischen Zeitalters erschließt uns auch das Verständnis der Wortbildung wini-liod. Bewegten wir uns im ersten Teile vorwiegend in juristischen, d. h. in höfisch-diplomatischen Kreisen, so werden wir jetzt fast ganz in die klösterliche Umgebung hineingedrängt.

Karls Portrait. Das Kapitular vom 23. März 789 zeigt uns den alternden Kaiser von zwei Seiten. Karl ist um sein Seelenheil besorgt und sucht Fühlung mit der Geistlichkeit zu gewinnen; er bleibt jedoch Hofmann und Diplomat zur Genüge, um dieses äußerst vorsichtig zu tun. (Wie nötig diese Vorsicht war, geht aus der Tatsache hervor, daß elf Jahre später, bei der Kaiserkrönung, Karl dennoch von der Geistlichkeit überrumpelt wurde!) Außerdem ist der Kaiser aber hier als Nationalökonom tätig, und dieses ist die erfreulichere Seite des Bildes.

Über Karls des Großen sozialpolitische Wirksamkeit ist die Literatur äußerst gering, ja fast gleich Null.[1]) Mehrfach ist

[1]) Zu nennen wäre höchstens etwa: K. Th. von Inama-Sternegg, Wirtschaft (in Pauls Grundriß III. m. Litt.); Einiges auch bei Vétault, Charlemagne. 2. Aufl. Tours 1880; Mombert, Charles the Great. London 1888.

dagegen über die volkswirtschaftlichen Bestrebungen der Kirche gehandelt worden.[1]) Beide Arten von Literatur befassen sich aber garnicht eigentlich mit dem Gebiete, welchem unsere Arbeit speziell angehört. Dies ist nämlich das Gebiet der detaillierten nationalökonomischen Untersuchungen. Auch die Staatsrechtslehrer betreiben solche Spezialstudien; ein wissenschaftliches Feld, auf das wir ihnen nicht folgen können. Wer könnte z. B. die Gerechtsame jeder einzelnen Zunft, Innung oder Korporation historisch bis in die letzten Tiefen hinein verfolgen? Gerade für die Karolingerzeit ist dieses Thema bisher noch äußerst kümmerlich traktiert.[2])

Literatur über die Klöster.

Über die Klöster gibt es einige landschaftliche Literatur; vgl. z. B.: A. Niedermayer, Das Mönchthum in Bajuwarien, Landshut 1859. Dieses Buch behandelt auch die ältere Zeit. Für das Mittelalter sind folgende Arbeiten zu vergleichen: Rudolf Goette, Die Klöster des Mittelalters im wirtschaftlichen Verkehr. Archiv f. Kulturgesch. hrsg. v. Steinhausen I, 2, Berlin 1903, S. 195 bis 202; Dr. W. Bruchmüller in Köln, Zur Wirtschaftsgeschichte eines rheinischen Klosters im 15. Jahrhundert. Nach einem Rechnungsbuch des Klosters Walderburg aus dem Jahre 1415. Westdeutsche Zs. f. Gesch. u. Kunst. Jahrg. XVIII, Heft III, Trier 1899, S. 266—308. Die zweite Arbeit ist umfangreicher; beide bieten nur allgemeines Interesse. Doch läßt sich aus einer Stelle der zweiten entnehmen, was es mit dem Schreiben der Nonnen im Mittelalter ungefähr für eine Bewandtnis zu haben pflegte; vgl. das. S. 286: „geistige, wissenschaftliche Interessen scheinen wenigstens in stärkerem Maße nicht vorhanden gewesen zu sein", mit der Anm. 56): „Für Papier werden im Jahre 5 s., für Tinte 16 ₰ ausgegeben .... dagegen erhalten die Nonnen für ihre Person im Jahr 176 m. 9½ s. Biergeld ...."[3]) Vergebens sucht man brauchbares Material auch bei verwandter Literatur; vgl. z. B.: F. Janner, Die Bauhütten des deutschen Mittelalters, Leipzig 1876. Desgleichen sind die zahlreichen Schriften über das Zunft- und Innungswesen, sowie über das deutsche Handwerk, fast gänzlich ertraglos.

---

[1]) Vgl. z. B. Theo Sommerlad, Die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Bd. Die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland in der naturalwirthschaftlichen Zeit bis auf Karl den Großen. Leipzig, Weber, 1900. Vgl. Ulrich Stutz, D.L.Z. 1900, S. 1580—86. Der II. Bd. erschien 1905.

[2]) Ein wertvoller Versuch ist die Schrift von C. Koehne, Das Recht der Mühlen bis zum Ende der Karolingerzeit. Breslau 1904. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hrsg. v. O. Gierke, 71. Heft.)

[3]) Vgl. auch: J. Hashagen, Zur Sittengeschichte des westfälischen Klerus im späteren Mittelalter. Westdeutsche Zs. f. Gesch. u. Kunst. Jahrg. XXIII. Heft II. Trier 1904 (sonst ein wertvoller, gründlicher Aufsatz).

Von der älteren Literatur ist etwa zu nennen: J. Winzer, Die deutschen Bruderschaften des Mittelalters. Gießen 1859. Von der neueren Literatur über das deutsche Handwerk sind noch zu erwähnen: von Huber-Liebenau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. Berlin 1899; Dr. F. Keutgen, Ämter und Zünfte. Zur Entstehung des Zunftwesens. Jena 1903 (vgl. Rud. Eberstadt, DLZ. 1905, S. 553—57); A. Doren, Deutsche Handwerker und Handwerkerbruderschaften im mittelalterlichen Italien. Berlin 1903 (Habilitationsschrift). Diese letzte Arbeit wurde besprochen von Kolmar Schaube, Gött. Gel. Anz. 1905, S. 501—04.[1]) Die Meinungen gehen auf dem genannten Gebiete augenblicklich ziemlich weit auseinander. Nationalökonomische und historische Behandlungsweise stehen einander gegenüber; Keutgen in seiner genannten Schrift sucht beide zu vereinigen. Sie sind auch in der Tat nicht zu trennen; wenigstens für den Nationalökonomen nicht. Für den Philologen empfiehlt sich ausschließlich die historische Arbeitsmethode. Von Spezialstudien ist deshalb gänzlich abzusehen (vgl. z. B. die sehr ins Detail gehenden Arbeiten: A. Rothe, Das deutsche Fleischergewerbe. Halle 1903; Jakob Höhler, Die Anfänge des Handwerks in Lübeck. Archiv f. Kulturgesch. hrsg. von Steinhausen 1903, S. 129—194).

Die Urgeschichte.

Vielmehr ist ein tieferes Eindringen erforderlich, und von hier aus gelangt man entweder zum Studium der Prähistorie oder zum Studium des Urchristentums, des Mönchtums. Beide Gebiete sind längst angebaut, aber erst in letzter Zeit wieder lebhafter beackert worden. Außer Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur, Leipzig 1901, ist für die Prähistorie jetzt namentlich Ed. Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit. Ein Rückblick und ein Ausblick. Heidelberg 1905. (Die Arbeit von Gustav Croon, Zur Entstehung des Zunftwesens, Marburger Diss. 1902, aus G. v. Belows Schule erwachsen, ist dagegen nationalökonomischer Natur; sie analisiert die verschiedenen Zunftprivilegien bis zum Jahre 1232.) Heranzuziehen ist auch die Arbeit von Karl Bücher: Die Entstehung der Volkswirtschaft, 3. Aufl., Tübingen 1901; desgl.: Dr. Richard Lasch-Horn, Die Anfänge des Gewerbestandes. Zs. f. Sozialwissenschaft, Februar 1901 (Breslau, hrsg. von Dr. Jul. Wolf). Das Werk Büchers ist aus verschiedenartigen Vorträgen erwachsen, die zweite Arbeit berührt mehr die biologisch-soziologische Seite. So trifft diese Art von Literatur meistens durchaus nicht den Kern der Sache, den wir erforschen wollen. Das Gleiche gilt von der Literatur über Mönchtum und Urchristentum. Hier klafft noch so manche Lücke.

[1]) Hier sei angeschlossen das Werk von Gustav Boerner, Dr. phil., Die Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Lüchtenhofe zu Hildesheim. Fürstenwalde (Spree) 1905. (Vgl. DLZ. 1905, S. 1977—79.)

Sowohl die ältere Literatur läßt uns hier im Stich (darunter selbst die bekannten Werke von Hauck[1]) und Zöckler,[2]) wie auch die neuere. Wir suchen vergebens etwas „Einschlägiges" bei Ernst von Dobschütz, Die urchristlichen Gemeinden. Sittengeschichtliche Bilder. Leipzig 1902. Ohne Ausbeute bleibt vermutlich auch die Lektüre folgender Uebeiten: E. Lucius, Das mönchische Leben des 4. und 5. Jahrh. in der Beleuchtung seiner Vertreter und Gönner (Theol. Abhandlgn., Festgabe für Julius Holtzmann), Tübingen 1902; M. Stephan Schiwietz, Das morgenländische Mönchtum, I. Bd.: Das Ascetentum der drei ersten christlichen Jahrhunderte und das egyptische Mönchtum im vierten Jahrh. Mainz 1904. — Hier muß ich mitteilen, daß Herr Professor Dr. phil. Hans Achelis in Königsberg, der sich seit längerer Zeit mit der Geschichte der christlichen Kirche, speziell des Urchristentums und des Gemeindegesanges beschäftigt, mich durch viele wertvolle Beiträge (mündliche Mitteilungen und literarische Nachweise) freundlichst unterstützt hat, was ich dankbar und freudig hervorhebe.

Historische Literatur.

Spärlich fließen somit, wie wir gesehen haben, die Quellen auf prähistorischem, nationalökonomischem und kirchengeschichtlichem Boden. Nicht viel reichlicher ist es bestellt um das Erträgnis auf historischem Boden. Spezielle Klostergeschichte und Literatur über die ältere Kaiserzeit sind hier heranzuziehen. Auch die Wirtschaftsgeschichte kommt in Betracht. Nur wenige Arbeiten können hier genannt werden, die noch dazu meist garnichts oder doch zum größten Teil nichts ausgeben: Heinrich Lilienfein, Die Anschauungen von Staat und Kirche im Reich der Karolinger. Heidelberger Dissertation, bei Winter, 1902. (Das ganze Werk als „künftig erscheinend" angezeigt: DLZ. 1902, 1197; von mir noch nicht benutzt.) Dr. Max Fastlinger, Die wirtschaftliche Bedeutung der Bayrischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger. Freiburg i. Br. 1903. (Zweites und drittes Heft des II. Bandes der „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte"); Herm. Bloch, Geistesleben im Elsaß zur Karolingerzeit. Mit Vignetten von L. Schnug. (Aus: „Illustr. elsäß. Rundschau".) Straßburg 1902, J. Noirial (31 S. gr. 4°; Preis M. 3,—. Wohl populär!) Es gibt auch Skandal-Literatur auf diesem Gebiete, welche natürlich nur mit größter Vorsicht heranzuziehen ist; vgl. z. B.: Burgh. Aßmus, Enthüllungen aus dem Nonnenleben. Aus den Papieren der aufgehobenen bayerischen Klöster. Neu hrsg.; 96 S. 8°. Leipzig-R. 1902, F. Zocher. Preis M. 2,—.

[1]) Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. Drei Teile. Leipzig 1887—96. (In Betracht käme Teil I.)

[2]) Otto Zoeckler, Kritische Geschichte der Ascese. Frankfurt a. M. 1863. 2. Aufl. u. d. T.: Askese u. Mönchtum. II Bde., ebenda 1897.

Noch schlimmer scheint zu sein das Werk desselben Autors: Leben und Lieben der Kapuziner. Interessante Enthüllungen aus dem Klosterleben. 1.—5. Tausend, 92 S. Leipzig 1902. Preis M. 2,—. U. a. m.! Man ist hier leicht in Gefahr, zu straucheln. Das Gleiche gilt von den Gebieten, die von der „präprähistorischen" Forschung (so könnte man diese Art der Wissenschaft wohl mit Fug und Recht taufen) kürzlich erschlossen worden sind. Vgl. z. B. das Buch des Dorpater Statistikers Joh. Rich. Mucke, Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung. Stuttgart 1895. Man hat nicht mit Unrecht von einem „Raritäten-Kabinette" gesprochen, welchem diese Art der Forschung zu vergleichen sei (speziell deren Abteilung: „Entwickelung der menschlichen Ehe").

Solide und für uns höchst wertvoll ist die Arbeit des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. Dritte Aufl. Leipzig 1901. Die urchristliche Spezialforschung, von Bücher begreiflicher Weise etwas vernachlässigt oder doch wenig berücksichtigt, muß noch ergänzend hinzutreten. Vgl. z. B.: Leop. Zscharnack, Der Dienst der Frau in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Göttingen 1902.

Das Kloster Sankt Gallen.

Wir müssen ausgehen von der typischen Anlage der karolingischen Klöster und der Klöster dieses Zeitalters überhaupt. Von Sankt Gallen[1]) besitzen wir noch den „Bauriß", aus welchem sich manches lernen läßt; er stammt vom Jahre 820.[2]) Ein solches Kloster ist ein kleines Dorf, in welchem die verschiedenartigsten Gewerbe und Gewerke friedlich nebeneinander hausen (manchmal allerdings wohl auch feindlich!) Aus diesem Nebeneinander ergibt sich ganz ungezwungen die Möglichkeit, ja fast die Notwendigkeit des gegenseitigen „Anfingens". Spott- und Necklieder, wie sie heute noch zwischen den verschiedenen Handwerken hin- und herfliegen, ertönten einst auch im Gewerk-Betriebe eines „Klosterdorfes".

A. Niedermayer.

Höchst lehrreich ist in dieser Beziehung das Buch von A. Niedermayer: Das Mönchthum in Bajuwarien. Landshut 1859. Wir entnehmen daraus Folgendes. (Auch für die nicht-bairischen Klöster sind offenbar ähnliche Zustände anzunehmen.) „In dem Hause der Werkstätten [im Kloster] fanden sich Plätze für Schneider, Schuster, Lederarbeiter, Messerschmiede, Walker, Eisenarbeiter und Goldschmiede. Der Kämmerer überwacht alle." (aaO. S. 123.) Für jedes von diesen Handwerken haben wir uns nun eine besondere Art von Berufsliedern zu denken. Daneben fanden sicherlich noch Spezialisierungen statt,

[1]) Vgl. Ildefons von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen. I—III. St. Gallen 1810—13. Daselbst findet sich I. 182, eine Zweiteilung der Nonnen angegeben: inklausterierte und nicht-inklausterierte.

[2]) Publiziert von Ferdin. Keller, Zürich 1844.

z. B. bei dem Stande der Hirten; man vgl. ebda. die Erwähnung von „Pferde-, Stuten-, Ochsen-, Kühe-, Schaf-, Ziegen-, Hühner-, Gänse-Stallungen." Es gab also wohl Hirtenlieder der verschiedensten Art; wenngleich natürlich manches Volkslied allen Hirtengattungen gemeinsam sein konnte. An das spruchsprechende und daher wohl auch sangeskundige Gänsemädchen im Grimmschen Kindermärchen braucht hier nur flüchtig erinnert zu werden. Auf die Nachwirkung, welche gerade der alte Hirtenstand im Kinderlied und Kinderspiel hinterlassen haben muß, verweisen deutlich idg. Hirtensagen der verschiedensten Art.[1]) — Ferner heißt es bei Niedermayer (im Abschnitt II: Die Mönche und die Agrikultur S. 147): „Die eigentlichen Knechte, servi, stehen noch über den Manzipien, den Sklaven. Sie sitzen auf den Gütern der Kirche, sind Köche, Schmiede, Schneider, Schuster, auch Künstler, bebauen ein Landstück und zahlen einen Census, auch Geldum, Frehta genannt, arbeiten drei Tage für den Herrn und drei Tage für sich." (Waitz, Verf. Gesch. II, 654.) Vgl. ebda. S. 179 (in dem Abschnitte IV. Die Mönche und die Kunst), wo wir Folgendes erfahren (gekürzt): Auf den herzoglichen, königlichen und kaiserlichen Villen gab es Künstler und Handwerker aller Art: Gold- und Eisenschmiede, Silberarbeiter, Drechsler, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Vogelfänger, Seifensieder, Brauer, Netzverfertiger, oft auch Maler und Bildschnitzer. Alle hatten im Kloster gelernt und waren meist Leibeigene. Lassen wir dann den Autor (Niedermayer) wieder wörtlich reden (aaO. S. 185, unter „Bildnerei"): „Die Mönche arbeiteten in Stein und Holz, Gold, Silber und Elfenbein, Kupfer, Erz, Blei, Eisen, Hirschhorn und Fischhaut; sie fertigten Altäre, Bilder, Grabsteine, besonders Reliquiare, Sarkophage, Tumben, Kreuzbilder, Orgeln, Glocken und die zum Altar gehörigen Geräthe alle, Kelche, Ciborien, Kapsen und Salbgefäße und Manilen." Die Hirtenlieder.

Auf S. 117ff. führt dann Niedermayer weiter aus, wie auf den Synoden zu Rheims und Mainz, besonders aber auf den Synoden zu Chalons a. d. Saone und zu Tours (beide vom Jahre 813) die Regel Benedikts einen immer weiteren Wirkungskreis gewann (im Canon 22 der Synode zu Tours heißt es ausdrücklich, die Mönche sollten ihr Leben nach der Regel einrichten), bis sie dann endlich i. J. 817, auf der Synode zu Aachen, endlich definitiv und allgemein eingeführt wurde. Der Diakon Amalar verfaßte zwei Bücher, betitelt: de vita clericorum und de vita nonnarum; beide erfreuten sich einer Art von halb-offizieller Autorität und wurden quasi als Gesetzbücher respektiert.[2]) Später, im 11. Jahrh., Die Regel Benedikts.

[1]) Vgl. z. B. Zs. d. Ver.s f. Volkskunde 15, Berlin 1905, 367f. (in dem Aufsatze von Karl Dieterich über neugriechische Volkssagen).

[2]) Vgl. noch Walther Schultze, Forschungen z. Gesch. d. Klosterreform im 10. Jh. I. Cluniacensische und lothr. Klosterreform. Diss. Halle 1883. Mit Literatur). — Über Amalar v. Metz († ca. 850) s. Rud. Sahre bei Herzog I³, 428ff.; Potthast I², 39ª, woselbst die Titel richtig: I. Regula canonicorum, II. sanctimonialium: 806. Amalar ist Liturgiker.

fanden gegnerische Bestrebungen Anklang (so z. B. die des Petrus Damianus), bis endlich die Cistercienser das Erbe der Benediktiner antreten.[1] Hier gibt es noch viel zu tun.

Geistliche Handwerkerlieder.

Die Entstehung klösterlicher Berufslieder ist somit gesichert, oder doch mindestens sehr wahrscheinlich gemacht. Es sind gewissermaßen „geistliche Handwerkerlieder", gesungen von den verschiedenen Laien-Bruderschaften im Kloster (Schneider, Schuster usw.). Geistliche und weltliche Art mischt sich in dieser Gattung; die letztere überwiegt wohl meistens, aber man hatte doch am Ende auch Rücksichten zu nehmen auf das halbgeistliche „Milieu"! Das „Klosterlied"[2] (ein literarhistorischer terminus, der sich später, wohl nach dem Titel fliegender Blätter, festgesetzt hat) ist sowohl männlich als weiblich zu denken; beide Untergattungen sind uraltes, indogermanisches Gemeingut.

Mönchs- und Nonnenlieder.

Eine schöne Publikation hat uns vor kurzem in den Stand gesetzt, diese Institution bis in das graue Altertum zu verfolgen.[3] Die allitterierenden Pâli-Verse der betr. Sammlung (1801 an Zahl) sind im 4. nachchristlichen Jahrh. redigiert (vgl. Lit. Cbl. 1899, S. 487 f.; sprachliche Einwände erhebt R. Pischel, DLZ. 1905 S. 769 f.) und wurden ohne Zweifel einst gesungen. Solche Bußlieder der Gemeinde waren ursprünglich wohl zum gemeinschaftlichen Gesange für beide Geschlechter bestimmt. Bald aber werden sich Mönchs- und Nonnenlieder differenziert haben. Eine wesentliche Unterscheidung zwischen beiden bildete das Spiel, welches den Gesang begleitete; man denke an den heutigen Unterschied der Knaben- und Mädchenspiele!

Das Spiel.

Nun wird hier gewiß der Einwand erhoben werden, daß der geistliche Inhalt solcher Lieder das begleitende Spiel (Tanz oder Reigen) mit Notwendigkeit hätte ausschließen müssen. Das ist aber keineswegs der Fall! Vielmehr berühren sich geistliche und weltliche Lieder oft so nahe, daß sie kaum noch auseinander zu halten sind. Gegenseitige Beeinflussungen, tendenziöse Anlehnungen (und endlich auch Parodien!) spielen hier bekanntlich eine große Rolle. Die Kirche muß Konzessionen machen, um Einfluß gewinnen zu können. So mischt sich Altes mit Neuem, Weltliches mit Geistlichem.

Gesang und Tanz.

Das weibliche Geschlecht ist mit den ganz natürlichen Gaben des Gesanges und des Tanzes von vornherein ausgestattet, während

[1] Vgl. Johannes Jäger, Klosterleben im Mittelalter. Ein Kulturbild aus der Glanzperiode des Cistercienserordens. Würzburg, Stahel, 1904. IV. 90 S. 8°. (Populär.)

[2] Das Wort „Klosterlied" fehlt im DWB V. (bearbeitet von Dr. Rudolf Hildebrand), Leipzig 1873, 1240. Desgleichen bei Lexer I. 1652.

[3] Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddho's. Aus dem Theragâthâ und Therîgâthâ zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. Berlin 1899.

bei dem andern Geschlechte diese Fähigkeiten weniger hervortreten. Es wird infolgedessen in den Mönchsklöstern auf Gesang und Tanz (ganz natürlich!) weniger Gewicht gelegt, als in den Nonnenklöstern. Indessen sind Gesang und Tanz (beide oft bis zur Ekstase sich steigernd und stets innig miteinander verbunden) auch bei den Mönchen wohl immer eine bekannte Erscheinung gewesen. Diese Sitte oder Übung geht vermutlich auf den Orient zurück, wo die Gebete oft mit derartigen Zeremonien verknüpft waren. Solche Gebete, Lieder oder Gesänge können auch epidemisch auftreten und zur Krankheit ausarten; man denke an die Echternacher Springprozession und an den Veitstanz. Die Entstehungsgeschichte des Mönchswesens (und vielleicht auch der Orden!) ist mit diesen Gebräuchen in Zusammenhang zu bringen; ein Postulat, das bisher noch zu wenig berücksichtigt wurde.[1])

Chorgesang und Chortanz.

Ganz besonders aber haben die Nonnenklöster zu jeder Zeit den Chorgesang und den „Chortanz" (so möchte man den Reigen am liebsten bezeichnen!) in Ehren gehalten und pietätvoll gepflegt. Ein mystischer Traktat des frühen Mittelalters, aus dem Nonnenkloster Unterlinden zu Colmar im Elsaß stammend,[2]) preist die Tugend der caritas, indem er höchst anschaulich, nach damaliger Predigt-Manier, Einrichtungen des Klosters (versteht sich: des eigenen Klosters) zugrunde legt. Den Schluß bildet eine Betrachtung darüber, wie schön und verdienstlich der Chorgesang sei. Man sieht: Utile cum dulci!

Nonnenwerth.

Wie ferner der Chortanz in einem freiweltlichen Nonnenkloster gepflegt worden sei, und zwar noch im 19. Jahrh., darüber belehrt uns ein Aufsatz von Christine von Hoiningen-Huene, betitelt: „Nonnenwerth. Eine rheinische Klosterschule" (Deutsche Rundschau 1899, S. 275—287.)[3]) Die Klosterschule Nonnenwerth ist zwischen Königswinter und Remagen gelegen und scheinbar für Töchter höherer, resp. adliger Stände hauptsächlich bestimmt. Es hat daher dort alles einen feineren Anstrich, auch der Gesang und der Tanz. Auf S. 285 finden wir berichtet, wie sich die Schülerinnen oft zu einem Reigen mit Gesang vereinigten, und wie z. B. die geistlichen Lieder: „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh'?" und: „Harre meine Seele, harre des Herrn!" als Polonaisen aufgeführt wurden! Sehr bezeichnend ist auch die aaO. S. 278 erwähnte Schwärmerei für die (vermutlich an

[1]) Vgl. z. B. Daniel Völter, Der Ursprung des Mönchthums. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften a. d. Gebiete der Theologie u. Religionsgeschichte. Nr. 21.) Tübingen 1901.

[2]) Zeitschr. f. deutsche Mundarten. Hrsg. v. Otto Heilig und Philipp Lenz I. 1 u. 2, Heidelberg 1900, S. 80 ff. (mitgeteilt von Karl Rieder).

[3]) Ähnliche Erinnerungen werden auch wohl einige von den Lesern der vorliegenden Schrift beizusteuern imstande sein, was sehr wünschenswert wäre; ich denke namentlich an alte Pförtner und Fürstenschüler.

Lebensjahren weit ältere) „Schwester Cornelia“ (die den deutschen Unterricht erteilte), sowie das Anlegen von Tagebüchern, nebst Eintragung selbstgedichteter Verse usw.; beides Erscheinungen, die durchaus nicht als nebensächlich anzusehen sind, sondern vielmehr mit der Natur des winiliod sehr eng zusammenhängen.

Die Männerbünde.

Der klösterliche Zusammenschluß ist keineswegs etwas Unnatürliches, sondern entspricht uralter anthropologischer Tradition. Er geht zurück auf die Männerbünde der Naturvölker, die sich wieder nach Altersklassen gruppierten.[1]) Sekundär, weil nach dem Vorbilde der Männerbünde erst organisiert, und ursprünglich nur als unselbständige Sklavinnen-Verbände, treten die Frauenbünde hervor.[2]) Das Prinzip der „Homosexualität“ (wohlverstanden!) muß als allgemein menschlich bezeichnet werden. Wir sehen hier gänzlich ab von der Ausgestaltung, welche dieses Prinzip in Griechenland erfuhr. Es genügt uns, auf die Verschiedenartigkeit der männlichen und weiblichen Bewegungsspiele hinzuweisen, die überall und stets von Gesang begleitet gewesen sind. Vermutlich gehen alle diese Spiele auf die männlichen und weiblichen Berufsarten zurück, wie sich im Kinderspiel oft noch deutlich erkennen läßt. Das ist ja eben sein „hoher Sinn“!

Das Klosterlied ist also nichts Neues für den Eintretenden; wenigstens dem Grundelemente nach nichts Neues. Die spezielle Ausbildung mag durch geistliche Tendenzen beeinflußt sein, aber der Kern ist autochthon oder „bodenständig“, wie man jetzt sagt. Ausrotten kann die Kirche die Minnelieder im Kloster nicht, trotz aller Verbote; das weiß sie sehr wohl, und deshalb macht man gute Miene zum bösen Spiel.

Das Klosterlied.

So bilden sich, merkwürdigerweise, Klosterlieder und „Anti-Klosterlieder“ nebeneinander heraus. Die letzte Gattung repräsentiert den Rückschlag. Es ist dies die Poesie der außerhalb des klösterlichen Lebens Stehenden. Zwischen beiden Arten findet ein fortgesetzter, neckischer Kampf statt. Es mochte früher (im Altertum und Mittelalter) häufig genug in armen Bauernfamilien die Frage erwogen werden, ob der Sohn oder die Tochter in's Kloster gehen, d. h. den geistlichen Stand ergreifen sollte. Es war das für alle Beteiligten gewiß eine eminent aktuelle Lebensfrage, und vielleicht ist das gleiche in katholischen Gegenden heute noch der Fall. Das „Für“ und „Wider“ wurde in solchen

---

[1]) Vgl. Joh. Rich. Mucke, Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung. Stuttgart 1895. Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig 1900; Derselbe, Altersklassen und Männerbünde. Berlin 1902; Otto Gierke, Das Wesen der menschlichen Verbände. (Rektoratsrede.) Leipzig 1902. — Vor populärer Literatur ist zu warnen.

[2]) Vgl. die oben S. 64 zitierte Schrift von Leop. Zscharnack; ferner noch: Hans Achelis, Virgines subintroductae. Leipzig 1902.

Liedern genau abgewogen. Es muß nun der Kirche daran liegen, das Leben im Kloſter ſo verlockend wie möglich darzuſtellen, und dieſem Zwecke dienen die Kloſterlieder in demſelben, oder noch in höherem Grade, als die bunten Heiligenbilder, die von fahrenden Bettelmönchen unter die Kinder verteilt werden. Bekannt iſt ja auch die Gaſtfreundlichkeit der Klöſter; jeder Beſucher ſoll angenehme Eindrücke mit ſich hinwegnehmen. Dies iſt in großen Zügen die Entſtehungsgeſchichte der „Lieder vom Kloſterleben“.[1]) Es gibt deren eine Unzahl! Die Lieder vom Kloſterleben.

Auf der anderen Seite entwerfen die abratenden Lieder nun ein übertrieben düſteres Bild und warnen vor dem „Lebendigbegrabenwerden“ hinter ſchwarzen Mauern. Solche Lieder führen dann wohl mitunter den Titel: „Kloſterhaß“ oder „Kloſterſcheu“.[2])

Die Poeſie des Kloſterliedes gehört durchaus zur polemiſchen Literaturgattung! Es ſind Trutzliedlein, die zwiſchen den Angehörigen des geiſtlichen und weltlichen Standes hinüber- und herüberfliegen. Als Vorboten der Reformation zeigen die „Anti-Kloſterlieder“ nicht ſelten eine Tendenz, die gegen den katholiſchen Glauben und die ganze Kleriſei gerichtet iſt.

Das älteſte Stück dieſer Art iſt wohl die bereits erwähnte „Kloſterſcheu“, die nach der Limpurger Chronik ums Jahr 1359 geſungen und gepfiffen wurde:[3]) Die „Kloſterſcheu“.

Gott geb ihm ein verdorben Jahr,
Der mich macht zu einer Nonnen
Und mir den ſchwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter!
Soll ich ein Nönnchen werden,
Dann wider meinen Willen!
So will ich auch einem Knaben jung
Seinen Kummer ſtillen;
Und ſtillt er mir den meinen nicht,
So ſollt es mich verdrießen.

Wie Boxberger aaO. (I, 74) anmerkt, hat die Ausgabe des Wunderhorns v. J. 1845 hier die Überſchrift: „Nonnentroſt“.[4]) — Goethe notierte (in ſeiner bekannten Beſprechung des Wunder-

---

[1]) Literatur bei Franz Magnus Böhme, Altdeutſches Liederbuch, Leipzig, Nr. 577: „Kloſtergelübde“; vgl. Erk-Böhme, Liederhort III, 1894, Nr. 2136.

[2]) Vgl. ebda. Nr. 245: „Kloſterhaß“; die „Kloſterſcheu“ im Wunderhorn I, 74 (Boxberger); Böhme, Altd. Liederb. Leipz. 1877, Nr. 241.

[3]) Auch als Neujahrswunſch (einer Tucherin) auftretend; vgl. Fedor von Zobeltitz, Velhagen & Klaſings Monatshefte, Januarheft 1900.

[4]) So auch bei Erk-Böhme II. Nr. 915 (dreiſtrophig abgeteilt mit Literatur); daſelbſt wird aber in den beigefügten Erklärungen von einer „Nonnenklage“ geredet.

horns) zu diesem Liede: „Launenhaft, verworren und doch zum Zweck". Der Stil dieser Note ist etwas manieriert, wie überhaupt der Ton der ganzen Besprechung; vielleicht versteht Goethe unter dem „Zweck" die reformatorische Tendenz. Es ist jedoch fraglich, ob gerade diesem Liede eine solche innewohnt. Überhaupt ist es schwierig, dieses oder jenes Lied kategorisch einer bestimmten Gattung zuweisen zu wollen. Franz Magnus Böhme bemerkt im Vorwort zum ersten Bande von: Erk-Böhme, Liederhort, Leipzig 1893, S. VI: „Sämmtliche Volkslieder habe ich in folgende Abteilungen gebracht, wobei nicht verschwiegen sei, daß viele Volkslieder einer strengen Klassifizierung widerstreben und manche in zwei oder drei Fächer sich einreihen ließen." Böhme hat nun (vgl. aaO. S. VII) in Abteilung VI zusammengestellt: „Hochzeits- und Ehestandslieder einschl. Nonnenklagen". Dieses „VI. Buch" umfaßt im zweiten Bande, Leipzig 1893, die Nrn. 831—923, auf S. 634—708 („Hochzeits- und Ehestandslieder, nebst Nonnenklagen"). Gegen diese Anordnung ließe sich vielleicht manches einwenden (so ist z. B. Nr. 833, S. 637: „Der Mutter Warnung" [vgl. Nr. 844, S. 645: „Nur keinen Schreiber!"] wohl unter die Liebeslieder zu setzen [Buch III bei Böhme]), doch fällt es ja, wie man leicht sieht, tatsächlich schwer, die Volkslieder logisch zu gruppieren. Das Volksgemüt kümmert sich nicht um den Schematismus der Sammlungen. Andererseits jedoch können wir bisweilen, der Übersicht wegen, eine nach bestimmten Gesichtspunkten angeordnete Reihenfolge nicht missen. Böhmes Verdienste sollen nicht unterschätzt werden. Das Gespräch zwischen Mutter und Tochter über die Vorzüge des ehelichen oder nicht-ehelichen Lebens, sowie über den Stand des Bräutigams, gehört zur Didaktik und ist bereits aus den Liedern Neidharts bekannt.

Der „Wechsel".

Allerdings erscheint diese Form des Zwiegespräches (es ist der mhd. wehsel) auch bisweilen in den Klosterliedern;[1]) so in Nr. 916 und Nr. 922. In Nr. 922 tritt (statt der Mutter) der Vater auf, während in Nr. 916 („Nonnenlied" bei Uhland Nr. 330) der Verführer die Rolle des Partners übernimmt. In diesem schwer zu erklärenden Stücke (Nr. 916, drei Strophen) scheint es sich übrigens um eine Parodie zu handeln, wie denn in Strophe 2 das Führen „über Rheine in ein Klösterleine" offenbar einen verhüllenden Euphemismus (pro coitu) repräsentiert.[2])

[1]) Eigentliche Klosterlieder, im engeren Sinne des Wortes, sind bei Erk-Böhme nur die Nrr. 915—923, also neun Nummern.

[2]) Übrigens könnte auch diese Nr. 916 als Neujahrswunsch gedacht werden, und zwar als ein böser; aus Strophe 1 spricht die Rachsucht der verschmähten Liebe. — Ob die drei Strophen des Liedes wirklich zusammen gehören und ein selbständiges Lied bilden? Uhland hob das Lied aus; es sind die Strophen 7—9 in dem Jägerliede: „Wol uff wir wellind jagen" (Mone, Anz. IV, 1833, Sp. 453).

Noch im 18. Jahrh. lebt das echte, kurze, alte weibliche Klosterlied (welches im allgemeinen viel häufiger auftritt als das männliche!) in der (evangelischen!) Gegend von Dessau; vgl. Erk-Böhme Nr. 917: „Klosterscheu" (mit der Anmerkung: „Bergliederbüchlein c. 1740, Nr. 235. Ebenso Fiedler, Volksreime aus Dessau S. 199. Scheinbar Rockenstubenlied"). Das uralt indogermanische Spinnerin-Motiv (der Bräutigam als Lohn des Fleißes) ist hier mit der Idee des „Wechsels" (zwischen der warnenden Mutter und der lebenslustigen Tochter), sowie endlich mit der „Klosterscheu" geschickt kombiniert worden, so daß wir eigentlich ein dreifaches Thema in dieser knappen zweistrophigen Form vor uns haben:

1. All mein' Flachs und all mein' Werg
Das hab ich aufgesponnen:
„Frau Mutter, ich habs zuvorgesagt,
Ich tang zu keiner Nonnen!

2. Nonnenleb'n ist mir nicht geb'n,
Ich kann nicht länger warten:
Viel lieber ist mir ein junger Gsell,
Denn Einer im grauen Barte."

Die Nonnenklage.

Ganz anders präsentiert sich die (geistlich gewendete) Nr. 918: Nonnenklage (16. Jahrh.). Hier haben wir 6 Strophen zu je neun Zeilen; ein recht künstliches Schema. Die Bezeichnung: „Nonnenklage" ist alt und, wenn auch meist indirekt, so doch gut bezeugt. So heißt es z. B. auf einem fliegenden Blatte, woselbst unser Lied überliefert ist (bei Erk-Böhme aaO. II, S. 703 ist dieses Blatt unter b) aufgeführt): „Ein new lied von einer Nonnen, die sich beklagt jres Ordens. Im thon von der Stat Tol." O.O. u. J. [Nürnberg, Hans Guldenmundt, um 1550.] Das Wort: „Ordens" müssen wir übersetzen durch: „Standes",[1]) und hiermit kommen wir auf das Soziologische der Standeslieder zu sprechen, speziell auf deren mittelalterliche Periode.

Die mittelalterliche Geselligkeit.

Das Mittelalter ist nämlich in ganz hervorragender Weise eine soziologische Zeit gewesen; es war die Zeit, welche der modernen „Vereinsmeierei" den Weg gebahnt hat. Schon im Altertum tritt das Bedürfnis nach gegenseitigem Zusammenschluß hervor (und zwar bereits in den verschiedensten Formen), aber erst im Mittelalter fühlt man sich so recht als Genosse unter Genossen. Hier bricht die Kameradschaft überall durch; zuerst bei den Männern, dann aber auch bei den Frauen. Ein jeder Bürger ist Mitglied irgend einer Vereinigung, die sich für gewöhnlich aus seinen Berufsgenossen zusammengesetzt haben wird; die Organisationen der Handwerker geben hier das Vorbild ab. So

[1]) Niemand wird ja wohl hoffentlich diesen Ausdruck etwa auf den Benediktiner- oder Cistercienser-Orden usw. beziehen wollen!

ist auch jeder Dichter zu irgend einer „Fraktion" gehörig, deren Sitten und Gebräuche er nun in seinen Liedern besingt. Jeder Stand hat seine Leiden und Freuden, jeder Stand ist aber auch verliebt. So kommt es, daß jedes Berufslied zumeist auch gleichzeitig ein Liebeslied darstellt. Oft werden die Beschäftigungen des Standes mit der Liebestätigkeit in Verbindung gesetzt; nicht selten obscön (Kammer, Böttcher, Uhrmacher usw.). Jeder Stand ist aber nicht nur verliebt, sondern auch durstig. Daher sind viele Berufslieder zugleich Trinklieder.

Das weltliche Winnelied.

In Uhlands Sammlung läßt sich „das Zunft- oder Ordenswesen im Liede" recht deutlich beobachten, da hier bei der Anordnung zuweilen Rücksicht darauf genommen wurde. Ganz allgemein ist der Begriff der Kameraderie ausgedrückt in solchen Wörtern wie „brüderlein" (aaO. Nr. 225 u. ö.) oder „gut gsellen" (Nr. 230). Speziellere Bezeichnungen treten aber weit häufiger auf; so: „stallbruder" (Nr. 218, ein Reiterlied?) oder „ir lieben knaben" (Nr. 233; ein Knappen-, d. h. Bergmannslied). Der Goldschmied erscheint in Nr. 253, der Maler in Nr. 254. Die „burschenknechte" treten in Nr. 261 auf; es sind die Vaganten und Scholaren deren Liederschatz unerschöpflich ist. Dann folgen: Drucker (265), Müller (266f.), Schäfer (268), die „Webersknaben" (269f.), die „Metzgerlein" (271), Fischer (283), Fuhrmann (284), Bettler (! Nr. 285), Schreiber (288f.). Ein Schusterlied ist: „Das Räuftlein" (280). In dem Liede: „Ins Heu" (Nr. 282) wird scheinbar ein Bauer (der betrogene Ehemann) durch Studenten verspottet; ein Zeugnis für das Vorkommen von Berufs-Trutzliedlein (Standes-Spott- oder Necklieder). Dies sind alles weltliche Lieder.

Das geistliche Winnelied.

Die weltlichen Berufslieder werden als Wallfahrerlieder dann geistlich. Es sind dies wohl ursprünglich Wanderlieder gewesen. Man denke aber auch daran, daß jede Gilde ihren besonderen Schutzheiligen hatte. So konnten Handwerkslieder leicht mit Wallfahrtsliedern zusammenfallen. Ein Kreuzleis steht bei Uhland als Nr. 301; es folgen zwei Lieder der „Jakobsbrüder" (302f.), ein Michaelslied (304), Sankt Peter (305), Sankt Christoph (306), Sankt Wolfgang (307), Ruf gegen Ungewitter (308; landwirtschaftlich, ein Bittgang!), Sankt Johanns Minne (309), Leise der Geißler (310f.). Die „Marienrufe" (315—19) repräsentieren weibliche Genossenschaftslieder. Überhaupt sind unter den geistlichen Liedern (Nr. 312 bis 25) wohl noch einige Gemeinschaftslieder zu registrieren.[1])

[1]) Bemerkenswert ist es, daß Mucke (aaO. S. 302f.) zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft scheiden will. Die letztere scheint den engeren Verband darzustellen. Otto Ammon (Zs. f. Sozialwiss. IV. 2) scheidet zwischen Gesellschafts- u. Familientrieb (nach Schurtz, Altersklassen, S. 22, Anm. 2),

So ist z. B. Nr. 312 ein Sünderlied; denn auch die armen Sünder haben selbstverständlich ihren Orden, so gut wie die Bettler (Nr. 285). Es folgen die Klosterlieder (326—334). Dann kommen die Jäger (338; vgl. 101 ff.), die Bergleute (Nr. 345, ein geistlich gewendeter Bergreihen), die evangelischen Kriegsleute (348 ff.). In den „Nachträgen" findet man unter den Nrn. 164[2] ff. die Landsknechtslieder, 208[2] ein Vagantenlied (De vagorum ordine). Die Vagantenlieder sind wohl verwandt mit den Bettlerliedern Nr. 285; Gauner- und Landstreicherlieder bei Erk-Böhme Nr. 1587—91, worauf die Handwerkerlieder mit Nr. 1592 anheben und bis Nr. 1641 inkl. fortgeführt werden).

Außer den „Marienrufen" haben wir also vorläufig keine weiblichen Genossenschaftslieder zu verzeichnen. Weibliche „Gesellenlieder" erscheinen schon in sprachlicher Hinsicht als ein Nonsens (neben got. gasalja [swm.] fehlt ein entsprechendes swf. gasaljô), weshalb man besser diu winiliod heranzieht, welche für weibliche und männliche Kameradschaft gleichmäßig als Bezeichnung dienen. (Vorausgesetzt wenigstens, daß in der ersten Hälfte dieses Kompositums wirklich der Stamm des Substantivs wini, resp. winja steckt; worüber später noch gehandelt werden soll.) Die Marienrufe.

Nebenbei wollen wir jedoch als Kuriosität anmerken, daß unsere alles paralysierende Zeit uns neulich auch den weiblichen Gesellen beschert hat (etymologisch übrigens, nach Creierung des weiblichen doctor [statt doctrix] nicht mehr verwunderlich). Die juristische Streitfrage, ob es weibliche Gesellen geben könne oder nicht, wurde kürzlich von der Berliner Gewerbedeputation im bejahenden Sinne entschieden; unter Hinweis auf § 100[h] der Reichsgewerbeordnung, woselbst es heißt: „Die Bezeichnung „Gesellen und Arbeiter" ist nur im allgemeinen Sinne gebraucht, ohne Unterschied des Geschlechts, lediglich zum Unterschied von ungelernten Arbeitern. Unter dem Begriff „Gesellen" sind hiernach alle diejenigen Hilfspersonen zu verstehen, welche technisch vorgebildet sind, eine Lehrzeit zurückgelegt haben und mit technischen Arbeiten des Handwerks beschäftigt werden. Dies trifft aber auf das vom Beschwerdeführer beschäftigte weibliche Personal zu, folglich sind beide Voraussetzungen für die Zwangsmitgliedschaft gegeben." (Eine „Zwangsinnung" hatte Klage erhoben gegen eine Firma, welche nur „weibliches Personal" beschäftigte und deshalb ihre Angestellten nicht in die Zwangsinnung eintreten lassen wollte.) Der weibliche Geselle.

Während des ganzen Mittelalters aber bezeichnet der geselle (swm.) stets nur eine männliche Person, und „Gesellenlied" ist immer nur ein solches Lied, das von männlichen Personen gesungen wird und für deren Interessen berechnet ist. Das zuerst i. J. 1793 bei Martin Usteri (als Liedtitel) auftretende (und auch von ihm geprägte?) Wort: „Gesellschaftslied" kann Das Gesellschaftslied.

vermutlich Dreierlei bezeichnen: 1. ein Lied, das nur von männlichen Personen gesungen wird; 2. ein Lied, das nur von weiblichen Personen gesungen wird; 3. ein Lied, das sowohl von männlichen als auch von weiblichen Personen, also gemeinschaftlich von beiden Geschlechtern gesungen wird. Diese dritte Bedeutung ist wohl die am häufigsten vorkommende. Diese Lieder sind also dazu bestimmt, die „Geselligkeit" zu pflegen, und zwar doch wohl namentlich die Geselligkeit zwischen Damen und Herren. (Der Verkehr zwischen den einzelnen Ständen ist wohl nicht gemeint.) Wenn wir heute zu einer „Gesellschaft" eingeladen werden, so wissen wir bereits im voraus, daß wir Damen und Herren antreffen werden. Andernfalls würde auf der Einladungskarte ausdrücklich bemerkt worden sein: „Herrengesellschaft" (resp. „Damengesellschaft", falls nur Damen eingeladen sind). Das Wort: „Herrengesellschaft" stellt sich demnach, in etymologischer Beziehung, als eine erklärende Doppelbildung dar; zu vergleichen ist etwa: „Schreibebrief" (umgekehrt: „Windhund, Walfisch"). Dagegen ist das Wort „Damengesellschaft", historisch betrachtet, eine contradictio in adjecto, ein Oxymoron, eine logische Unmöglichkeit. Denn es fehlt, wie gesagt, neben dem gasalja die gasaljô; neben dem cameratus die camerata (contabernalis könnte ja ebensogut weiblich wie männlich sein). Hiernach scheinen also die weiblichen Verbände, einem Defekte im Wortschatz der Sprache zufolge, den männlichen an Zahl und Bedeutung ganz erheblich nachgestanden zu haben. Das darf uns nicht wundern, denn das eigentliche Handwerk galt stets als nur des Mannes würdig; die Weiber verrichteten Sklaven-Arbeit und waren wohl nur selten selbständig organisiert.

Der Buhlerorden.

Ein Stand oder Orden ist aber bei dem starken wie bei dem schwachen Geschlechte gleichmäßig vertreten: — es ist der Stand der Liebenden beiderlei Geschlechts, der „Buhlerorden". Er steht im Feindschaftsverhältnis zu dem „Orden der Ehelosen" (beiderlei Geschlechts). Natürlich hat ein jeder dieser beiden Orden eine männliche und eine weibliche „Abteilung". Loblieder zum Preise des Ehestandes sind mehrfach vorhanden und könnten vielleicht von oder doch vor beiden Geschlechtern gemeinschaftlich gesungen sein; so z. B. Nr. 867b bei Erk-Böhme („Hochzeitlied", am Hochzeitsabend vor dem Hause gesungen; in Strophe 6, Vers 1 werden die „Hochzeitsgäste" angeredet, also Damen und Herren gemeinschaftlich). Allerdings pflegten wohl meistens die jungen Burschen sich mit der Darbringung solcher Ständchen zu befassen, da dieser nächtliche Gesang leicht zu derben Polterabendscherzen führte, wobei die Mädchen körperliche Unbill hätten erleiden können (die bekannten Versuche, das junge Paar in der ersten Nacht an der Ausübung des Beischlafes zu

verhindern; tumultuarische Katzenmusiken usw., die man als die Rudimente der Raubehe angesehen hat). Aber unmittelbar vorher haben wir bei Erk-Böhme (unter Nr. 867[a]) einen „Gesang bei Verlobungen" aus Becheln (Unterlahnkreis) und Welterod (Kr. St. Goarshausen) v. J. 1880, zu welchem S. 661 bemerkt wird: „Dieses Lied wird bei Verlobungen (Hillig) von Burschen und Mädchen [von mir gesperrt. U.] vor dem Hause der Braut gesungen, um vom Bräutigam dafür ein Trinkgeld zu erhalten." Also ein gutbezeugter gemeinsamer Gesang beider Geschlechter, zum Preise des Ehestandes. Gott hat im Paradiese den Ehestand eingesetzt, als er Adam und Eva schuf. Doch gleich in Strophe 3 und 4 wird auch die andere Seite des „bittersüß-ehelichen Lebens" (wie Hans Sachs es nennt) hervorgekehrt:

„3. Der Ehstand ist ein schwere Buß,
Und macht auch viel Verdruß,
Ja viel Verdruß.
Man muß sich willig ergeben drein,
Muß denken: es muß geheirath't sein,
So lang Gott will.

4. Der Ehstand ist ein schwerer Stand,
Verbunden durch Priesters Hand,
Ja Priesters Hand.
Und keiner darf sich wagen drein
Der dieses Band auflösen will,
Der Tod allein."

Die Ehelieder als Doppelgattung.

Jedes Ding hat seine zwei Seiten, und so auch die Ehe. Die Ehelieder repräsentieren sich, infolge dieses besonderen recht eigentlich als eine Doppel- oder Zwittergattung. Denn je nachdem die bittere oder die süße Seite des ehelichen Lebens hervorgekehrt wird, können die Ehelieder als Liebeslieder oder als Spottlieder auftreten. Das letzte ist weit häufiger der Fall, da die menschliche Natur mehr zum Necken als zum Schmachten aufgelegt ist. Die Ehestandslieder können also leicht zu Trutzliedlein werden, die zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte hin- und herfliegen. Der Zuhörerkreis solcher Lieder ist denn auch jedesmal ein verschiedener, wie man es ähnlich in der Dramatik beobachten kann. Bei der Aufführung von Molières École des maris (1661) werden sicherlich größtenteils Ehefrauen im Theater gesessen haben (oder auch gestanden, nach der Sitte der Zeit, im Parterre); bei der Aufführung der École des femmes (1662) größtenteils Ehemänner. Also quasi „Damen-Abende" und „Herren-Abende"! Die Satire entspricht dem Trutzliedlein.

Wenn also die Dichter der Liebeslieder meistens wohl vor einem Damenpublikum zu singen pflegen, so singen andererseits

die Dichter der (antifemininen) Spottlieder für gewöhnlich vor einem Herrenpublikum! Selbstverständlich singen dann auch die Dichterinnen der antimaskulinen Spottlieder solche Lieder vor einem Damenpublikum!

Dem entspricht es, wenn Lieder zum Preise des Klosterlebens von Angehörigen des geistlichen Standes gedichtet und vor Angehörigen dieses Standes zum Besten gegeben werden. Dem entspricht es ferner, wenn „Anti-Klosterlieder" von Angehörigen der weltlichen Stände gedichtet und vor Weltkindern gesungen werden. Beides mit Ausfällen auf die andere Richtung.

Die „Selbst-Ironie" und der Humor.

Allein diese einfache Erklärung scheint doch nicht völlig zu genügen. Es finden sich nämlich mitunter Lieder, von denen man nicht recht weiß, wo man sie unterbringen soll; ob bei den Kloster- oder den Anti-Liedern. Die gutmütige „Selbst-Ironie" spielt hier eine sehr große Rolle; wie denn überhaupt der deutsche Humor im deutschen Volksliede so recht zu Hause ist. Dieser Humor äußert sich beim Einzel-Individuum in derselben Art, wie bei der ganzen Gemeinschaft. Gleichwie der Hausvater fluchend oft die eigene Bettelwirtschaft verwünscht, die er vor kurzem vielleicht andern gegenüber als Muster-Institut hatte preisen müssen, so kann auch jeder Stand in die Lage kommen, seine Herrlichkeit von der Schattenseite kennen zu lernen.

Die Unzufriedenheit.

Die Unzufriedenheit mit dem eigenen Schicksal ist ein häufig variiertes Motiv in der Märchenwelt („Die drei Wünsche", usw.) und bei den Poeten.[1]) Wir müssen uns dieses Thema der Weltliteratur dadurch zu erklären suchen, daß die meisten Menschen ihren Beruf nicht selbständig wählen, sondern schon in früher Jugend von den Eltern für diesen oder jenen Stand bestimmt werden. In vorgerückterem Lebensalter erkennt dann mancher erst seine eigentlichen Fähigkeiten, ohne sie jedoch nun im Berufe noch verwenden zu können. (Höchstens mag die Fähigkeit dann als Liebhaberkunst ausgebildet werden!) Diese „späte Reue" mochte sich besonders häufig bei männlichen und weiblichen Kloster-Insassen einstellen. Schon im zarten Alter, noch unbekannt mit der grausamen Gewalt der Liebe, werden die Novizen der geistlichen Obhut anvertraut. Nicht unfreiwillig folgen sie dem guten Hirten. Ach, sie ahnen ja noch nicht, welche rein körperlichen Qualen ihnen später das Gelübde der Ehelosigkeit oder Keuschheit verursachen wird, welches sie einst so leichten Herzens abgelegt haben! Daher die Seufzer und Klagen der jungen Nonne, die man vielleicht noch dazu gegen ihren Willen

[1]) Am bekanntesten ist wohl die Stelle bei Horaz, Sat. I. 1, 1—5:
Qui fit, Maecenas, ut nemo, quam sibi sortem
Seu ratio dederit seu fors obiecerit, illa
Contentus vivat, laudet diversa sequentes?

in's Kloſter geſperrt hat. (?) Mit dem Eintritt der Pubertät beginnen ihre Leiden, beginnt die Unzufriedenheit mit dem einſt ſo geliebten Berufe. Das Anpaſſen der Kutte, das Abſchneiden der Haare, das Frühaufſtehen und Meſſeſingen, das einſame nächtliche Lager: — dieſes und noch vieles andere will dem jungen Blute garnicht recht behagen. Beiſpiele für dieſe Gattung ſind bei Erk-Böhme II die Nrr. 919—922. Das Thema wird ganz ungeniert behandelt, ſogar in einem „Wechſel" zwiſchen Vater und Tochter (Nr. 922), wo alſo ſtatt der Mutter der Vater auftritt. Ein fliegendes Blatt vom Ende des 18. Jahrh. bringt hier zu einer alten Melodie vom Niederrhein 9 (teilweiſe künſtlich redigierte) Strophen, deren erſte lautet: Vater und Tochter.

I. „Vater, iſt denn nicht erſchaffen
Für mich eine Männlichkeit?
Daß ich ganz allein muß ſchlafen
In dem Bett der Einſamkeit?
5. Und in meinen jungen Jahren
Meine Haare laſſen ſcheeren,
Die von Gold beglänzet ſind?"

(Die Reime ſind ſcheinbar in dieſer erſten Strophe nicht ganz in Ordnung, oder altertümlich-dialektiſch?) Der Vater beſcheidet jedoch das Mädchen abſchlägig; Strophe II lautet:

II. „Nein, mein Kind, auf dieſer Erden
Bilde dir nichts anders ein:
Du mußt eine Nonne werden
Und mußt bleiben keuſch und rein.
5. Du mußt, wann die Glocken klingen,
Gott zu Ehren Meſſen ſingen:
Gieb dich nur gelaſſen drein."

Eine jüngere Faſſung fügt aber am Schluſſe noch eine zehnte Strophe an, welche (vgl. aaO. S. 707) die Sinnesänderung des Vaters erkennen läßt:

X. „Ja, mein Kind, es ſoll geſchehen,
Du ſollſt haben einen Mann!
Wenn es dir wird übel gehen,
Trag ich keine Schuld daran.
5. Aller Schuld mußt du dich ergeben,
Weil du mir thuſt widerſtreben
Und willſt haben einen Mann."

Zuletzt ſpricht noch die Tochter:

XI. „Alle Schuld die will ich tragen,
Herzallerliebſter Vater mein,
Weil Ihr mir nicht thut abſchlagen,
Daß ich eine Frau ſoll ſein."

Also man sieht: die geistliche Redaktion solcher Gedichte konnte sofort, durch Hinzufügung einer Strophe, in die weltliche Bearbeitung umgeändert werden. Und es konnte auch, au contraire, die weltliche Redaktion, durch Hinweglassung einer Strophe, sofort in die geistliche Bearbeitung verwandelt werden. Die Form des „Wechsels" war für solche schnellen Abänderungen ganz besonders geeignet, da es hier ja eigentlich nur auf die letzte, die entscheidende Strophe ankam.

Kriterien der Originalität.

Es ist oft sehr schwer, namentlich für ungeübte Augen, ein Klosterlied oder Antiklosterlied als echtes Original zu erkennen. Wir können eigentlich niemals ganz genau wissen, ob wir nicht vielleicht eine tendenziöse Umdichtung vor uns haben. Das gleiche gilt von den Ehestands- und Anti-Ehestandsliedern. So läßt sich denn auch das prozentuale Verhältnis des beiderseitigen Vorkommens aller dieser Gattungen und „Anti-Gattungen" immer nur annähernd bestimmen. Im allgemeinen wird aber die Bemerkung bei Erk-Böhme II, S. 635 wohl das Richtige treffen: „Wenig Lieder sind zum Lob des Ehestandes gedichtet und vom Volke gesungen worden; desto mehr über das Thema: Ehestand = Wehestand."[1] Das gleiche gilt dann auch von den echten Klosterliedern: — ihre Zahl steht ganz erheblich zurück hinter der Zahl der Anti-Klosterlieder.

Die Parodie.

Das ist eine Beobachtung, die den deutschen Humor wiederum als Herrscher erscheinen läßt: — die Schar der Parodien ist weit größer als die Anzahl der parodierten Lieder! Ja, es scheint eine förmliche Sucht, ein gewaltsamer Trieb zum Parodieren unter den meist unbekannten Dichtern derartiger Lieder sich bemerkbar gemacht zu haben; ein Trieb, der alsbald von didaktischer Seite in gewisse Bahnen gelenkt und zu schulmäßiger Übung herausgebildet wurde.

Schulmäßige Übung.

Es hat beinahe den Anschein, als ob im 17. Jahrh. eine Art von poetischen Exerzitien geblüht haben könnte, welche nach rein äußerlichem Schema solche Lieder und „Anti-Lieder" anfertigte. Man erinnert sich, bei der Besprechung dieses Verfahrens, ganz unwillkürlich an die Kantischen Antinomien, oder an die alt- und neutestamentliche Antitypie.[2] Diese Dichtungsart nannte man den „Gegensatz"; ein Ausdruck, der allerdings ursprünglich nur die Parodie, das „Anti-Lied" bezeichnete,

[1] Zu Nr. 851b: „Ehestandslob" (aus dem Unterlahn- und Dillkreise 1880); mit Varianten aus anderen Fassungen. — Die letzte Strophe lautet: „4. Es ist kein größere Freud | Auf dieser Erden. | Als wenn zwei junge Leut | In Ehstand treten; | Da findt man keine Not, | Kein Kreuz kein Leiden | Nichts als der bittre Tod, | Der kann uns scheiden." — (Kunstdichtung nach volkstümlichen Vorbildern!)

[2] Vgl. etwa noch die Anfangsworte des Hamlet-Monologes (III. 1): „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:".

ſpäter aber auch mit auf den „Satz" bezogen wurde und ſo zum terminus verſteinerte. Ebenſo könnte vielleicht das griechiſche ἀντιστροφή zur Not auch noch die στροφή mit in ſich begreifen. (Es iſt die Figur: pars pro toto; nach dem wichtigeren Teile iſt das ganze benannt.)

In ſolchen „Gegenſätzen" hat ſich z. B. Georg Grefflinger verſucht. Man findet derartiges in ſeiner Sammlung: „SELADONS Weltliche Lieder. Nechſt einem Anhang Schimpff vnd Ernſthaffter Gedichte. Franckfurt a. M. 1651." Daſelbſt ſtehen zwei ſehr charakteriſtiſche Stücke, die ich hier mitteilen möchte. Beide Nummern folgen unmittelbar aufeinander; das iſt ein Beweis dafür, daß ſie zuſammengehören und bereits vom Dichter koordiniert wurden. (Das ander Dutzend Nr. 7 und 8, S. 69 und 72).[1]

Die „Gegenſätze" Grefflingers.

Die weltliche Nonne.

1.

WJe muß ich meine Zeit verſchlüſſen, ich armes Kind, ich muß von keinen Frewden wiſſen, die Weltlich ſind: Wie lieber möcht ich einen Knaben, als eine grawe Kappen haben.

2.

Pfy dieſem Kleyd vnnd Nonnen-Leben, Hinweg mit dir, mir iſt kein Nonnen-Fleiſch gegeben. Iſt niemand hier, der mich auß dieſem Joch' auß-ſpannt, vnnd meinen friſchen Leib bemannt. [248.]

3.

Man hat mich Jung hieher getrieben, [ich? U.] war ſo ſchlecht, daß ich nicht wuſte, was das Lieben, was linck, was recht: Nun mich die Jahre Mannbahr machen, gedenck ich auch an Mannes-Sachen.

4.

Mein Dencken iſt in einen Orden, da man ſich küßt, Ich bin der Nonnen müde worden, dann mich gelüſt: Ein Weib kan Gott ſo wol gefallen, Als nun aller Nonnen-Pſalter lallen.

Die Nönniſche Jungefraw.

1.

WAs mögen doch die Mägdlein dencken, daß ſie ſo Männergierig ſind, vermeinen ſie, daß ſich kein Krämcken, noch Hertzenleyd bey Männern fünd: O Mägdlein, jhr betrügt euch viel, das Küſſen iſt ein bitter Spiel. [S. 180 Waldberg.]

2.

Eilt nicht zu viel zu ſolchen Dingen, jhr kompt noch früh genug zur Pein, die euch das ehlich-ſeyn wird bringen, ihr werdet nicht verſchönet ſeyn. Je mehr jhr euch zuſammen liebt, je mehr es endlich Schmertzen giebt.

---

[1] Als Nr. 133 und 134 dann übergegangen in das „Venus-Gärtlein" [Hamburg] 1656, S. 247—49; bei Max Freiherrn von Waldberg in ſeiner Ausgabe des VG auf S. 179f. (Braunes Neudrucke Nr. 86—89.)

5.

Wol dem der sich davon befreyet, vnd in der [249] Einsamkeit verbleibt, ich hab es tausend mahl berewet, daß mich mein Fürwitz hat geweibt. Die Eh ist ein verzuckert Weh, vnd eine Gallen volle See.

4.

Ist eine Lust, sind hundert Plagen, vnd noch einmahl so viel darzu, die solche Lust bald unterschlagen, vnd kurtz: die Eh hat wenig Ruh, Ich wolt ich wäre weit daraus, vnd in dem lieben Nonnen Hauß.

5.

Der beste Trost ist, den ich habe, daß ich vor dieses Standes Pein, wann ich Sie, glücklich überwinde, im Himmel werd ergetzet seyn. Dann wer sich hier viel leyden muß, hat dort der Frewden Überfluß.[1])

Die Priorität der Klosterlieder.

Dieser „Gegensatz" ist äußerst lehrreich! (In Strophe 5 des zweiten Liedes, Zeile 1, scheint übrigens der Reim das Endwort „finde" zu fordern, statt des überlieferten „habe".) Es geht aus der Reihenfolge dieser beiden zusammengehörenden Lieder deutlich hervor, daß die Klosterlieder die ältere Gattung sind, oder doch als solche angesehen wurden. Die Parodie ist immer jünger oder scheint doch weniger Existenz-Berechtigung besitzen, als das Original. Das Original wird daher voran-, die Parodie nachgestellt. Hieraus lassen sich gewisse Schlüsse ziehen.

Sind die Klosterlieder (z. B. die „Klostergelübde") als ältere Gattung anzusehen, so lassen sie sich kaum als moralischer Rückschlag gegen die Anti-Klosterlieder auffassen. Umgekehrt müssen wir vielmehr diese letzten als einen Protest der in weiteren Volkskreisen vorherrschenden gesunden Sinnlichkeit auffassen; als einen Protest gegen die Unterdrückung des Fleisches, wie sie vom Klerus angestrebt wurde und ja bekanntlich auch durchgeführt war.

Die Reformation.

Dieser Widerstreit der Meinungen führt uns aber unmittelbar hinein in die Kämpfe der reformatorischen Periode. So erklärt sich auch die geheimnisvolle innere Verwandtschaft, die zwischen dem Klosterliede und dem Soldatenliede besteht. Die protestantischen Kampflieder waren zum teil nach Melodien von alten Landsknechtsliedern gedichtet; eine Kriegslist, die alsbald von den Katholiken erfolgreich nachgeahmt wurde. Der Choral war damals ein Schlachtgesang für die Streiter Gottes, wie er noch heute ein solcher ist. Nun gab es aber natürlich auch „Anti-Soldatenlieder", denn es war nicht Jedermanns Sache, die Muskete zu spannen oder die Hellebarte zu schleppen. Lieder

---

[1]) Noch weit drastischer ist der „Gegensatz" Grefflingers aaO. S. 42—45, Erstes Dutzend, Nr. 9 und 10 (= VG. 245—47); bei Braune S. 178 f: „An eine vortreffliche schöne vnd Tugend begabte Jungfraw; Gegen-satz. An eine sehr häszliche Jungfraw. In voriger Melodey." — Auch hier steht offenbar das Original voran.

n's Kloſter ziehen! So vereinigen ſich die Kloſterlieder mit den Anti-Kloſterliedern. Wer hat aber den Mut, ſich in dieſem Labyrinthe der literarhiſtoriſchen und muſikaliſchen Forſchung zu rechtfinden zu wollen? Der Kreuz- und Quergänge ſind ſo viele!

Wir alle kennen das ſchöne Schlachtlied, das mit den Zeilen beginnt:

„Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind' erſchlagen
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen, ..." [1])

Das Lied iſt mehrfach komponiert worden (u. a. von F. Silcher VI, Nr. 1, 1836); auch für großes Orcheſter finden wir es mehrfach bearbeitet, recht ſchön landsknechtsmäßig, mit Pauken und Trompeten. Wer entſinnt ſich nicht dieſes Liedes, wenn er bei Herder II, 62f. auf ein „Kloſterlied Deutſch" geſtoßen iſt (Nr. 24 des erſten Buches im zweiten Teile der Volkslieder), das einen ganz ähnlichen Anfang aufzuweiſen hat?! Dieſes Kloſterlied umfaßt bei Herder vier Strophen und iſt hier vollſtändig mitzuteilen, da ſich mehrfach wiſſenſchaftliche Kontroverſen an daſſelbe angeknüpft haben. (Text vom Jahre 1779.)

Das Herderſche Kloſterlied.

Kein ſchönre Freud auf Erden iſt
Als in das Kloſter ziehn.
Ich hab mich drein ergeben,
Zu führen ein geiſtlich Leben;
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe etc.

Des Morgens, wenn ich in die Kirche geh
Muß ſingen die Meſſ alleine;
Und wenn ich das Gloria patri ſing',
So liegt mir mein Liebchen immer im Sinn,
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe etc

Da kömmt mein Vater und Mutter her,
Sie beten für ſich alleine;
Sie haben ſchöne Kleider an,
[63] Ich aber muß in der Kutten ſtahn;
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe etc.

---

[1]) Angeblich ein alter Meiſtergeſang aus dem 16. Jahrh. Bei Herder, der I. S. 177f. als 18te Nr. im zweiten Buche des erſten Teiles: „tgeſang. Deutſch". — Erk-Böhme III, Nrn. 1283, 84. — Böhme, ml. Lieder Nr. 46 (Gedicht von Karl Göttling 1814, komponiert Methfeſſel 1815.)

Des Abends, wenn ich schlafen geh,
So sind ich mein Bettchen alleine;
So denk ich denn, das Gott erbarm!
Ach hätt' ich mein Liebchen in dem Arm,
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe etc.

Die stereotype Anfangszeile.

Was zunächst den Eingang dieses Liedes betrifft, so ist zu bemerken, daß die Ähnlichkeit mit dem Eingang des zuletzt erwähnten Soldatenliedes vielleicht auf eine allgemeine Sitte der Standeslieder zurückzuführen ist. Die Anfangszeile mag also beim Berufsliede stereotyp gewesen sein. Sie ist demnach keine spezielle Eigentümlichkeit der Kloster- und Soldatenlieder, wie man etwa vermuten könnte. So findet sich z. B. bei Böhme in den „Volksthümlichen Liedern", S. 158, unter Nr. 188 ein „Das irdische Paradies" überschriebenes Schweizerlied (? Böhme), das mit den Versen beginnt:

„Kein schöneres Leb'n kanns gar nimmer gebn,
Als droben auf der Alm, bei de Kuhla und de Kalm [Kalb'n].
Ho la la la la la!"

Ferner haben wir ebendaselbst auf S. 334 ein Junggesellenlied zu verzeichnen (Nr. 444, überschrieben: „Der Hagestolze"; aus Westfalen 1807, auch in Thüringen 1840 gesungen); Anfang:

„Kein schöneres freieres Leben, als ledig zu sein, giebt es nicht.
All' die sich in Eh'stand begeben, die leisten auf Freiheit Verzicht."

Ja sogar auf die Landsmannschaft, die ja ebenfalls ein Orden ist, ist diese Anfangszeile, mutatis mutandis, angewendet worden; vgl. z. B.:

„Kein schöner Land in dieser Zeit,
Als hier das unsre weit und breit,
Wo wir uns finden
Wohl unter Linden
Zur Abendzeit."

(Volksthüml. Lieder S. 190, Nr. 243: „Abendlied im Sommer", eine Volksweise; aus: „Preußisches Soldaten-Liederbuch" 1884, Nr. 108. — Gemeint ist also Preußen?)

Negative und positive Wendung.

Dieser Anfang der Berufslieder wäre dann vielleicht als die negative Wendung anzusehen, („Kein schöneres Leben als" ... usw.). Als positive Fassung der Standeslieder-Anfänge könnte ungefähr die folgende gelten:

„Ich lobe mir das Burschenleben,
Ein Jeder lobt sich seinen Stand;
Der Freiheit hab' ich mich ergeben,
Sie bleibt mein bestes Unterpfand. ...." usw.

(Altes Studentenlied des 18. Jahrh., komponiert von C. M. v. Weber 1821; Allgem. Deutsch. Commersb. [51], Nr. 279 [II, 6]; Leipziger Commers-Buch [26], Nr. 185, S. 267f. [nicht 207, wie im Register, S. XVI[b], angegeben ist.]) — Derartige „negative" und „positive" Berufslieder-Anfänge werden sich wohl noch mehrfach auftreiben lassen.[1])

Das thüringische Klosterlied.

Wir kehren zu dem Klosterliede Herders zurück, welches übrigens bei Erk-Böhme in den Varianten zu Nr. 921[a] mitgeteilt ist (II, S. 705). Herder notiert zu diesem Liede hinten im „Verzeichnis" folgendes (aaO. II, S. 302): „Aus dem Munde des Volks in Thüringen. Im Schweizerdialekt ists vollständiger und vielleicht auch besser; da es aber in diesem verständlicher ist, so mochts also stehen. In der Limpurgischen Chronik steht auch ein Lied einer Nonne, das sich anfängt:

Gott geb ihm ein verdorben Jahr
Der mich gemacht zur Nonne,
Und mir den schwarzen Mantel gab
Den weißen Rock darunter u. f."

Herder kannte also bereits das Klosterlied der Limburger Chronik (vgl. oben S. 69f.), das nachher auch ins Wunderhorn aufgenommen wurde. Zu dem „thüringischen" Klosterliede, das er uns (aaO. II, 62f.) in extenso mitteilt (4 Strophen), bemerkt Oskar Schade[2]): „So habe ich auch z. B. das Klosterlied, das Herder im zweiten Teile seiner Volkslieder Seite 62 gibt und das er durchaus als aus dem Munde des Volkes in Thüringen stammend bezeichnet (Seite 302),

Kein schönre Freud auf Erden ist,

[Usw.; es folgt der Text der ersten Strophe]

dieses Lied habe ich nicht wiederfinden können, und es muß doch Herdern erst später in Weimar (und höchst wahrscheinlich aus der nächsten Umgegend) zugekommen sein."

Weimar.

Das Lied scheint also zwischen den Jahren 1779 und 1855 aus der Umgegend von Weimar verschwunden zu sein. Dieser Umstand könnte vielleicht darauf hindeuten, daß die von Herder aaO. (II, 302) erwähnte schweizerische Variante (vgl. Joh. Heinr. Voß, Poet. Blumenlese f. d. J. 1777 [Hamburg, Bohn], S. 79f.: „Nonnelied" von „Ungenannt") die ursprüngliche gewesen sein mag. Sie wurde also wohl nur vorübergehend in Thüringen gesungen und daselbst in den Landesdialekt umge-

---

[1]) Negativ z. B.: Erk-Böhme Nr. 1319 (II, S. 203); ein Soldatenlied v. J. 1897. Anfang: „Kein besser Leben ist | auf dieser Welt zu denken, || Als wenn man trinkt und ißt | und läßt sich gar nichts kränken"; vgl. auch ebda. Nr. 1320.

[2]) In dem Aufsatze: „Volkslieder aus Thüringen. In und um Weimar gesammelt." In: Weimarisches Jahrbuch III, Hannover 1855. Daselbst S. 243.

dichtet. Es hat jedoch überhaupt mit diesem Herderschen Klosterliede noch eine ganz besondere Bewandtnis.

Die Schwierigkeit der Unterscheidung.

Es ist dieses Lied nämlich wohl als eines der krassesten Beispiele für die bereits oben (S. 78) erwähnte Tatsache anzusehen, daß sich die Klosterlieder nicht mit Sicherheit von den Anti-Klosterliedern trennen lassen. Bei Erk-Böhme steht II, 213 unter Nr. 401 ein Lied: „Treue des Jünglings"; 7 Liebesstrophen (?) aus dem Ambraser (Frankfurter) Liederbuch v. J. 1582, aufgenommen in Uhlands Sammlung als Nr. 60 (Vilmar S. 197). Uhland überschreibt das Lied: „Die Liebste"; es steht auch im Erfurter Liederbuch (unter derselben Nummer [Nr. 42] wie im Frankfurter) und in Uhlands „Niederdeutschem Liederbuch" (als Nr. 31). Die erste Strophe lautet:

Kein größre Freud auf Erden ist,
Denn wer bei seiner Liebsten ist,
Bei seiner Liebsten alleine;
Der mag wol reden was ihm gebrist,
Und was ihm in seinem Herzen gelüst
Freundlich sie thun anschauen.

Die folgenden sechs Strophen scheinen in Unordnung zu sein; wenigstens sind sie für uns so nicht mehr verständlich. Der Sänger erblickt auf grünem Plan viele Jungfrauen; darunter ist seine Liebste, die er schon „Dreivierten länger denn ein Jahr" (2, 2) verehrt hat, ohne sich ihr offenbaren zu können. Sie trägt ein schwarzes Kleid; Gott wolle ihren Schmerz wenden! Ehe der Sänger sie verläßt, will er lieber mit ihr ins Elend gehen und weltliche Freude meiden. Ein feiner Knabe zu Lüneburg hat dieses Lied gesungen; bei seiner Liebsten soll keiner ihn verdrängen. Strophe 4 (das „schwarze Kleid" und das „Herzleid", der „höchste Hort" und das „freundliche Wort") scheint vielleicht bereits auf den bekannten tragischen Konflikt hinzudeuten: die Jungfrau soll den Schleier nehmen, aber ihr Bräutigam will sie nicht ziehen lassen. So kämpft das Klosterlied mit dem Anti-Klosterliede; wer will die beiden Gattungen scharf auseinanderhalten? Schon die Überlieferung war dazu nicht mehr imstande; daher die verworrene Textgestaltung!

Die Choral-Melodie.

Begünstigt wurde das Zusammenfallen beider Arten durch die scheinbar (hüben wie drüben beliebte) halb choralmäßige Begleitung. Böhme hat die von ihm dieser Nummer (Nr. 401) beigefügte Melodie aaO. (II, S. 213) folgendermaßen introduziert: „Die Melodie hat sich in Deutschland nicht gefunden. Die im Ambraser Liederbuch stehende Tonangabe „Jr jungen gesellen, ir habt evern willen" verweist auf ein Lied, das weder nach Text noch Weise gekannt ist. Wohl aber giebts eine schöne niederländische Weise in den Souterliedekens 1540 zu Ps. 48 zu [sic] einem metrisch- [sic] und inhaltgleichen Liede:

„Gheen meerder vruecht ter werelt en is.“ Sie habe ich vorgesetzt.“ Böhme hält unser Lied wohl mit Recht für ein weltliches, also ein „Anti-Klosterlied“. Er bringt auch zwei geistliche Parodien bei; zuerst eine (protestantische?) aus dem Bonner Gesangbuch v. J. 1577 (Wackernagel, Kirchenlied III, S. 1029); Anfang:

Kein besser freudt auff Erd nicht ist
Denn wer von Herzen zufrieden ist
Und dienet Gott dem Herren usw.

Zweitens eine niederländische, katholische Parodie aus dem Antwerpener geistlichen Liederbuche v. J. 1539 (daselbst Nr. 57); Anfang:

Gheen meerder genuechte op aerde niet en is.
Dan die int herte te vreden is.
Dient God in minnen reijne.

Dieses Lied hat aber nach Böhme eine ganz andere Melodie als das oben genannte mit dem Anfang: „Gheen meerder vruecht ter werelt en is“.

Die Tagelieder.

Das Klosterlied hat also demnach eine ganz ähnliche Entwickelung durchzumachen, wie das deutsche Tagelied.[1]) Dieses ist aus weltlichen Anfängen erwachsen, wurde aber später mit Vorliebe geistlich gewendet; wie ja bekannt ist. Noch im 16. Jahrh. dichtete Philipp Nicolai († 1608 als Prediger zu Sankt Katharinen bei Hamburg) geistliche Tagelieder, von denen sich zwei heute wohl in den meisten Gesangbüchern vorfinden: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ und: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“. Sollte sich nun mithin auch das deutsche Klosterlied zuerst als ein „weltlicher Gesang“ entwickelt haben? (Das Geschlecht des Wortes „Gesang“ ist im 16. Jahrh., und wohl auch noch später überwiegend als neutral anzusetzen.) Oder war es ursprünglich eine geistliche Liedart, die dann mit Vorliebe weltlich parodiert wurde? Wer will diese Fragen mit Gewißheit beantworten?

Charakteristik des Herderschen Klosterliedes.

Auch das „Herdersche Klosterlied“ ist nicht ohne weiteres als schlechthin geistlich oder weltlich zu bezeichnen. Ein ganz eigentümlicher Grundzug in der Stimmung dieses Liedes erschwert die Klassifizierung desselben ungemein. Sollte die Situation etwa so zu denken sein, daß ein junges Mädchen, aus jähzornigem Trotz über verschmähte Liebe, sich voreilig dem geistlichen Berufe widmete und diesen übereilten Schritt jetzt nachträglich bereut? Dergleichen mag häufig, oder doch zuweilen, vorgekommen sein. Das „Kloster-Spiel“, von dem weiter unten die Rede sein wird,

[1]) Entstanden ist das Tagelied aus den sog. ‚alba‘ der Provenzalen. Der Weckruf des Wächters gibt dem Ganzen die Signatur. Vgl. W. de Gruyter, das deutsche Tagelied. Leipz. Diss. 1888.

scheint auf ähnliche Zustände hinzudeuten. Höchstwahrscheinlich ist die Annahme derartiger Verhältnisse als das Grundmotiv für die Entstehung der Steinerschen winiliod-Hypothese anzusehen.

Die Steinersche Hypothese.

Otto Steiner-Danzig war kurz und knapp, aber nicht klipp und klar, der Meinung, daß unter dem Ausdruck winiliod die Klosterlieder zu verstehen seien (und natürlich doch wohl auch die Anti-Klosterlieder?)[1]) Er gibt uns zwei neue Fassungen des Herderschen Klosterliedes, von dene die eine fünf Strophen zählt (also eine Strophe mehr als bei Herder) und verweist auf ein Soldatenlied (bei Simrock Nr. 297), das mit den Worten beginnt:

Ein soldatisches Leben ein harter Schluß,
Dieweil ich mein Schätzchen muß meiden.

Wir entdecken hier das tertium comparationis zwischen dem Klosterliede und dem Soldatenliede: — es ist der Trennungsschmerz, der in beiden Gattungen gleichmäßig zum Ausdruck gebracht wird. Die Nonne muß ins Kloster ziehen, der Soldat muß marschieren. Die unbemittelte Jungfrau wählt den geistlichen Stand, der unbemittelte Jüngling „schwört zum Kalbfell". Man vgl. zu dem von Steiner angegebenen Liede noch Erk-Böhme II, Nr. 921[a]; III, Nr. 1399; ferner oben S. 820. Zu dem Herderschen Klosterliede bemerkt Steiner alsdann (aaO. S. 209): „Dieses Lied und einige ähnliche unter dem Namen Klosterlieder in der Uhlandschen Sammlung zusammengefaßte könnten — natürlich nicht so wie sie dastehn, wohl aber in einfacherer Form — einige von jenen Liedern sein, die man seit dem 8. Jh. und später als winilëod bezeichnet hat, und die als solche namentlich den Nonnen zu dichten verboten waren [sic]."

Weitere Vermutungen.

Nicht minder verfehlt[2]) erscheinen die meisten der aaO. auf S. 210 vorgetragenen Vermutungen. Zwar läßt sich kaum etwas dagegen einwenden, wenn es dort heißt: „Als Inhalt dieser winilëod denken wir uns unter anderem auch Liebeslied und Klage". Aber sicherlich ist der Autor in einem Irrtum befangen, wenn er (ebenda) die Situation des Herderschen Klosterliedes folgendermaßen schildert: „Eine Nonne ist wider ihren Willen im Kloster. Sie hat sich Mittel und Wege geschaffen mit ihrem einstigen Buhlen wieder in Verbindung zu treten. Sie schreibt und schickt ihm ein winilëod, in dem sie ihm einfach, wie in unserem Liede, die ihr unangenehme Klosterordnung angibt und dann als schmerzlichen Gegensatz das Gedenken an den Freund hinzufügt."

---

[1]) Die Winilëod und zwei ungedruckte ostpreußische Varianten des Herderschen Volksliedes: Kein schönre Freud auf Erden ist. Germ. 21 (N. R. 9), Wien 1876, S. 209—15.

[2]) Das Beste an dem Steinerschen Aufsatze ist noch der Hinweis auf die alte Fassung bei J. H. Voß (im „Musenalmanach" [!] v. J. 1777), betitelt: „Nonnenlied. Aus dem Canton Schweiz". (6 Strophen.)

Das „Schicken" oder „Senden" der winiliod.

Wir finden hier einen Gedanken ausgedrückt, der auch sonst noch in der Literaturgeschichte öffentlich auftritt, oder doch mindestens im Stillen gehegt wird.[1]) Es ist diese Ansicht ein weiteres Glied in der langen Kette der Irrtümer, die sich an das Wort winiliod angeknüpft haben; ein wahrer „Rattenkönig von Mißverständnissen"! Um nämlich das Verbum mittere in der bekannten Kapitularstelle erklären zu können (welches Wort man bisher stets falsch übersetzt hat, und zwar mit „senden" oder „schicken"); vielleicht auch schon deshalb, um das scribere zu erklären, hat man aus der (unbewiesenen) Bedeutung „Liebeslied" ohne weiteres die (natürlich nun erst recht unbewiesene) Bedeutung: „Liebesbrief" entstehen lassen. Geschriebene Liebeslieder wurden als Briefe versendet! — Nun, es ist uns sehr wohl bekannt, welche bedeutende Rolle der Liebesbrief in der mhd. Literaturgeschichte gespielt hat, namentlich zur Zeit der Minnesinger.[2]) Aus der ahd. Periode läßt sich aber kein Liebesbrief nachweisen, falls man etwa nicht gar den mündlichen Liebesgruß im Ruodlieb hier heranziehen will. (XVII, 11ff., 66ff. [S. 295f. der Ausg. v. Friedr. Seiler, Halle 1882]; dazu MSD² 362f.; vgl. K. Lierſch, 154ff. Zſ. 36.) Mit dem Worte winiliod vollends hat der „Liebesbrief" gar nichts zu tun, auch nicht das Geringste! Am allerwenigsten der Liebesbrief im neumodischen, modernen Sinne (Einladung zum Rendezvous usw.). Alle Versuche, die man gemacht hat, das winiliod mit dem Liebesbrief zusammenzubringen, sind als hinfällig zu bezeichnen.

Irrige Anschauungen.

Die romantisch-dilettantenhafte Vorstellung vom Klosterleben, speziell vom Nonnenleben, wie sie sich heute noch in den Köpfen des großen Publikums getreulich bewahrt hat (ein Erbstück aus dem 18. Jahrh.): — diese ganze Vorstellung muß einmal gründlich revidiert werden. (Die teutonisierenden Romanschrift-

[1]) Vgl. z. B. Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. 2 Bde. Berlin 1889/91. Was hier, in der Einleitung des ersten Bandes, S. 6f., über schriftliche Liebesgrüße der Nonnen gesagt wird, muß leider als verfehlt hingestellt werden. Das gleiche gilt von einer Stelle bei Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus 2, 1899, S. 345: „Karl der Große untersagt den Klosterfrauen, Mädchenlieder (winileodes) zu schreiben und zu schicken" mit Berufung auf Wackernagel). Vorsichtiger drückt sich Otto Böckel aus: Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, Marburg 1885, Einleitung S. CLVII; woselbst der Druckfehler: „Namen" (für „Nonnen") auftritt.

[2]) Vgl. Ernst Meyer, Die gereimten Liebesbriefe des deutschen Mittelalters. Marb. Diss. 1898; Fritz Traugott Schulz, Typisches der großen Heidelberger Liederhs. u. verwandter Hss. nach Wort u. Bild. Göttingen 1901 (Behandlung der Spruchbänder-Arten.) — Das Thema ist bei den Modernen wieder sehr beliebt geworden. Vgl. z. B. Jul. Zeitler, Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrh. Leipz. 1905; Derſ. Kleine deutsche Liebesbriefe. Eine Nachlese. Leipz. 1905; Eugen Kalkschmidt, Aus alten Liebesbriefen. In: „Deutsche Kultur", Monatsschrift, hrsg. v. Heinr. Driesmans. 1. Jahrg., Heft 10. Januar 1906. (Deutscher Kulturverlag, Berlin SW. 61.)

steller, diese modernen Spieß, Cramer und Vulpius, sorgen zwar alljährlich auf dem Weihnachtsbüchermarkte nach Kräften dafür, daß diese Vorstellung nicht sobald erlöschen wird!) Eines müssen wir nämlich festhalten: eine Nonne hatte wohl nur in den allerseltensten Fällen wirklich Gelegenheit, mit einem Manne mündlich oder schriftlich in Verbindung zu treten. Und wie wenige unter den Nonnen mögen wohl der Kunst des Schreibens kundig gewesen sein!

Geistliche Liebesbriefe.

Hiernach erledigen sich manche Tatsachen, die den schriftlichen Verkehr zwischen Geistlichen und jungen Himmelsbräuten als ein alltägliches Vorkommnis erscheinen lassen könnten. Der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise war gewiß ein Ausnahmefall. In der „Königsberger Muckeraffaire" (Anfang des 19. Jahrh.) mag ähnliches vorgekommen sein, wenn auch nur als kleine Karrikatur. Geleugnet soll die Möglichkeit eines derartigen Briefwechsels gar nicht werden; bei Leibe nicht! Nur darf der Satz nicht verallgemeinert auftreten: — „eine solche Korrespondenz war die Regel!"

Ganz feingebildete, hochstehende Damen, etwa aus adligen Familien stammend, mochten vielleicht mit einem „Freunde" in gleicher Stellung korrespondieren (Äbtissin und Abt); selbstverständlich in lateinischer Sprache, und ebenso selbstverständlich ohne jede fleischliche Regung. Hierher gehören die Liebesbriefe aus Tegernsee, die bei Lachmann-Haupt MF³, S. 221 ff. mitgeteilt sind. Aber in manchen ähnlichen Fällen scheint es sich gar nicht um einen wirklichen Geliebten gehandelt zu haben! Der Seelenbräutigam ist Christus; eine Vorstellung, die in der Mystik später so außerordentlich beliebt ist. Sehr vieles, das bisher auf einen Geliebten bezogen wurde, wird ganz einfach auf Christus zu deuten sein.[1]) Die meisten weiblichen Klosterinsassen besaßen weder einen Geliebten, noch verstanden sie Jemand lateinisch zu apostrophieren. Vollends Hexameter zu dichten, war nicht ihre Sache. Hrotsuith von Gandersheim ist eine rühmliche Ausnahme; sie war aber gelehrt und „von Familie".

Die Bedeutung des Verbums mittere.

Das Heranziehen des Liebesbriefes bei dieser Gelegenheit ist jedoch überhaupt nur darauf zurückzuführen, daß man das bekannte Kapitular wieder einmal gründlich mißverstanden hat, und zwar diesmal die Stelle: *et nullatenus ibi uuinileodos scribere vel mittere praesumant.* Ich bitte zunächst, in diesem Passus das

[1]) So irrt auch wohl F. Vogt, wenn er in dem Aufsatze: „Nonnenliebe", PBB 16, Halle 1892, S. 465—70 die Hexameter einer Nonne (aus dem cod. ms. theol. 196 der Univ.-Bibl. zu Göttingen, um 1200) auf den Tod eines jungen Geistlichen bezieht (Helengerus, der Schreiber der Hs., in der sich der Eintrag findet). Vermutlich gehen die Klagen der ‚dulcis Christi sponsa' auf den Tod Christi.

ibi beachten zu wollen: „daß sich ja die Nonnen bei Leibe nicht unterstehen, dort (nämlich in den Klöstern) Liebeslieder (oder Liebesbriefe) zu schreiben und zu (ver)schicken". So hat man wohl bis jetzt allgemein übersetzt; d. h. privatim, im stillen, für sich. (Es ist nämlich, nebenbeigesagt, sehr bezeichnend, daß bisher noch niemand gewagt hat, wenigstens unseres Wissens nicht, die betreffende Kapitularstelle verbotenus zu übersetzen.)[1] Ist denn die Situation also nun die, daß in den Klöstern die geschriebenen Liebeslieder (resp. -briefe) verschickt werden sollen, oder aber: „aus den Klöstern hinaus"? Letzteres würde für ibi doch wohl eine recht gezwungene Interpretation erheischen! Oder wurden die Liebeslieder im Nonnenkloster von Zelle zu Zelle gesandt? Aber wo bleibt dann die heterosexuelle Lyrik? Denn diese ist doch zweifellos gemeint, wenn Rudolf Kögel („Ahd. Literatur", in Paul's Grundriß II, 1[2], Straßburg 1901, S. 36) für uuinileod die Bedeutung ansetzt: „Lied erotischen Inhalts"! Es wurden also diese brieflichen Liebeslieder vielleicht doch im Nonnenkloster geschrieben und daselbst (ibi) nach außen hin, an Männer „verschickt"?! (zu erwarten: inde!) Alle diese stümperhaft-kümmerlichen Hypothesen sind sprachlich wie sachlich ganz und gar hinfällig. Das Ding muß eben etwas anders angefaßt werden.

Die Bedeutung des Verbums scribere.

Zunächst das scribere betreffend, so ist es mir höchst unwahrscheinlich, daß sich dieses Verbum hier auf die Niederschrift einzelner Lieder (zum Zwecke der Versendung) beziehen solle. Vielmehr ist sicherlich das Anlegen schriftlicher Liedersammlungen gemeint! Kunstfertige Nonnen mag es in jedem Kloster eine oder höchstens mehrere gegeben haben (wie es in jedem Regimente gewöhnlich nur einen sog. „Krokisius" gibt, welcher ein Croqui gut anzufertigen versteht). Diese bevorzugten Wesen wurden ganz gewiß mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt, die von amtlicher und wissenschaftlicher, resp. „schöngeistiger" Natur sein konnten. Es wird ihnen aber dabei strengstens untersagt, ihre Kunst für weltliche Zwecke zu mißbrauchen. Sie dürfen also nur geistliche oder kirchliche Hss. abschreiben: Kirchenväter oder approbierte Klassiker und dergl., Marienlieder, Kalendarien, Hymnen, Sequenzen, Psalmen, Antiphonarien usw. Für Mönchsklöster mochte dieses Verbot erhöhte Bedeutung gewinnen. Es ist ja nur der reinste Zufall, wenn das uns erhalten gebliebene Todesurteil der winiliod gerade für Nonnenklöster berechnet war! Oder doch vielleicht kein Zufall?!

[1]) Die Bedeutung „Liebeslied" wird allgemein ohne Nachprüfung übernommen. Vgl. z. B. Dr. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Marburg 1885, Einleitung S. CLVII: „Vorzüglich haben die Frauen bei allen Völkern das Lied gepflegt, besonders das Liebeslied, daneben auch das Spottlied. Die winileodos. der Namen [sic] untersagte Karl der Große (Wackernagel, Gesch. d. deutschen Lit. 2. A. I, 48); ... ." (Vgl. o. S. 87 Anm. 1.)

Männliche Liederbücher.

Wie häufig findet man in geistlichen Hs. weltliche Verse, die heimlich eingeschmuggelt sind; am Rande hat man sie ganz verstohlen später nachgetragen. Also auch die Mönche, die Schreiber liebten es, verbotene Liedlein aufzuschreiben. Im Handwerk läßt sich ähnliches heute noch beobachten. Gesellen und Lehrlinge legen sich Liederbücher an, deren Inhalt sie oft nur ihren liebsten Freunden mitteilen. Solche „männlichen" Liederbücher werden auch bisweilen wohl von Zunftmeistern geführt und wie ein Geheimnis gehütet.

Die Lieder der Steinmetzen.

Ganz besonders scheint die Steinmetzen-Innung diesen Brauch zu begünstigen, deren Tradition eine sehr alte ist; man denke an die Bauhütten und Bruderschaften des Mittelalters. Gedruckte Steinmetzen-Liederbücher wird man wohl schwerlich auftreiben können. Im allgemeinen überwiegt aber bei den „männlichen" Liederbüchern ganz ohne Zweifel das gedruckte Liederbuch; was darauf hindeutet, daß männliche Kongregationen (selbst die Freimaurer) nicht allzuviel Geheimniskrämerei mit ihren gemeinschaftlichen Gesängen treiben.

Weibliche Liederbücher.

Anders ist es mit dem schwachen Geschlechte bestellt! Das Weib hat schon eo ipso einen Hang zur Mystik, weshalb die Kirche denn auch frühzeitig auf die „Hexen" fahndete. Unter den „weiblichen" Liederbüchern überwiegen daher bis heute immer noch bei weitem die geschriebenen! In Mädchenschulen und weiblichen Alumnaten, Pensionen usw. gehen geschriebene Liederbücher von Hand zu Hand; sie werden oft auf spätere Schulgenerationen feierlich vererbt. Man setzt seinen Stolz darein, das umfangreichste Liederbuch zu besitzen, und jede Schülerin rühmt sich, die „schönsten" und „neuesten" Lieder in ihrem Buche zu haben. (Man denke an die Titel der fliegenden Blätter oder Hefte aus dem 16. Jahrh.: „Sechs schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr"; usw.). Obscönitäten werden ja wohl natürlich hie und da nicht fehlen, obgleich auf diesem Gebiete sicherlich die männlichen Liederbücher den höheren Rekord erzielen; vgl. das zweideutige Symbol im Handwerk. In hs.lichen Soldaten-Liederbüchern können wir oft starke sexualia antreffen. Es muß daher nachdrücklichst betont werden, daß die Gründe der Geheimhaltung bei den weiblichen Liedersammlungen keineswegs etwa auf deren vermeintlich obscönen Inhalt zurückzuführen sind! Die geringere Rolle, die das weibliche Geschlecht von jeher im öffentlichen Leben gespielt hat, mußte notwendig das Zurücktreten der weiblichen Standespoesie veranlassen. Von hoher Politik usw., von feurigen Jünglings- und Vaterlands-Idealen, war darin keine Rede. Dagegen sah man hier die Interessen des unterdrückten, schwachen Geschlechtes liebevoll behandelt, und dafür interessierte sich nun wieder die breite Öffentlichkeit nicht. Das Weib, zum Leiden

geboren, ſuchte und fand die Lieder der Geſelligkeit bei Leidensgenoſſinnen. So erklärt ſich die Tatſache, daß Frauenlieder und Männerlieder auseinandergehen; jene ſind mehr für den „engſten Kreis“ berechnet und vertragen keine Druckerſchwärze. Die Anſchauungen ſind oft kindlich und verraten einen beſchränkten Horizont. Dieſe unſchuldige Geheimtuerei konnte bei oberflächlicher Betrachtung den Anſchein erwecken, als ob es ſich um das Verbergen ſchlimmer Sachen handelte. (Die Hexenprozeſſe!) Das war aber nun durchaus nicht der Fall. Nicht das obſcöne Element überwiegt bei den Frauenliedern, ſondern ganz im Gegenteil das rührſame Element, alſo die ernſten Lieder. Weiter unten wird man, im vierten Teile dieſer Arbeit, eine Überſicht der Liederbücher finden. Dabei achte man ſtets auf den Unterſchied zwiſchen männlichen und weiblichen Liederbüchern. Von der zweiten Gattung ſind namentlich zu erwähnen die „Liederbücher für Jungfrauen-Vereine“. Eine durchaus ernſte, ja fromme Richtung hat ſie in's Leben gerufen. Augenblicklich alſo gibt es allerdings, wie man ſieht, auch gedruckte weibliche Liederbücher!

Das handſchriftliche weibliche Liederbuch.

Das eigentliche weibliche Liederbuch iſt aber ſtets ein geſchriebenes! Die Mägde und Dienſtmädchen haben oft blaue Oktavheftchen, mit einem weißen Schildchen auf dem Vorderdeckel; hier ſteht der Name der Eigentümerin verzeichnet. In dieſes Buch trägt die Magd, oft noch ſpät in der Nacht, Gedichte und Lieder ein; der Tiſch wackelt, das Talgſtümpfchen brennt trübe. Die Magd iſt von der Arbeit des langen Tages ermüdet und muß morgen früh zeitig wieder aufſtehen. Dennoch legt ſie ſich noch nicht zur Ruhe, ſondern ſie ſchreibt Lieder ab, und zwar aus einem andern blauen Heftchen, welches ſie ſich von einer Freundin zu dieſem Zwecke entliehen hat. Es beſeelt ſie bei dieſem Tun ein unbezwinglicher Drang. In den Spinnſtuben hat die Mutter oder die rangälteſte Schöne das wertvollſte Liederbuch in ihrem Privatbeſitz. Als oberſte Prieſterin der Veſta verwahrt ſie gewiſſermaßen das Heiligtum, den Schatz des Tempels; ein Amt, um das ſie allgemein beneidet wird. Sie genießt ſchwärmeriſche Verehrung, man denke an die Schweſter Cornelia (vgl. o. S. 67 f.). Die Mitſchweſter, der ſie das Liederbuch auf kurze Zeit anvertraut, fühlt ſich hochgeehrt. Das gewünſchte Lied wird abgeſchrieben, das Buch zurückgegeben; letzteres manchmal auch wohl nicht! Selbſtverſtändlich kam es auch vor, daß ſolche Bücher veruntreut wurden, unterſchlagen oder geſtohlen. So iſt die Geſchichte der menſchlichen Leidenſchaften verwandt mit der Geſchichte des Liedes. Haß und Liebe werden im Liede als Motive verwertet, Haß und Liebe begleiten auch die ferneren Schickſale der Lieder. Habent sua fata carmina quoque! Die Lieder „wandern“, gleich den Wörtern.

In Mädchenschulen werden wohl noch mehr Allotria getrieben, als in Knabenschulen. Bei großer Trockenheit des Unterrichtsstoffes schreiben die Schülerinnen heimlich Liederbücher ab; eventuell ruhen Vorlage und Abschrift unter dem Tische, auf den Knieen, damit die Lehrerin das verbotene Treiben nicht bemerken möge. Die unbequeme Körperhaltung und die stete Gefahr des Entdecktwerdens, also Qual und Angst machen diesen Sport, im Verein mit dem aufregenden Inhalt der Lieder, zu einem angenehmen Nervenkitzel.

Der Aberglauben.

Die erwähnten blauen Heftchen dienen auch gleichzeitig als Tagebücher, Notizkalendarien und Talismane. Da man die geheimsten Sentiments und Seelenregungen diesem Archive anvertraut, so werden sie oft abergläubisch verehrt und auf dem Busen getragen, unter der Kleidung. Die Berührung der unbedeckten Epidermis ist beim Amulet das Wesentliche, das Heilbringende. Ein gutes Lied stiftet Segen, oder sei es auch nur ein Vers oder Spruch; dies ist das Prinzip der Stammbücher und der Autographen-Sammlungen. Die eigenhändige Abschrift der Lieder erhöht für den Besitzer ihren Wert. Es ist das so, wie wenn man durch Handauflegen das Blut stillt oder die Weihen erteilt. Die Berührung der Wunde (resp. der Tonsur) durch die Hand des Schäfers (resp. des Priesters) ist das vermittelnde Element. So drängt sich auch das Volk in den Kirchen zum Handkuß, d. h. zur körperlichen Berührung hoher geistlicher Würdenträger. Eine flüchtige Skizze, die wir selber von einer romantischen Landschaft mit dem Bleistift entwerfen, steht uns weit näher als eine von fremder Hand angefertigte Reproduktion; sei dieselbe auch künstlerisch oder technisch noch so vollkommen. Es ist die Erinnerung, die hier mitspricht, das eigene Erlebnis, das in's Gewicht fällt. Diese sogenannten „Affektions-Interessen" sind nun bei den weiblichen schriftlichen Liederbüchern in einem ganz eminenten Grade vorhanden. Schon deshalb allein konnte die Kirche diese andachtraubende Beschäftigung verbieten. „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!" Der Klerus witterte überall, und so auch im deutschen Volksliede (wahrlich nicht mit Unrecht!), Zauberei, Götzendienst und Aberglauben. Das erotische Material tritt völlig hinter dem heidnischen zurück! Ein Liebeslied oder ein Mädchenbrief erschüttert das Fundament der Kirche nicht. Wohl aber stand dies zu befürchten von dem teuflischen, weltlichen Gesange, dessen Aufzeichnung daher streng untersagt wurde.[1]) Gemeinsame

[1]) Es ist sehr bezeichnend, daß in den Canones-Glossen das Wort winiliod auch nicht ein einziges Mal auftritt für carmina amatoria oder dergl.; es findet sich stets nur für cantica rustica, psalmi plebeji, saeculares cantilenae u. dergl.

germaniſche Bräuche waren erfahrungsgemäß mit dieſen alten Liedern ſtets innig verbunden, und beide galt es auszurotten.

Die Kapitularſtelle: *Et nullatenus ibi winileodos scribere . . . praesumant* iſt alſo folgendermaßen zu überſetzen: „Und ſie ſollen ſich in keiner Weiſe herausnehmen, daſelbſt ſchriftliche Aufzeichnungen von ſog. winiliod zu veranſtalten.“ Auf das nullatenus der Stelle hat man viel zu wenig Gewicht gelegt. Es iſt dieſes Wort hier keineswegs etwa nur eine bloße Verſtärkung der Negation, ſondern wir haben wahrſcheinlich einen vorſichtigen Diplomaten-Ausdruck vor uns. Man will dem künftigen Geſetzgeber nicht vorgreifen; das capitulare missaticum war ja bekanntlich nur ein Brouillon. Auf die Spezialfälle geht der Entwurf nicht ein; dies bleibt provinzieller Erledigung vorbehalten. Unſere heutigen Juriſten würden ſagen: „Wir ſtellen dies ergebenſt anheim.“

Liederbücher und Repertorien.

Wie verſchiedenartig die Anlage von Liederſammlungen ſein kann, wiſſen wir ja aus der Periode des beginnenden Minnegeſanges. Es iſt die Zeit der großen Sammel-Codices, der „Repertorien“. Vor dem Jahre 1300 läßt ſich wohl keine derartige Hſ. mit Beſtimmtheit nachweiſen. Es mußten erſt die humaniora in Deutſchland einziehen. Auch dieſe Codices ſind Vorboten des Humanismus und der Reformation geweſen. Die Liederbücher dagegen, aus Spielmannskreiſen ſtammend, waren allerdings wohl bedeutend älter als dieſe Repertorien. Die Sammel-Hſſ. ſetzten ſich aus ſolchen einzelnen Liederbüchern zuſammen. Geiſtliche und adlige Herren verſchmähten es nicht, als vornehme Mäcene bei den einſt ſo verachteten Spielleuten in die Lehre zu gehen. Das war im Jahre 879 noch ganz undenkbar, und nun vollends in Nonnenklöſtern! Das Liederbuch war des Spielmanns, und der Spielmann war des Teufels; folglich war auch das Liederbuch des Teufels. Unſer Kapitular verbietet alſo, ſchriftliche Liederſammlungen anzulegen; ſei es nun ſo oder ſo. Alſo vielleicht: „weder heimlich noch öffentlich“? Oder etwa: „weder im einzelnen noch im allgemeinen“? Dies letztere würde heißen: „weder einzelne Nonnen, noch ganze Klöſter ſollen ſich Liederſammlungen anlegen. Denn ſolche Sammlungen werden in einem Konvikte leicht Kollektivgut, da ſich die Alumnen unwillkürlich an der Sammelarbeit beteiligen. Ein Oberhaupt aber muß das Ganze leiten. Dieſes Oberhaupt pflegt das anvertraute Gut mit liebevoller Hand. Auch in der Familie werden oft Liederbücher vererbt, und wiederum zeigt ſich hier das weibliche Element als treuer Hüter des Schatzes.[1])

[1]) Dies iſt zu berückſichtigen, wenn es ſich darum handelt, den bedenklichen Inhalt einer Sammlung etwa weiblichem Einfluß zuzuſchreiben. Als lehrreich erweiſt ſich in dieſer Beziehung die Einleitung bei Arthur Kopp, Deutſches Volks- u. Studenten-Lied in vorklaſſiſcher Zeit. Berlin 1899. Das vom Vater überkommene Liederbuch des Frl. v. Crailsheim zeigt uns auch die Verſchmelzung mit dem Tagebuch aufs deutlichſte.

Alle dieſe unſchuldigen Sitten mußte bei der Geiſtlichkeit Verdacht erwecken. Sie verbot alſo das scribere der winileodi (ſo müſſen wir doch wohl den nom. plur. anſetzen?); ſie verbot aber gleichzeitig auch das mittere ſolcher Lieder. Was heißt denn nun: *Et nullatenus ibi winileodos .... mittere praesumant?*

Der Sprachgebrauch bei Caeſar.

Die Romantiker unter den Philologen, ſowie auch die Poëten vom oben S. 87f. geſchilderten Schlage, endlich drittens die Amateurs unter den Literarhiſtorikern: — alle dieſe Männer entſannen ſich aus der Cäſar-Lektüre ihrer Tertianerzeit, daß ein lateiniſches Verbum exiſtiere: mittere, welches zu überſetzen ſei durch: „ſenden" oder mit „ſchicken". Das Zeitwort „ſenden" iſt poetiſcher, „ſchicken" dagegen mehr proſaiſch. Wenn alſo nun die winiliod geſendet oder geſchickt werden, ſo müſſen es natürlich Briefe geweſen ſein, und zwar ſelbſtverſtändlich Liebesbriefe; denn die ſind ja immer am „intereſſanteſten"!

Die Auslaſſung des Objektes.

Schon der Umſtand, daß hier bei mittere beide (?) Objekte fehlen (mindeſtens fehlt das perſönliche Dativ-Objekt; zu ergänzen iſt das ſächliche Akkuſativ-Objekt), hätte wenigſtens die Philologen ſtutzig machen müſſen, wenn ſie eben nicht romantiſch befangen geweſen wären. Denn das abſolute Auftreten von mittere ſcheint äußerſt ſelten zu ſein, allerdings wohl hauptſächlich nur in der klaſſiſchen Latinität.[1]) Dieſes Bedenken, im Bunde mit dem oben S. 88f. geäußerten Bedenken über den Sinn der Partikel ibi, wäre von Rechtswegen für ſich allein wohl ſchon hinreichend geweſen, um die romantiſche Interpretation zu Falle zu bringen. (Zu erwarten: ... inde w. ... alicui m. ...)

Die Lexica.

Allein ganz abgeſehen hiervon: ein einziger Blick, z. B. in das lat.-deutſche Schulwb. von Ingerslev[4] (1875), 477f., oder noch beſſer in das Wb. von Georges II[7] (1880), 844ff., hätte jene Cäſar-Verehrer ſofort unterrichten müſſen, daß „ſchicken, ſenden" erſt als eine junge, übertragene oder abgeleitete Bedeutung von mittere anzuſehen iſt. Der urſprüngliche Sinn iſt: „laufen laſſen", und hieraus ergibt ſich neben „ſenden" auch die Überſetzung: „werfen, ſchleudern", ja ſogar: „entlaſſen, abdanken", u. a. m. Für uns kommt hauptſächlich die folgende Bedeutung in Betracht (Georges II[7], 848): in der Rennbahn die Renner aus den Schranken laufen laſſen, ablaufen-, abrennen laſſen, *quadrigas, Liv.: carcere, quadrijuges equos, Ov.: desultorem, Hygin.*" Zwar handelt es ſich hier nur um perſönliche Objekte, denn auch die quadriga haben wir, mit ihrem Wagenlenker und den Pferden als ein lebendes, beſeeltes Objekt anzuſehen.

---

[1]) Aber auch noch ſpäter! Wenn z. B. im Georges II[7] (1880), 844 Sueton angeführt wird: *misit (circum amicos)* = „ſchickte (Boten, Sklaven) bei den Freunden umher", mit Auslaſſung des perſönlichen Akkuſativ-Objektes, ſo iſt das keine total abſolute Verbalſtellung.

mittere = committere.

Indeſſen wir brauchen anſtatt des verbi simplicis nur das verbum compositum anzuſetzen, um ſofort lebloſe, ſächliche Objekte mit dem Verbum (com-)mittere verbunden zu ſehen. Die Bedeutungs-Nuancen: „anfangen, veranſtalten" oder „liefern" für committere ſind ja aus der Cäſar-Lektüre zur Genüge bekannt; als Beiſpiele bietet Ingerslev[4] 147[a]: *prælium, pugnam cum aliquo, bellum.* Er fügt hinzu: „ebenſo *obsidionem, spectaculum*". Hier müſſen wir notwendig die Überſetzung: „aufführen" heranziehen, namentlich bei spectaculum (bei obsidionem genügt noch die Wendung: „in Szene ſetzen").

Weitere Belege findet man im Georges I[7], 1226ff.; woſelbſt namentlich Spalte 1227 die Nuance zu beachten iſt: „etwas Straffälliges in's Werk ſetzen, zur Ausführung kommen laſſen, ausüben, begehen, verſchulden: facinus, facinora, maleficia, scelus, nefas, nefarias res, caedem, caedes, parricidium, incestum, culpam, (wohl auch crimen); oder auch einfach aliquid, aliquae; aliquas res". (Alles mit Belegſtellen aus der beſten proſaiſchen und poetiſchen Latinität). Dürfen wir dieſe Bedeutung mit der unmittelbar vorher betrachteten kombinieren, ſo würde ſich für (com-)mittere der Sinn ergeben: „eine verbotene Schauſtellung aufführen (mit Geſang und Tanz)". Dieſe Nuance dürfte namentlich im Rahmen eines „Geſetzes-Paragraphen", alſo einer Kapitularſtelle ſich äußerſt vorteilhaft präſentieren! Man denke an die oben S. 3 zitierte Stelle aus den Statuten des Bonifacius, woſelbſt der Ausdruck vorkommt: puellarum cantica exercere.[1]) Auch hier iſt alſo die Rede vom „Aufführen" der Lieder.

Das Karolingerlatein.

Nun ſteht in unſerer Kapitularſtelle allerdings nicht das compositum, ſondern das simplex. Eine Monographie über das Latein der karolingiſchen Periode, ſpeziell über die Sprache der Rechtsdenkmäler, wäre ſehr zu wünſchen. Sie würde uns vielleicht den Beweis erbringen, daß im 8. nachchriſtl. Jahrh. die lateiniſchen Verbalpräpoſitionen zu ſchwinden anfangen, ſo daß der Bedeutungsinhalt der simplicia zu wachſen beginnt; eine Erſcheinung, wie ſie ähnlich auch bei den deutſchen Zeitwörtern beobachtet werden kann (nur umgekehrt!), auf dem Wege vom mhd. zum nhd. (weinen = beweinen, slagen = erſchlagen uſw.).

Für die mittlere und ſpäte Latinität belegt Du Cange V (1885), 429[a] unſer simplex in der Bedeutung: instituere, introducere; aus einer anſcheinend geiſtlichen Quelle: Chron. S. Petri Vivi tom. 2 (Spicil. Acher pag. 744): *Consuetudines*

---

[1]) Dieſer inquiſitoriſche Terminus: puellarum cantica (dürfen wir den doppelten Singular: puellae canticum anſetzen?) ſcheint es verſchuldet zu haben, daß man winiliod durch winja-liod = „Mädchenlied" erklärte. Aber niemals und nirgends werden die puellarum cantica gloſſiert durch winiliod. (Vgl. o. S. 92, Anm. 1.)

pravas, injustas et malas, quas Galduinus in ea Miserat, et Rainardo Comiti sua inertia Mittere siverat, omnes ad nihilum [sic] *magna vi et potentia redegit (Mainardus).* Also auch hier ist das simplex wieder im Sinne von: „schädliche Institutionen veranlassen, ins Werk setzen", oder so ähnlich, gesetzt worden. Zeitlich dürfte der Beleg nicht viel jünger sein, als die karolingische Periode.

Auf die soeben entwickelte Bedeutung scheint vielleicht die bereits im klassischen Latein (bei Dichtern wie Prosaisten gleichmäßig) zu belegende Nuance: „werfen, schleudern" hinzudeuten (davon missilia, die Wurfgeschosse). Hierfür bringt Forcellini (IV, 1868, 146[b]) als Belege die Beispiele bei: hastam m. Ov., pila Caes., lapides Petron., fulmina Hor. Der Sinn ist etwa dann später der: „Man schleudert solche Einrichtungen in die Menge hinein, wie giftige Pfeile". Auch bei dem (verderblichen!) Würfelspiel wird der Ausdruck mittere verwendet: die Würfel „rollen lassen", oder z. B. den „Hund", resp. den senio (die „Sechs") werfen.[1]) Karolingisches mittere bedeutet also etwa das leichtfertige Entsenden oder Anstiften einer beweglichen Sache oder eines Ereignisses: iaculari, iacere; sed cum odio intentionis nefariae! Es sei erinnert an die französische mise en scène, die allerdings nicht mit Notwendigkeit ruchlos zu sein braucht. Augenblicklich ist wohl meistens eine harmlose Schaustellung gemeint, wenn dieser theatralische oder dramatische terminus verwendet wird. Jedoch nicht immer!

Die richtige Übersetzung.

Nach alledem wird unsere Kapitularstelle (et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumant) ungefähr folgendermaßen zu übersetzen sein: „und auf keine Weise (durchaus nicht) sollen sie dort Winnelieder aufzuzeichnen oder etwa gar aufzuführen sich unterstehen!" In der Verbindung scribere vel mittere liegt zweifellos eine gradatio verborgen: der schwächere Ausdruck steht voran, der stärkere folgt zuletzt. Die Kopula vel ist also hier nicht parataktisch zu fassen, sondern überordnend. So findet alles die passendste Erklärung, namentlich auch das ibi. Das mittere haben wir uns ganz gleichbedeutend mit dem exercere zu denken; vgl. oben S. 3 und 95. Die winiliod wurden also „ererziert", d. h. kunstmäßig in langer Übung erlernt. Wie auf Kommando „klappte" bei solchen „Aufführungen", die von Händeklatschen, Stampfen mit den Füßen usw. begleitet waren, alles vortrefflich bis ins kleinste. Eine Generalprobe ging gewiß, außerhalb der Klöster, dem weltlichen winiliod häufig vorauf. An Sonn- und Festtagen wurde das Lied dann

[1]) Vgl. Forcellini aaO.: 12. Pertinet etiam ad talorum iactum: tirare il punto. (Talis enim iactatis, ut quisque canem aut senionem miserat. Suet. Aug. 71; mittere talos in pyrgum: Hor. II. sat. 17, 7.)

aufgeführt; man denke an die oberbayerischen Schuhplattltänze, mit Tücherwehenlassen und Fahnenschwingen, mit Jauchzen und Jodeln, Hütewerfen und Dirnenheben und -schwenken. Solche ziemlich geräuschvollen Veranstaltungen konnten innerhalb der Klostermauern nicht geduldet werden. Die Burschen schlagen sich beim Tanze mit der flachen Hand auf Kniee und Oberschenkel, daß es nur so knallt. Derartige Vergnügungen geziemen sich nur für jugendliche und weltliche Kreise, wie denn ja bekanntlich nur die Gemeinsamkeit der Standes- und Altersinteressen stets die gleichen Beschäftigungen und Zerstreuungen hervorruft. Wie aber sollten sich nun die armen Klosterleute die Zeit vertreiben? Man mußte einen Ersatz suchen. Übergangsformen sind gewiß zu vermuten.

Das Klosterspiel.

Höchst merkwürdig ist das „Kloster-Spiel", daß uns Franz Magnus Böhme (Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, S. 495f.) in zwei Fassungen (ohne Noten) mitteilt. Er stellt es (im zweiten Buche: „Kinderspiel") unter die Abteilung D: „Ringelreigen mit Wahl (Brautwerbung)"; dort ist es die letzte Nummer (Nr. 239). Böhme dokumentiert hierdurch, daß er dieses Spiel, nebst dem begleitenden Liede, als Rest eines jener vielen Bräuche aufzufassen geneigt ist, die einst mit dem Brautkauf verknüpft waren. Der Brautkauf geht aber auf den Brautraub zurück, und im Zusammenschluß der reclusae liegt in der Tat auch eine Sicherung gegen Freiheitsberaubung. Man halte sich immer vor Augen den Passus des Kapitulars: ut earum claustra sint bene firmata.[1]) Die Erzählung Spiegelbergs in Schillers „Räubern" (II, 3), betreffend die Plünderung eines Nonnenklosters, gibt allerhand zu denken. In der Urzeit schleppte man eben auch die weiblichen Hausgenossen mit fort (Raub der Sabinerinnen!), während man in späteren „milderen" Zeiten sich mit der bloßen Beute begnügte; abgesehen etwa noch Wegtreiben der Viehherden usw. Wer sich also dem Kloster vom anvertraut hat, findet dort lebenslänglichen, persönlichen Schutz; ungerechnet Kost, Kleidung und Verpflegung. Dafür muß man aber auf die Freuden des Lebens verzichten; gewiß keine leichte Wahl. Verlobte nehmen daher oft dann erst den Schleier, wenn die Aussicht auf eine spätere Vermählung ungewiß erscheint, oder aber, wenn der Bräutigam untreu geworden ist. Dieses scheint leider sehr häufig vorgekommen zu sein; vgl. die Worte Amalias (Räuber III, 1): „— das Kloster — ist die Freistatt der betrognen Liebe". Hier handelt es sich allerdings um einen verstorbenen oder doch totgeglaubten, also verschollenen Bräutigam. Der Tod des Bräutigams kam aber im Effekt der Untreue gleich, da nun für

[1]) Nach der romantischen Interpretation bedeutet diese Stelle: „Die Klöster sollen stark befestigt sein, damit die Nonnen nicht zu heimlichen Liebesabenteuern des Nachts entwischen können".

die Braut die Versorgung hinwegfiel. Umgekehrt, wenn auch viel seltener, mochte der Fall vorkommen, daß ein verschollener oder untreu gewordener Bräutigam nach Jahren zu Glücksgütern gelangte und sich reumütig wieder der verlassenen Braut erinnerte und zu nähern versuchte. Da mochte es dann wohl recht schwer halten, die Braut des Himmels dem Asyl zu entreißen. Alle diese Umstände, sowie ähnliche Verhältnisse, haben vielleicht die Entstehung des „Kloster-Spiels" veranlaßt, denn im Spiele unserer heutigen Kinder leben die Beschäftigungen der erwachsenen Vorzeitmenschen. Das muß berücksichtigt werden, da die überlieferten Fassungen des Spieles offenbar in der Tradition verdunkelt und später zum Teil kunstmäßig-ungeschickt rekonstruiert sind. (Die Flucht ins Kloster schützt auch vor den Nachstellungen zudringlicher Freier; vgl. Franz Moor.)

Die erste Fassung.

Die erste Fassung stammt aus Ost- und Westpreußen (Nr. 678 bei Frischbier, mit Varianten; vgl. Ed. Fiedler, Volkslieder und Volksreime in Anhalt-Dessau, Dessau 1847, Nr. 101). Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auf den Einfluß des deutschen Ordens verweisen; nur diese geistlich-militärische Organisation (man denke an die Ritter von Marienburg) scheint das häufige Vorkommen des Kloster-Spieles in ost- und westpreußischen Gegenden veranlaßt zu haben. Bei der Aufteilung des Landes zwischen Klerus und Ritterschaft konnte häufig genug die Frage an Jünglinge und Jungfrauen herantreten, sich für den geistlichen oder weltlichen Beruf zu entscheiden. So spiegelt sich der uralte „Kulturkampf" im Lied und im Spiel. Die erste Version umfaßt folgende drei Strophen:

1. Wer sich ins Kloster will begeben
Auf eine lange Lebenszeit,
Der tauschet für sein junges Leben
Nur stille Ruh und Einsamkeit,
Jetzt wendet sich mein Kloster herum,
Ich seh' mich nach was Schönrem um!

2. Gegrüßt seist du, edles Herze,
Gedrücket sei dir deine Hand!
Ach Kind, ich lieb' Dich nicht zum Scherze,
Drum reich' mir deinen Mund zum Pfand!
Mein Herz, dein Herz stimmt überein,
Ach ja! ach nein! das kann nicht sein.

3. Jetzt will ich wandern meine Straße,
Muß einsam und alleine sein,
Muß gehn, muß stehn, muß Alles verlassen,
Muß wieder in mein Kloster hinein!
Ach ja! ach nein! Das kann ja nicht sein.
Kann es nicht sein, so tret ich hinein.

Dazu gibt Böhme (aaO. S. 493) folgende „Ausführung": „Ein Kind steht in der Mitte des Kreises, der das Kloster vorstellt. Gemeinsamer Gesang. Bei den Worten: „Jetzt wendet sich" etc. macht der Kreis entgegengesetzte Bewegung. Das Kind in der Mitte grüßt nach Vorschrift, wählt und küßt. Bei „Mein Herz" tanzt das Paar, die Übrigen folgen. Dann bildet sich der Kreis von Neuem und schließlich tritt die gewählte Person in den Kreis, das Spiel neu beginnend." Diese Beschreibung ist nicht ganz klar; was heißt z. B. „entgegengesetzte Bewegung"? Die Situation ist wohl nur so denkbar, daß der ganze Kreis ursprünglich die Rückenseite dem Zentrum zukehrt und erst auf das Kommando sich herumwendet, also „Front macht". Nun erst kann das in der Mitte stehende Kind die Gesichter der Mitspielenden (wohl abwechselnd Knaben und Mädchen?) zum Zwecke der Auswahl studieren. Das Spiel scheint einige Ähnlichkeit zu besitzen mit dem Spiele: „Dreht euch nicht rum, der Plumpsack geht um"!

Jungfrau und Greis.

Vielleicht hat sich im „Kloster-Spiel" eine dramatische Version der alten Weltflucht-Idee noch bis heute lebendig erhalten. Der hauptsächlichste Beweggrund für eine solche Weltflucht war die rein körperliche Angst, der physische Abscheu der Jugend vor dem Greisentum. Das arme Mädchen entzieht sich also der Lüsternheit des reichen, alten Freiers; ein poetisch äußerst wirksames, vermutlich recht oft verwendetes Motiv, das zur dramatischen Behandlung (in Form eines „Wechsels") direkt herausforderte. Typisch und daher mitteilenswert ist ein im 17. Jahrh. viel gesungenes und weit verbreitetes „Klosterlied" von Johann Christoph Göring.[1]) Der Autor hat das (zwölfstrophige) Lied allerdings nicht selber so getauft, aber im literarhistorischen Sinne, gemäß unseren bisherigen Beobachtungen, ist es durchaus als ein solches anzusehen. Oder noch besser: das Lied ist zur einen Hälfte ein Klosterlied, zur andern Hälfte ein Antiklosterlied. Sechs „Klosterstrophen" spricht oder singt die Jungfrau, sie hebt den Dialog an; mit sechs „Antiklosterstrophen" antwortet alternierend der Greis. Überliefert ist das Lied zuerst in Görings „Liebes-Meyen-Blühmlein etc., Hamburg 1651; kl. 8°. S. 99; aus dieser Sammlung ging es dann in mehrere andere über, so auch in das „Venus-Gärtlein" (1656), als Nr. 47 (vgl. Max Frhr. v. Waldberg in Braunes Neudrucken 86—89, S. XXVII und 59f.)[2]) Wir geben den Text nach der Fassung des Venus-Gärtleins hier wieder:

---

[1]) Vgl. Max Frhr. v. Waldberg aaO. VII u. XIX. Bei Koberstein und Goedeke sucht man Göring vergebens.

[2]) Im Neudruck des Freiherrn von Waldberg sind die Lieder im Texte nicht numeriert, nur in der Einleitung.

Göringe Kloſterlied.

Im Thon:

Ach Jungfraw ich vermein, *etc.*

Alter.

EY! Mägdlein darff ichs wagen, euch was ins Ohr zu ſagen? beliebt auch einer euch, der etwas zwar betaget, doch keine Schwachheit klaget, Gold- Geld- vnd Güterreich?

Jungfer.

Eh müßt' es Perlen ſchneyen, als daß ich ſollt [82] jetzt freyen, in meiner Jugend-Blüht! es iſt von meinen Pahten, der Mutter ſo gerahten! daß ich ins Kloſter zieh.

Alter.

O! laßt euch nicht bereden, daß ihr in ſolchen öden, wolt eine Nonne ſeyn: Es iſt ein beſſer Leben, ſich in den Eh'ſtand geben, als wohnen ſo allein.

Jungfer.

Ich muß der Mutter Willen, ſo dieſes mahl erfüllen: Doch hat ſie mich vertröſt: Ich würde noch wohl heuer, durch einen jungen Freyer, bald wieder drauß erlöſt.

[60] Alter.

O! iſt es ſo beſchloſſen, ſo ſind es lahme Poſſen, ich hoff' jhr werdet mich, für jhnen anzunehmen, euch leichtlich noch bequemen, vnd lieben fäſtiglich.

Jungfer.

Wie mich die Mutter lehret, das habt jhr wol gehöret, biß GOtt durch guten Raht, mich einen Jung-Geſellen, wird an die Seite ſtellen, zur ſchönen Liebes-Saat.

Alter.

Bin ich doch nicht betaget, daß jhr darüber klaget, ſo hab ich auch noch Geld, euch ſchöne zu bekleiden, in Sammat oder Seyden, wie es nur euch gefällt. [85]

Jungfer.

Daß jhr ſeyd alt von Jahren, ſieht man an euren Haaren, die ſind ja Tauben-weiß: Geld machet niemand lieben, ich laſſe nicht betrüben, mich einen alten Greiß.

Alter.

Arabiſche Ducaten, ſo mir gar wol gerahten, die krieget jhr allein: Mein Ecker, Wieſen, Felder, mein Silber, Perlen, Gelder, ſol alles ewer ſeyn.

Jungfraw.

Was frag' ich viel nach Reichen, ? Ich hoffe meines gleichen, der vollen Jugend grühn: Ein Alter iſt ein Kalter, vnd mörriſcher Verwalter: ich wil ins Kloſter ziehn.

Alter.

Ich mein' in ſolche Klöſter, da junge Nonnen-Tröſter, den Mägdlein warten auff: Das ſchmecket jhnen ſüſſer, wenn ſolche Nonnen-büſſer, anbiehten friſchen Kauff.

Jungfraw.

Die hübſch vnd jung von Jahren, ſieht man zugleich ſich paaren:
Die Liebe ſich vergleicht, vnd läſt mit alten Bohnen, mit nichten ſie belohnen,
denn Jung vom Alter weicht.

Eine kritiſche Herſtellung dieſes Liedes iſt unſeres Wiſſens bisher noch nicht verſucht worden; der Verſuch dürfte wohl der Mühe lohnen. In Strophe 2 ſcheinen die Reime nicht ganz in Ordnung zu ſein. Sehr beachtenswert ſind die Strophen 4—6, aus denen hervorzugehen ſcheint, daß die Flucht ins Kloſter zuweilen auch nur als eine vorläufige Verſorgung angeſehen wurde, und daß eine ſpätere Verheiratung keineswegs ausgeſchloſſen war.

Jüngling und Greiſin.

Der umgekehrte Fall, daß nämlich ein Jüngling vor den Verfolgungen einer alten reichen Frau ſich ins Kloſter rettete, mochte weit ſeltener vorkommen. Ganz ohne Beiſpiel iſt dieſe Möglichkeit aber keineswegs. Im Liede hat ſich die Erinnerung an ſolche Begebenheiten deutlich erhalten. Vor zwanzig Jahren ſang man auf deutſchen Hochſchulen ein Anſtichlied, in welchem der ſchöne Vers vorkam:

„Sollt' ich denn mein junges Leben
Einer alten Schachtel geben: —
Lieber wollt' ich, daß mein Ding
Bei der Wurſt im Rauchfang hing!
Refr.: Zick zack, zick zack etc." [1])

Die ſexuelle Abſcheu tritt bei dieſer Vorſtellung (Jüngling flieht vor der Greiſin) noch weit ſtärker hervor, als bei der andern Eventualität (Jungfrau flieht vor dem Greiſe). Dort „empört ſich die Natur", die Herrenwürde des Mannes fühlt ſich verletzt, hier trägt die Dulderin oft ſchweigend das verhaßte Joch. Wir gelangen zu der Überzeugung, daß der wine eine noch weit niedrigere Stellung gehabt haben muß in den Augen der Welt, als die winja. Bei Gellert ſtoßen wir auf ein Gedicht, daß uns ſchildert, wie ein Übeltäter zum Tode durch Henkershand verurteilt iſt und die Rettung zurückweiſt, die ihm von ſeiten einer alten reichen Gönnerin zugeſichert wird. Der Schluß iſt höchſt charakteriſtiſch und wirkungsvoll.[2]) „Lieber ſterben, als eine Alte frei'n"! Illuſtrierte Ausgaben der Gellertſchen Fabeln ließen ſich dieſes Motiv nicht entgehen. Das betreffende Bild zeigte alsdann den trotzigen, vor dem Scharfrichter knieenden

[1]) Ähnlich bei Simon Dach: „Soll denn mein junges Leben, Da alles liebt und freit, Alleine ſich ergeben, Der langen Einſamkeit?"

[2]) Das Gedicht iſt betitelt: „Der beherzte Entſchluß"; es findet ſich: Fabeln und Erzählungen, zweiter Theil, Leipzig 1758, S. 110f.

Delinquenten; daneben in Tränen die vergebens lockende Alte. Die „Erzählung" ist heute wohl ziemlich vergessen, da mildere Sitten dem krassen Gegenstande nicht günstig waren.

Gellerts „Beherzter Entschluß".

Das Gedicht lautet:

Der beherzte Entschluß.

Ein guter, ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch beym König Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, ie mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ists nicht ewig Schade?
„Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
„Die Straf ist in der That zu groß.
[111] „Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon niederkniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk ich dir das Leben.

Johann erschrack und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, Euer Dienst ist groß;
Allein, es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür Zeitlebens qvälen.
Ich seh Euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! So komm ich doch der Qvaal auf einmal los.

Die Volkskunde.

Das Thema dieses Gedichtes ist sicherlich ein uraltes. Man könnte wohl zur Not, bei folkloristischer Belesenheit aus der Weltliteratur einige Parallelen auftreiben. Die „Jungfer" zahlt gewissermaßen das Wergeld für den Erschlagenen. Sie ist wohl

als „von Stande" gedacht; außerdem ist sie reich. Den freigegebenen Totschläger erhebt sie nun zu ihrem wine, oder sie gedenkt es doch wenigstens zu tun; ein „Halslösungsmotiv"! Der wine aber wählt raschen Tod, an Stelle der qualvollen, langsamen Tötung durch Liebe. Das ist ein Kapitel aus dem so reichen literarhistorischen Gebiete: „Vom Unterschied oder vom Kampfe der Lebensalter!" Also ein Kapitel aus der Eristik, das übrigens auch im Bauernroman behandelt ist (Wittwe und Großknecht). Wir glauben wohl nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß in der ursprünglichen Fassung der Knecht den Großbauern erschlug, angestiftet von dessen Frau, die nun wiederum den Mörder in den Tod treibt. Motto: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!" Schließlich geht auch die Frau auf irgend eine Weise zugrunde. (In Zolas Jugendroman „Therese Raquin" ist dieser Stoff behandelt; daselbst haben wir allerdings zur Abwechselung einen jungen Liebhaber, eine junge Frau und einen alten Mann.)

Das faute de mieux.

Bemerkenswert erscheint es, daß die Flucht ins Kloster, wenn sie auch zu einer guten Versorgung führt, stets nur als ein faute de mieux angesehen wird (eben vielleicht nur als eine vorläufige Versorgung). Hierauf scheint besonders hinzudeuten die letzte Zeile der ersten Strophe des „Kloster-Spieles":

. . . . . .

Ich seh mich nach was Schönrem um!

Die zweite Fassung.

(Gemeint ist vermutlich Verlobung und Hochzeit.) Noch deutlicher tritt dieser Zug in der „Andren Lesart" des Spieles hervor (bei Böhme aaO. S. 494), die mündlich aus dem Rheinland überliefert ist (Umgebung von St. Goar, 1896; Simrock 822). Diese zweite Fassung ist etwas kürzer, als die erste (um $^2/_3$ der letzten Strophe). Wir geben auch die zweite Version hier wieder und verweisen auf die zweite Strophe derselben.

I. Wer sich ins Kloster will begeben
Auf eine lange Lebenszeit,
Dem muß gefallen das Klosterleben
Und eine stille Einsamkeit:
Kann's sein, kann's sein, kann's abermals sein,
So geh nicht wieder in ein Kloster hinein.

II. Jetzt muß ich wandern meiner Straßen,
Muß ganz betrübt alleine stehn,
Muß gehn, muß stehn, muß alle verlassen,
Muß wieder in mein Kloster gehn.
Jetzt aber verändert sich mein Sinn,
Und zieht mich nach was Besserm hin.

III. Gegrüßet seist du, edler Schatz,
Geküsset sei dir deine Hand.
Einen Kuß geb' ich zum Mahelschatz,[1])
Einen Kuß geb' ich zum Unterpfand.
. . . . . .
. . . . . .

Die Einrückung der drei Strophen, sowie die Einteilung nach Strophen überhaupt, rührt von uns her; dergleichen finden sich auch die Punktreihen am Schlusse nicht bei Böhme vor. Der Herausgeber scheint nämlich entweder das ganze Lied für einstrophig (d. h. „durchkomponiert") gehalten zu haben, oder aber — was wahrscheinlicher! — er hat so abgeteilt: 6 + 4 + 6 Zeilen. (1. Wer . . . 2. Jetzt . . . 3. Jetzt . . .; also ebenfalls drei Strophen). Im einzelnen bleibt noch manches dunkel; sowohl die metrische Form, wie auch den Inhalt betreffend.

Unterschied der Lebensalter.

Das Eine nur scheint festzustehen, daß alle diese Lieder die alte, urewige Weisheit predigen: „Gleich zu Gleich gesellt sich gern!" Die Arbeiten der einzelnen Lebensalter sind verschieden. Das Alter kann so schwere Dienste, wie die Jugend sie tut, nicht mehr verrichten. Folglich sind schon aus praktischen Gründen die Altersklassen von jeher getrennt gewesen; man denke nur an die Arbeitsteilung in einer Fabrik, oder dergl. Vom Knaben bis zum Greise, vom kleinen Mädchen bis zur alten Frau: — hier hat ein jedes seine ganz bestimmte Beschäftigung, die dem jeweiligen Lebensalter angepaßt ist. Der Jüngling bearbeitet etwas anderes als der Mann, die Jungfrau etwas anderes als die junge Frau. Diese Altersklassen halten, als „Orden", nun jede für sich auf's innigste zusammen; der gemeinsame Arbeitsraum veranlaßt auch hier, wie im Kloster, die Koinobiose. In einem Gymnasium, das 9- bis 10jährigen Kursus hat, kann man diese Erscheinung besonders gut beobachten. Jede Klasse umfaßt durchschnittlich nur die Angehörigen eines gewissen Lebensjahres, und jede Klasse hat ihre eigenen Lieder. Die Schulliederbücher nehmen wohl stets Rücksicht auf die Altersstufen, gleich den Lesebüchern.

Die Gemeinsamkeit.

Gemeinsame Schicksale ketten die Menschen zusammen, und gemeinsame Arbeit verbindet sie unauflöslich. Dieses Bild ist ganz sinnlich zu nehmen: — man denke an die Rudersklaven,

[1]) Hierzu bemerkt Böhme aaO. S. 404, Anm.: „Der Mahlschatz (mhd. mahelschaz) oder Brautgabe war das Geschenk des Bräutigams an die Braut, welches die Verlobung rechtskräftig machte; gewöhnlich der Verlobungsring [Grimm, Rechtsalterthümer 155 (5. Ausg. 1881)]. Nicht zu verwechseln damit ist die Morgengabe (altbd. morgangeba); so hieß das Geschenk, welches ein junger Ehemann am Morgen nach der Vermählung seiner Gattin zu machen pflegte (Grimm aaO. 441)."

oder an die Plantagen-Arbeiter im heißen Archipel. Über beiden Gattungen schwang einst der strenge Aufseher die Peitsche. Solamen miseris socios habuisse malorum. Bücher's Werk: „Arbeit und Rhythmus" hat uns hier ein gutes Stück vorwärts gebracht.

Wir gehen daher wohl nicht fehl, wenn wir unser winiliod als „gemeinsames Arbeitslied" oder, noch besser, als „gemeinsames Erwerbslied" interpretieren (die Ausdrücke „Gesellschaftslied" und selbst „Genossenschaftslied" treffen den Sinn doch nicht ganz genau!). Wie mag nun aber diese Bedeutung wohl etymologisch zu begründen sein?

Wir haben bereits im negativen Teile (vgl. oben S. 9ff.) darzulegen versucht, daß in der ersten Hälfte von winiliod ein Verbal-, kein Substantivstamm zu suchen sei. Man wolle hier nicht einwenden, daß in diesem Falle die Gemination des n mit Notwendigkeit hätte eintreten müssen. Lautlich allerdings wohl ohne Frage, aber graphisch keineswegs ebenso kategorisch. Die Schreiber der ahd. Periode, an lateinische Vorlagen gewöhnt, brachten dem vermutlich nur wenig bekannten Ausdrucke ein sehr geringes Verständnis entgegen. (Vgl. auch oben S. 7, Absatz 1 und f., das über die in den Hss. schwankende Schreibung des Wortes wine Gesagte.) Die nicht richtig aufgefaßte erste Hälfte des Kompositums konnte leicht an wine angelehnt werden; so ist wohl das einfache n am leichtesten zu erklären.

Das i der zweiten Silbe.

Das i der zweiten Silbe scheint dagegen auf den ersten Blick allerdings geradezu beweisend zu sein für das Vorhandensein eines Substantivstammes in der ersten Hälfte des Wortes. Jacob Grimm zählt uns die composita auf, die das wini an erster Stelle haben (Gramm. II, 485; 505, 1008). Er setzt (485) *vinjis* ? (amicus)' als die Urform an und vergleicht das n. pr. vinjai-friþas (für vinja-fr.?) in der gotischen Quittung. Aus der ahd. Zeit nennt er aaO.: wini-scaf (amicitia) und die n. pr. wini-hart, -leih, -lint, -man, -munt, -pald, -rât, -frid etc. Dazu gesellen sich: agf. vine-dryht (foederati) Beow. 202. 235; vine-dryhten Beow. 67. 121; vine-mæg (cognatus) Beow. 7. Cädm. 24. 56; vine-scipe (sodalitium). Aus dem altnord. sind zu merken: vin-fengi (amicitia); vin-gœdi (desgl.); vin-kona (amica); vinmæli (amica compellatio); vin-fæld (gratia); vingólf edd. sæm. 90b. Die in eckige Klammern eingeschlossenen Nachträge des „neuen vermehrten Abdrucks" bringen das altsächs. wini-trewa Hel. 10, 6, und das altnord. vin-ey (cara insula) Sn. 1; endlich noch die mhd. Belege wine-holde (amici) Lampr. Alex. 1815; wine-scaf v. d. geloub. 845. (Das Zitat aus dem Heliand ist jetzt umzuschreiben; wini-trewa [Bündnis, Verlobter] steht 521).

Von diesen Beispielen sind die agf. Wörter bemerkenswert, da sie bereits das zu e geschwächte i in der zweiten Silbe auf-

weisen. Die agſ. Belege ſtammen wohl größtenteils noch aus dem 7. Jahrh. Das alte i hat ſich alſo im ahd. weit länger gehalten, als im agſ.; eine ſeltene Erſcheinung! (Die Beowulf-Belege müſſen jetzt übrigens ebenfalls umgeſchrieben werden, und zwar nach Heyne-Socin[7], 1903: **wine-dryhten** *stm.* dominus amicus, Herr und Freund: *acc. sg.* winedrihten 863. 1605. winedryhten 2723. 3177. *dat. sg.* winedrihtne 360; **wine-mæg** *stm.* lieber Blutsfreund: nom. pl. winemâgas 65). Hier im agſ. ſcheint nun bereits die verbale Bedeutung leiſe durchzuſchimmern. Herr und Gefolgſchaft ſind von einander abhängig und bedingen ſich gegenſeitig. Der Herr iſt nur mit Hilfe der Freunde in ſeiner Poſition denkbar: — winedryhten bezeichnet den Volkskönig. Ähnlich ſtützt auch der „liebe Blutsfreund", dem Begriff nach, ſich auf die Gegenſeitigkeit der Winneſchaft und Magſchaft. Durch die Hilfe der Freunde hat der Herr ſeine Herrſchaft „gewonnen"; er iſt jetzt mit Recht als „Winneherr" zu bezeichnen (man vgl. auch das oben S. 16 über den Eigennamen „Weinhold" geſagte!). So zeigt uns die Wortbildungslehre ihren kulturhiſtoriſchen Hintergrund, der von den ſtrengen Grammatikern allerdings nicht anerkannt wird. Für den Kulturhiſtoriker ſind aber Verbal- und Subſtantiv-Stamm ein Ganzes. In der Urgeſchichte der Sprache fällt beides zuſammen; vgl. oben S. 10. Von den Grammatikern, welche die einzelnen deutſchen Dialekte behandeln, alſo von den Germaniſten, kann allerdings unmöglich verlangt werden, daß ſie den genannten Standpunkt annehmen. Dies iſt vielmehr die Sache der Sanskritiſten, der Sprachvergleicher, und in der Tat ſind denn hier auch einige Arbeiten zu verzeichnen.[1] Beide Wiſſenſchaften verſagen aber den Dienſt: — der Germaniſt blickt nicht weit genug, der Sanskritiſt nicht genug auf das Nächſtliegende. Erſt der linguiſtiſche Kulturforſcher, der Mann der Zukunft wird ſolche Fälle ganz unbefangen, mit freiem Blicke, imſtande ſein zu beurteilen: — „jenſeits von Verbal- und Nominalſtamm"!

Die grammatiſche Auffaſſung.

Da wir aber leider vorläufig noch gar ſehr „verhaftet an der Erde kleben", ſo müſſen wir zuerſt, nach alter, guter Sitte bei den Germaniſten in die Schule gehen (vgl. oben S. 10). Sehen wir uns alſo einmal die Belege etwas näher an, die Gramm. II, 505 f. zuſammengeſtellt ſind, ſo bemerken wir daſelbſt (S. 506, Z. 1) hinter twinge-l.[iet] ein „Sternchen" [*)], welches zu einer wichtigen Fußnote hinüberleitet: „Das Subſt. Parc. 76a. [Über

[1] Die in Betracht kommende ältere Literatur iſt passim aufgeführt bei Herm. Oſthoff, Das Verbum in der Nominalkompoſition im Deutſchen, Griechiſchen, Slaviſchen und Romaniſchen. Jena 1878. (Daſelbſt fehlt winiliod im „Germaniſchen Index" des Wortregiſters [556c]; vgl. aber z. B. S. 20: lobe-sanc. lop-sanc (Graff VI, 252), S. 88: lobe-liet.)

das twingen der Sänger amgb. 2ª.]" Der Zusatz in eckigen Klammern ist von Wilhelm Scherer im „neuen vermehrten Abdrucke" des „zweiten Teils" der Grammatik hinzugefügt worden; die Abkürzungen bedeuten (nach dem Quellenverzeichnis des „dritten Teils"): „Wolframs Parzival nach Myllers Sammlung"; „Altes Meistergesangbuch in Myllers Sammlung Bd. 2". Lachmanns Parzival wird in der Grammatik als „Parz." zitiert; ein Buchstabe ändert sich, und mit ihm die Ausgabe. Umgeschrieben lautet die Stelle:

Parz. 514, 11. 12: sus kom geriten in den ringe
trürens urhap. freuden twinc.

(Vgl. Müller-Zarncke III, 164ª; Lexer III, 1601.) Hiernach wird es verständlich, wenn Grimm das twinge-liet unter die Rubrik: „Substantiv mit Substantiv" stellt (Gramm. II, 505; vgl. oben S. 10). Nun erklärt sich auch die gleiche Rubrizierung bei nhd. trink-lied. Offenbar liegt hier kein Versehen vor (vgl. oben S. 11), sondern Grimm dachte an das agf. stm. dryne (potus); vgl. Gramm. II, 36 (Beow. 2359: hioro-dryncum). Während wir also nur den „Trank" besitzen (got. dragk), haben unsere „englischen Vettern" auch den „Trink" (die ‚american drinks' sind modern!); das Trinklied kann demnach vielleicht zwei komponierte Substantivstämme aufzuweisen haben.

Die Erklärung des ersten Gliedes.

Man hat in diesen Bildungen das erste Glied als substantivierten Infinitiv erklären wollen, „als welcher" (wie Schopenhauer gesagt haben würde) bei der Komposition den Nasal-Auslaut verloren habe.[1]) Später ist dann aber die Meinung aufgekommen, daß man es vielmehr mit „jungen Neubildungen" zu tun haben werde. Die Hauptstütze für diese Annahme war das anscheinend gänzliche Fehlen der Form: „Verbum und Nomen" in den got. Zusammensetzungen (deren es über 100 gibt). Sollte Ulfilas aber wirklich diese Form gar nicht gekannt haben? In der Tat ist nun Jacob Grimm dieser Ansicht gewesen (Gramm. II, 679), woher sich denn auch seine Anordnung der mhd. composita erklärt (vgl. oben S. 10f.). Dieselbe Meinung vertrat Franz Bopp (vgl. Gramm. usw. § 986 |= III,³ 1869, 471]), und für die griechische Sprache behauptete ebendasselbe Rödiger.[2]) Das direkte Gegenteil

[1]) So Leop. Schröder, Über die formelle Unterscheidung der Redeteile im Griech. u. Lat., Leipzig 1874, S. 573f. Gegen ihn mit Recht Osthoff aaO. 10, woselbst das germanische Infinitiv-Suffix -ana- (nicht -an) postuliert wird.

[2]) De priorum membrorum in nominibus Graecis compositis formatione. Lips. 1866; vgl. F. Heerdegen, De nominum compositorum graecor. imprimis Homericorum generibus. Berlin 1868; Ludw. Tobler, Über die Wortzusammensetzung nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen. Berlin 1868.

postulierte wiederum Wilhelm Clemm, an verschiedenen Stellen seiner hier in Betracht kommenden Arbeiten.[1])

Hermann Osthoff.

Einen vermittelnden Standpunkt nahm endlich Hermann Osthoff ein, der aaO. S. 15) ungefähr folgendes ausführt. Die allermeisten got. composita fügen zwei Substantivstämme aneinander; z. B. mati-balgs stm. (Tasche) naudi-bandi stf. (Zwangsfessel). Eine Ausnahme machen vielleicht nur die beiden Zusammensetzungen þiuþi-qiss stf. (Segenspruch) und winþi-skauro swf. (Worfschaufel). Osthoff sagt dann: „Wir brauchen uns gar nicht dagegen zu sträuben, in der Tat diese beiden Composita als die ältesten nachweisbaren Beispiele einer derartigen Zusammensetzung im Deutschen anzuerkennen. Dann aber erwächst uns die Verpflichtung, eine Erklärung dafür zu suchen, wie der Gote dazu gekommen sei, mit diesen zwei [so] alsdann offenbar ganz vereinzelt dastehenden Kompositionsbildungen das alte Prinzip der nominalen Zusammensetzung zu verlassen. Die Erklärung hierfür aber ergibt sich, wie ich glaube, sehr einfach. Sie kann nämlich kaum eine andere sein als die, daß man annimmt: solche Fälle wie die obigen mati-balgs und naudi-bandi gaben, indem sie nicht nur die nominalen Themen mati- und nauþi- oder naudi-, von denen sie in Wahrheit herstammen, sondern zugleich die abgeleiteten Verba matjan und nauþjan zur Seite hatten, dem Sprachgefühl dadurch Veranlassung, das erste Glied der Zusammensetzungen fälschlich, gleichsam volksetymologisch, mit den gleichlautenden Stämmen der nebenliegenden Verba in Zusammenhang zu bringen. Und die Folge davon war, daß das auf solche Weise abirrende Sprachgefühl nunmehr auch Neubildungen wagen konnte, bei welchen unmittelbar ein verbaler Stamm als erstes Glied einer Nominalkomposition verwendet ward."

Die einundvierzig Kompositionen.

Im ahd. zählt Osthoff bereits 41 composita, deren erste Hälfte verbal gedeutet werden könnte (aaO. S. 35—39); im mhd. zählt er deren 25 (S. 87—90),[2]) im nhd. endlich etwa gegen 50, also noch weit mehr als im ahd. (S. 95—100). An der letzten Stelle erwähnt er auch, daß Jac. Grimm sich der nhd. Verbalkomposition gegenüber nicht ablehnend verhalten habe, denn er sagt (Gramm. II, 680): „Oft bleibt ungewiß, ob dem ersten Wort ein Verbum oder Subst. zu Grund (so; Osthoff schreibt: „Grunde") liege: bet-haus, raub-vogel, tanz-lust, schlummerstätte können zwar von beten, rauben, tanzen, schlummern, aber auch vom subst. *bet (ge-bet), raub, tanz, schlummer* herrühren. Selbst der spätere Mangel eines solchen subst. beweist nicht (so)

[1]) *De comp. graec.* p. 141: stirpes verbales sive primitivae sive derivatae ad componenda vocabula adhiberi solebant; dann bei Curtius, Studien usw. VII, 46: „Jene germanischen Composita sind vielmehr so alt wie unsre frühsten Denkmäler, und nichts berechtigt uns, relativ junge Neubildungen darin zu erkennen." (Beide Stellen nach Osthoff, S. 11.)

[2]) Bemerkenswert sind namentlich (S. 89): sage-liet, „erzählendes Lied", -mære „lügenhafte Erzählung, Sprechen, die Sprache, Erzählung, Gerede", Verbum sagen = ahd. sagên.

gegen ursprünglich nominale Zusammensetzung. Indessen darf man nicht zu weit gehen und alle verbale leugnen, d. h. jeder ein veraltetes Nomen unterschieben, am wenigsten den nhd." (Hinter „verbale" und „jeder" ist beide Male zu ergänzen: „Zusammensetzung"; das erste Mal ist das Wort aber abstrakt zu fassen, das zweite Mal konkret. Jacob Grimm bedient sich also hier der syntaktischen Figur des Zeugmas.)

Höchst charakteristisch sind die von Osthoff aaO. mitgeteilten mhd. Verbalkompositionen. Es sind in sämtlichen Beispielen schwache Verbalstämme in der ersten Hälfte zu vermuten, und zwar kommt sowohl die ahd. sw. Konjugation auf -ôn, wie auch die auf -ên in Betracht. Mhd. sind beide dann zusammengefallen in der Konjugation auf -en. Die Zahl der Verba auf -ôn überwiegt die Zahl der Verba auf -ên ganz bedeutend. (13 : 7.) Wir beginnen mit der ersten Klasse (Osthoff S. 88f.), wobei wir die aaO. stets beigefügten, leicht erreichbaren Zitate aus Müller-Zarncke und Lexer weglassen. Osthoffs Statistik.

Der Verbalstamm eines verbi auf *-ôn* könnte gefühlt werden in: 1) *bade-gewant, -hemde, -huot, -hûs, -kleit, -lachen, -schilt, -stube, -vaz* (das nomen lautet mhd. *bat, bades* n.). — 2) *bëte-bûr, -hûs, -liute, -man, -sal, -vart, -wîp* (nomen: *bëte*). — 3) *bëtel-brôt, -huot, -man, -orden, -ruof, -sac, -stap, -stat, -stücke* (hier fehlt das entsprechende nomen zu *bëtalôn*). — 4) *brâch-hacke, -mâne, -mânôt, -vëlt* (*diu brâche* stf.). — 5) *jage-bühse, -gesinde, -horn, -hunt, -hûs, -liet, -list, -meister, -phert, -rëht, -spiez, -tac, -wise* (nomen: *jage* stf.; rein nominal sind *jaget-hunt* und *jeit-hunt*). — 6) *jâmer-klage, -leich, -sanc, -schrei, -smërze, -suht, -tac, -tal, -zît* u. a. (nomen: mhd. *jâmer* m. n.: verbum: ahd. *jâmarôn*). — 7) *klaffe-stat* „Ort, wo geschwatzt wird" (mhd. *klaffe* stswf.: das Schwatzen, Geschwätz). — 8) *klage-bote, -brief, -gesanc, -liet, -liute, -mære, -nôt, -sanc, -smërze, -stat, -stimme, -wort* u. a. (*klage* stf.). — 9) *lade-brief* = „Vorladungsschreiben", *-hof* = „curia iudicii, in quam citantur coloni" (mhd. *lade* stf. = „Ladung, Einladung"; ahd. ladôn; altnord. *löd* = bidding, invitation; agf. *laðu*).

Es folgt alsdann das bereits oben S. 106, Anm.[1]) erwähnte: 10) *lobe-liet*, nebst *-munt, -sanc (lop, -bes, -lobôn)*; ferner: 11) *schouwe-kram*: „zum Beschauen der Käufer (d. h.: „von seiten der Käufer") ausgelegte kostbare Waare"; — *vingerlin (schou, -wes* stf.). — 12) *spil-brët, -hof, -hûs, -liute, -man (spileman), -genôz, -geselle, -plaz, -stat, -stube, -vëlt, -vogel, -wîp*, (*spil* n.). — 13) *spot-kleit, -vogel, -wise, -wort* (ahd. mhd. *spot, spotes* u. *spottes;* mhd. *spoten, spotten;* ahd. *spottôn*).

Das mhd. swv. auf -en (= ahd. -ên) konnte nun gefühlt werden (nach Form und Bedeutung) in folgenden Kompositionen: 1) *vast-naht, -woche (vaste* stswf.; ahd. *fasten).* — 2) *klëbe-ruote* (Leimrute), *-tuoch* (Flicklappen), *-vlëcke* (Fleck, der kleben bleibt), *-wort* (fest- Die mittelhochdeutschen Beispiele.

ſitzendes, Aufmerkſamkeit erregendes Wort); mhd. *klëp, -bes m.* Leim, Kleiſter; ahd. *chlëbôn.* — 3) *swëbe-phlaster, -tuoch; swëbe stf.*; ahd. *swebên.* —

Mit dem zuvor (unter Nr. 10) beſprochenen *lobe-liet* läßt ſich vergleichen: 4) *sage-liet* (erzählendes Lied), — *mære* (lügenhafte Erzählung uſw.); mhd. *sage* ſtf.; ahd. *sagên.* — Es folgen dann noch: 5) *miet-hirte, -knëht, -kuo, -liute, -man, -schaz, stat; miete* ſtf.; ahd. *mietên* (und *mietôn*). — 6) *wart-hus, -liute, -man; warte* ſtf.; ahd. *wartên* (und *wartôn*). — 7) *tobe-suht, -zorn;* mhd. adj. *top* (unſinnig, toll; vgl. *gël-suht* und *gël* adj.); *toben* (ahd. *-ên* u. *ôn*). —

Weitere Beiſpiele ſind mühelos beizubringen; Oſthoff erklärt die Anzahl der beigebrachten für hinreichend (aaO. S. 89). Die Fähigkeit, ſolche Verbalkompoſitionen bilden zu können, ſteigert ſich nun, je mehr wir uns dem nhd. nähern; ſie nimmt jedoch ab, je weiter wir ins ahd. zurückgehen. Im got. war dieſe Fähigkeit, wie wir geſehen haben, wahrſcheinlich überhaupt noch gar nicht vorhanden. Ob ſie bereits im ahd. beſtanden haben mag, bleibt vorläufig zweifelhaft.

Die althochdeutſchen Beiſpiele.

Oſthoff hat (aaO. S. 73ff.) folgende ahd. Beiſpiele aufgeführt: *dëhs-isen; scëll-wort; wint-isen; chnëte-troc; mëz-eimpri; scrîp-îsarn; strît-louft; trîp-hunt; wîc-kigarawi; bac-hûs; scab-îsen; tragabetti, -fadam, -stuol; waski-wazzer; falt-stuol; scalt-scif; spalte-chorn; span-betti; walt-poto; blâs-balc; brât-fleisch; slâf-kamere; plôz-hûs; scrôt-îsarm (îsen); stôz-îsen; bû-man.* Zu dieſer reichhaltigen Sammlung bemerkt Oſthoff (S. 73): „Folgende ahd. composita, ..., ſind von der Art und Beſchaffenheit, daß ein nomen ſowohl als der Präſensſtamm eines ſtarken Verbums an und für ſich gleichen Anſpruch an den erſten Beſtandteil der Zuſammenſetzung erheben können."

Starke und ſchwache Verbalſtämme.

Es fällt ſofort ins Auge, daß hier überwiegend ſtarke Verbalſtämme in der erſten Kompoſitions-Hälfte anzuſetzen ſind, wenn auch nur anzuſetzen; während wir im mhd. faſt ausſchließlich ſchwache Verbalſtämme vermuten dürfen. Sollte hier eine markante Eigentümlichkeit des ahd. zutage treten? Dieſer Umſtand könnte zugunſten unſerer Hypotheſe entſcheidend ins Gewicht fallen; worüber ſpäter zu handeln ſein wird. Vorher müſſen wir aber noch betrachten, wie es in dieſer Hinſicht mit den übrigen altgermaniſchen Dialekten beſtellt iſt.

Das Altſächſiſche.

Fürs altſächſiſche zunächſt konſtatiert Oſthoff (S. 100ff.), daß weſentliche Abweichungen von der mhd. Art nicht vorliegen; d. h. der Stamm der ſwv. auf -ôn ſcheint auch hier wiederum das charakteriſtiſche Bildungselement zu ſein. Beiſpiele: *kôp-stad f., kôp-stedi m.* („Stätte zum Kauf und Verkauf"); *lof-sang, lof-word; lôngeld; bismer-spräka* („Spott-, Schimpfrede); *sorg-spell* („Kummer weckende Rede, Worte der Betrübnis"); *thing-hûs* („Richthaus"); *thing-stad* („Richtſtätte"). Indeſſen iſt die Annahme verbaler Kompoſition hier zu

verwerfen, da ſich das lange ô der aſ. Verba ſonſt unzweifelhaft bemerkbar gemacht haben würde (vgl. Oſthoff S. 18f.); alſo etwa in kôpô-stad, lobô-word uſw. Wir haben es daher in der erſten Kompoſitionshälfte mit nominibus zu tun: aſ. kop m., lof n., lôn n., ahd. agſ. bismer n.; nicht mit deren denominativis: aſ. kôpôn, lobôn, lônôn, ahd. bismerôn. Desgleichen kommt auch nur aſ. sorga f., thing n. in Betracht; nicht etwa zu denken an die davon abgeleiteten Verba: aſ. sorgôn, thingôn.

Die altnordiſchen Beiſpiele.

In Betracht zu ziehen ſind für die altgerm. Kompoſition auch die ſwv. auf jan; beim aſ. treten ſie jedoch nur wenig hervor. Oſthoff berückſichtigt (S. 64 und 101) nur seli-hôva und seliland (aus dem Werdener Heberegiſter); zu vermuten iſt bei dieſen Wörtern volksetymologiſche Anlehnung an sellian (sallan). Mehr Beiſpiele liefert das agſ. (Oſthoff S. 102—04), und noch mehr das altnord. (ebda. S. 104—12); dieſer letzte Dialekt iſt beſonders wichtig. Die altnord. Belege nämlich weiſen in der zweiten Silbe regelmäßig ein i auf; eine Erſcheinung, die ja auch unſerem winiliod (im ahd.) eigentümlich iſt. Allerdings zeigt im altnord. der Stammesauslaut der erſten Silbe in ſolchen Fällen wohl meiſt doppelte Konſonanz; vgl. z. B. hirði-saga, fylgi-kona, merki-dagr, neben leyfi-dagr, leyni-bragð, æði-regn (d. h. „Hirtenſage", „Beiſchläferin", „Merktag"; „Feiertag", „Complott", „wütender Regenſchauer"). Auch die Gemination iſt bei der Doppelkonſonanz vertreten: þerri-dagr (trockener Tag), und namentlich nn; z. B. kenni-dómr (Unterricht, Lehre), renni-fleinn (hasta currens) u. a. m. Die Zahl dieſer mit kenni- und renni-gebildeten Kompoſitionen iſt nicht gering (Oſthoff S. 106f.); es kommen die ſwv. kenna und renna dabei in Betracht, weniger wohl das Nomen kenni n.

Beſonders iſt altnord. brenni-steinn (vom ſwv. brenna [für brennja]) zu beachten (neben brennu-steinn); vgl. bei Oſthoff S. 109, woſelbſt die Form ‚brennu-steinn' (nach Grimm) als „uneigentliche" nominale Zuſammenſetzung erklärt wird. Das erſte Glied iſt der genitivus sing. eines ſwf., das die Funktion eines nomen actionis hat (brenna f. das Brennen, der Brand). Dann heißt es bei Oſthoff aaO. weiter: „Und brenna-steinn endlich, eine dritte Variante, müſſen wir für echte nominale Compoſition halten, d. h. brenna- muß als die Stammform deſſelben Nomens gelten."

Die drei Kompoſitionsarten.

Es iſt nun ſehr verlockend, für das ahd. ein *winna-liod neben dem *winni-liod (ev. auch *winnu-liod?) als gleichberechtigt anzuſetzen. Das erſte Wort wäre dann die eigentliche Nominal-, das zweite die eigentliche Verbalkompoſition; das dritte ev. die uneigentliche Nominalkompoſition. Ein jeder denkt hier wohl ſogleich an den altfrieſ. winna-sangh, der im „Triumph- und Siegeszug" (Müllenhoff) bei der Heimführung oder Einholung

der Braut ertönte. Allerdings bemerken hierzu Kögel und Bruckner (Pauls Grundriß II, 1², 1901, 70): „Das afries. mit winnasangh Richth. 409, 28, wofür in der niederländischen Übersetzung mit soeten sange gebraucht ist, hätte Müllenhoff ZfdA. 9, 128 bei seite lassen sollen, da doch winna mit seinem Doppel-n notwendig = ahd. wunnia gesetzt werden muß, namentlich auch in Anbetracht des ahd. uuunnisangôn jubilare Graff 6, 255f." Ja, das Doppel-n! Ist diese Gemination denn wirklich bei unserem Worte a limine abzuweisen? Könnte es nicht vielleicht doch nur ein Zufall sein, daß die Hss. des Kapitulars[1]) und der Glossen stets übereinstimmend die Schreibung wini- darbieten? Wer bürgt uns denn für die Einheitlichkeit der Karolinger-Orthographie?

Die zweifelhaften Kompositionen im ahd.

Die ahd. Kompositionen, deren erstes Glied zweifelhaft bleiben könnte, verzeichnet schon Grimm (in der Gramm. II, 681), und danach vollständiger Osthoff, S. 35—39. Es sind im ganzen (bei Osthoff) 41 Nummern, deren erste Hälfte auf den Stamm schwacher Verba (der -jan-Klasse) zurückgeführt werden könnte; also gewissermaßen 41 „eigentliche Verbalkompositionen" (Osthoff vermeidet jedoch hier diesen Ausdruck, da er [S. 40] nur die letzten 15 von diesen 41 Zusammensetzungen als evident verbale anerkennt). Die „eigentlichen Nominalkompositionen" (auch hier ist dieser Ausdruck wiederum vermieden, der also beim ahd. überhaupt nicht angebracht erscheint) bespricht Osthoff S. 17ff. (z. B. bëta-hus, spila-stat, pira-poum, fasta-tac (S. 27); daneben auch solche Formen wie bëto-hûs, piro-poum). Unter den Verbalkompositionen interessieren uns nun hier zunächst die Nrn. 29. brenni-wurz und 35. renni-wëc, dann aber ganz besonders die Nrn. 9. huli-lachan, velamen, *chlamys* und 23. *spuni-pruadir (collactaneus)*.

Es kann in diesen beiden Wörtern ein Verbal- oder Nominalstamm in der ersten Hälfte vorliegen (die beiden Nrn. gehören zu jenen ersten 26 Beispielen, die nach Osthoff ancipites sind). In dem ersten Falle kann das swstf. hülle in Betracht kommen (Lexer I, 1381; vgl. Müller-Zarncke I, 680ᵃ), oder aber das swv. got. *huljan*, ahd. hullan, mhd. nhd. hüllen (ebda.; vgl. dies. Stelle); im zweiten Falle das stf. n. spüne, spune, spünne, spunne (vgl. Lexer II, 1125) oder aber das swv. ahd. spunn(j)an, mhd. spünnen (lactare säugen; vgl. ebda. 1123).

Die mhd. Substantive hülle und spünne sind zurückzuführen auf ahd. huli resp. holî, hulja [woraus hulla] und spunni, Stamm spunja; vgl. Schade I, 429ᵃ, 414ᵇ; II, 895ᵇ. Es hat danach beinahe den Anschein, als ob die Verbalkomposition im

[1]) Von den 19 Hss. des Kapitulars (nach Boretius) findet sich in den wichtigsten (6. 8. 9. 12.) die Form: winileodes; 5. hat winileodes, 2. 3: winileudos, 11: venileudus. Abnorm in 4: ubi melius dis [!].

Stammes-Auslaut der ersten Silbe gern die Doppelkonsonanz entwickelt, während die Nominalkomposition der einfachen Konsonanz huldigt; also: hulli-lâhan (Verhüllungs-Decke) neben huli-lâhan (Hüllen-Decke), *spünne-bruoder (saugender, Säugungs-Bruder) neben *spuni-bruoder (Sauge-[nominal!]bruder). Sollten sich nach dieser Analogie vielleicht auch die Formen konstruieren lassen: *winni-liod (Gewinnungs-Lied) neben *wini-liod (Gewinner-Lied)? Der winna-sang (Erbeutungs-Triumphgesang) wäre dann eben lediglich als eine Nebenform des winni-liod anzusehen! Die Lösung ist wohl die einfachste.

Dieser scheinbar so plausiblen Annahme stellt sich jedoch leider der Umstand entgegen, daß got. winnan, as. ahd. winnan (mit *compositis*) ein starkes Verbum ist; als solches flektieren wir es heute noch (mhd. nhd. gewinnen). Dieser Einwand fällt jedoch deshalb nicht schwer ins Gewicht, weil Osthoffs Tabelle, mit einer leichten petitio principii, auf sw. -jan-Verba zurechtgeschnitten worden ist. Osthoff muß selber an einigen Stellen wenigstens gestatten, daß man starke Verben als Parallelen heranzieht. So ist bei Nr. 29 (S. 38) das stv. prinnan, bei Nr. 35 (S. 39) das stv. rinnan doch kaum außer Acht zu lassen, da ja ohne die anfängliche Existenz dieser simplicia die Bildung der causativa got. ga-brannjan und ur-rannjan überhaupt nicht möglich gewesen wäre! Die Osthoffsche Tabelle besteht überhaupt fast nur aus causativis oder doch derivativis; also aus Ableitungen von starken Verben (z. B. Nr. 30. hengi-lachan, zu heng(j)an; 39. senti-puah, zu send(j)an. Andere Nrn. wird man erst nach vielen Jahren als Parallelen anerkennen. Nun gibt es zwar im got. kein *causativum* *wannjan, wohl aber ein *derivativum* vinjan swv., dessen Betrachtung uns auf die Etymologie der Wurzel winn hinüberleitet. Das starke Verbum winnan.

Wer hier Klarheit zu schaffen vermöchte, in diesem Gewirr von Begriffen und Formen, von Wurzeln und Wörtern, der würde sich ein unsterbliches Verdienst erwerben; nicht nur ein Verdienst um die Sprachgeschichte, sondern auch ein Verdienst um die Urgeschichte der Kultur. Denn sicherlich ist die Wurzel winn als eines jener proëthnischen Schöpfungswörter anzusehen, deren Bedeutung im Laufe der Zeit bis zur völligen Verblassung des alten Sinnesinhaltes gewechselt hat. Daher die so unendlich verschiedene Nüanzierung der (höchstwahrscheinlich!) von dieser Wurzel abgeleiteten nomina und verba, bereits im got., mehr noch im ahd.; u. s. f. Die Unübersichtlichkeit der Grundformen.

Wer würde z. B. auf den ersten Blick hin glauben wollen, daß winja stf. (νομή) mit ahd. winjâ swf. (amica) verwandt sei; oder got. winnô swf. (πάθημα) mit ahd. wini (amicus)? Und dennoch liegt hier ein innerer Zusammenhang vor, der in der Etymologie des starken Verbums winnan (got. ahd.) seine Erklärung

Oskar Schade, Begriffs-Entwickelung von winnan.

finden muß. Am überſichtlichſten hat wohl **Oskar Schade** (ahd. Wb. II, 1163[a] f.) dieſe Bedeutung von *winnan* entwickelt (erſte Ablautklaſſe): „.... in heftiger Aufregung ſein: wüten, toben, heulen, ſtreiten, ſich abmühen und abarbeiten; md. *winnen* ſ. v. a. gewinnen. gewinnen. Graff 1, 875ff. Mhd. Wb. 3, 709. Aſ. *winnan* ſich plagen, leiden, kämpfen, durch Thätigkeit erlangen, gewinnen; afriſ. winna. erlangen, erreichen, gewinnen, ſaterld. winna. nfriſ. winnen Richth. 1151 fg.; agſ. winnan. zuw. vynnan (vinne, vann. vunnon, vunnen) ſtreiten, kämpfen, arbeiten, ſich abarbeiten, abmühen, leiden Grein 2, 715, altengl. winnen (winne. wan. wunnen. wunnen) certare, contendere, ac- [1163[b]] quirere Stratm.[2] 566, engl. win (Prät. wan u. won. Part. won) erkämpfen, an. vinna (vinn, vann, unnum. unninn und vunninn) arbeiten, Arbeit verrichten, bearbeiten, leiſten, ausrichten, vollführen, durchſetzen, erwerben, gewinnen, beſiegen, überwinden, erobern, niedermachen, umbringen, ertragen, aushalten, leiden Möb. 518fg. Vigf. 708fg. Wmr. 96, ſchwed. vinna (vinner, van, vunne, vunnen) durchſetzen, beſiegen, bekommen, erhalten, gewinnen, dän. vinde (vinder, vandt, vunden) gewinnen; g. *vinnan* (Prät. Pl. vunnuth 1 Theſſ. 2, 14, gavunnuth Gal. 3, 4) aufgeregt ſein, in Angſt und Sorge ſein, ὀδυνᾶσθαι Luc. 2, 48, ſonſt immer erleiden, erdulden, meiſt πάσχειν τι übſetzd., gavinnan auch πάσχειν τι. Dazu win. winnunga; winno, winnâ wunnâ. winnîg; vunns. Gram. 2, 34 Ur. 576. Germ. St. vann, geſchw. vinn u. vunn. Gewiß nn entſtanden a. nv.: g. Präſ. vinna beruhend auf vinvâmi. noch älterem vanvâmi. im Sanskrit vanómi (St. van n. d. 9. Klaſſe); vom Präſenzſtamm aus im Germ. die Gemination nn dann n. germ. Art ins ganze ſtv. eingetreten und ſeine unmittelbaren Ableitungen und Zugehörigen. Die hier zutage tretenden Bedeutungen [:„] in Gemütsaufregung ſein, ſich ängſtigen und ſorgen, toben, der Leidenſchaft und leidenſchaftlicher Luſt folgen, ſich abmühen und abarbeiten, ſich kämpfend mühen, im Kampfe ſiegen und gewinnen, niederwerfen und niedermachen, überhaupt gewinnen, erlangen, etwas bearbeiten, durchſetzen, ausführen, leiſten, in Mühe und Arbeit aushalten, ertragen, leiden["], hier im Germ. nur leidenſchaftlicher ausgebildet, finden ſich faſt alle bereits, zum Zeugnis uralter Entwicklung dieſer Bedeutungen, im Rigveda: [„] gern haben, lieben, gern haben wollen, begehren, bitten um etwas, gern annehmen, Huld erweiſen, darreichen, ſpenden, geben, verſchaffen, zu einem hinſchaffen, wozu verhelfen, ſich etwas verſchaffen, erlangen, in ſeine Gewalt bekommen, überwältigen, beſiegen, unterwerfen["]; ſ. Graßm. Wb. 1204: hier im Grundſtamm van (Präſ. vánâmi und vanómi), während ſie im Germ. dem in germaniſcher Art geminierten zukommen. Über den Grundſtamm germ. van, geſchw. vin u. vun. geſt. vân. den Träger milderer, z. Teil lieblicher Bedeutungen ſ. won.“[1])

[1]) Wertvoll iſt auch der Artikel: „Gewinn“ bei Dr. Friedr. Ludw. Karl Weigand, Deutſches Wörterbuch I[2], Gießen 1875, S. 585; daſ. auch der Artikel: „gewinnen“, wo es zum Schluſſe heißt: „durch Arbeit und Mühe, dann überhaupt durch Thätigkeit oder durch Glück wozu gelangen oder es erſtreben, erlangen; ein Mehr im Vergleiche zu dem Aufgewandten erlangen; ringend gegen Widerſtand zum Obern werden“. (Alſo auch intranſitiv gebraucht, z. B. beim Spiel!)

Die Bedeutungs-Verwandtschaft.

Dieſe „milden“ und „lieblicheren“ Bedeutungen müſſen aber doch in irgend einem verwandtſchaftlichen Verhältnis zu jenen abſchreckenden und üblen Bedeutungen ſtehen! Dieſe Verwandtſchaft zu erforſchen, iſt die ſchwierige Aufgabe der neuen Wiſſenſchaft, die wir jetzt vor unſeren Augen entſtehen ſehen. Die linguiſtiſche Paläontologie wird uns dermaleinſt dies Rätſel entſchleiern, im Bunde mit der proëthniſchen Kulturforſchung. Beide Disziplinen ruhen aber vorläufig noch ſo ziemlich ganz und gar in den Windeln. Verſchiedene vielverheißende Anſätze zu dieſer „Urphonetik“ ſind von der wiſſenſchaftlichen, d. h. philologiſchen Welt mit Mißtrauen aufgenommen worden.

Friedrich Kluge.

Friedrich Kluge hielt es überhaupt nicht für erwieſen, daß wine mit winnan verwandt ſei. Er ſagt (Etymol. Wb.[5], Straßburg 1894, 138[b]): „Die Grundbedeutung der germ. [*scil.* Wurzel] winn iſt ‚mühevoll arbeiten‘ (beſ. gern von der Kampfesarbeit gebraucht). Ob zur ſelben Wz. auch ahd. wini, angls. wine ‚Freund‘ und nhd. Wonne gehört, iſt zweifelhaft; doch zeigt die urverwandte ſkr. Wz. van die Bedeutungen ‚ſich verſchaffen, er[139[a]]langen, wozu verhelfen, beſiegen‘ und ‚gern haben, hold ſein‘.“ Dies iſt die Klugeſche Definition.

Hier wären alſo die lieblichen Bedeutungen mit den üblen vereinigt. Aber in welchem Vorſtellungskreiſe bewegen wir uns denn? Schauer der Luſt vermag, vom phyſiologiſchen Standpunkte, bekanntlich auch die höchſte Ermattung „auszulöſen“.[1]) Doch welcher Art war denn dieſe Ermattung? Wie beſchaffen die Arbeit, der ſie folgte? Haben wir an die Tätigkeit der indiſchen Kriegerperiode oder an das indogermaniſche Nomadenleben zu denken? Oder etwa ſchon an die germaniſche Hirten- und Bauernkultur?

Jacob Grimm.

Jacob Grimm (Geſch. d. d. Spr. I[2], Leipzig 1853, 20f.) brachte die ganze Wortverwandtſchaft beim Hirtenleben unter. Grimm äußert (aaO., in Kap. III: „Das Vieh“) die folgenden hübſchen Vermutungen, die aber heute wohl kaum noch ſämtlich als geſichert gelten können: „Vieh weiden hieß goth. haldan, ahd. haltan (O.V. 20, 32. I, 12, 1) mhd. halten (Griesh. pred. 1, 10 fundgr. 2, 90. Helbl. 8, 524) tenere, custodire, in Gewahrſam halten, und ganz ähnlich entſpringt gr. νέμειν weiden aus der Bedeutung habere tenere. sortiri = goth. niman, ahd. nëman capere tenere; νομή iſt Weide, Weideplatz wie captura praeda und mlat. locus praedae = ahd. bifang, lat. nemus Wald und Weide, altſ. nimid (Mythol. S. 614.) goth. vinja νομή, ahd. winèn, pascere, mhd. wünne pascuum, eigentlich gaudium, voluptas, aus der Wonne des Weidens, den lachenden Wieſen zu deu[21]ten?*)“ [Dazu die Anmerkung*): „Der Hirt freut ſich ſeiner Herde, wie die Mutter des neugebornen Kinds (S. 24);

[1]) Vom körperlichen Zuſtande überträgt ſich dieſer extreme Wechſel dann auch ſehr bald auf die ſeeliſche Verfaſſung. Der Dichter drückt das mit den Worten aus: „Luſt und Leid“, oder auch: „Leid und Luſt“. Die Allitteration beſtätigt die enge Zuſammengehörigkeit beider Begriffe.

ſp. ganado Herde und Glück, Vermögen".] „Auch vinja und winên darf ich zu venari ziehen, deſſen langer Vokal auf dem Wege des Ablauts leicht vermittelt wäre. Ahd. weida pascuum, pabulum, venatio. agſ. vâde vagatio (weil die Nomaden ſchweifen) altn. veiði captura venatio, veiða venari. ſchwed. veda venari. Altn. beita pascere, ſchwed. beta, dän. bede. mhd. beizen, das Vieh freſſen machen und jagen; ſchwed. gå i bet [:] pastum agere, gå i vall [:] auf die Weide gehn, von vall. altn. vallr campus. lat. pascere. gr. βόσκειν (B wie im lat. bibere und πιεῖν, ſl. piti) ſl. pasti."

Nomaden- und Hirtenleben.

Alſo Nomaden- und Hirtenleben ergänzen ſich gegenſeitig nach dieſer Vorſtellung. Am Tage nomadiſierend, ruht der Germane, rechtzeitig vor Anbruch der Dunkelheit, von den Strapazen des Marſches aus. Der Wanderer wird zum Hirten. Wer die erſehnte Ruhe mit ihm teilt, iſt ſein wine, oder ſeine winja. Solche Anſchauungen ſind romantiſch; ſie gehen zurück auf die übertriebene Wertſchätzung jener „lieblichen" Ruheſtätten (vgl. die Verbindung: volucrum wunna Ruodlieb XVII, 13. 68; gedeutet als vogelweide). Aber ſelbſt in ernſten wiſſenſchaftlichen Werken findet man die Bedeutung dieſer grasreichen Futterplätze im allgemeinen wohl etwas zu hoch eingeſchätzt. Vgl. z. B. von Inama-Sternegg[1]): „Gleich Oaſen ſpärlich zerſtreut lagen in den Wäldern die Weiden umher". Ausführlicher heißt es, im Anſchluß hieran, bei Otto Lauffer[2]): „Man nannte ſie [die Weiden] ahd. wunja, und ſchon die Bedeutungsänderung, welche mit dieſem Worte im Mhd. nach der Seite des Wohlbehagens hin vor ſich ging, zeigt einmal, daß dieſe Weiden nicht allzu ſelten geweſen ſein können, und andrerſeits, welche freundliche Vorſtellung unſere Vorfahren mit ihnen verbanden." Lauffer beruft ſich auf die großen Viehheerden und zitiert für den Bedeutungs-Übergang des Wortes Schade und Heyne. Die Frage iſt nicht unwichtig! Denn geſetzt den Fall, dieſe Etymologie führte wirklich zum Ziele, ſo hätten wir uns unter den Winneliedern zunächſt Wander- und Hirtenlieder vorzuſtellen.

Oskar Schade über vinja.

Befragen wir zunächſt wiederum Oskar Schade um Rat und vergegenwärtigen wir uns ſeine beiden lehrreichen Artikel vinja und wunnja. Der erſte Artikel ſteht ad. Wb. II², 1161f. und lautet: „vinja g. ſtf. 1 νομή, Weide, Futter; ahd. [winja, winna od. winni], winne f. *pastus*. Graff 1, 882. An. vin (Gen. vinjar) ſtf. 1 Grasplatz, Weideplatz, nur ganz einzeln, ſonſt noch in vinjarspann, vinjar-[1162a] toddi Abgabe für die Benutzung eines Grasplatzes, und in Ortsnamen wie Biörgvin, dann Biörgyn, Biörgin die norw. Stadt Bergen Möb. 517 Vigf. 707. Th. vinjâ. Davon als Denom. winjan. S. wunnja, won. —" Hierher gehört

[1]) Deutſche Wirtſchaftsgeſchichte bis zum Schluß der Karolingerperiode I, Leipzig 1879, S. 164.

[2]) Das Landſchaftsbild Deutſchlands im Zeitalter der Karolinger. Nach gleichzeitigen litterariſchen Quellen. Eine germaniſtiſche Studie. Göttingen 1896, S. 89, mit Anm.[1]).

nun auch der Artikel winjan, welcher aaO. [1182a] faſt unmittelbar hinter dem erſten Artikel folgt, und in welchem Schade zu der von Jacob Grimm aaO. aufgeſtellten Gleichung (vgl. oben S. 115) polemiſierend Stellung nimmt: „winjan (wol nicht m. GSpr. 29 winên) ahd. ſchw. V. depascere Graff. Von vinja: eigentlich mit der vinja etwas machen, bei oder auf der vinja ſein und ſie genießen."

Das ſwv. winjan

Das ſwv. winjan — dies ſei hier gleich vorweg bemerkt! — iſt es nun vermutlich geweſen, welches der Kompoſition winiliod die erſte Hälfte geſchenkt hat (das von Grimm angeſetzte ſwv. winên wird alſo von Schade abgelehnt, wohl mit gutem Grunde). Auf dieſe Weiſe erklären ſich denn auch ganz ungezwungen die beiden Hauptſchwierigkeiten, die ſich uns bei der Annahme verbaler Kompoſition bisher entgegenſtellten: — die einfache Konſonanz im Stammesauslaut der erſten Hälfte von winiliod, ſowie das i der zweiten Silbe, das ſich nun als ein verblaßter Reſt des j darſtellt. (Beide Schwierigkeiten ſind bei der Ableitung von winnan allerdings kaum zu beſeitigen!) Welches war denn nun aber dieſe „mühevolle Tätigkeit auf der Wieſe oder Weide" die durch winjan bezeichnet wurde?

Oskar Schade über wunnja.

Hören wir zuvor Oskar Schade über wunnja. Dieſer zweite Artikel ſteht ad. Wb. II², 1212a und lautet: „*wunnja*, wunnëa, aſ. ahd. *wunnja*, *wunna* ſt. F. 1 ganz einzeln auch ſchw. F. (Otfr. 4, 3, 24) u. *wunni* F., mhd. *wunne*, *wünne* ſt. F. Wieſenland, Wieſe u. Trift, bildl. ougen wunne wie ougen weide; Erquickung, Freude, Luſt, Wonne, *delectatio*, *jucunditas*, *voluptas*, *jubilatio*. S. wunno. Graff 1, 882 fg. Mhd. Wb. 3, 817 fg. Agſ. vyn (Gen. vynne), vynn, vunn, venn ſt. F. alles Liebliche und Ergötzliche, Wonne, Freude [:] Grein 2, 737 fg. S. g. vinja, won."

Der Bedeutungsübergang in den compositis.

Der merkwürdige Bedeutungsübergang, der uns hier entgegentritt, findet ſeine Erklärung zum Teil in den compositis, die an erſter Stelle das Kompoſitionsglied wunni- aufzuweiſen haben. Schade hat dieſe composita aaO. 1211a bis 1212b ſorgfältig regiſtriert. Einige dieſer Zuſammenſetzungen ſind ſehr inſtruktiv. Wenn wunnespiegel und wünnenspiegel (mhd. ſtm.) als „Spiegel der Wonne" wohl mit Sicherheit auf die übertragene Bedeutung zurückzuführen iſt, ſo bleibt dieſes z. B. bei *compositis* wie wunneboum (mhd. ſtm.) und wunnebrunne (mhd. ſwm.) doch mindeſtens recht zweifelhaft (beide Wörter 1211b). Schade überſetzt: „Baum der Wonne" und „Brunnen der Wonne". Könnte man aber nicht vielleicht die Bedeutung: „Wieſenbaum" und „Wieſenbrunnen" annehmen? Dann wäre auch das wunnespil ahd., mhd. wunnespil, wünnespil ſtm. (aaO. 1212a) nicht ſowohl (wie Schade will) zu deuten als „Wonneſpiel, Spiel zum Ergötzen, Luſtbarkeit, wonnige Unterhaltung", ſondern es wäre vielmehr ganz einfach das „Wieſenſpiel", das „Spiel auf der Wieſe". Nun gewinnt auch das

wunni-sangôn (swv. jubilare, frohlocken; aaO. 1212a) eine ganz andere Physiognomie; desgleichen z. B. der wunniwint (ebda.), welches compositum Schade übersetzt: „aura, frische vom Winde angenehm bewegte Luft." Die Grenze zwischen der eigentlichen und der übertragenen Bedeutung des Wortes wunnja, wunnî f. wird eben in den meisten Fällen äußerst schwer zu fixieren sein.

Der „Wonnemond".

Am augenfälligsten tritt dies zutage bei der ahd. Monatsbezeichnung für den Mai, den sog. „Wonnemond", der aber eigentlich als der „Wiesen-" oder „Winnemond" anzusprechen ist. Schade II, 1212 bringt unter dem Stichwort: ‚*wunnimânôth*, wunnemânôt' (ahd. stm.) die Erklärung: „Monat, in dem das Wiesenland bestellt wird, Mai" und verweist auf winnemânôth, welches er also für die Nebenform hält. Ebenso stellte sich zu dieser Frage bereits Wilh. Wackernagel, ad. Hwb., Basel 1861, 387a. Auch bei Karl Weinhold, Die deutschen Monatnamen, Halle 1869, wird S. 63f. dem Wunnimânoth der Vortritt vor dem Winnemânod (S. 64) gewährt. Diese letzte Form scheint niederdeutschen, speziell niederfränkischen Ursprungs zu sein; sie findet sich in der Überlieferung jener bekannten Einhardstelle (vita Caroli Magni, c. 29) nur bei einer ganz bestimmten Klasse von Hss. (vgl. Weinhold aaO. S. 5, Anm.[4]).

Weinhold und Wackernagel.

Indessen scheint gleichwohl die Form winnemânôth den Vorzug zu verdienen. Beachtenswert ist die gelegentlich auftretende Schreibung winemanoth; vgl. bei Weinhold aaO. S. 64, woselbst die richtige Erklärung: „Winnimanoth heißt Weidemonat (got. vinja νομή, ahd. uuinne. *pastum*, Gl. Rd. (Germania 11, 50); winjan winnen. *depascere*). Es wird die ältere Namensform des Monats sein. Wunni ist verwandt, die sinnliche Bedeutung „Weide" ist aber nur aus der Formel wunne und weide zu schließen, die bei Dichtern der [so] 12. 13. Jahrh. (Fundgr. II. 155, 27. Trist. 16759) beide Worte schon in übertragenem Sinne gebraucht werden, obwohl die sinnliche Bedeutung ‚Weide' für wunne noch zu erkennen ist." Karl Weinhold faßt hier also, wie das ja meistens zu geschehen pflegt, die Verbindung wunne und weide als eine Art von ἓν διὰ δυοῖν. Anders Wackernagel, der die Formel wünne und weide als einen Gegensatz bezeichnet (ad. Hwb. 387a, *s. v.* wünne). Es scheint sich demnach um Ruheplätze für Menschen (wünne) und solche für Tiere gehandelt zu haben (weide); um Wiesen (Grasland) und um Triften (Öd- oder Brachland). Beide Begriffe zusammen bildeten das Ideal eines bereits die Viehzucht betreibenden Wandervolkes. Die wünne steht als das Wertvollere voran; hier, auf der Wiese, erntet der Nomade Grummet und Heu, wodurch er sich schon als ein angehender Landwirt zu erkennen gibt. Reichtum, der in Wiesenland besteht, ist äußerst schätzbar; die agrarische Kaste besitzt dann später daneben auch noch Ackerland. Nicht ohne

Absicht wird im Ludwigslied (MSD[3] XI, 8) gerade „Thia czala uuunniôno“ ausdrücklich hervorgehoben, die Ludwig mit seinem Bruder Karlmann teilt, als das wichtigste Stück aus dem ganzen Erbe. Selbstverständlich ist aber auch die wünne, mindestens partiell, als Weideplatz zu denken; wie denn andererseits auch die Weide als Lagerplatz verwendet werden kann. Mensch und Vieh ruhen in der Urzeit nebeneinander.

Moriz Heyne.

Moriz Heyne hat als erster das gegenseitige Verhältnis von wunne und weide klar entwickelt.[1]) Wir entnehmen seiner Darstellung den folgenden Passus:[2]) „Synonym damit [mit weide] und formelhaft verbunden erscheint mhd. wunne, ahd. wunna, welchem Worte der Begriff des Rastens, Bleibens, behaglichen Weilens zunächst innewohnt und das in örtlicher alter Bedeutung einen Futterplatz bezeichnet, in nächster Beziehung zu ahd. wonên, mhd. wonen bleiben, zum altnord. Feminum vin (Gen. vinjar) Gras-, Weideplatz, und zu got. winja, νομή, Weide. Lange hat die allitterierende Zusammenstellung wunne und weide, besonders in Rechtsdenkmälern gedauert, weil durch sie namentlich die Berechtigung zum Weidegange bezeichnet wurde.“ Zum got. winja (νομή, Weide) macht Heyne die Anmerkung 41: „Die Form winne auch ahd. als Übersetzung von pastum nach Genes. 34, 5 absentibus filiis et in pastu pecorum occupatis, daher mit der Nebengloſſe cauma: Steinm. 1, 286, 56.“

winne oder winjan?

Demnach ist winne swf. (für winna) schon in ahd. Zeit belegt und als Vorderglied von winnemânôth zu vermuten, falls wir nicht das ahd. swv. winjan, *depascere* (Schade II, 1162[a]) inbetreff des ersten Kompositionsgliedes heranziehen wollen. Jedesfalls ist die erwähnte Zusammensetzung wohl nur auf eine dieser beiden Arten zu erklären.

Karls des Großen Monatsnamen.

Karl d. Gr. revidiert nach der Kaiserkrönung die Gesetzbücher (vgl. Einhard aaO.) und läßt die Stammesrechte wie auch die alten Königslieder aufzeichnen. Er setzt eine grammatische Regelung der heimischen Sprache ins Werk und gibt den Monaten, wie auch den Winden, deutsche Namen. Diese Regierungshandlungen — denn solche haben wir hier vor uns — zeugen nicht sowohl von vaterländischem Sinne (der natürlich nicht geleugnet werden soll), als vielmehr von dem Bestreben, gewisse Hoheitsrechte geltend zu machen. Vermutlich sind alle diese Bestrebungen gerade mit Rücksicht auf bestimmte Prärogative der Geistlichkeit so intensiv betrieben worden, mithin quasi aus Trotz; oder aber diese Bestrebungen waren direkt gegen die Intentionen der Klerisei gerichtet. Man denke z. B. an die unverbürgte Nachricht, welcher zufolge Ludwig der „fromme“, Karls Sohn und

[1]) Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer u. s. w. Zweiter Band. Nahrung. Leipzig 1901, S. 127 f.

[2]) aaO. S. 128. (Alle Stellen mit wertvollen Zitaten.)

Thronfolger, jene alte, von seinem Vater angelegte Sammlung wieder vernichten ließ.[1])

Die Stellung des Kaisers.

Karl der Große fühlt sich nach dem Jahre 800 als Fortsetzer des römischen Welt-Imperiums. Zu dem bisherigen Titel: Rex Francorum et Langobardorum tritt nun der Zusatz noch hinzu: et per misericordiam Dei Romanum gubernans imperium. Karl ist jetzt das Oberhaupt des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation". Er übt demnach konsequenter Weise die Hoheitsrechte der römischen Imperatoren aus; darunter auch solche, die mit der Würde des Pontifex Maximus integrierend verbunden waren. Die Ordnung der Chronologie ist eine priesterliche Angelegenheit, die vom Könige versehen wird, wenn das Königsamt und das Amt des Hohenpriesters in einer Hand vereinigt sind; wie das bei den römischen Kaisern der Fall war. Noch heutigen Tages bezeugen uns die Monatsnamen Julius und Augustus, welcher große Wert „höheren Ortes" auf diese Nomenklatur gelegt wurde. Ähnlich waren auch Karls Motive.

Wichtigkeit der neuen Bezeichnungen.

Dieser Beobachtung entspricht es, wenn wir die erste französische Republik zunächst einen neuen Kalender einführen sehen. Das mußte vor allen Dingen geschehen; es war dies ebenso wichtig wie das Recht, eigene Münzen zu schlagen (der Frauenkopf mit der phrygischen Mütze!). Von den republikanischen Monatsnamen entspricht der Vendémiaire (Weinlesemonat) wörtlich dem Windumemânoth des Karolingischen Kalenders. Die französischen Bezeichnungen tragen scheinbar in der ersten Hälfte sämtlich einen Substantivstamm als Kompositionsglied: Vendémiaire, Brumaire, Frimaire; Nivôse, Pluviôse, Ventôse; Germinal, Floréal, Prairial; Messidôr, Thermidôr, Fructidôr. Einige dieser an erster Stelle verwendeten Substantive bezeichnen Natur-Erscheinungen, andere Natur-Erzeugnisse. Nur zwei von diesen Monatsnamen deuten auf die landwirtschaftliche Beschäftigung hin, die in der betreffenden Jahreszeit vorgenommen wird (Vendémiaire vom lat. vindemiae, die Weinlese; Messidor vom lat. messis, die Ernte).

Die deutschen Monatsnamen.

In Karls Terminologie ist der „Wirtschaftskalender" (Weinhold S. 6) jedoch häufiger vertreten. Die Reihe ist folgende: 1. Wintarmânoth, 2. Hornunc, 3. Lenzinmânoth, 4. Ostarmânoth, 5. Wunni-(Winne-)mânoth, 6. Brâchmânoth,

[1]) Diese Nachricht geht, wie man annimmt, zurück auf eine Stelle bei Ludwigs Biograph Thegan, Kap. 19: „die heidnischen Lieder, welche er [Ludwig] in der Jugend gelernt hatte, verachtete er und wollte sie weder lesen noch hören, noch hersagen". Dazu bemerkt Dr. Hermann Althof, in seiner Übersetzung von Einhards Vita (in Hendels Bibliothek, Halle o. J., 563): „. . ., entweder aus beschränktem Glaubenseifer, oder, wie W. Grimm in seiner deutschen Heldensage S. 28 sagt, „aus der gewöhnlichen Geringschätzung, welche erworbene fremdartige Bildung an dem Einheimischen ausübt."

7. Hewi-(Howi-)mânoth, 8. Aranmânoth, 9. Witumânoth, 10. Windumemânoth, 11. Herbistmânoth, 12. Heilagmânoth. Hier deuten die Nrn. 5, 6, 7, 8, 9, 10 auf die Tätigkeiten: der Wiesenbearbeitung (5), der Brache (6), des (7) Heumachens („Hauens", ob Verbalstamm?), des (8) Erntens (Verbalstamm?). Der „Holzmonat" (9) und der „Weinlesemonat" (10) beschließen die Serie der Wirtschaftsmonate, deren spezielle Beschäftigungen häufig durch die kleinen Monatsbilder (in Medaillonform) illustriert werden; was an den ältesten Kalendern ebensogut studiert werden kann, wie noch heute an modernen Kalendern.[1])

Die Nrn. 5 und 10 konnten leicht mit einander verwechselt werden; namentlich, wenn die Nr. 10 formell zu ‚Winmonet' kontrahiert auftritt, wie das in der Schweiz der Fall ist (Weinhold S. 16); woselbst denn auch richtig der Ausdruck winnimânoth (für den Mai) fehlt. Vielleicht hat die Möglichkeit dieser Verwechselung jenen bekannten Fall der Volksetymologie begünstigt, von welcher es bei Weinhold (S. 26) heißt: „In den alten Namen des Mai winnimânot hat sich früh die Umdeutung in Wunnim., Wonnemond, eingedrängt." — So kommen wir langsam weiter!

Die Art der Komposition von winnimânôt.

Ist der winnimânôt nun komponiert mit dem subst. winne (swf. Streit, Arbeit, Tätigkeit; vgl. Schade II, 1163[a]) oder etwa gar mit dem stv. winnan (Schade II, 1163[a] f., toben, sich abmühen, erarbeiten)? Letzteres ist wohl wahrscheinlicher, falls wir nicht bei dem swv. winjan, *depascere* stehen bleiben wollen. Die Bedeutungsinhalte dieser beiden Verba sind miteinander verwandt, und in der Komposition fließen offenbar zwei Nuancen zusammen.

Für das subst. winne (stf. la prairie; got. vinja, Schade II, 1161[b] f.) könnte eventuell die angeblich niederdeutsche Herkunft dieses Wortes sprechen, falls man etwa die offizielle karolingische Hofsprache (in welcher die ahd. Monatsnamen — höchst bezeichnender Weise! — abgefaßt oder aufgesetzt worden sind) als ein zum niederdeutschen Dialekte hinneigendes Idiom anzusehen geneigt sein sollte; wie dieses wohl früher hie und da geschehen ist, vermutlich in Ansehung des von den sächsischen Klöstern ausgegangenen Einflusses. Seit Müllenhoff (MSD[1] 1864) hält man jedoch das „Mittelrheinfränkische" (Speier, Ingelheim, Worms, Mainz) näher an das Hochdeutsche heran; vgl. MSD[3] (1891), XXVII [= [2]1873, XXIII]: „Daß nun die karlingische Hofsprache rheinfränkisch und nicht etwa niederfränkisch war, stellen die Eide, ..., und das Ludwigslied außer Zweifel. .... Sehr wohl reihen sich daran auch

[1]) Vgl. Wilhelm Uhl, Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Ein Kapitel der deutschen Hausaltertümer, als Entwurf dargestellt. Paderborn 1893, S. 31, 45 u. bes. 55 ff. — Hauptsächlich wird auf die Monatsbilder, die für den Mai bestimmt sind, zu achten sein (etwa einen grabenden Bauern oder dergl. darstellend).

die Monats- und Windnamen Karls des Großen an, wie Einhard sie aufgezeichnet, nur daß bei ihm wie beim Ludwigsliede (. . .) eine starke Annäherung ans Hochfränkische zugegeben ist."

Der winnemânôt hochdeutsch.

Wenn der winnemanôt also hochdeutsch ist, so werden wir uns der von Osthoff beigebrachten Tatsache erinnern (vgl. oben S. 110), daß im ahd. bei der Bildung derartiger Kompositionen mit Vorliebe der Stamm eines starken Verbums in der ersten Hälfte verwendet zu werden pflegt. Das stv. winnan steht nun aber, wie gesagt, in einem geheimnisvollen inneren Verwandtschaftsverhältnisse zu dem swv. winjan, welches Schade (II, 1162[a]), wie bereits bemerkt, richtig übersetzt: „eigentlich mit der vinja etwas machen, bei oder auf der vinja sein und sie genießen". Ist winjan vielleicht das *causativum* oder *factitivum* zu winnan? Zu erwarten wäre allerdings [*wannjan], doch ist die Erklärung recht plausibel: durch das winjan wird bewirkt, daß man sich (auf der Wiese oder Weide) abmüht, qnält, tobt u. s. w.; kurz, daß man winnet. Die durch winjan bezeichnete Tätigkeit muß also eine recht anstrengende gewesen sein!

Die Tätigkeit des „Winnens".

Worin bestand nun aber diese Tätigkeit? Was war es denn also, was „mit der winja gemacht" wurde? — Zunächst ist zu bemerken, daß die Bedeutung von ahd. winnan, mhd. winnen eingeengt worden zu sein scheint. Der Sinn dieses Verbums war ursprünglich nur: „arbeiten, erarbeiten", wie Moriz Heyne richtig dargelegt hat (Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer II: Das deutsche Nahrungswesen u. s. w., Leipzig 1901, 12[31]); unter Hinweis auf mhd. tage-wan stm.: „soviel im Tage gearbeitet werden kann" (Nebenformen: -wen, -won; vgl. Lexer II, 1394). Nun, die Arbeit κατ' ἐξοχήν war für den Germanen, in der agrarischen Periode, die landwirtschaftliche Arbeit. Diese war, je nach ihrer Beschaffenheit, auf die verschiedenen Altersstufen verteilt. Beim Pflügen z. B. fällt die schwerste Arbeit demjenigen zu, der durch Handhaben des Griffes oder Hornes die schwere Pflugschar in den Boden hineinzudrücken hat. Im agf. Kalendarium erblicken wir auf einem der Monatsbilder als Pflüger einen starken kräftigen Mann mit Vollbart; als Ochsentreiber und Säemann sehen wir dagegen Jünglinge mit bartlosen Gesichtern (vgl. die Reproduktion bei Heyne, Nahrung, S. 39, Fig. 7). Diese leichteren Arbeiten konnten eventuell auch von Greisen oder Frauen (Kartoffel-Ernte!) verrichtet werden; wie ja denn die Rollen, welche die Kinder beiderlei Geschlechts bei den bäuerlichen Tätigkeiten heute noch zu spielen pflegen (Wagenlenken, Obsternte, Heuwenden usw.) wohl jedem bekannt sind.[1]) Als

[1]) So erklärt sich die scheinbar verwunderte Notiz bei Tacitus. Germ. cap. 15: . . .; delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia.

der eigentliche Träger der landwirtschaftlichen Arbeit ist daher der erwachsene, vierzigjährige, reife Mann zu denken; und zwar der arme oder hörige Mann, da für den reichen und freien Mann diese Beschäftigung im allgemeinen wohl nicht als standesgemäß erachtet wurde.[1])

Der leibeigene Feldarbeiter.

Hier präsentiert sich uns also der wine, ganz ungezwungen, als der leibeigene Feldarbeiter, der im besten Mannesalter steht. Eine solche Persönlichkeit mußte daher notwendig die stärkste wirtschaftliche Kraft des freien Grundherren darstellen. (Man möchte gern wini mit der zweiten Silbe ju-ven-is zusammenbringen, wenn letzteres nicht von juvo abzuleiten wäre!) Vielleicht ist der noch heute lebendige Familienname: „Winnefeld" hier heranzuziehen, etwa in der Bedeutung eines epitheton ornans für den Ahnherren oder Stammvater einer solchen Generation von „Erbpächtern" auf einem Adelssitze.

Der Ackerbau ist keine edle Tätigkeit, wie z. B. die Jagd; denn er zielt auf niederen Gewinn und ermüdet den Körper. Die durch das Verbum winnan bezeichnete Arbeit krümmt den Rücken und zermürbt die Knochen, weshalb denn die eigentliche Landwirtschaft auch niemals zum Sport ausarten kann. So erklärt sich die Wortverwandtschaft, die zwischen dem swv. winjan und dem stv. winnan besteht, und die uns vom stf. wunnja (Schade II, 1212[a]) zum swf. winnâ (ebda. 1163[a]) unmerklich hinüberleitet. Dieses letzte Wort bedeutet jurgium, πάθημα, πάθος (got. vinnô swf.; altnord. vinna swf.; vgl. got. vunns stf. Leiden). Wie kann der Schmerz nun aber mit der Freude verwandt sein?!

Die eigentliche Beschaffenheit der Urwurzeln.

Wir haben hier ein prächtiges Beispiel, einen eklatanten Beweis für die Tatsache, daß die Urwurzeln zuerst ἀδιάφορα oder doch mindestens ancipites gewesen sind. Geringe Differenzierungen im Stammvokal oder im Suffix prägen erst später den Unterschied des Sinnes aus. So konnte also etwa im idg. die Wurzel van oder vin den Schmerz wie die Freude bezeichnen, den Haß wie die Liebe. Das tertium comparationis ist die heftige Körperbewegung gewesen. Naturvölker und Kinder gebärden sich noch heute bei traurigen und freudigen Anlässen wie Unsinnige. Die „Wonne der Wehmut" ist in der Musik ein bekanntes Motiv, und der Dichter singt: „O höchste Lust, o höchstes Leid, wie seid ihr euch so nah!" Die moderne Literatur hat mit einer gewissen Vorliebe diese anscheinend parodoxe Wechselbeziehung herangezogen und ihr durch die fragwürdige Pflege „sadistischer" und „masochistischer" Themata neues Leben, sowie auch eine gewisse Abwechselung zu verleihen gesucht.

[1]) Vgl. bei Tacitus aaO. die unmittelbar voraufgehenden Worte.

Wonne und Winne.

Ein Blick auf die Natur und die eigene Erfahrung erklärt uns auch hier wieder den Vorgang der Wortbildung. Wer einen bis zur Erschöpfung balzenden Auerhahn beobachtet hat, der weiß, wie „Wonne" und „Winne" verwandt sind. Wer stundenlang mühsame Leibesarbeit verrichtet hat, der fühlt oft, in Schweiß gebadet und nach Luft ringend, plötzlich kalte Schauer der Lust den Rücken hinabrieseln (etwa nach angestrengtem Graben, Reiten, Marschieren u. s. w.). Je größer die vollführte Leistung, um so höher auch die Wohltat, das Lustgefühl der Kraftäußerung. Nach dem biologischen Grundgesetze von der Erhaltung der Energie ergänzen sich die entgegengesetzten, einander scheinbar ausschließenden Faktoren wechselseitig auf das Vollkommenste: Verfall und Wachstum, Tod und Leben, Krankheit und Gesundheit, Schwäche und Kraft, Leib und Seele, Qual und Lust.

Der Arbeitsertrag.

Die Arbeit stellt also gleichzeitig den Arbeitsertrag dar; sie trägt ihren eigenen Lohn in sich selbst. Der Fluch der Menschheit[1]) ist daher von je zugleich auch das Glück der Menschheit gewesen. Die Berührung der Mutter Erde, zu der man sich grabend oder pflügend hinunterbeugt, stärkt und heiligt die Arbeit des Landwirtes auf Generationen hinaus. Die Kraft des sehnigen Armes, der einst nur den Bogen spannte oder den Lasso schwang, jetzt aber das spröde Erdreich auflockern mußte: — diese Kraft versprach einen tüchtigen Eidam. Schon bei nomadisch lebenden Völkern mit Viehzucht werden dem Großknecht seine Arbeitsverdienste („der" und „das Verdienst" haben sich erst später auseinandergesetzt) als Kapital auf die Brautschaft hin angerechnet. Die Anciennität der Dienstjahre entspricht also gewissermaßen einem bestimmten Grade von Reichtum, der vom Sklaven für den Herrn erarbeitet worden ist. Der semitische Bericht von Jakobs langwieriger Werbung um Lea und Rahel, die Töchter Labans (Gen. 29, 15—30) könnte zur Not aber auch bereits auf landwirtschaftliche Verhältnisse gedeutet werden, da Jakobs Schwiegervater Laban im Lande zu Haran als ansässig gedacht werden muß, während Jakob ein Flüchtling war.

Das Märchen.

Auch das indogermanische Märchen hat die Erinnerung an den armen Freiersmann oder Hirtenknaben, der volle sieben Jahre lang um die reiche Prinzessin werben muß, bis auf den heutigen Tag treu bewahrt. Seltener ist der Fall, daß die Magd den Herrn gewinnt; doch kommt auch dieser Typus vor. Goethe hat uns in seinem Epos: „Hermann und Dorothea" gezeigt, wie der Sohn eines reichen Mannes (das Märchen würde einen Königssohn oder Kronprinzen an Hermanns Stelle setzen) durch

[1]) Vgl. Genesis 3, 19, wo Gott zu Adam spricht: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist."

weibliche Beharrlichkeit „erarbeitet" werden kann. Die spät- oder nachromantische Periode unserer Literatur offenbarte eine große Vorliebe gerade für diesen zweiten Typus. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß so viele Blaustrümpfe in jener Epoche mit der Feder beschäftigt waren. So hat man denn dem Sohne des Löwenwirtes viele Parallelgestalten an die Seite gesetzt. Namentlich in der dramatischen Literatur ist das geschehen (vgl. z. B. Gutzkow, Die Schule der Reichen; Charlotte Birch-Pfeiffer, Dorf und Stadt, Die Waise aus Lowood [beide Stücke nach fremdem Vorbild]; Roderich Benedix, Aschenbrödel; Gustav Freytag, Graf Waldemar; u. a. m.).

Indessen ist dieser zweite Fall als Ausnahme zu betrachten. Das Naturgemäße bleibt immer, daß die Braut dem Brautvater abgerungen, abgewonnen wird; durch Raub, Kauf oder Arbeit.

Arbeit und Liebe.

Wer dieses zu tun imstande ist, der bietet die Garantie für eine kräftige Fortpflanzung des Geschlechtes. So berühren sich Arbeit und Liebe auf's innigste, in der Sache wie im Worte. In Baiern heißt ein derber, vierschrötiger Mann, der ein gutes Stück Arbeit zu leisten vermag, ein „winniger" Kerl.[1]) Naturgemäß sind einem solchen Burschen auch die Dirnen besonders hold; schon wegen seines kräftigen Körperbaues. Trotzdem hängt aber „winnig" offenbar nicht mit Venus zusammen, sondern vielmehr mit winnan. Die Leistungsfähigkeit des Gefährten macht ihn erst wertvoll. Das ahd. mhd. swm. [winno, *winne], in der Bedeutung: „Bundesgenosse, Helfer" ist aus dem Kompositum widarwinne, im ahd. mhd. Gegner, Feind (Schade II, 1140a) wohl mit Sicherheit zu erschließen (agf. vidhervinna). Sehr bezeichnend ist es hier nun wiederum, daß das entsprechende Femininum fehlt (ahd. swf. widarwinna). Daraus scheint doch deutlich hervorzugehen, daß man in der Urzeit auf die weibliche Bundesgenossenschaft keinen Wert legte.

Weibliche Kräfte in der Landwirtschaft.

Das weibliche Geschlecht besaß eben die Kraft nicht, jene landwirtschaftliche Handlung auszuführen, die durch das Verbum winjan, resp. winnan ausgedrückt oder bezeichnet wurde. Auch heute noch wird man auf dem Felde schwerlich jemals eine Frau die Ackerfurche ziehen, d. h. pflügen sehen. Sollte nun vielleicht das Verbum winnan, mehr intransitiv gebraucht, die Zustands-Erscheinungen beim Pflügen bedeutet haben, während das Verbum winjan, mehr transitiv angewendet, die eigentliche Tätigkeit des Pflügens selber darstellte? Auf eine und dieselbe Stufe mit dem Pflügen werden solche Verrichtungen wie das Eggen oder

[1]) Gütige Mitteilung von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Karl Gareis, jetzt in München. — Vgl. Schmeller, bair. Wb. II², 1877, 929f., nebst „winnend" 929; beides von tollen Hunden gesagt.

das Walzen zu stellen sein, da auch diese eine männliche Kraft erheischten (vgl. Heyne, Nahrung S. 38ff.).

Das Brachen.

Anstrengend, also männlich, scheint auch die Arbeit des Brachens gewesen zu sein; vgl. Schade I, 82a: „brâchôn, prâchôn, prâhhôn ahd., mhd. brâchen swv. den Boden nach der Ernte umbrechen". Gut erklärt ist dieses denominativum auch bei Lexer I, 338: „brâchen, swv., in den Zustand der brâche bringen."[1] Über das Brachfeld vgl. Heyne aaO. S. 12 und 15; über den brâchmânôth, der auch in der Form brâchôt, brâchet auftritt, ebenda S. 47. Dieser Monat ist also die Zeit des Brachens, wie der Winnemonat die Zeit des Winnens ist. Ob die beiden Bezeichnungen verbal oder nominal komponiert sind, ob mit brâchôn und winjan, oder mit brâche und winja, erscheint uns recht nebensächlich zu sein. Ähnlich liegt der Fall bei hewimânôth mit seinen vielen Nebenformen (ob zu „Heu" oder „hauen", zu got. havi stn. oder zu got., resp. altsächs. hauwan?) und bei aranmânôth (ob zu ahd. aran stm. Ernte, oder zu ahd. arnên, arnôn ernten?) Es sind dies eben die Monate, in denen Gras gehauen und Getreide geerntet wird.

Die lautmalenden Urwurzeln.

Mit „hauen" und „brechen" (denn hier ist brâchôn zweifellos anzureihen) verbinden wir noch deutliche Begriffe, wenn wir auch die Urwurzeln onomatopoetisch zu erklären nicht mehr imstande sind. Anders steht es dagegen mit „ernten" und „winnen". Diese beiden Wörter werden heute nur noch im übertragenen Sinne gebraucht, so daß wir gern in der Lage sein möchten, die eigentliche Bedeutung zu ermitteln. Daher hat man Versuche gemacht, diese Wurzeln als „lautmalende" zu interpretieren; wie es denn auch für houw und brik an solchen Erklärungen wohl nicht gefehlt hat (houw etwa = Geräusch des Mähens; brik etwa: = Geräusch des Knickens von Astholz).[2] Die Wurzel brach könnte etwa das Umlegen der Erdschollen mittels der Pflugschar andeuten; dieses Instrument war in der Urzeit aus Holz oder Stein verfertigt. Sicherlich gehen die Wurzeln ar und win ebenfalls auf Geräusche zurück, die bei der Handhabung landwirtschaftlicher Instrumente verursacht wurden. Man ist seit einiger Zeit mit Versuchen beschäftigt, die Urwörter durch das Studium der prähistorischen Kultur zu erklären, und man hat auf diesem allerdings recht prekären Gebiete bereits Erfolge

[1] Dürfen wir danach winjan übersetzen: „in den Zustand der winja bringen"? Oder ist diese Analogie nur bei Verben der on-Klasse möglich?

[2] Falls derartiges noch nicht beobachtet sein sollte (was mir unwahrscheinlich ist, obwohl ich zurzeit nicht alles übersehen kann), so möchte ich hier meine Priorität festlegen. Das got. brik-an läßt sich übrigens zu ῥήγνυμι stellen; die meisten stellen es zu frango. (ῥήγνυμι aus ϝῥήγνυμι?)

erzielt. Wenn dieſe Erfolge auch keineswegs bei allen Forſchern Zuſtimmung gefunden haben, ſo liegen die Vorzüge dieſer praktiſchen Methode doch klar auf der Hand; namentlich gegenüber der unfruchtbaren Büchergelehrſamkeit der Sprachvergleicher.

Die Sanskritiſten.

Auch mit Hilfe der Sanskritiſten kommen wir in unſerem Falle nicht weiter, wie bereits oben S. 12ff. gezeigt wurde. Zweckmäßiger als bei Fick ſcheinen die Bedeutungen der Wurzel van übrigens bei Hermann Graßmann entwickelt zu ſein: Wörterbuch zum Rig-Veda, Leipzig 1873, S. 1203—06. Wertvoll iſt hier namentlich die vergleichende Heranziehung des Gotiſchen, die konſequent durchgeführt iſt. Dieſe Vergleichung fehlt, wie natürlich, in den großen Sanskrit-Wörterbüchern; ſo bei Böhtlingk-Roth (im ſog. „Petersburger" Wb.) VI (1861) 665f., und auch bei Otto Böhtlingk, Sanskrit-Wörterbuch in kürzerer Faſſung VI, St. Petersburg 1886, 13b—c.[1]) Hier finden wir folgende Nuancen aufgeführt: 1. gern haben, lieben. — 2. wünſchen, verlangen. — 3. erlangen, verſchaffen für. — 4. ſich verſchaffen. — 5. bemeiſtern, bezwingen; ſiegen, gewinnen. — 6. verfügen über, innehaben. — 7. breit machen, ſich anſchicken zu. — 8. das Abſehen haben auf, petere. angreifen. — Die Bedeutung: „ſich abmühen, quälen" iſt bei Böhtlingk und Roth nicht zu finden. Dieſelbe wurde eingeführt von Graßmann (aaO. S. 1203f.), welcher als Urbedeutung der Wurzel ven anſetzt: „auf etwas hinzielen, ſich hinrichten". Dieſer älteſte Sinnes-Inhalt habe ſich dann ſpäter differenziert in 2 Unterbedeutungen: 1. ven-: begehren, lieben; 2. ven-: ſich abmühen, quälen.

Die gotiſchen Wörterbücher.

Bezweifelt wurde dieſe Spaltung von Dr. Sigmund Feiſt, Grundriß d. got. Etymol. Straßburg 1888 (Samml. idg. Wbb. II), S. 138, unter Nr. 689: unwunnands ſich nicht freuend, betrübt; Wurzel ven-, altnord. una zufrieden ſein (hierzu ſtellt Feiſt venus; winja, wunnja, wunna: 1. Wieſe, Weide; 2. Erquickung, Luſt). Wäre die von Graßmann vermutete Spaltung richtig, meint Feiſt, ſo könnte man auch got. winnan „leiden, Schmerz empfinden", winnô f. „Leiden, Leidenſchaft", wunns f. „Leiden" heranziehen (zu Nr. 689). Dieſe Möglichkeit will Feiſt aber, wie es ſcheint, ablehnen; wie er denn auch Nr. 690 wunds nicht als verwandt mit winnan anſieht. Dagegen wird unwunnands nebſt ſeiner Sippe (winja, wēns, winna, wunns uſw.) unbedenklich mit winnan zuſammengeſtellt von Dr. C. C. Uhlenbeck, Kurzgefaßtes etymol. Wb. d. got. Spr., Amſterdam 1896, S. 168f.[2])

[1]) Bei Graßmann ſind die Sanskrit-Typen mittels der Antiqua-Schrift tranſkribiert, was bei Böhtlingk und Roth nicht der Fall iſt. In ſolchen Schwierigkeiten unterſtützte mich freundlichſt Herr Privatdozent Dr. Julius von Negelein in Königsberg.

[2]) Das adj. wunds tritt aber auch bei Uhlenbeck (S. 173) iſoliert auf; verglichen wird u. a. cymr. [!] guant *percussit*, gwän *punctio*, desgl. idg. *wā-, *wō- (neben *wen).

Eine Zweiteilung postulierte für die urgermanische Periode des stv. winnan Ernst Schulze, Gothisches Wb. nebst Flexionslehre, Züllichau 1867, 207[a]: „Zum Grunde liegt ein sinnliches certare, pugnare, caedere (den Sieg gewinnen); daraus entspringt dann das abstrakte obtinere, capere, lucrari (überhaupt gewinnen)." Ähnlich, aber doch etwas abweichend, entwickelte den Sinn des stv. winnan, das got. mit dem sanskr. verbindend, Leo Meyer, Die gotische Sprache, Berlin 1869, S. 498, Nr. 386: „vinnan, leiden, nebst vinnâ-, f. Leiden, und vinnôn- f. Leiden; zu altind. van, begehren, verlangen, tödten, zu Grunde richten: vanâuti, er begehrt, er tödtet; ...."

Eine große Schwierigkeit, die denn auch überall von den Lexikographen gefühlt wird, besteht darin, den Begriff „sich abmühen" mit dem Begriffe „lieben" in plausibler Weise zu verbinden.[1]) So erklärt sich z. B. die zweifelnde Äußerung bei Friedr. Kluge, Etymol. Wb. d. d. Spr.[5], Straßburg 1894, 138[b] (s. v. „gewinnen"): „.... Die Grundbedeutung der germ. Wz. winn ist „mühevoll arbeiten" (bes. gern von der Kampfesarbeit gebraucht). Ob zur selben Wz. auch ahd. wini, angels. wine „Freund" und nhd. Wonne gehört, ist zweifelhaft; doch zeigt die urverwandte skr. Wz. van die Bedeutungen „sich schaffen er-[139[a]]langen, wozu verhelfen, besiegen" und „gern haben, hold sein".

Friedrich Kluges „Kampfesarbeit."

Kluge versteift sich also auf die „Kampfesarbeit" und läßt die landwirtschaftliche Arbeit ganz außer Betracht; eine Unterlassungssünde, die allerdings auch von den meisten andern Wörterbüchern begangen wird. Und dennoch kommen wir ohne den Begriff des „sich abackerns" (diese Übertragung ist sehr bezeichnend!) durchaus nicht von der Stelle.

Die Landnahme.

Die Kampfesarbeit fällt nämlich mit der landwirtschaftlichen Arbeit zusammen, wenn es sich um die Eroberung fremder Gebiete handelt. Das Symbol der Besitzergreifung ist das Aufhängen eines Schildes (etwa in den Zweigen der Gerichtslinde) oder aber der Speerwurf, der vom Eroberer ausgeführt wird. Man wirft den Speer in das zu „gewinnende" Land hinein, so daß die Waffe im Erdreich stecken bleibt. Durch seine eigene Schwere gelangt der Speer, schräg nach vorwärts in die Höhe geworfen, niederfallend in die bezeichnete Lage. Dann läßt sich durch Anbringung eines Wappen-vanen am hinteren Schaftende, welches nun aufrecht in die Luft ragt, die Territorialhoheit andeuten. (Diese letztere Handlung fällt naturgemäß fort, wenn die Besitznahme von Meeresteilen auf solche Weise inauguriert wird; es sei denn, daß die Lanze ganz nahe an der Küste in den Meeresgrund versenkt wird.) Das Ritzen des Körpers oder

[1]) Diese Schwierigkeit ist auch in dem sonst sehr lesenswerten Artikel „Gewinn" von Karl Weigand nicht behoben (vgl. oben S. 114, Anm. [1]). (Der alte Weigand wird viel zu wenig studiert.)

der Rüstung beim Feinde, das Ritzen des Erdreichs bei der Eroberung: — diese Parallele bildet den Vergleich. So lassen sich auch die Nuancen des stv. winnan sämtlich auf einen letzten Urbegriff reduzieren, der ungefähr die Bedeutung gehabt haben muß: „sich mit aller Gewalt und wiederholt abmühen, mittels eines spitzen Instrumentes eine Öffnung zu erzeugen, oder irgendwo in eine bereits vorhandene, aber verschlossene Öffnung einzudringen". Abgeschwächt würde dieser Sinn etwa in „stoßen" oder „stechen" hervortreten, oder in „aufreißen, aufbrechen". Feindliche Absicht ist bei dieser Tätigkeit zunächst zu supponieren. Beim Liebesspiel kommt aber auch die freundliche Absicht hinzu; vorausgesetzt, daß es sich nicht mehr um Notnunft handelt, wie in der Urzeit. Der Leib einer Jungfrau, der Körper eines Weibes werden häufig mit der Bodenkruste verglichen („jungfräulicher Boden", „Mutter Erde", Mutterschooß). Ich entsinne mich, in einer folkloristischen Quelle (leider kann ich sie augenblicklich nicht mehr namhaft machen) die folgende charakteristische Schilderung gefunden zu haben. Beim Feste eines wilden Volksstammes umtanzt die waffenfähige Mannschaft eine mit Buschwerk bewachsene Erdhöhle. Die einzelnen Krieger stoßen gleichzeitig, oder nacheinander, ihre Lanzen in diese Grube hinein; dazu singt der Chor das einförmige Lied: „Keine Erdgrube [ist das], sondern die weibliche Scham". Unter den sog. Naturvölkern ist also die Verbindung jener drei Vorstellungen („Arbeit", „Kampf" und „Liebe"), noch ganz geläufig. Bei den sog. „Kulturvölkern" kommt diese Verbindung aber nur (?) noch obscön vor, besonders bei der Jugend („gute Arbeit machen", „bestellte Arbeit", usw.). Vgl. DWB. IV, 2, Leipzig 1877, 622, sub: „Hausarbeit". Ähnliches häufig.

Die Übergangsperiode.

Die übertragenen Begriffe der Wörter bilden sich nun in dem Zeitraume, welcher die Übergangsperiode (vom Naturstande zur Kulturstufe) annähernd repräsentiert. In dieser Epoche wird sich also ungefähr der Sinn, den die alte Wurzel van einst besaß, zur neuen Bedeutung umgewandelt haben. Die Reihenfolge wäre dann etwa: 1. ackern; 2. kämpfen; 3. lieben; wobei die mittlere Nuance als Zwischenstadium angesetzt werden müßte. Neben der intransitiven Bedeutung ist gleichzeitig immer auch die (transitive) Intensiv-Bedeutung zu berücksichtigen: 1. erackern; 2. erkämpfen; 3. erlieben (entweder reflexiv, mit „sich"; oder medial, wie im Sanskrit).

Schiller-Lübben.

Auf niederdeutschem Gebiete scheint diese Entwickelung konsequenter vor sich gegangen zu sein, als auf oberdeutschem. Wenigstens hat unter allen Lexikographen das niederdeutsche Forscherpaar Schiller-Lübben hier den besten Artikel aufzu-

weisen (Mnd. Wb. I, Bremen 1880, 730—32): „*winnen* (winden) 1. durch Mühe und Anstrengung etwas erlangen; lant winnan, urbar machen, beackern. — 2. überwinden, erobern, besiegen (im wirklichen Kampfe oder im Rechtsstreite). [gewunnen sin, überführt sein]. — 3. erwerben durch Kauf, Miete oder sonst. — 4. überh. in den Besitz von etwas kommen (auch ohne Anstrengung). [dat amt (gilde) winnen: das Recht erlangen, ein (zünftiges) Handwerk ausüben zu dürfen]."

Die niederdeutsche Assimilation.

Allerdings ist hier die niederdeutsche Assimilation in Betracht zu ziehen, welche beim Verbum winden das auslautende d der ersten Silbe (den Stammes-Auslaut?) dem voraufgehenden n angleicht; so daß nun äußerlich die Verba winnen und winnen (aus winden) gar nicht mehr zu unterscheiden sind. Es ist daher bei der nd. Reimformel: ‚spinnen un winnen' große Vorsicht zu beachten, indem wir nicht mit Sicherheit das eine oder das andere Verbum zu erkennen imstande sind. Wenn es z. B. bei Richard Wossidlo heißt[1]): „'ne lütt diern, künn spinnen un winnen", so wissen wir nicht, ob etwa das Mädchen vielleicht auch landwirtschaftliche, leichtere Arbeit zu verrichten vermag; es wäre dies ja dann allerdings eine ganz besondere Empfehlung, gegenüber dem Freiersmann, der in der Situation bei Wossidlo offenbar zu supponieren ist. Im allgemeinen gehörte es aber, wie wir gesehen haben, zu den Seltenheiten oder Ausnahmen, daß die Frauen landwirtschaftlicher Arbeit oblagen; mindestens der schweren Arbeit.[2]) Die Tätigkeit der Mädchen war meist auf das Häusliche beschränkt, und so werden wir uns unter winnen hier wohl die Handlung des Garnwindens oder etwas Ähnliches vorzustellen haben. (Das Garnwinden ist die Fortsetzung des Spinnens.) Jedenfalls keine Feldarbeit.

Terminologie der Agrarsprache.

Diese Erwägung scheint den Wert des Artikels bei Schiller-Lübben für uns ein wenig herabzusetzen. Indessen finden wir dort unter Nr. 1 die Bedeutung verzeichnet: „*lant winnen*, urbar machen, beackern"; dies ist der wesentliche Vorzug des betreffenden Abschnittes. An das winden des Landes wird niemand glauben wollen; wohl aber an winnen, welches Verbum ganz ähnliche Entwicklung durchzumachen gehabt hat, wie ahd. uopan und ruoran (mhd. üeben und rüeren). Diese beiden Wörter gehören ebensogut zur Agrarsprache der Urzeit, wie das Zeitwort winnan; jeder dieser drei Ausdrücke bezeichnete einst eine besondere Art der Bodenbearbeitung. Bekannt ist ja die (heute ganz

---

[1]) Mecklenburgische Volksüberlieferungen II: Die Tiere im Munde des Volkes (1), Wismar 1899, S. 447, unter Nr. 1770. Der vorangehende Teil dieser Nr. 1770 (auf S. 446 unten) ist zur Vergleichung heranzuziehen. Die Volksreime sind nicht leicht zu deuten.

[2]) So findet die Tatsache, daß VJNJ in weiblichen Eigennamen äußerst selten auftritt (vgl. oben S. 30), ihre ungezwungene Erklärung.

verblaßte) Mannigfaltigkeit der alten Berufssprachen. Sie trat besonders dann hervor, wenn es sich um technische Benennungen handelte, bei denen feine Unterschiede zu machen waren. Der Jäger oder Hirt hat für die Fortpflanzung jeder besonderen Tiergattung einen eigenen Ausdruck. So heißt es „kalben", „zickeln", „ferkeln" u. s. w. Wir sagen heute (in der Schriftsprache) nur noch ganz allgemein: „Junge werfen". Ähnlich bezeichnete nun auch der Bauersmann die Arten der Feldarbeit als „üben", „rühren", „winnen" usw.;[1]) wofür jetzt etwa stets: „das Feld beackern", oder intransitiv: „ackern", gesagt wird.

Die Übertragung des Begriffes.

Das Gemeinsame dieser transitiven landwirtschaftlichen Verba ist die spätere Übertragung des Begriffes, vom leblosen Acker auf lebende Wesen; speziell bei winnan auf den Feind und das Weib. Bei uopan (*exercere!*) denke man etwa z. B. an Rekruten oder an Artisten, die „geübt", d. h. einexerziert werden. Ähnlich steht es mit ruoran. Wir können das Herz eines Menschen oder ihn selber „erweichen" (wie den Ackerboden durch Nässe) oder auch „rühren"; eine Person kann bis zu Tränen gerührt werden. Desgleichen sind wir imstande, jemanden durch längeres „Bearbeiten" für eine Angelegenheit zu „gewinnen". Die Vorstellung bleibt eine, wenigstens für den sprachlich Geschulten, rein sinnliche; man ist ja auch „erschüttert", „gepackt", „hingerissen", „zerschmettert", „niedergeschlagen" u. dergl. mehr. In diesen Beispielen wird die körperliche Urbedeutung zur Not noch gefühlt, wie vielleicht (?) auch noch in „geübt"; bei „gerührt" und „gewonnen" tritt der eigentliche Sinn aber ganz in den Hintergrund. Hier glauben wir eine seelische Nuance vor uns zu haben. Die Sprachgeschichte scheint aber im allgemeinen für den Monismus einzutreten: Sachen, Tiere und Menschen sind eins, desgleichen Leib und Seele. Der Begriff des „Naturproduktes" vereinigt die (für uns!) disparatesten Dinge, denn der Naturmensch kennt die kulturellen Differenzierungen noch nicht. Auf dem Lande können wir es noch heutigen Tages erleben, daß der Tod eines Haustieres in derselben Weise beweint wird, wie der Tod eines Familien-Mitgliedes. Diese Naivität ist wirklich „rührend"!

Der „Monismus".

Sprachgebrauch der Kriegerkaste.

Auch die Kriegerkaste stellt Sachen, Tiere und Menschen auf eine Stufe. Noch jetzt wird beim Soldatenstande ein sogenanntes „Nationale" (d. i. eine Art von Paß) in gleicher Weise aufgenommen für ein Gewehr oder ein Geschütz, wie für ein Pferd oder einen Musketier. Diese Einrichtung dient zur Aufstellung

[1]) Zu den Verben „üben" und „rühren" vgl. Heyne, Nahrung 276 u. 6b; 4798. Als Verbal-Substantive sind uobunga u. ruore anzusehen (vgl. brâche: brâchôn). — Übrigens findet sich auch winnunge f. (Diefenb.-Wülck. 906: wynunge 1494.) — „Rührung" ist zu vermuten!

der Stammrollen. Sie verzeichnet daher die wichtigsten Daten (Entstehungs-, d. h. Verfassungsjahr, resp. Geburtsjahr usw.), sowie auch die „besonderen Kennzeichen" (das Gewehr hat vielleicht eine leichte Beschädigung erlitten, der Mann hat eine Narbe im Gesicht, das Pferd einen weißen Fleck auf der Stirn; usw.). Für den Kriegsfall sind dann solche Stammrollen, zur Ermittelung der Verluste, ungemein wertvoll.

Menschen und Sachen.

Wie Menschen und Sachen über einen Kamm geschoren werden, das geht auch aus solchen Redensarten hervor, wie z. B.: „auf etwas oder auf Jemanden losfuhrwerken", „zum alten Eisen geworfen werden", „Jemanden kaltstellen". Die alten Militärs fürchten „abgehalftert" zu werden (Pferd = Mensch). Man ist „aufgeräumt", wie eine gute Stube. Derartige übertragene Wendungen gelten jetzt wohl meist als scherzhaft; Analoga der Urzeit sind aber ernst zu nehmen.

Weiber und Sachen.

Innige Beziehungen verbinden die Hausfrau mit den Wirtschaftssachen, z. B. mit den Küchengeräten. Ein weibliches Wesen ist imstande, über einen zerschlagenen Topf, ein verbranntes Bettlaken u. dgl. heiße Tränen zu vergießen. Dieser Jammer betrifft weniger den materiellen Wertverlust, als vielmehr das dergestalt erfolgte Ableben eines langjährigen Kameraden. Hieraus geht hervor, daß eine gute Schaffnerin oder Gattin sich eins fühlt mit dem Familien-Eigentum; sei dieses nun von ihr selber als Aussteuer (Mitgift) eingebracht oder, wie in den frühesten Zeiten, vom Ehegatten zu der gekauften Frau noch hinzugewonnen. Auch die Lebensgefährtin ist ein „Kleinod", welches man sich, als Preis eines Kampfes, erwerben kann. Got. hvairban stv. ist ein Zeitwort, das ursprünglich (gleich dem Verbum winnan) nur eine sinnliche Bedeutung hatte; und zwar die folgende: „auf ein Ziel hinmarschieren, sich in einer bestimmten Richtung vorwärtsbewegen"; „innerhalb eines Kreises tätig sein"; vgl. Schade Wb.^{2} 439^a.

Das „Gewinnen" der Jungfrau.

Noch das Mittelalter kannte wohl den eigentlichen „Wettbewerb" um ein Mädchen; man vgl. das Fastnachtspiel Nr. 70 bei Keller (Stuttg. Lit. Ver. XXIX, 1853, 613—20), in M betitelt: Die vasnacht vom werben umb die junkfrau.[1]) Sie wählt den Schreiber; als Konkurrenten erscheinen: Ritter, Bauer, Pfaffe, Meßner, Mönch, Pegauner, Schmied, Wagner, Schuster, Schneider, Kürschner, Metzler; jeder von diesen preist, gleich dem Schreiber, seinen Beruf, doch vergebens. Also eine Rivalität der Stände! Adel, Landwirtschaft, Klerus, Bohème, Handwerk: — alles muß vor dem Studierten weichen. Jeder singt gewissermaßen zuvor

[1]) Ähnlich ist Nr. 16 (ebda. 132—37), in M betitelt: Ein spil wie frauen ein kleinot aufwurfen. Zehn Ehemänner überbieten sich im poetischen oder scherzhaft-derben Lob ihrer Frauen.

ein Winnelied, dann muß er mit Schanden abziehen. Der fahrende Schüler gilt in der Liebe als besonders gefährlich; wir erinnern uns, daß im Volksliede die Tochter vor dem Schreiber ausdrücklich von der Mutter gewarnt wird (vgl. oben S. 70).

Der Kampf um das Weibchen.

In der Urzeit verschwand aber all dieser Ausstattungsprunk vor dem brutalen Übergewicht der körperlichen Kraft. Man denke an das bekannte Bild: „Kämpfende Hirsche." Das Weibchen harrt als Zuschauerin des Erfolges, um sich dem „Gewinner" hinzugeben. Dies ist der „technische" Ausdruck für den Obliegenden im Ringkampfe. Das Handwerk veranstaltet Preisbewerbungen für Gesellen und Lehrlinge wohl heute noch. Zu Nürnberg, im fünfzehnten Jahrhundert, kam jedoch neben der Berufstätigkeit auch die körperliche und gesellige Gewandtheit, in solchen Wettkämpfen, zu ihrem Rechte. Es gab einen festlichen Streit, den sog. „Hahnentanz", bei welchem wir uns etwa des „Topfschlagens" (mit verbundenen Augen!) erinnern mögen. Hauptsächlich kommt aber hier der „Meistergesang" in Betracht. Man kämpft um das silberne Brustschild, um den sog. „David"; ein wertvolles Kleinod. Die Sieger werden auf den Singschulen die „Gewinner" genannt. Dieses nomen actionis setzt sich bald als erblicher Familienname fort, der noch heute lebt.[1])

Die Bergmannssprache.

Vielleicht kann dieses Wort, als Gewerbename, jedoch ursprünglich auch einen Bergmann bezeichnet haben. Der Bergmann „gewinnt" das Erz, natürlich nur durch mühsame Arbeit; besonders durch Graben, Steigen, Klopfen und Ritzen. Vom Bergbau ist der Kunstausdruck auf die Alchymisten übergegangen. Die Goldmacherzunft sucht edles Metall zu gewinnen, die Schar der Adepten trachtet nach dem Stein der Weisen. In der Chemie ist man bemüht neue Elemente zu „gewinnen". Die körperliche Arbeit ist hierbei nicht mehr erheblich; Lötkolben und Retorte lassen sich ohne große Mühe handhaben. Dennoch ist die alte Bezeichnung an der Sache haften geblieben; wie denn auch im Glücksspiel, in der Lotterie, der Begriff der physischen Qual ganz verschwunden ist. Aber die „Brautlotterie" (Titel eines alten Lustspiels) läßt die Urbedeutung des „Lotteriegewinns" noch deutlich durchschimmern. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Mühe kein Preis! (Sprichwörtlich: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim!")

Der herbe Beigeschmack.

Dieser herbe Beigeschmack des Zeitworts winnan scheint im Oberdeutschen weit länger lebendig geblieben zu sein, als im Nieder- und Mitteldeutschen; wenigstens in der Schriftsprache.

---

[1]) So hieß z. B. einer der Biographen Schopenhauers „Gwinner" (mit bayrisch-österreichischer Elision des Vokales der ersten Silbe).

Namentlich im reflexiven Gebrauche tritt dies hervor. Nachdrücklichst läßt der Schwabe Friedrich Schiller im Tell (IV, 3) seinen Helden den großen Monolog also beendigen:

„..... — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.“ [1]) (Von mir gesperrt. U.)

Die Schützensprache bei Schiller.

Es ist zu bemerken, daß Tell sich in dem ganzen Passus (es ist der letzte Absatz des Monologs) der Terminologie einer Schützenzunft bedient. Es heißt unmittelbar vorher:

„Mein ganzes Leben lang hab ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen —“ .....

Zwischen einer Schützengilde und der Meistersingerzunft besteht aber die Gemeinsamkeit der handwerksmäßigen Kunstausdrücke. Einer der wichtigsten dieser Ausdrücke, das Ziel und die Sehnsucht vieler braven und ehrgeizigen Männer, war aber sicherlich das „Gewinnen“. Dieser Begriff ist zuerst ein agrarischer gewesen; er wurde dann auf das Handwerk, und noch später auf die Kaufmannschaft übertragen. Endlich ward der Sinn des Wortes immer mehr erweitert, so daß man es zuletzt ganz allgemein gebrauchen konnte.

Agrarisch winnan.

Die Frage ist nun also: welche landwirtschaftliche Tätigkeit war ursprünglich durch winnan bezeichnet? Es muß eine sehr wichtige Tätigkeit gewesen sein, denn sie hat der Arbeit und dem Ertrage des Feldbaues ihren Stempel aufgedrückt. Dies geschah mittels einer Art von Metapher (pars pro toto!). Dem Ertrage entspricht fernerhin der „Lohn, in jüngeren Zeitperioden. Der „Gewinn“ ist ganz eigentlich der Sold des gedungenen Ackerbauers, des Feldarbeiters im Akkord („Miethe!“). Sanders II, 2, 1619[a] bringt das (veraltete) Winn m., in der Bedeutung: „Heuer, Recht.“ Also auch die Abgabe an den Grundherren wird als „Gewinn“ ausgedrückt. Dieser Zins ist nur mühsam aufzubringen. Dürfen wir die allitterierende (adjektivische?) Formel: ‚winn und weh‘ heranziehen (Sanders aaO.; vgl. Schmeller IV, 109)? In der Variante: ‚wind und weh‘

[1]) Es ist wohl kein Zufall, wenn bei Wolfgang Golther (von Geburt ebenfalls ein Schwabe!) die Verbindung auftritt: „.... sich eine feste Ansichtdarüber zu gewinnen“ (Neudruck d. „Liedes vom Hürnen Seyfrid“, Braune Nr. 81, 82, Einl. S. XXXVI u.). Für norddeutsche Ohren klingt dieses mindestens etwas ungewöhnlich.

könnte das d des ersten Wortes ein euphonisches sein, das den Hiatus vermeiden soll. (Ob auch an weinen zu denken ist?!)

„Menschliche" und „sächliche" Redensarten.

Wir sprachen soeben (siehe oben S. 132) von Redensarten, die gleichmäßig auf Menschen wie auf Sachen bezug haben können. Zu diesen Phrasen gehören auch namentlich solche, die eine tickende, pochende oder grabende Tätigkeit bezeichnen. Man redet vom „Eindruck", den jemand auf einen andern macht. Dies Wort ist nur das Negativ des „Ausdrucks", des positiven „Einwirkens" der Suada oder des Mienenspiels. Wir vermögen unsere Brüder „eindringlich" zu belehren, oder sie „nachdrücklich" zu vermahnen. Der Nachbar „öffnet" mir seine Seele oder gestattet mir einen tiefen „Einblick" in sein Inneres, in sein Gemüt. Andere wiederum „verschließen" sich hartnäckig gegenüber unseren Vorstellungen; sie sind also, wie es heißt, „unzugänglich" oder „schwer zu traktieren". Umgekehrt geht die Übertragung vor sich, wenn wir vom „Geißeln" einer Sünde oder Torheit sprechen. Hier nimmt die Wendung vom Tiere oder Menschen ihren Ausgang und betrifft metaphorisch eine Sache, resp. eine Abstraktion. Nach Suidas hieß man den Grammatiker Zoilus die „Homergeißel". Alle diese Erscheinungen sind aus dem Kulturzustande der Urzeit zu erklären. Die Sprachbildung ist das Verdienst des emsig hantierenden Naturmenschen. Der in tiefer Beschaulichkeit diesem Wunder nachgrübelnde Naturmensch bleibt weit zurück. Nur selten bemerkt man wohl noch den alten Zusammenhang zwischen der Ausdrucksbewegung und der Lautgebärde. So vielleicht in der Redensart: „auf etwas pochen" (z. B. auf seine Verdienste u. dgl.). Beim Gebrauch dieser Phrase sehen wir das Bild vor Augen, wie jemand in zorniger Debatte wiederholt und erregt mit der geballten Faust auf den Tisch klopft. (Und zwar dergestalt, daß die Mittelglieder der vier gekrümmten Finger den Tisch treffen. Auf eine ganz andere Art wird aber, wie jedermann weiß, der einmalige zornige Faustschlag auf den Tisch ausgeführt.)

Wirtschafts- und Handwerks-Metaphern.

Wenn wir von „lockeren" Vögeln, von einem „lockeren" Lebenswandel u. dgl. sprechen, so liegt hier wohl die Vorstellung zugrunde, daß man die Zügel eines Pferdes weniger straff angezogen hat. Oder man hat die Fesseln eines Sklaven gelöst, denn es heißt ja auch: „ein ungebundenes Leben führen". Den Erdboden können wir aber ebenfalls auflockern, indem wir ihn z. B. von den Banden des Winters befreien (durch das Aufhacken der festgefrorenen Scholle). Ein gut bearbeiteter Acker wird „geil" genannt; er verspricht reichen Ertrag. Auch der Mensch muß oft „aufgerüttelt" werden (wie ein Getreidemaß?), damit seine „Frohnatur" wieder zum Durchbruch kommt und ihn zu neuem Schaffen befähigt. In trivialer Sprache nennt

man dies auch wohl „aufgeregt" oder „aufgekratzt" sein[1]); beides vermutlich einst landwirtschaftliche Ausdrücke. Der erste wird häufig vulgär in's Geschlechtliche gedeutet; hier steht „aufgeregt" mit „geil" auf einer Stufe. Zu vergleichen sind ähnliche, ebenfalls der Wirtschaft oder dem Handwerk entnommene Metaphern; wie z. B.: „abgefeimt", „gerissen", „gerieben", „mit allen Hunden gehetzt", „ausgetragen" (nämlich im Mutterleibe), „vierschrötig" (dafür sagt man in Ostpreußen: „dreibastig"), „bekniffen". Auch diese Beispiele offenbaren uns wiederum die Gleichwertigkeit von Sache, Mensch und Tier. (Vgl. „zerschmettert". Auch die Pflanze gehört hierher; vgl. „geknickt".) Acker, Rekrut und Pferd werden „gedrillt".

Stumpfe Instrumente.

„Steter Tropfen höhlt den Stein"; so sagt das Sprichwort. (Varianten bei Wander IV, 1336, 15; woselbst das lat. Gutta cavat lapidem nachzutragen ist, ein Hexameter-Anfang.) Stets Pochen oder Hacken, das immer auf dieselbe Stelle gerichtet wird, erschließt uns das Erdreich. Von einem Lehrer der Wissenschaft, dessen Spezialstudien sich nur auf einem ganz bestimmten Gebiete bewegen, heißt es wohl: „Er bohrt immer in ein und dasselbe Loch hinein; da muß ja schließlich etwas dabei herauskommen!" Die Arbeit des Geistes wird verglichen mit der landwirtschaftlichen Arbeit. Das Aufspüren durch das Graben, das ist eben „Grübeln". Vermutlich bezeichnet die Wurzel grap- das Einführen eines breiten, schaufelförmigen Gegenstandes, welcher in den Erdboden hineingestoßen wird, damit man die Schollen umwerfen kann.[2]) Die Schollen werden dann etwa noch zerkleinert durch „Hacken" oder „Pochen", und die Wurzeln dieser Verba waren gewiß einer derartigen Tätigkeit einst konform. (Etwa hak- und puk-. Gehackt wird etwa mit einem breiten stumpfen, gepocht mit einem schmalen stumpfen Werkzeug.)

Die Wurzelklasse der Geräusche spitzer Instrumente.

Daneben existierte jedoch zweifellos eine Klasse von Wurzeln, die das Bearbeiten des Ackers mittels eines spitzigen Instrumentes lautmalend zum Ausdruck brachten. Diese Bildungen waren zum teil wahrscheinlich intensiv oder iterativ, denn das Graben, Pochen und Hacken geht langsam und oft nur einmalig, das Stechen und Stoßen aber schnell und meist wiederholt vor sich. Das nicht belegte got. [stikan] nebst stikls stm. (Becher) und stiks stm. (Punkt) zeigen uns die idg. Wurzel stik-, die noch im ahd. stv. stëchan und bis heute lebendig ist.

[1]) Ist der Imperativ: ‚Pick me up' (Titel einer amerikanischen Zeitung) zu übersetzen: „Kratz' mich auf!" oder: „Nimm mich mit!" (Titel einer deutschen Zeitung)? Richtig ist wohl das letztere.

[2]) Die Wissenschaft der „komparativen Kultur-Linguistik" ruht augenblicklich noch in den Windeln. Bemerkenswert ist die allerdings etwas abseits stehende Schrift von Heinrich Schröder, Streckformen. Heidelberg 1906. (Germanische Bibl. II, 1; hrsg. von Wilh. Streitberg.)

Schade II², 868ᵇ gibt lehrreiche Beispiele aus der idg. Urverwandtschaft des Wortes; z. B. στίγμα, στιγμή; στικτός (Stich, Punct, Flecken, Mal, Brandmal, Merkmal; punctiert, gefleckt) und bes. στίζω (aus *στιγγω): „ich mache mit einem spitzen Werkzeuge Puncte oder andere Abzeichen, tätowiere, setze Scheidezeichen" (von mir gesperrt. U.). Dieses „spitze Werkzeug" erweist sich bei näherer Betrachtung als ein Pfahl, der am unteren Ende mit dem Steinbeil spitz behackt und alsdann im Feuer gehärtet ist; vgl. die idg. Belege bei Schade aaO.: „lituslav. St. [amm] stag. geschw. [ächt] steg, stig. stog; lat. stilus (a. stiglus.) spitzer Pfahl, Stengel, Stiel, Griffel, stimulus (a. stigmulus . . . .) Stachel, instigare anstacheln, anreizen, aufreizen; . . ." Wir sehen hier die Anfänge des Palliſadenbaues, wie auch die Entstehung der Egge, deutlich vor Augen. Im übertragenen Sinne ist diese idg. Wurzel zur Bildung von sanskr. têgas n. verwendet worden, welches nach Schade aaO. bedeutet: „Schärfe, Schneide (des Messers), stechende Glut und Glanz der Flamme, Kraft, Lebenskraft, männl. Same, Widerstandskraft." Also abermals Beziehungen zwischen der Landwirtschaft und der Liebe, d. h. der Zeugungsfähigkeit![1])

Individuelle Nomenklatur.

Solche Beziehungen offenbart uns auch das in der älteren Sprache nicht belegte Verbum ficken, mit der „Streckform" fickſacken; vgl. DWB. III, Leipzig 1862, 1617—19. Durch die Reibung der Materie entsteht auf der Erde das Leben. Die Erzeugung des wärmenden Elementes geschieht durch die Reibung der Materie. Der Naturmensch verschafft sich das Feuer, indem er zwei Holzstücke, ein hartes und ein weiches, so lange aneinander auf- und niederbewegt, bis sie sich entzünden. Die Sage feiert den Prometheus als den Erwecker dieses göttlichen Funkens. Bezüglich der („geriebenen"!) Objekte der Reibungstätigkeit gilt nun aber ebenfalls das bereits zuvor (vgl. oben S. 131) über die Gleichwertigkeit von Sachen, Menschen und Tieren geäußerte Urteil. Ohne uns jedoch hier auf die Kritik der Häckelschen „Welträtsel" oder dergl. einzulassen, wollen wir nur konstatieren, daß ficken in dem lat. fricare seine idg. Verwandtschaft zu verraten scheint. Das nd. f. „Ficke" bezeichnete ursprünglich doch wohl die vulva (ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων!), und später erst die Tasche, als die Kleidung aufgekommen war. Im DWB. III, 1616 lesen wir: „Aus ficken reiben, insofern man durch häufiges eingreifen, einschieben die Tasche riebe, ist es [Ficke] kaum entsprungen; eher darf an fach, schubfach (Sp. 1221, 9) gedacht werden, s. hernach fickfack."

[1]) Diese und manche ähnliche Art der Wurzelbehandlung kann allerdings leicht in's Ungemessene ausschreiten; doch vermag auch reichen Gewinn zu ergeben. Vgl. z. B. Heinr. Schröder, Die germanischen Wurzeln stel- und ster- und ihre durch p, k, t erweiterten Formen. Idg. Forschgn. 18, Straßb. 1905, Heft 3.

Dennoch muß dieſe hier abgelehnte Deutung als die wahrſcheinlichſte bezeichnet werden.[1]) Der Zuſammenhang mit fach bleibt dabei unangetaſtet; das „Fach" iſt eben eine Taſche des Schrankes. Die reibende Bewegung können wir beim Hin- und Herzerren einer feſtgeklemmten Schub- oder Schieblade gut beobachten. Das gemeingerm. schieben (got. skiuban) wird mundartlich geradezu tranſitiv *pro coitu* gebraucht; vgl. DWB. VIII, Leipzig 1893, woſelbſt zitiert wird: s'diendle schieb'n; nach M. Lexer, Kärnt. Wb., Leipzig 1862, 217; unter Vergleichung von J. F. Caſtelli, Wb. d. Ma. in Öſterr. unter d. Enns, Wien 1847, 241. Das got. skiuban möchte Herr Prof. Dr. Rudolf Meißner, wie er mir mündlich mitteilte, zum agſ. scop ſtellen, reſp. umgekehrt; der berufsmäßige Sängerſtand hätte ſich danach hauptſächlich aus Neck- und Spott-Dichtern rekrutiert. Zu vergleichen wäre dann auch noch der „Skalde" (als „Schelt"-Dichter), und „ſchieben" wie „ſchelten" (mit Allitteration, wie singen unde sagen) ſtünden auf gleicher Stufe wie „geißeln" (vgl. das oben S. 135 über den ὁμηρομάστιξ geſagte!).

Die Spottnamen der Völker.

Auch „necken", als Faktitiv zu „nicken", gehört in dieſen Kreis. Das Sprichwort ſagt: „Was ſich liebt, das neckt ſich!" Die Spottnamen, welche den Völkerſtämmen „freundnachbarlich" beigelegt werden, nimmt man im allgemeinen wohl nicht übel auf, da ſie doch wenigſtens eine Art von Intereſſe bekunden. Das „Totſchweigen" iſt weit eher als Beleidigung anzuſehen. Wir können unſere lieben Mitmenſchen oftmals nicht ſtärker kränken, als dadurch, daß wir ſie „links liegen laſſen", d. h. gar keine Notiz von ihnen nehmen. Ein freundſchaftlicher Rippenſtoß bekundet dagegen immer ein gewiſſes Wohlwollen. Man pflegt jemanden zu „pieken" (= „uzen"); aus Freundſchaft, nicht aus Abneigung. So gibt etwa eine ſchmollende Braut ihrem Bräutigam einen leiſen Wink zur Verſöhnung, indem ſie ihn ſchäkernd mit dem Ellenbogen ſeitwärts berührt. In früheren Sprachperioden bezeichnete man dieſes „Aufziehen" (eines Menſchen) mit verſchiedenſten Ausdrücken, die aber alle eine Art Stoßens und Schlagens, oder gar des Verwundens, im letzten Grunde bedeutet haben müſſen (vgl. z. B. „prellen", „foppen" „hänſeln"). „Vexieren" heißt direkt: „quälen" (lat. vexare); in Oſtpreußen ſagt man dafür: „treſſieren". Alle Gebräuche der Depoſition gehören hierher, mit den mannigfaltigſten Variationen, innerhalb der einzelnen Gewerke. Die Schreinerlehrlinge werden z. B. „gehobelt". (Vgl. „ungehobelt", „ungeſchliffen".)

[1]) Die Vorſtellungsart iſt hierbei ganz dieſelbe, wie die oben S. 129, bei Schilderung des Naturfeſtes, erwähnte Anſchauungsweiſe unkultivierter Völker. Zu vergleichen iſt das „Loch" got. [us-luks]; „Futterluke" wird der Mund genannt (galukan), namentlich bei der Kriegerkaſte.

Sollte man die Jünger der Landwirtſchaft, bei der Aufnahmeprüfung, etwa „gewonnen" haben!?

Die Ausdrücke der depositio.

Bei der Marine wird der Neuling „gekielholt" (ehemals eine grauſame Strafe); das Militär ſpricht ſcherzhaft vom „Schleifen". Noch heute ſagt man: „Spießruten laufen" und „am Pranger ſtehen"; beides etwa in der Bedeutung: „neugierigen, d. i. ſtechenden, Blicken ausgeſetzt ſein". Auch „reizen" muß endlich noch als ein derartiger Ausdruck angeſehen werden; denn es iſt verwandt mit dem Bergmannsworte „ritzen", welches früher ebenfalls für „necken" gebraucht wurde (vgl. z. B. DWB. VIII, 1893, 1083c: Taubmanni kurtzweil aber ritzete niemanden (Brandt, Bericht vom Leben Taubmanns [1675], 27.) Auf den Singſchulen der Meiſterſinger (wo die „Kleinode", d. h. die Preiſe „gewonnen" werden), iſt es verboten, ſog. „Reizer" zu ſingen. Das waren Spottlieder, die meiſt gegen einzelne Perſonen, aber auch wohl mitunter gegen eine ganze Zunft ſich richteten. Bekannt iſt die Notiz des Auſonius der in der Mosella Necklieder oder Neckreime zwiſchen den Winzern und den Schiffern (Flößern) hin- und herwandern läßt. Die Spottverſe ſind eng mit den Eigentümlichkeiten des Handwerks verwandt, noch weit enger als die Liebespoeſie.

Das Spottlied.

Für die Urgeſchichte des „Winneliedes" eröffnet ſich uns hier eine neue Perſpektive. (Jemand fühlt ſich „getroffen"!) Das „Genoſſenſchaftslied", das „gemeinſame Arbeits- und Erwerbslied" präſentiert ſich als Spottlied, welches im Kampfe ums Daſein die unbequeme Konkurrenz verhöhnt. Wie weit iſt doch dieſe Art der Poeſie davon entfernt, den erotiſchen Vorſtellungen des romantiſchen Liebesliedes Vorſchub zu leiſten! Man erwehrt ſich vielmehr zunächſt der (männlichen) „Bönhaſen", der Pfuſcher, der „blutigen" Dilettanten. Und zwar geſchieht das mit grimmigem Hohne! Ein blutiger Dilettant iſt vielleicht ein ſolcher, der nicht anders als ungeſchickt zu ſchlachten verſteht; der Ausdruck wäre dann alſo auf die Metzgerzunft zurückzuführen.

Die ungeſchickten Bewegungen.

Wir haben uns nun zu denken, wie im Spottliede die ungeſchickten Bewegungen der geneckten Innung dargeſtellt werden; lautmalend und gebärdemalend, meiſt wohl im Refrain. So iſt in dem alten Handwerker-Neckliede: „Die Leineweber haben eine ſaubere Zunft" (jetzt zum Studentenliede geworden; vgl. Schauenburgs Allg. Deutſches Kommersb. 51, Lahr o. J., Nr. 654; Leipz. Commers-Buch 26, 1887, Nr. 233) die Lautverbindung: „ha-rum, did-scha-rum" ſicherlich als eine ſolche „Biermimik" aufzufaſſen; doch ſind die betreffenden Geſten bisher noch nicht zur Genüge erklärt. Deutlich tritt aber, was wir meinen, hervor in dem Kinderſpottlied: „Orgeldreher nut, nut, nut; für 'nen

Dreier Schluck, Schluck, Schluck!" (mit schöner Assonanz). Hier wird bei: „nut, nut, nut" die entsprechende Arm- und Handbewegung ausgeführt. Das miserable „Winnen" eines verachteten Standes wird also im Winneliede „durchgehechelt" (auch dieses ein Handwerks-Terminus, der wohl zu beachten ist; vgl. „verhackstücken", „ausschlachten" usw.).

Die Vokalverteilung in den allitterierenden Formeln.

Wie „schelten und schieben", so ist auch „stoßen und stechen" als eine allitterierende Verbindung aufzufassen. (Nebenbei möge hier bemerkt sein, daß die Gesetze der Vokalverteilung, die Stammsilben zweier derartig allitterierender Wörter betreffend, bisher nicht aufgeklärt sind. Manchmal scheint der hellere, manchmal der dumpfere Vokal voranzustehen. Wir sind geneigt, den ersten Fall [singen unde sagen] als den regelrechten zu betrachten, wegen des wuchtigen Schlusses; doch hat auch der zweite seine Vorzüge [gelebt und geliebet]. Sicherlich waltet hier kein Zufall ob, sondern eine sprachgeschichtliche Regelmäßigkeit. Es könnte auch an „stechen und stoßen" gedacht werden. Erst kommt der Guerillakrieg, dann wird das „grobe Geschütz" aufgefahren. Alle diese geheimen Beziehungen der „Urschöpfung" zur ältesten Kultur sind noch ganz dunkel, ja überhaupt wohl kaum jemals erörtert. Was uns fehlt, ist ein alphabetisches Wörterbuch der germanischen Wurzeln (nicht der indogermanischen!), welches zugleich auf die Lautphysik (nicht auf die Lautphysiologie!) beständig Rücksicht zu nehmen hätte. Ich sammle schon seit langer Zeit Materialien zu einem solchen Wörterbuche. Hauptquelle sind die Idiotiken.[1])

Die Arbeit im Juni.

Die landwirtschaftlichen Arbeiten, welche im Juni vorgenommen werden, sind nicht selten verwandt mit den Beschäftigungen, die der Monat Mai mit sich bringt. Je nach der geographischen Lage der betreffenden Örtlichkeit verschiebt sich bisweilen der Zeitpunkt des winnens, der sich also nach dem jeweiligen Klima richtet. In dem rauhen Ostpreußen, wo der Frühling erst spät einzieht, werden einige Mai-Arbeiten im Juni nachgeholt, kurz vor der Brache. So schrieb z. B. die „Ostpreußische Zeitung" 1906 in ihrem „Arbeitskalender für den Monat Juni" folgendes: „Wenn irgend möglich, sollte das erste Behacken der Wurzelgewächse noch vor der Heuernte, d. h. möglichst jetzt, sofort vorgenommen werden, denn bei einer weiteren Verschiebung würden dieselben völlig verunkrauten." Das Roden vor der Heuernte ist also für den Landwirt ein unerläßliches Erfordernis, wie denn

[1]) Vorläufig müssen wir stets rekurrieren auf ein gutes altes, leider wenig bekanntes Werk: Joseph Kehrein, Onomatisches Wörterbuch, ...[2] Wiesbaden 1863. Daselbst ist S. 226 ff. die Wurzel wan, resp. win, ausführlich behandelt; unter Hinzufügung von Belegstellen. Kehrein unterscheidet zwei Hauptbedeutungen: 1. durch Arbeit und Mühe nachstrebend ...; 2. durch Zusammentreffen glücklicher Umstände zu etwas Angenehmen gelangen.

die Rodung in Wald und Wieſe überhaupt den Anfang aller agrariſchen Kultur bedeutet haben muß. Hiervon zeugen die vielen Ortsnamen auf -rode (z. B. „Oſterode" in Oſtpreußen und am Harz, die „öſtliche Rodung"; vgl. „Weſterode, Suderode, Norderode.") Eine ähnliche Rolle ſpielte die „Gewinnung" des Landes. Sollte es nicht auch Ortsnamen auf -winne, -wein oder -wien geben? An erſter Stelle erſcheint dieſes Kompoſitionsglied z. B. im Namen des Wiener Fürſtengeſchlechtes von Metternich Winneburg; vgl. auch den oben S. 123 als „Erbpächter" erklärten Familiennamen „Winnefeld". (Ob Namen wie „Rodewald" hier als Parallelen heranzuziehen ſind, bleibt zweifelhaft, da in der erſten Hälfte ein ganz anderes Element ſtecken kann; vgl. „Robert, Ruodlieb, Rudolf". Zu ſchreiben wäre alſo vielleicht „Ruodwalt"; vgl. got. [*hrôþs] ſtm., ahd. hruad Ruhm; Schade II, 426 b. Die zweite Hälfte hat vermutlich mit ahd. wald ſtm. *silva* urſprünglich gar nichts zu tun, ſondern hängt wohl mit dem ahd. waldan ſtv. zuſammen.

Nachbar und Gewinner.

Das Fällen des Urwaldes und das „Behacken der Wurzelgewächſe" ſind zwei Handlungen, die aufeinander folgen und ſich gegenſeitig ergänzen. So wird das Land „urbar" gemacht. Die Bedeutung des ahd. puwan ſtv. muß eine ganz ähnliche geweſen ſein, wie die Bedeutung von winnan; wir können alſo die Namen „Gebauer" und „Gewinner" gegenſeitig in Parallele ſetzen. Wie ‚bûwen' frühzeitig den intranſitiven Sinnesinhalt: „wohnen" annimmt, ſo iſt auch für ‚winnen' eine ähnliche Nuance zu vermuten. Der ahd. nâhgibûro ſwm. engl., neighbour, nhd. nachbar entſpricht alſo dem mhd. [*winne] ſwm.; beide Wörter zeigen uns den Landmann in enger Siedelungsgemeinſchaft, und zwar in einer ziemlich frühen Periode. Denn das got. gasalja ſwm. betrifft ſchon die Epoche des germaniſchen Holzbaues, der ſich über der feſtgeſtampften Lehmtenne, dem „Saal" erhebt. Nachbar und Winne ruhen unter freiem Himmel, nach harter Arbeit; der Geſell ſchläft bereits unter Dach und Fach. Deshalb iſt das Bauern- und das Winnelied notwendig älter als das Geſellenlied, wie ja denn auch die Landwirtſchaft älter iſt als das Handwerk.

Moriz Heyne über das Roden.

Über die Art des allererſten Rodens unterrichtet uns Heyne, Nahrung 43: „Die eigentliche Ackerbereitung beginnt, ſoweit Neuland in Frage kommt, mit der Wegräumung des Pflanzenwuchſes durch Axt oder Feuer (novales campos vel silvas nuper satas. felth. holz niuuaz: Steinmeyer 4, 8, 56. cinis est incendium bisengunga: 5, 118, 1. 212, 17. 407, 25), wie das in der Geneſis hübſch beſchrieben wird (Kain wart vile wacher ze pûwene den accher. sumer unde winter was er vil munter. frûge ze siner howen: er wolt sich siner arbeite frouwen. dorn unde brâmen ilt er uz prechen. der accher er furbte. daz deste baz dârane wurte ein iegelich chorn, dâ é stuont hiuffolter unde dorn: Geneſ. in den Fundgr. 2, 24, 27). Es iſt das

meiſt Winterarbeit, weil zu dieſer Zeit das Holz, als nicht im Safte ſtehend, ſich am bequemſten beſeitigen läßt." Im Winter wird alſo die ſchwerere Arbeit, das Bauen und Roden vollzogen; im Frühling folgt dann die leichtere Arbeit, das Winnen und Jäten. So folgt auch im Sommer auf die ſchwerere Arbeit des Pflügens (die ſog. „Übung") die leichtere Tätigkeit des Eggens. Desgleichen ſind brâche und ruore leichtere landwirtſchaftliche Arbeiten. Das winnan iſt aber beinahe die allerſchwierigſte Verrichtung; ſie ſteht ungefähr auf derſelben Stufe mit dem Bauen und dem Roden.

Erntelied und Heulied.

Der Bildung „Winnelied" entſprechen z. B. die Bildungen „Erntelied" und „Heulied". Im landwirtſchaftlichen Monatskalender fällt das Winnelied mit dem Mailiede, das Erntelied mit dem Auguſtliede, das Heulied mit dem Juliliede zuſammen. Der aran-mânôt hatte vermutlich ſeine [*aran-liod], der hewi-mânôt ſeine [*hewi-liod], und ſo wird auch der winimânôt (vgl. oben S. 118, Abſ. 2) ſeine wini-liod gehabt haben. „Erntelied" n. iſt im DWB. III, Leipzig 1862, 930 erklärt als: „*carmen messorium*, Schnitterlied, ὕμνος θεριστικός, λιτυέρσης"; belegt als Liedtitel bei Hölty S. 209:

„sicheln schallen,
ähren fallen,
unter sichelschall;
auf den mädchenhüten
zittern blaue blüten,
freud ist überall."

Desgleichen wird „Heulied" n. ebda. IV, 2 Leipzig 1877, 1290 richtig erklärt als: „Lied beim Heumachen geſungen", wodurch das verbale Element der erſten Kompoſitionshälfte hervorgehoben iſt; Belege aus Voß 1): doch singe du selbst dein neugelernetes heulied 2, 298. 2):

nimm auch, mädchen, die sens, und schlage den takt mit dem schlüssel.
sensengeklirr erst macht dir ein heulied wirklich zum heulied 300.

Dieſer zweite Beleg erſchließt uns zugleich das Verſtändnis der inſtrumentalen Begleitung, des lautmalenden Refrains; vgl. oben S. 139f.

Wichtig ſind auch die ebda. 1071 zu „Herbſtlied" n. beigebrachten Stellen: „*cantus autumnalis.* Stieler 1161. *zum preise des herbstes gedichtet und gesungen.* Gökingk 3, 130; schon früher, bereits in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und um den Beginn des vierzehnten, haben ein thurgauischer edler und ein Zürcher meister .. erndte- und herbstlieder gedichtet. Wackernagel *litt. gesch. s.* 249." Die „Herbſtlieder" wären dann, konſequenter Weiſe, als Novemberlieder dem (11.) herbistmânôt anzugliedern.

Die Arbeit im Herbſte.

Die im Herbſtmonat vorzunehmende landwirtſchaftliche Tätigkeit iſt die Handlung des „Pflückens" oder „Abrupfens";

eine Arbeit, durch welche ebenfalls ein ganz bestimmtes Geräusch erzeugt wird. Man stellt das ahd. herpist stm. wohl ziemlich allgemein zum griech. καρπός (die Frucht), καρπίζειν (einernten), lat. carpere (pflücken); vgl. Moriz Heyne, DWB. II, Leipzig 1872, 130. Aber man übersah bisher die Verwandtschaft mit ahd. harphâ, welches einige Forscher zweifelnd zum griech. κρπάζειν, andere zu lat. crepare stellten (Fick² 721); vgl. DWB. IV, 2 (1877), 474; Schade I², 374ᵃf. Die Harfe wird erst in späteren Zeiten „geschlagen"; sie ist ursprünglich ein „Rupfinstrument" und allitteriert deshalb mit ahd. [*hrotta] swf., die nur in der Form von der Harfe sich unterscheidet, nicht wesentlich jedoch in der Art der Behandlung von seiten des Spielers. Das „rupfen" scheint nur eine etwas zartere Bezeichnung für das schon derber tonmalende mhd. rotten swv. (Lexer II, 509) gewesen zu sein.

Der Harfenklang.

Wir gehen also wohl nicht fehl, wenn wir im Klang der Harfe die herbstlichen Geräusche des Obstpflückens, reproduziert, zu vernehmen glauben. Musikalische Nachahmung hat solche und ähnliche Geräusche längst wieder aufleben lassen, namentlich in der alten Spieloper. In Adams „Postillon von Lonjumeau" wird sogar das Rumpeln des Postwagens als Tongemälde dargestellt. Aber selbst die „Zukunftsmusik" (Richard Wagners) verschmäht diese Refrain-Effekte nicht; im Gegenteil: die Natur ist ganz unwillkürlich die Lehrmeisterin der Komponisten, welche die Melodie vermeiden. (Wagners Zukunftsmusik darf übrigens heute wohl bereits als „Vergangenheitsmusik" bezeichnet werden.) Im „Fliegenden Holländer" wird unter Sentas Leitung ein „Lied der Spinnerinnen" gesungen, welches Ähnlichkeit oder Verwandtschaft mit dem Spinnradliede der alten Margarethe in Boieldieu's „Weißer Dame" aufzuweisen hat. (Spinnerlieder bei Erk-Böhme Nrr. 1567—1569ᵃ.) „Spinnelied" und „Winnelied" könnte man als Reimformel binden; vgl. oben S. 140. Die Bekanntschaften, die man zur Winterszeit in der Spinnstube gemacht hat, werden im Frühling auf dem Winnfelde fortgesetzt; den Inhalt der gemeinsamen Gesänge bildet dabei die Arbeit, dann aber auch die Liebe. So wird das „obscöne Symbol" übertragen (vgl. oben S. 72), von der jeweiligen Erwerbsbeschäftigung auf die Liebestätigkeit; die jungen Burschen und Mädchen verstehen einander hierin sehr wohl. Auch die vornehme Welt erneuert im Sommer die Winterbekanntschaften; beim Lawn Tennis-Spiel „flirtet" man ebenso angenehm wie im Ballsaal. Doch sind die Anspielungen hier weniger drastisch („Spielpartnerin und Lebensgefährtin", usw.); auch gilt der gemeinsame Gesang beider Geschlechter in feinen Kreisen nicht mehr für schicklich. Ballsaal- und Lawn Tennis-

Liederbücher sind uns wenigstens bisher noch nicht bekannt geworden. ‚Elegantia non cantat!'

Amor als Proteus.

So zeigt sich Gott Amor, als ein Proteus, in mancherlei Gestalt. In allen Monaten des Kalenderjahres wechselt er das ‚Milieu', und mithin die Arbeit; so wechselt denn auch die Liebe. Die Arbeiten der einzelnen Monate sind in den ersten Kompositionshälften der betreffenden Monatslieder-Bezeichnungen manchmal kaum noch zu erkennen. Unsere Vermutung über „Herbstlied" muß daher noch durch Auffindung eines „Rupf- und Zupfliedes" („Beim Pflücken zu singen") bestätigt werden. In der Wirtschaft wird aber auch noch bei andern Gelegenheiten gerupft (Wolle rupfen usw.). Hier ist mit Sicherheit das Lied anzuschließen: „Meine Mutter, die hat Gänse abgeruppt, nackend sind sie in der Stube 'rumgehuppt." (Leipz. Comm.-Buch Nr. 252). Der Reim ist lautmalend und läßt auf einen verloren gegangenen Refrain („rupp, rupp, rupp!") schließen. Die erhaltene, dreistrophige Fassung (vermutlich ein Necklied) hat einen trompetenklangartigen Refrain, der wohl das Gänsegeschrei wiedergeben soll: Dra-de-ri-di-dom, usw.

Der Liedermonat Mai.

Welcher Monat wäre nun aber wohl mehr geeignet, das gemeinsame Arbeits- und Genossenschaftslied zu begünstigen, als gerade der Mai? Beim Erwachen des Frühlings, im Beginne des Feldbaues, äußert sich die jugendliche Kraft und Naturfreude ganz unwillkürlich im Gesang, der zunächst durchaus nicht erotisch zu sein braucht. Er verrät nur ein Lustgefühl.

Maienlied und Mailied.

Nicht erotisch ist der Bedeutungsinhalt von „Maienlied" n. und „Mailied" („Maienlied"). Das erste Wort wird DWB. VI, Leipzig 1885, 1478 erklärt: „Lied im Mai oder zum Lobe des Maies gesungen"; dazu die beiden Belege aus Hölty 1): sie ist dahin, die maienlieder tönte, die sängerin (die Nachtigall) 56; 2): wo nachtigallen ‖ maienlieder flöteten 81. —. Dazu das Diminutiv maienliedchen, wieder mit einem Belege aus Hölty: irrt mit eurem sonnenhütchen ‖ auf die frühlingsflur hinaus! ‖ singt ein fröhlich maienliedchen, pflücket einen busenstrauss. 152. —

Etwas konkreter scheint die Komposition „Mailied" zu sein. Im DWB. lautet der betr. Artikel (aaO. 1482): „. . ., n. wie maienlied: mailied *cantilena vernalis* Stieler 1161; leute von einsichten mussten sich seit jahrhunderten jedes jahr einmal ärgern, dass die deutschen sänger mailieder machten, da andere monate eine poetische nachtmusik weit eher verdienen. J. Paul Qu. Fixlein 189;

wann du, o nachtigall!
dein süsses mailied durch die gesträuche tönst. Hölty 106."

Agrarische Nomenklatur.

Tiere und Pflanzen werden mitunter nach der Jahreszeit benannt, in welcher sie auftreten; es ist dieses das Kriterium,

das sie charakterisiert. Man denke an die Märzente, den Palmesel, den Pfingstochsen und die Martinsgans; an die Sommer- und Herbstrosen. Die germanisch-agrarische Weltordnung hat ihre bestimmten Gesetze, nach denen alles klassifiziert wird. Abweichend, und bisher noch nicht genügend erklärt, ist der semitische Arbeitskalender, welcher beim Prediger Salomo (Kap. III, 1—8) durchzubrechen scheint (vgl. mein Buch: Die deutsche Priamel, Leipzig 1897, 166f.). Voraufgeschickt ist der programmatische Spruch (aaO. III, 1): Ein jglichs hat seine Zeit | Vnd alles fürnemen vnter dem Himel hat seine stund (Zitat nach: Bindseil und Niemeyer, Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung . . . VI Bde., Halle 1850—55). So hat auch in der deutschen Landwirtschaft, und in der deutschen Literaturgeschichte, alles „seine Zeit". Bei den Minnesingern gibt es eine „Zeit" κατ' ἐξοχήν, es ist ‚diu zît' schlechthin (was man mit „Saison" übersetzt hat); gemeint ist die Periode, die mit der Auffindung des ersten Märzveilchens anhebt und mit der Abnahme der letzten Oktobertraube beendet ist. Innerhalb dieser großen „Zeit" müssen wir aber noch viele kleinere „Zeiten" ansetzen. Die Nutzpflanzen werden oft nach Kalendertagen von Heiligen benannt, wenn ihre Blüte- oder Erntezeit mit diesen Daten zusammentrifft (Veitsbohnen und Johannisbeeren); desgl. sind auch die Heiligenlieder (Erk-Böhme III, 773—825; Nrr. 2084—2129) mit einer ähnlichen Nomenklatur versehen (ein Johanneslied ist z. B. Nr. 2111: „Sanct Johanns Minne"; ein geistliches Mailied ebda. Nr. 2025). Wir machen hier wieder die Erfahrung, daß Menschen (selbst Heilige) vom Sprachgeist genau in derselben Weise behandelt werden, wie Tiere und Pflanzen (vgl. oben S. 131f.).

Eine Pflanze, die „vor oder außer der rechten Blumenzeit blüht" (Lexer III, 1138; allerdings mit einem Fragezeichen), ist der weiße oder gelbe *crocus, narcissus:* diu zîtelôse swf., der zîtelôs swm., daz zîtelôs stn. Ist die genannte Etymologie richtig, so haben wir hier ein Beispiel dafür, wie die Sprache (des Gärtners?) bei der Taufe dieser Blume eine naturwissenschaftliche Beobachtung zum Besten gibt. Allerdings vermutet Wilh. Wackernagel, Die Umdeutschung fremder Wörter [2], Basel 1862, S. 56 Herkunft aus citamus (worauf Lexer aaO. hinweist).[1]) Indessen, wenn auch diese Ableitung richtig sein sollte, so ist doch die volksetymologische Deutung des genannten Ausdrucks (citamus, ahd. zîtelôsa) gar nicht zu verkennen. Die Vorstellung

Die „Zeitlose".

[1]) Wackernagel zieht aaO. auch das griech. ἐφήμερον heran. Hiernach wäre die (schnell verblühende?) Zeitlose also eine Blume, die nur eine kurze Lebensdauer hat (mit bekannter ironischer Verstärkung: „gar keine") —. In der Komposition: „Herbstzeitlose" wird die zweite Hälfte schon lange nicht mehr verstanden.

ist also die, daß eine Blume im Vorfrühling, zur ungewöhnlichen Jahreszeit, regelmäßig auftritt. Wir sprechen ja auch von „unzeitgemäßen" Erscheinungen, Ansichten usw.

Die Unrechtmäßigkeit.

Die Bildung: „Zeitlose" ist zu vergleichen mit: rechtlos, ehrlos, friedlos, heimatlos, vaterlos, mutterlos, erbelos (Hildebrandslied 22) usw. Der Begriff des Unrechtmäßigen ist mit der Benennung dieser Blume eng verbunden und erweckt düstere, abergläubische Vorstellungen. Dr. Richard Pieper sagt über die Pflanze (Volksbotanik, Gumbinnen 1897, S. 496): „Die Herbstzeitlose blüht im Herbst, sie ist an keine Zeit gebunden, ihre Fruchtanlage liegt im Wurzelstock, wächst erst mit den Blättern im nächsten Frühjahr hervor und reift dann. ... Dieser merkwürdigen Entwickelung wegen — die Frucht scheint vor der Blüte zu entstehn — nannte man die Pflanze das Kind vor dem Vater. Die Bezeichnungen Michelsblume (Schlesien) und Spinnblume (Schwaben und Thüringen) deuten ebenfalls auf das späte Blühen, ..." Weiteres bei Pieper aaO.

Alles hat seine Zeit.

Was „seine Zeit" hat, das stellt sich rechtzeitig im Jahreslaufe ein und verschwindet auch wiederum rechtzeitig. Wenn die Maikäfer schnurren, so ertönt auch das Mailied. Wenn aber die kleineren Juniuskäfer auf den Rosenstöcken zu haschen sind, so hat auch die Sangesfreudigkeit bereits merklich abgenommen. Emanuel Geibel nannte eine Sammlung seiner Gedichte die „Juniuslieder" (Stuttgart 1848; 31. Aufl. 1893). Dieser Titel will besagen, daß die stürmische Jugendlichkeit reiferen Idealen Platz gemacht hat. Die abgeklärte Neigung eines älteren Mannes nennen wir den „Johannistrieb", nach dem Gedenktage des Täufers (24. Juni); es ist der sog. „Mittsommer".

Die Monatslieder.

So können wir für alle Monate des Jahres bestimmte Liedergattungen ansetzen, deren Inhalt und musikalische Anlage (der Refrain!) mit dem „Wirtschaftskalender" in Zusammenhang zu bringen sind. Bei aufmerksamem Suchen wird man vielleicht auch bald noch „Januar-, Februarlieder" usw. entdecken können. Für den September sind die [*witu-liod] der Holzschläger (Waldarbeiter) zu vermuten, und für den Oktober die [*windume-liod] der Winzer. Marienlieder erfüllen das ganze Jahr, weil die Jungfrau in jedem Quartale einen großen Gedenktag hat. Den Beschluß macht der Dezember, der heilagmânôt, mit seinen Weihnachtsliedern. Doch ist des Singens kein Ende, denn schon um Epiphanias (6. Januar) erschallen bereits wieder die „Sternlieder" der „heiligen drei Könige" (auf Kinder-Umzügen, die an das Nikolausfest erinnern).

Die Zeit der winiliod.

Auch die winiliod haben einst „ihre Zeit" gehabt. Sie ertönten im winnimânôt und hatten in der Urzeit vermutlich einen lautmalenden Refrain am Strophenschlusse, welcher das „Behacken der Wurzelgewächse" nachahmte. Dies also war

es wohl, was „mit der Wiese gemacht wurde". Das Behacken geschah höchstwahrscheinlich mittels eines kleinen eggenartigen Handinstrumentes, welches die Schlingpflanzen vom Erdboden hinwegräumte und dann mit einer durchreißenden Bewegung in das Erdreich hineingestoßen wurde; ein Pflügen en miniature! Diese Tätigkeit ist von einem Geräusche begleitet, welches durch die Wurzel winn reproduziert worden zu sein scheint. Man versuche gelegentlich dieses Geräusch zu erneuern; bei der Gartenarbeit im Sommer kann man Studien dazu machen. Der Grund und Boden, auf dem das Experiment vor sich geht, muß dabei trocken sein; bei nassem Boden würde die Wurzel wisch entstehen. Man hüte sich, hier im Detail sich zu verlieren.

Die Genesis der synkinetischen Urwurzel winn hat uns zuerst, durch Bild und Wort, recht plausibel erklärt Rudolf Meringer (Graz), in seinem höchst wertvollen Aufsatze: „Wörter und Sachen". III, Jdg. Frschgn. 18, Straßburg 1905/6, S. 234, m. Forts.; ein schönes Resultat, das von der theoretischen Sprachvergleichung, freilich sehr mit Unrecht, scharf angegriffen worden ist.[1]) Wir Praktiker (oder Dilettanten) wollen „das bequeme ignorabimus" um jeden Preis vermeiden und uns doch ja, so lange wir nichts Besseres wissen, mit dieser ansprechenden kulturhistorischen Hypothese begnügen. Rudolf Meringer.

Das Winnelied war etwa mit dem lautmalenden Refrain: „winn, winn, winn!" ausgestattet; vgl. oben S. 139f. das über „nut, nut, nut!" Gesagte. Der Takt des Dreschflegeltrios, das Dengeln der Sense (oder das Schleifen derselben, mittels des Schleifsteines), das Geräusch der Flachsschwinge und das Klappern der Mühle: — diese und noch viele andere Klangwirkungen kennzeichnen (weithin vernehmbar!) die jeweilige Tätigkeit des Landwirtes. Der Fabrikbetrieb hat inzwischen auch schon in die Feldarbeit eingegriffen und einige dieser wohlbekannten Kehrreim-Motive für immer vernichtet. Doch könnte z. B. auch das einförmige Summen der Dreschmaschine als Grundlage für einen solchen Refrain ganz wohl Verwendung finden. Aber gesungen wird eben ausschließlich bei der taktmäßigen Körperarbeit; sie ist die eigentliche Veranlassung des Volksliedes. Der Kehrreim-Gesang hat zunächst den Zweck, die gemeinsame Arbeit zu erleichtern. So werden auch die Soldaten durch die Musik oder durch gemeinsame Lieder frisch und bei guter Laune erhalten. Auf dem Marsche handelt es sich größtenteils um Fußarbeit, während in Der Refrain des Winneliedes. Arm- und Fußlieder.

[1]) Vgl. C. C. Uhlenbeck, Zum gotischen Wortschatz, PBB XXX, 2, Halle 1905, S. 525, Nr. 391. —. O si tacuisses! — Meringer hatte bereits früher die Frage behandelt: „Wohne, Wonne, gewinnen" (in: „Wörter und Sachen" II), Jdg. Frschgn. 16, Straßburg 1904, 179ff. — Uhlenbecks Ton ist nicht einwandsfrei.

der Landwirtschaft hauptsächlich die Handarbeit vorherrscht. Doch gibt es auch hier Fußarbeit; z. B. beim Keltern des Weines (calcatura!) und beim Stampfen der Hirse. Die stampenie ist eine ganz bestimmte Liedform. Da nun die Körperhaltung auf die Lautbildung von großem Einfluß ist, so können wir, je nach der Natur des betreffenden Kehrreims, ganz ernsthaft „Arm- und Fußlieder" von einander sondern; eine Unterscheidung, auf die man bisher noch nicht geachtet hat. In gebückter Stellung produziert man ganz andere Töne, als beim aufrechten Stehen. Ein markantes Beispiel für die erste Klasse sind die Rammerlieder, bei denen man die Arme hoch in die Höhe hebt, wodurch sich der Brustkorb ausweitet. Frisch und frei sind auch die Seemannsrufe, während z. B. die Tätigkeit des Hackens und Hauens (wie auch das Graben) wenig für den Gesang geeignet ist. Beim winiliod haben wir uns die Situation etwa so zu denken, daß die Jugend beiderlei Geschlechtes auf dem Felde kniet oder sitzt. Dabei läßt sich schon singen.

Das Geräusch des Refrains.

Die Refrain-Geräusche der landwirtschaftlichen Arbeiten kehren in regelmäßiger Folge jedes Jahr wieder; sie haben also ebenfalls „ihre Zeit". Diese Eigenschaft teilen sie mit den Tierstimmen. Wie z. B. der Wachtelschlag und das Storchgeklapper den Frühling einleitet, Gänsegeschnatter und Schweinegeschrei dagegen meist erst im Winter ertönt, so wird auf dem Dorfe die Jahreszeit auch durch den Kehrreim des Volksliedes deutlich gekennzeichnet. Man singt keine Winnelieder im Herbste, und umgekehrt: man singt keine Pflück- oder Zupflieder im Frühling. Es wäre denkbar, daß man ein törichtes Beginnen sprichwörtlich durch die Redensart bezeichnet hätte: „Er singt Winnelieder im Herbste." Dies wäre ja „zeitlos" und zwecklos, da im Herbst die Wiese nicht gejätet wird! (Es gibt viele solcher Redensarten, die meist auf ländliche Anschauungen hindeuten; vgl. z. B.: „Wasser in den Rhein tragen", „in der Mühle harfen", u. a. m.). Uns Stadtbewohnern ist das Gefühl für diese einst so selbstverständlichen Konsequenzen des Wortsinnes längst völlig entschwunden. (Karl Bücher wies den Weg.)

Opposition in der populären Literatur.

Immerhin hat es inzwischen doch nicht an (bes. neueren) Autoren gefehlt, die (wenn auch halb unbewußt, sozusagen „instinktiv"!) gegen die landläufige Übersetzung von winiliod (= „Liebeslied") mehr oder weniger energisch Front machten.

G. Winter.

So schreibt neuerdings G. Winter in seinem nützlichen Büchlein: „Das deutsche Volkslied. Kurze Einführung in die Geschichte und das Wesen des deutschen Volksliedes" (Max Hesses illustrierte Katechismen. Nr. 34), Leipzig 1906, S. 75 (unter: „C. Das erotische Volkslied"): „Die ältesten Spuren volksmäßiger Liebeslieder in deutscher Sprache zeigen sich in Verbot und Verwerfung

weltlichen Gesanges. Ein Kapitular Karls des Großen von 789 bestimmt, daß die Nonnen keine Winelieder schreiben oder ausschicken [!] sollen. Winelied bedeutet eigentlich nur Freundschaftslied (altd. wine = Freund). Jedenfalls aber waren die Winelieder, nach dem Verbote zu urteilen, verliebter Art. Besondere Pflege fand das erotische Lied durch die Minnesänger. Nachdem der Minnesang verklungen, fanden die Liebeslieder des Volkes von neuem Gehör und allgemeine Geltung. Sie sind aber, wie bereits erwähnt, nicht ein Nachklang der Minnepoesie, sondern berühren sich mehr mit den ältesten Liebesliedern des Volkes. Diese Minnelieder [76] waren meist Tanzlieder. Das Amt des Vorsingers und Vortänzers war ein hohes Amt. Die Nachsingenden hatten im Chore zu antworten, jedenfalls fiel ihnen die Kehre zu." Zum Teil wörtlich nach Uhland! — (Auf S. 108—119 bringt Winter dann „Ständelieder" (unter den „Liedern der Geselligkeit"); S. 113ff. erscheint daselbst eine „Nonnenklage" (Erk-Böhme Nr. 118).

Desgleichen (vgl. die Anm. des Autors!) heißt es mit Recht bei J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges (Aus Natur und Geisteswelt, 7. Bändchen), Leipzig 1899 (^{2} ebda. 1904), 150 (unter: „V. Leben und Liebe"): „Wenn die Kirche so oft den Volksgesang der Übergangszeit zum Christentum 'schändlich', 'üppig', 'lüstern' schilt, so tut sie das gewiß mit Recht. Derart waren die winileod, die Karl der Große den — Nonnen verbieten mußte und gegen die die Kirche einen endlich siegreichen langen Kampf kämpfte". Zu winileod macht Bruinier die Anmerkung: „Das Wort bedeutet nicht, wie man gewöhnlich sagt, 'Liebeslieder' in unserm Sinne, sondern Kameraden-, Gesellenliedlein, vom volkstümlichen Chore gesungen. (ahd. wine ist 'Freund'.)" J. W. Bruinier.

Endlich sei hier noch bemerkt, daß Julius Sahr in seiner verdienstvollen Arbeit: „Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Dr. J. S." (Sammlung Göschen, Nr. 25), Leipzig 1901 (^{2} ebda. 05), das Wort winiliod überhaupt gar nicht erwähnt hat; vielleicht ebenfalls in einer unwillkürlichen Abneigung gegen die übliche Interpretation: „Liebeslied". Julius Sahr.

Diese populär-wissenschaftlichen Bücher geben aber, in der genannten Art, nur den allgemeinen Zweifel wieder, der vor fünfzig Jahren, und früher, auch die wissenschaftlichen Kreise beherrschte. So hat bereits Karl Müllenhoff, die Übersetzung von scribere und mittere (aaO.) betreffend, unbewußte schwere Bedenken gehegt; vgl. seinen bereits oben S. 30f. erwähnten Aufsatz: Winnasang und winileod (Zs. 9, Leipzig 1853), woselbst es S. 130 heißt: „Bei der oft angeführten Stelle des *Capitulars* von 789 hat man nicht genug beachtet, daß zuerst den Äbtissinnen und Nonnen verboten wird das Kloster zu verlassen (um hinaus zum Tanze zu gehen) [!], dann nullaterus [*sic!*] ibi winileudos scribere vel mittere. Jenes scribere könnte wohl von der Abfassung, dem dictare weltlicher Lieder in der Volkssprache Opposition in der wissenschaftlichen Literatur. Karl Müllenhoff.

verſtanden werden: ob aber das mittere auch die ſchriftliche Mittheilung der Lieder, wie ſie unter des Leſens kundigen Kloſterfrauen und Geiſtlichen, nur nicht unter dem Laienſtande, immerhin möglich war, zu beziehen iſt, oder ob man auch im achten Jahrhundert die Lieder mündlich durch Boten beſtellen ließ, wie ſpäter (Frauend. 125, 9. 134, 1) will ich nicht entſcheiden."

Jacob Grimm.

Während Müllenhoff ſo den Ausdruck scribere vel mittere kritiſch beleuchtete, hat Jacob Grimm dem Worte wine ſelbſt, an mehreren Stellen der Grammatik, ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet. Über die nomina propria auf -wîn handelt er Gramm. I², Göttingen 1822, S. 771 („Declination der Eigennamen"): „... daß aus den alten Bildungen -her (für -here. ahd. -hari) und -win (für -wine. ahd. wini) mit Vocallängerung -hêr und -wîn geworden, deutet dahin." (Nämlich dahin, daß die Spuren der 2. Dekl. faſt verwiſcht ſind.) Vgl. auch ebda. I³, Gött. 1840, S. 175 „Nhd. Vocale. I"): -wîn in den Eigennamen Ortwîn. Eberwîn. Sigewîn u. a.; ..." (Unmittelbar vorher erſcheint wîn *vinum*, was aber nicht mit dieſen Eigennamen in Zuſammenhang gebracht wird; vgl. oben S. 11, Abſatz 3.) Wichtiger iſt eine andere Stelle.

wine und winnan.

Ganz unzweifelhaft ſteht feſt, daß Jacob Grimm bereits das ſubſt. wine mit dem Verbum winnan in Verbindung gebracht hat; doch iſt die von ihm angenommene Verwandtſchaft auf eine ganz andere Weiſe entſtanden zu denken, als die gegenſeitigen Beziehungen jener beiden Wörter, wie wir im obigen dieſelben entwickelt haben. Trotzdem iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß unſere Hypotheſe durch die Grimmſchen Darlegungen in einigen Punkten beſtätigt wird. Die betr. Stelle lautet (Gramm. II, Gött. 1826, S. 55): „Nr. 569. [Laut und Ablaut. Verlorne ſtarke Verba.] vinan. van. vènun. vunans? *ahd.* wini. *ags.* vine. *an.* vinr. (amicus fidus. fidelis). *got.* vinja (pascuum) *nhd.* wonne und weide: *an.* van (defectus) vanan. [56] vönum (diminutiv). *goth.* van- visan. *ahd.* wan- wësan (deesse). *an.* vanr (inops. vanus); *goth.* vèns. *ahd.* wân. *an.* von ſt. vân (fiducia. spes) *an.* vœnn (sperandus und formosus) [*as.* wânum (pulcher)]; *ags.* vunjan (habitare. degere) *ahd.* wonên (habitare, manere) kiwon (suetus. familiaris) *ags.* vyn. *ahd.* wunna (gaudium); van defectus ſcheint Verneinung des dunklen Urbegriffs, vgl. lâri nr. 290. und den Übergang von spes certa. fiducia. in's *nhd.* wahn. eitele. leere hoffnung. ſo wie gemein Nr. 166. umgekehrt früher mancus. carens. ſpäter laetus bedeutet."

Das Schluß-e in wine.

Mit dieſer Überſicht Grimms hängt auch die Stelle noch zuſammen, wo er in mhd. *wine das Schluß-e beanſtandet; vgl. Gramm. I², Gött. 1822, S. 670 (Starkes Masculinum. Zweite Deklination): „In dem an ſich ſeltenen wine (Nib. 3606. 8642) ſcheint das alte Ableitungs i zu dauern (vgl. die dritte Decl.) da ſonſt die gekürzte Form win mittelhochdeutſcher wäre uſw." — Sollte das i aber vielleicht vom Verbum vinjan herſtammen? Dies wäre zugleich der beſte Stützpunkt gegen die romantiſche Überſetzung: „Liebeslied".

Etwas romantisch klingt übrigens auch, was Felix Dahn schreibt (Die Könige der Germanen VIII, 5, Leipzig 1899, 279): „Gar schwer war es zumal die Mönche vom Besuch der Nonnenklöster und, z. B. als Beichtväter, überhaupt in der Seelsorge, vom geheimen Verkehr mit den Nonnen abzuhalten. Hatten doch häufig Geistliche, auch Laien, Nonnenklöster zu eigen. Nonnen, die heirathen, werden von den Männern getrennt und zur Buße angehalten. Sie dürfen keine „winileodos“ schreiben oder abschicken.“ Alles mit Belegen aus den Kapitularien. Zum letzten Satze macht Dahn die Anmerkung: „Graff II. S. 199, Schade S. 1161. Gesellenlied, weltliches, Volkslied. Monasteria minuta (fehlt bei Du Cange) ubi nonnanes sine regula sedent sind kleine Klöster: vgl. minuta sc. moneta. kleine Münze; sogar mit der Nonnenbleichsucht beschäftigt sich Karl.“ Hierzu muß erstens bemerkt werden, daß monasteria minuta doch wohl bedeutet: „Klöster der minderen Regel“; vgl.: „nichtreguliert“, „Minoriten.“ — Ja, und weshalb beschäftigt sich denn Karl mit der Nonnenbleichsucht? Die Beantwortung dieser Frage möge uns zum dritten Abschnitt hinüberleiten, da der zweite Abschnitt bereits etwas zu lang ausgefallen ist.

Felix Dahn.

Karl d. Gr. über die Bleichsucht.

C. Das Winnelied.

Näheres über die agrarische Arbeit des „Winnens“ ist möglicherweise zu erschließen aus dem alten guten Buche: Karl Gottlob Anton, Geschichte der teutschen Landwirtschaft von den ältesten Zeiten bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es handelt sich hauptsächlich um den ersten Band, Görlitz 1799, wo als Anhang die Monatsbilder des agf. Kalendariums auf Tafeln abgebildet sind. In Betracht kommen hier namentlich: Tab. I, Fig. 2 und 3; Tab. II, Fig. 2 und 3. Wir sehen die betreffenden Instrumente (Sensen, Sicheln, Spitzhacken usw.) ganz deutlich vor Augen und finden vorn im Texte (S. 50—53) auch ihre Beschreibung; unter den Überschriften: „Februar: Arbeit im Neulande“, „März: Gartenarbeit“, „Mai: Heuarbeit“, „Junius: Holzarbeit.“ Näheres fehlt allerdings noch.

K. G. Anton.

Auch ältere landwirtschaftliche Werke bieten manches Nützliche. Vgl. z. B.: Melchior Sebiz, XV. Bücher || Von dem Feldbaw ....., Straßburg 1598, Folio (Jobin), S. 582: „Von äggen | vnd darnach vom rüren oder jetten“ (IX, 15). Sebiz kennt noch das alte Verbum „rühren“; vom „winnen“ hat er jedoch leider schon keine Kunde mehr gehabt; (das Wort fehlt hinten im Register, Bl. Xxxij[a]).

Melchior Sebiz.

Die Kenntnis des „rührens“ ist dann im 17. Jahrh. ebenfalls verschwunden. Dieser Terminus erscheint, soviel ich sehe,

Das „Rühren“ wird unbekannt.

bereits nicht mehr bei Joannes *Colerus*, Oeconomia ruralis et domestica, Mainz 1665 (posthum), Folio; mit schönen Monatsbildern. In Betracht kommt hier: „Das vierdte Buch: Vom Ackerbaw" (S. 89—148), passim.

Die Wonne der Wohnung.

Das geübte, gerührte und gewonnene Land ist nun der Schauplatz, wo die Wonne der Wohnung stattfindet. Die „ewige Landnot" des Germanen schuf in dieser Begriffs-Dreiheit einen Komplex von intensivster Bedeutung. Mit Recht behauptet daher Rudolf Meringer (Jdg. Frschgn. 18, Straßb. 1905/06, 236), die „Wonne" sei ursprünglich das bebaute Land gewesen, im Vergleich zur unbebauten Weide. So erklärt sich auch am besten der von Wackernagel aus der Verbindung wonne und weide herausgelesene Gegensatz (vgl. oben S. 118).

wide und weide.

„Weide" hat im nhd. höchstwahrscheinlich einen düstern Beigeschmack bekommen, da das Wort lautlich mit wide swf. salix (Lexer III, 821) zusammengefallen ist (über das alte stf. weide vgl. Lexer III, 737f.). Der Weidendraht ist das ominöse Geflecht, durch welches der ehrlose Verbrecher zum Tode befördert wird. „Bei der Weide schwören", so heißt es im zünftigen Verpflichtungseide. Die Hinrichtung mittels des Stranges geht auf dem Rabenhügel vor sich; außerhalb der Stadtmauern. Galgen und Rad kennzeichnen diesen allgemein gern gemiedenen Ort, der namentlich zur Nachtzeit gefürchtet ist. Der „Rabenstein" ist sicherlich unbebautes Land gewesen; ein Umstand, durch den die Verwechselung der beiden Wörter möglicherweise begünstigt werden konnte. Schon der Gedanke an diese Lokalität verursachte der mittelalterlichen Welt ein gelindes Grauen.

Die freundlichen Begriffe.

Wie sicher und geborgen fühlt sich dagegen ein guter Bürgersmann innerhalb der Stadtmauern, wo er die Wonne der Wohnung genießt! Ähnlichen Bedeutungswandel wie wünne, wunne stf. (Lexer III, 994) haben die Wörter „Frieden" und „Behaglichkeit" aufzuweisen; zuerst entwickelt sich die konkrete, dann die abstrakte Bedeutung. Den umgekehrten Weg scheint die Begriffsentwicklung bei dem Worte „Gemach" zurückgelegt zu haben; hier ist der Sinn wohl zuerst ein abstrakter, später dann ein konkreter gewesen (oder dürfen wir die Anordnung bei Lexer I, 832f. nicht so auffassen?). Eigentümlich, nämlich einengend, ist die Sinnes-Übertragung in dem Worte senfte stf. (Lexer II, 881), welches im mhd. nur die „Gemächlichkeit" bezeichnete, sich dann aber im mhd. als technischer Ausdruck für das bekannte „Trage-Gestell", die ‚Porte-Chaise', allgemein festgesetzt hat. Dies scheint eine Ausnahme zu sein.

Ein jeder Wandersmann kennt die Unbequemlichkeiten, die das Reisen mit sich bringt. Das Entbehren des häuslichen „Komforts" ist ein ganz besonderes Kennzeichen der Fried- und

Rechtloſigkeit; eine exemplariſche, aber nur gerechte Strafe für den Gottloſen. Drei Dinge vor allen werden in einem alten Schiedſpruch dem Delinquenten vorenthalten: „Baden, Frauen und Wein". Das bringt der „ſtrenge Arreſt" ſo mit ſich! Ja, auch „Eſſen, Trinken (im allgemeinen) und Schlafen" laſſen zu wünſchen übrig; desgleichen die übrigen Dinge, die man zu den „Freuden des Lebens" rechnete (man zählt deren gewöhnlich ſieben; vgl. Hätzlerin II, 69; parodiert oder geiſtlich gewendet erſcheint das Thema gleichzeitig als: „die ſieben Freuden Mariä"). Zu dieſen „Freuden" gehörte auch der Aderlaß. Wir müſſen uns nun denken, daß die Vorſtellung des bebauten Landes im Geiſte der damaligen Menſchen den ganzen komplizierten Begriff dieſes mittelalterlichen „Komfortes" als Ideenaſſoziation „auslöſte"; während umgekehrt mit der Vorſtellung des unbebauten Landes der Begriff der traurigen Öde, mit allen ihren Entbehrungen und Schreckniſſen, untrennbar verbunden gedacht werden muß. Der Sozialpolitiker muß nun dahin trachten, dem Volke dieſen zweiten Komplex zu verſchaffen oder doch wenigſtens zu ſuggerieren! Er muß alſo z. B., wie König Heinrich IV. von Frankreich geſagt haben ſoll, dafür ſorgen, daß „Sonntags jeder Bauer ſein Huhn im Topfe hat". (Wo es nicht dazu langt, müſſen Surrogate aushelfen; wie denn der Hering z. B. ſcherzweiſe vom Volke „Schuſterkarpfen" genannt wird.) Die Hauptweisheit des Nationalökonomen beſteht alſo in der Kunſt, Stimmung zu erzeugen, d. h. traurige Vorſtellungen durch freundliche zu erſetzen; kurz: gründlichen Wandel zu ſchaffen.

Karl der Große war ein Meiſter in dieſer Kunſt. Er ſetzte die κοινοβίωσις an die Stelle des einſamen, unfruchtbaren Anachoretentums. Er ſetzte die Wonne an die Stelle der Weide. Darin beſteht das Geheimnis! Sein Kalender hat wohl einen winnimânôth, aber keinen weidemanôth mehr. Er machte das Land urbar, rodete die Wälder aus und ließ die armen reclusae nunmehr als nonnanes (der korrektere Ausdruck iſt übrigens sanctimoniales; vgl. oben S. 65, Anm. 2)) an den Segnungen des Zuſammenlebens teilnehmen. Desgleichen wurden auch die monachi gyrovagi vel sarabaiti (Kapitular Nr. 23, § 1) und die ‚anachorite' (ib. § 2) ſeßhaft gemacht. Alle dieſe Kloſter-Inſaſſen machten jetzt Bekanntſchaft mit einer Kultur, die ihnen zum größten Teile noch fremd und neu war. Das karolingiſche Zeitalter inauguriert die Epoche des mittelalterlichen byzantiniſchen Luxus, der ſpäter in den geiſtlichen wie in den weltlichen Kreiſen gleichmäßig zu höchſter Entfaltung gelangte. Unſer Kapitular bringt Vorſchriften über Kleidung und Körperpflege. Vom § 24 iſt nur die Überſchrift gegeben (nach bekannter Sitte, das „Stichwort"): De calciamentis secundum

Kaiſer Karl als Sozialpolitiker.

Romanorum usum: „Schuhe (für liturgischen Gebrauch) nach römischem Muster"; vgl. oben S. 34, Anm. [1]); S. 58. Diese Anordnung betrifft offenbar die männliche Geistlichkeit, während im § 19 des Kapitulars nur vom Aderlaß der Nonnen die Rede ist. Die Stelle klingt jedoch so, als ob der Aderlaß bei den Mönchen bereits mit Erfolg eingeführt sei. Es soll nun über die Bleichsucht der Nonnen berichtet werden; ob es sich lohne, den Aderlaß auch beim schwächeren Geschlechte, in den Frauenklöstern mit Erfolg einzuführen.

Medizin und Kulturgeschichte.

Die „Geschichte der Medizin" ist ein Kapitel, das auf den Universitäten jetzt nur noch wenig traktiert wird. Es berührt sich nämlich diese Wissenschaft so häufig mit der Kulturgeschichte (Aberglauben und Sitte), daß ein Mediziner von Fach, der dieses Thema behandeln will, nebenbei noch umfangreiche Spezialstudien betreiben muß; wozu es denn wohl meistens an der nötigen Zeit fehlen wird.

Die Urzeit.

Der Aderlaß müßte einmal anthropologisch behandelt werden, vom Standpunkte des Ethnologen. Die Blutbrüderschaft dürfte in diesem umfangreichen Abschnitt wohl nur das Anfangs-Kapitel bedeuten. Auf diese Institution muß bereits in früher Zeit die Blutschwesterschaft gefolgt sein, welche bisher noch Niemand beachtet zu haben scheint. Hand in Hand mit dieser Doppel-Einrichtung ging vermutlich einst die Gewinnung, Bereitung und Verteilung des berauschenden Göttertrankes. Die ganze Zeremonie wurde als Privilegium von der Priesterkaste geleitet. Doch muß der Medizinmann beim Aderlaß eine wichtige Rolle gespielt haben. Vielleicht erfolgte der Aderlaß zum ersten Male bei Erklärung der Volljährigkeit; er wäre dann passend zu vergleichen mit der Beschneidung (beim männlichen) und mit der *infibulatio* (beim weiblichen Geschlechte). Diese Erwägung weist auch ganz ungezwungen den Aderlaßgebräuchen ihren ethnologischen Platz an. Sie gehören zu den Depositionsgebräuchen. Desgleichen sind die Aderlaßlieder größtenteils wohl den Spott- und Neckliedern anzureihen.

Das Mittelalter.

Dieser Tatbestand ist zur Zeit der scholastischen Medizin, die den Aderlaß zum obersten Hausmittel machte, bereits gänzlich verdunkelt gewesen. Das Aderlassen (nebst dem Schröpfen) wurde nach und nach in den Gesundheitsregeln örtlich und zeitlich an das Baden angenähert, mit welchem es ursprünglich gar nichts gemeinsam hatte. Die Stellung des Aderlasses in der Kalender-Literatur ist im wesentlichen vorgezeichnet durch das Regimen sanitatis Salernitanum, sowie durch die „Meinauer Naturlehre". [1])

[1]) Ich darf hier wiederum verweisen auf mein Büchlein: „Unser Kalender usw." (vgl. oben S. 121, Anm. [1]), woselbst man hinten im „Register" die nötigen Stichwörter zusammengestellt findet. —. Von älterer

Diese Periode steht unter dem Einflusse des Planetenglaubens und hat wieder manches Ursprüngliche verdunkelt.

Die karolingische Zeit.

Unter Karl dem Großen waren die „Medizinal-Angelegenheiten" vom Urzustande wohl noch nicht allzuweit entfernt. Wie der Aderlaß gehandhabt wurde, können wir mit ziemlicher Sicherheit erschließen aus dem Bauriß von Sankt Gallen; vgl. oben S. 64, Anm. [2]). Dieser Bauriß ist nach Ferdin. Keller (in der beigegebenen Erläuterung, Zürich 1844, S. 3): „... ohne Zweifel der einzige, welcher aus der Zeit der Carolinger auf uns gekommen ist." Wir dürfen hinzufügen: diese Anlage war sicherlich eine der großartigsten und prächtigsten, nicht nur des karolingischen Zeitalters, sondern aller Zeiten überhaupt. Dies müssen wir im Auge behalten, um die Einrichtungen des Planes richtig zu beurteilen. Er ist recht übersichtlich.

Der Plan von Sankt Gallen.

Das Aderlaßhaus befindet sich auf unserem Plane an der nördlichen Seite, in der Nähe der Nordostecke; zwischen dem Lazareth („Krankenhaus" bei Keller) und dem Handwerkerhaus. (Das Hospital beherbergt zugleich die Ärzte und ist mit einem Kräutergarten ausgestattet.) Diese Nachbarschaft ist leicht zu verstehen. Das Lazareth muß aus praktischen Gründen in der Nähe liegen, und das Handwerkerhaus zeigt uns, daß wir uns hier in dem Wirtschaftstrakte des Klosters befinden, zu welchem Trakte die Gebäude der Leibeswohlfahrt und Körperpflege hinzugezogen wurden. Keller beschreibt nun (aaO. S. 30) das Aderlaßhaus folgendermaßen: „Fleotomatis (sic) hic gustandum vel potionariis. [Dies ist die Inschrift, den das Haus auf dem Plane trägt.] Dieses Gebäude, in das man von der Südseite her eintritt, schließt einen einzigen großen, viereckigen Raum in sich, in welchem man zu Ader lassen und Abführungsmittel nehmen kann. Er ist mit sechs Tischen, mensae, und eben so viel Bänken versehen und wird durch vier in den Ecken angebrachte Oefen geheizt. Auf der Nordseite befinden sich die Abtritte. Ob durch das große Viereck in der Mitte des Raumes ein großer Tisch oder ein Herd bezeichnet werden soll, scheint nicht leicht auszumitteln."

Betrieb des Aderlasses.

Offenbar ließ man in diesem großen Raume scharenweise zur Ader. Die Brüder wurden, etwa wöchentlich einmal, unter Aufsicht eines Arztes zu diesem Zwecke dorthin abkommandiert. Das Verfahren muß also notwendig etwas oberflächlich gewesen sein, da vermutlich nach einigen Stunden bereits der Heimweg angetreten werden mußte. Wir haben uns zu denken, daß in diesem Hause der Aderlaß an Gesunden ausgeübt wurde, also

---

Literatur sei genannt ein bei Brockhaus I[14], Leipzig 1894, 142[a] erwähntes (allerdings mehr medizinisch-praktisches) Werk von Bauer, Geschichte des Aderlasses, München 1870. —. Heranzuziehen ist auch: Ed. Bäumer, Die Gesch. d. Badewesens. (Mit 15 Abb.) Breslau 1903. (Abhandlungen z. Gesch. d. Med. VII.)

prophylaktiſch. Am bequemſten findet man das Sankt Galler Aderlaßhaus jetzt abgebildet bei Moriz Heyne, Fünf Bücher deutſcher Hausaltertümer uſw.; Dritter Band: Körperpflege und Kleidung, Leipzig 1903, S. 109, Fig. 56. Daſelbſt iſt zugleich auch, S. 108ff., die beſte Darſtellung des mittelalterlichen Aderlaßweſens anzutreffen, welche wir zurzeit beſitzen.

Aderlaß und Bad.

Eine Verbindung mit dem Bade erſcheint bei der ſoeben beſchriebenen Inſtitution völlig ausgeſchloſſen. Dieſe Kombination erforderte mehr Zeit und war deshalb für Vornehme oder aber für Kranke reſerviert. Bemerkenswert ſind die beiden balneatoria (Badehäuſer), welche das genannte Krankenhaus nach Weſten zu, gegen die große Kirche hin, ſepariert vorſchiebt. Dieſe beiden Badehäuſer (für Kranke alſo!) ſind rechteckig angelegt und je in zwei gleiche Quadrate abgeteilt, deren eines das eigentliche balneatorium darſtellt, während das andere als coquina bezeichnet wird. Das eine Badehaus trägt hier den Zuſatz [Coquina] eorundem [*scil.* infirmorum oder balneatorum?] & sanguinẽ minuentium.

Die Wahl des Ausdrucks.

Hieraus folgt zunächſt, daß der Ausdruck: sanguinis minuatio nicht ſowohl als eine wörtliche Übertragung von φλεβοτομία aufzufaſſen iſt, ſondern daß wir eine „gehobene" Bezeichnung vor uns haben, ſozuſagen eine poetiſche Wendung. Wie „ſpeiſen" anſtändiger klingt als „eſſen", „tranſpirieren" anſtändiger als „ſchwitzen", ſo ſagte man alſo wohl ‚sanguinis minuatio' elegant für φλεβοτομία. Die Aderlaſſer hießen minutores. Es iſt wichtig zu konſtatieren, daß der lateiniſche Ausdruck den griechiſchen nicht verdrängte, ſondern daß letzterer völlig „eingedeutſcht" wurde, als fliedema uſw.; ſogar ein Verbum vliemen tritt auf (vgl. Heyne aaO. 108f.; beſ. 109[327]). Auch hieraus geht hervor, daß der griechiſche Terminus das Vulgärwort war, der lateiniſche das Schriftwort. Es iſt ſehr ſchade, daß der Aderlaß nicht in der Benediktiner-Regel erwähnt wird, welche auf das Baden im Kap. XXXVI (de infirmis fratribus) Bezug nimmt. (Kritiſche Ausgabe der Benediktiner-Regel von Eduard Woelfflin, Leipzig 1895.) Zweifellos würden wir hier dem Sprachgebrauche unſeres Kapitulars begegnen und die sanguinis minuatio antreffen, wie denn überhaupt der Stil der Regel, namentlich die kurzen brouillonartigen Überſchriften, zuweilen an die Kapitularien-Diktion erinnern.

Reiche und Arme.

Die vornehmeren Stände ſpeiſen und tranſpirieren, die ärmeren Klaſſen eſſen und ſchwitzen. Auch von den Kranken gebraucht man häufig jene feineren Wendungen, da zum Teil die Anſchauung herrſcht, daß man die Kranken, als eine elende Menſchengattung, bemitleiden muß, die ja bekanntlich auch, gleich den Kindern und Narren, unter Gottes beſonderem Schutze ſteht. Andererſeits war aber gewiß damals ſchon die Anſicht verbreitet, daß Krankheit

ein Luxus sei, den sich nur die Reichen gestatten könnten. Vielleicht kommen die gewähltereren Ausdrücke auch mehr für das „schwache" Geschlecht in Betracht, so daß etwa φλεβοτομία mehr in bezug auf Mönchsklöster, sanguinis minuatio mehr in bezug auf Nonnenklöster gebraucht wurde.

Die Badehäuser des Musterplanes.

Zweitens entnehmen wir aus der Anlage unseres Planes (der übrigens nicht sowohl als „Bauriß von Sankt Gallen", sondern vielmehr als „ein Musterplan für ein reiches, bevölkertes Kloster" anzusehen ist; nach Keller aaO. S. 41), daß für die (sorgfältigere!) sanguinis minuatio ein Tagesaufenthalt im Badehause vorgesehen war (vielleicht sogar eine längere Frist?). Dies scheint aus dem Vorhandensein der coquina in den Badehäusern mit Sicherheit hervorzugehen. Für den Massenbetrieb im Aderlaßhause war keine „kúhinna" notwendig, denn von hier gelangte jede Abteilung noch rechtzeitig wiederum zu ihrer eigenen Speisegelegenheit. Im Badegebäude aber konnte sich der einzelne Vornehme oder Kranke für einige Zeit „häuslich einrichten". (Hier sei übrigens bemerkt, daß außer den beiden genannten keine selbständigen Badehäuser mehr auf dem Sankt Galler Plane verzeichnet sind. Dies scheint auch dafür zu sprechen, daß jene beiden Balneatorien hauptsächlich ebenfalls, gleich dem Aderlaßhause, zunächst für die Gesunden bestimmt waren. Keller aaO. S. 30 läßt das eine der beiden Balneatorien allerdings vom Krankenhause ressortieren; das andere ressortiert von der „inneren Schule". „Unselbständige" Balneatorien (d. h. solche, die kein Gebäude für sich bilden) finden wir in der „inneren Schule" (der Novizen) und im Gesindehause; beide Male ist auch hier eine Küche angegliedert. Ein Baderaum ohne Küche befindet sich in der „Clausur".[1])

Die „Badereise".

Wer sich ins Badehaus begeben wollte, der hatte innerhalb der Gassen eines solchen „Klosterdorfes", oft eine richtige kleine Reise zurückzulegen. Man pflegte auf diesem Wege nur mit dem Bademantel bekleidet zu sein; die Kleider ließ man in der Wohnung zurück. Dies geht wohl sicher hervor aus der Situation, die uns ein mittelalterlicher Schwank schildert („Der nackte Bote", in v. d. Hagens „Gesammtabenteuer", Nr. LX); allerdings handelt es hier um eine viel kleinere Hof-Anlage.

Falls die Brüder scharenweise ins Aderlaßhaus oder zum Baden geführt wurden, so ergab sich durch den geschilderten Umstand eine pikante Situation, deren Reiz noch erhöht wurde,

[1]) Die genannten Anlagen hat man jetzt am bequemsten beisammen bei Heyne aaO. S. 45, Fig. 24—26. Das auf S. 44 daselbst abgebildete „Bade- und Waschhaus" vom Sankt Galler Grundriß (Fig. 23) scheint eine andere Einrichtung zu sein. Es ist ein Anbau an den Phiesal und bietet die Spülgelegenheit nach dem Dampfbade.

wenn man vielleicht erst ins Badehaus und dann ins Aderlaßhaus marschierte. Ein Ereignis war das Aderlassen auf jeden Fall, denn es kam nicht allzu häufig vor; vielleicht nur vier Mal im Jahre. (Über die „indizierten" Läße vgl. Uhl aaO. 50, Heyne aaO. 110.) Am Aderlaßtage ruhten die Arbeiten, ruhten vermutlich auch teilweise die geistlichen Übungen. Schon hierdurch allein muß die sanguinis minutio sich als eine willkommene Abwechselung empfohlen haben. An allerhand Schabernack und Kurzweil hat es unter der Klosterjugend sicherlich nicht gefehlt. Vermutlich neckte man besonders die Novizen, die zum ersten Male „lassen" mußten. Wer sich fürchtete, dem wurden die schrecklichen Folgen dieser grausigen Prozedur in haarsträubenden Farben ausgemalt. Höchstwahrscheinlich ist der erste „Laß" mit einer Art von Deposition verbunden gewesen. Es mußte wohl eine Abgabe entrichtet werden, oder es fand gar noch die alte vexatio statt; mit wechselnden Gebräuchen.

Das soziologische Element.

Wir müssen durchaus annehmen, daß auch im Bade- und Aderlaßwesen das soziologische Element des Mittelalters (vgl. oben S. 71 ff.) sich sehr lebhaft geäußert hat. Man konstruierte also jeweilig ad hoc einen Orden der Badenden und der zur Ader Lassenden (männlichen und weiblichen Geschlechts). An den obligaten „Zunft"-gebräuchen wird es gleichfalls nicht gemangelt haben. Schutzpatrone der Ärzte sind Cosmas und Damian, ein kräftiger Nothelfer für Kranke ist der heilige Pantaleon. Die Prophylaxe sollte vor allen Dingen, wie Keller (aaO. S. 21) richtig hervorhebt, dem allgemein und nicht ohne Grund gefürchteten Aussatz vorbeugen.

Die Prozession.

Der Gang ins Bade- und ins Aderlaßhaus wird als ein Bittgang (Prozession) aufgefaßt. Es war eben ein gemeinsamer Marsch, seltener wohl der Gang eines Einzelnen. Auch bei kurzen Entfernungen kann der Charakter einer Wallfahrt beibehalten werden. Man vergegenwärtige sich den Umfang des Sankt Galler Planes (430 Fuß Länge und 300 Fuß Breite; vgl. Keller aaO. S. 15). Lange Gassen und kleine Strecken wechseln miteinander ab. Sehr kurz ist z. B. der Weg, der von den beiden Balneatorien (der inneren Schule und des Krankenhauses) hin zum Aderlaßhause führt.[1]) Trotzdem könnte wohl selbst auf diesem „Endchen" das prozessionsmäßige Aussehen des

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, ein kleines Versehen zu berichtigen, das sich in dem verdienstlichen Buche vorfindet: Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Dr. Rudolf Meringer, o. ö. Prof. a. d. Univ. Graz. Leipzig 1906. („Aus Natur und Geisteswelt", 116 Bändchen). Daselbst heißt es auf S. 80, die Badstube der oblati sei balneorum domus genannt. Vielmehr heißt sie balneatorium während jene Bezeichnung dem Krankenbade gegeben ist.

„Laßganges" (dieser Ausdruck ist jedoch nicht belegt) gewahrt bleiben. Der gemeinsame Gesang ist es nämlich, der den Bittgang als solchen kennzeichnet.

Das Badelied.

Das „Badelied" fehlt sowohl bei Lexer I, 111, wie auch im DWB. I, Leipzig 1854, 1071; auch „Baderlied" fehlt, ebda. 1074. Desgleichen ist lâze-liet nicht belegt, auch „Aderlaßlied" kommt nicht vor. Beide Kompositionen (mhd. *bade- und *lâze-liet) sind aber mit voller Sicherheit anzusetzen. Denn wir können unmöglich annehmen, daß die geistlichen Bade- und Aderlaßlieder, von denen Beispiele erhalten sind, kein weltliches Pendant gehabt haben sollten. Vielleicht war dieses weltliche Lied sogar das prius. Es wiederholen sich hier die Erwägungen, welche wir oben S. 76—80 über die Priorität der Klosterlieder angestellt haben. Hier beim Bade- und Aderlaßliede käme allerdings vielleicht in Betracht, daß die Institution, um die es sich handelt, fast ausschließlich dem Kloster eigentümlich war; wenigstens inbetreff der niederen Stände. Es wäre andererseits anzunehmen, das geistliche Badelied sei an eine verwandte weltliche Gattung angelehnt worden. Aber an welche?!

Weibliche Badelieder.

Bezeichnender Weise sind die beiden uns erhaltenen Beispiele aus Frauen-Klöstern hervorgegangen. Man erinnere sich der oben S. 90ff. über die „weiblichen" Liederbücher beigebrachten Anmerkungen. „Männliche" Bade- und Aderlaßlieder können wir also vorläufig nicht nachweisen, doch finden sich solche vielleicht später noch. Wer kann sie nachweisen?

Die beiden Beispiele.

Das erste Beispiel steht, ohne Melodie, unter der Überschrift: „Geistliches Badliedli" (11 Strophen) als Nr. 2139 bei Erk-Böhme (im III. Bde.); mit der Notiz: „Aus der Pfullinger Hdschr. des 15. Jahrh. Jetzt auf der Stuttg. öffti. Bibliothek: theol. et philos. Nr. 190. Abgedruckt in der Originalschreibung WK [= Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied . . .] Nr. 740. (Neue Ausgabe II, 820.) — Wahrscheinlich von einer Nonne im ehemaligen Kloster Pfullingen gedichtet. — Alles was zum Badegebrauch und zur Badelust gehörte, wird hier geistlich umgedeutet, sogar das Aderlassen (Str. 8)." — Wir bewegen uns offenbar in dem Gedankenkreise, welchem auch Murners „Badenfahrt" angehört (1514); hrsg. m. Einl. v. Ernst Martin, Straßb. 1897. Die volkstümliche Predigt-Manier der Dominikaner und Franziskaner begünstigte die Ausbreitung dieser uns heute so barock erscheinenden Vorstellungen. Der Anfang unseres Liedes zeigt die Aufforderung zum Abmarsche, der vielleicht gar unter Führung der Äbtissin vor sich ging? Wir glauben förmlich zu sehen, wie der Zug sich ordnet und in Bewegung setzt; voran ein Kreuz oder eine Fahne. Dabei ist jedoch die Ansicht durchaus abzuweisen, als ob es sich hier um eine „Badenfahrt" oder einen Bittgang nach einem in der Nähe

befindlichen Badeorte handeln könnte. Vielmehr ist das gemeinschaftliche Ziel das Badehaus des Klosters. — Das ganze Lied ist so charakteristisch, daß wir es mitteilen wollen (nach Erk-Böhme, doch ohne die Worterklärungen):

1. Wol uf im Geist gon baden,
Jr zarten Fröwelin!
Dohin hat uns geladen
Jesus der Herre min.

2. Hie quillt der Gnadenbrunne,
Der Fröiden Morgenrot;
Do glänzt der ewige Summer,
Do alles Leid zergot.

3. Do hört man süeß erklingen
Der Vögeli Getön
Und auch die Engel singen
Jhr Melodie gar schön.

4. Do führt Jesus den Tanze
Mit aller Mägde Schaar,
Do ist die Liebi ganze
Ohn alles Ende gar.

5. Do ist ein lieblich Smiren
Und Lachen iemer meh,
Do kann die Seel hofieren
Mit Fröiden ohn alls Weh.

6. Da wirkt das Wasser sehre,
Das reuig Aug vergießt,
Das grundeloſe Meere,
Das von den Wunden fließt.

7. Wer do will jubilieren
Nach dieser Winterzit,
Der soll sich vor purgieren
Von aller Sünden Nid.

8. Er soll zu Odren lassen
Der Creaturen Lust
Und Ueberfluß sich maßen
Bis an der Mägde Brust.

9. Er soll sich selber spisen
Mit edler Tugend Tracht:
So wird ihn Jesus wisen,
Do alle Fröid anfacht.

10. Do treit der Herbst den Trauben,
Den uns die Magd gebar,
Dorab sond wir klauben
Alle Fröide wunnebar.

11. Das helf uns Allen die Reine,
Die uns gebar die Frucht,
Daß wir und all gemeine
Loben der Mägde Zucht.

Ein weltliches Original?

Das weltliche Original zu diesem Liede glaubte Böhme im altd. Lb., Leipz. 1877, in der Nr. 485[b] ermittelt zu haben: „Badeliedlein" („Melodiefragment bei Schmeltzel 1544 Quodl. 20); die Anfangszeile lautet: „Ob yemandt wol gen baden? in das bad seind wir all geladen." Böhme bemerkt dazu (aaO. S. 601): „Dies könnte das weltliche Original gewesen sein zu den im 15. Jahrh. durch Umbildung entstandenen geistlichen Badeliedlein. Zwei dergleichen aus der Pfullinger Hs. hat Wackernagel KL No. 740 und 742 mitgetheilt. Das erstere beginnt:

Wol uff im geist gon baden
jr zarten frowelin,
Dohin, hat vns geladen
Jhesus der herre min.

Das andere, mit 6zeiligem Vers, lautet:

Wol uff im geist gon Baden
do hin hat vns geladen
des vatters gütigkeit etc.

Dergleichen Badeliedli, darin Jesus als „Badebuhle" hingestellt wird, waren besonders in süddeutschen Nonnenklöstern beliebt. Von den ausschweifenden Badelustbarkeiten und Badefahrten nach dem berühmten und damals berüchtigten Orte „Baden" in der Schweiz erzählt die deutsche Sittengeschichte nichts Erbauliches."

Norddeutsche Badelieder.

Daß aber auch in norddeutschen Frauenklöstern die Sitte des Badegesanges bekannt war, läßt eine Stelle aus dem Ebstorfer Mischbande „Abt. I, Nr. 21" (Ende d. 15. Jhs.) deutlich erkennen. Ich verdanke die Mitteilung dieser Stelle, sowie die Beschreibung des Codex, der Güte des Herrn Privatdozenten Dr. phil. Conrad Borchling in Göttingen,[1]) welcher mir am 9. Dezember 1905 (nach einer zuvor erfolgten Besprechung) brieflich darüber berichtete. Ebstorf ist ein evangelisches Damenstift im Kreise Ülzen (Reg.-Bez. Lüneburg), war früher ein Augustiner-Nonnenkloster und hat eine berühmte Bibliothek (Ebstorfer Liederhandschrift, Ebstorfer Weltkarte). Dr. Borchling bereiste das Stift behufs Inventarisation und Katalogisierung des in der Provinz Hannover zerstreuten Handschriften-Materials.[2]) Unser Mischband hebt an mit einem gedruckten lat. Psalterium des 15. Jhs., in kleinem Format, ohne Noten; es folgen geschriebene lat. und niederdeutsche Gebete, endlich am Schlusse die Benediktiner-Regel und ein Stück aus Susos Horologium eterne sapienti (beides ebenfalls lateinisch). Die Schreiberin gibt uns einmal ihren Namen an: sie hieß Wolburgis und war vermutlich nicht mehr jung.

Die Nonne Wolburgis in Ebstorf.

Auf Bl. 276$^{a\,b}$ finden sich Anweisungen geistlicher Art, berechnet für Nonnen, die baden wollen. Der Gesang wird ebenfalls in Betracht gezogen. An einer Stelle ist der Titel eines Badeliedes genannt:

Sb' balneo ĩ stupa ymnũ t'ũ puerorũ
(= Sub balneo in stupa hymnum trium puerorum).

Der Gesang der drei Männer im feurigen Ofen.

Diese Worte, die hoffentlich keinen Hexameter darstellen sollen, sind etwa so zu übersetzen: „Zur Badezeit in der Badestube (sitzend) das Lied von den drei Knaben (sollen sie anstimmen)". Gemeint ist ohne Zweifel der „Gesang der drei Männer im feurigen Ofen" (Sadrach, Mesach und Abed-Nego; nach Dan. 3, 11 ff.). Dieses Thema, für Dampfbäder in Damen-

[1]) Jetzt Professor an der Akademie zu Posen.

[2]) Der betreffende Band dieser wertvollen Publikation, die mit Unterstützung des preußischen Kultusministeriums erfolgt, ist bisher noch nicht erschienen.

klöſtern höchſt geeignet, war übrigens auch ſonſt, z. B. den Meiſterſängern bekannt; wie uns Spangenberg in der ‚Musica‘ andeutet. Von einer „geiſtlichen Umdeutung“ kann hierbei kaum die Rede ſein, höchſtens von einer „Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen“. Man ſtärkt ſeine Bibelkenntnis, indem die Ereigniſſe des täglichen Lebens zu den bibliſchen Hiſtorien in Parallele geſetzt werden. So mochte man etwa bei der Ernte der fleißigen Ährenleſerin Ruth gedenken; uſw. Der niederſächſiſche Humor trug das ſeinige dazu bei, dieſe Vergleiche ſchmackhaft zu machen. Ähnliches bei der Hrotſuith.

Die weſtdeutſche Myſtik.

Ganz anders präſentiert ſich die ſelbſtquäleriſche, tief-innerliche Art der weſtdeutſchen Myſtik, die den Seelenbräutigam Jeſus in blutrünſtiger Weiſe beſingt und feiert (vgl. oben S. 88, mit Anm. [1]). In dieſen Gedankenkreis führt uns hinein die vierſtrophige Nr. 2140 bei Erk-Böhme: „Aderlaſſen der Nonnen“ (mit Noten); dazu die Anmerkung: „Liederhdſchr. der Anna von Cöllen. Aus der 2. Hälfte des XV. Jahrh. Bl. 92 a. Abſchrift der Mel. in Erks Nachlaſſe. Vollſtändiger Text urkundlich getreu im niederrheiniſchen Dialekt durch Herrn Dr. Bolte erhalten.“

Die krankhafte Hyſterie.

Die Vorſtellungen, welche dieſem Liede zugrunde liegen, berühren uns äußerſt ſeltſam und zeugen von einer krankhaften Hyſterie. Der Wortlaut iſt folgender:

1. Gelaiſſen had eyn ſuſtergyn
ind ſy gink in ir kemergyn.
Jeſus quam zo ir gegaen
ind wold ein koeſen myt ihr han.
Nun ganck, her Jeſus, ganck und ganck!
ich han gelaiſſen ind ich bin kranck.

2. „Haiſtu gelaiſſen, goit ſweſtergyn,
ſo wil ich ſelver dyn ſchencker ſyn
ind ſchencken dir den kuperenwyn
der vloyſſet us der ſyden myn.“
Nu ganck, her Jeſus etc.

3. „Haiſtu gelaiſſen, goit ſweſtergyn,
ſo wil ich ſelver dyn ſpeilman ſyn
ind ſpeilen dyr den ſeiden klanck,
den vader us der gotheit ſwanck.“
Nu ganck, her Jeſus etc.

4. „Haiſtu gelaiſſen, goit ſweſtergyn,
ſo wil ich ſelver der troiſter ſyn
ind goiden troiſt wil ich dyr geven,
want ich byn dat ewiche leven.“ —
Nu koempt, her Jeſus, gait yn, gayt yn.
ind jubileirt in der ſelen myn!

Der Aufbau des Liedes ist ganz epigrammatisch: nach zweimaliger Abweisung wird Jesus, der bis dahin mit weltlichen Freuden gelockt hat (Wein und Musik), endlich bei der dritten Werbung aufgenommen; er kommt nun geistlich, als Tröster. Dadurch entpuppt sich das Lied als ein moralisches Tendenzgedicht (mit seriöser Melodie). Gleichzeitig ist das Lied aber auch kulturhistorisch wichtig, denn wir ersehen aus Strophe 2 und 3, wie man sich das Aderlassen (und also auch wohl das Baden) angenehm zu gestalten wußte. Wein und Musik können wir auf bildlichen Darstellungen von Bädern antreffen. Männer und Frauen baden in den großen Städten gemeinschaftlich („Familienbad"!); der Ritter wird im Bade von Jungfrauen bedient. Vgl. den Artikel: „Badewesen" bei Dr. E. Götzinger, Reallexicon der Deutschen Altertümer,[2] Leipzig 1885, 42ff. (mit Bild); Karl Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter II[3], Wien 1897, 113ff. (mit reichen Literatur-Angaben.[1]) Jetzt ist stets heranzuziehen das Werk von Alfred Martin: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906. Wein und Musik beim Aderlaß.

Bemerkenswert erscheint die bei Erk-Böhme (III, S. 838) unserem Liede mitgegebene Notiz: „Geistliches Lied in Form eines Zwiegesprächs, nach Art der Fenstergang- oder Kiltlieder. Jesus, der Liebste der Seelen, bittet um Einlaß. Die Seele (die Nonne?) verweigert Anfangs ihm den Eingang, gewährt denselben aber, nachdem er ihr den höchsten Trost versprochen hat, mit den Worten: Das Fenstergang- oder Kiltlied.

Nun komm, Herr Jesus, geh ein, geh ein,
Und jubilir' in der Seele mein!

Ob ein weltliches Lied mit seiner Melodie hier zugrunde liegt, kann nicht erwiesen werden, doch ist die geistliche Nachbildung eines solchen Liebesgesprächs nicht zu verkennen. — Nebenbei ist dieses Kuriosum interessant, da es an die im 8. Jahrh. den Nonnen verbotenen Winelieder erinnert, darin sie zur Zeit des Aderlasses über ihre Bläße ihren Freunden klagten. Das lesen wir in einem Kapitular Karls d. Gr. vom Jahr 789 [ungenau zitiert, nach Eccard]: abbatissae monasterio sine regis permissione non exeant et earum claustra sint bene firmata, et nullatenus *winileodes* scribere vel mittere praesumant et (sc. leodes) de pallore earum propter sanguis [so] minutionem. [Eccardi Francor. I. 733.]"

Hier sehen wir, daß man die betreffende Kapitularstelle früher folgendermaßen übersetzt hat: „... und sie sollen auf keine Weise daselbst [das ibi fehlt in dem Zitat bei Erk-Böhme, nach Eccard]. Winelieder zu schreiben oder zu verschicken sich herausnehmen und auch nicht [zu erwarten wäre *nec*, statt des et] (Lieder) über ihre Bleich- Das Eccard-Zitat.

[1]) Wir heben daraus hervor die Arbeit von Zappert, Über das Badewesen mittelalterlicher und späterer Zeit. Archiv f. Kunde österreich. Geschichtsquellen XXI, 1—166; A. Schultz, Höf. Leben I[2], 224ff.; Deutsches Leben 68ff. — Vgl. auch oben S. 154ff.

ſucht [zu erwarten wäre: de pallore *suo*, ſtatt earum] (ſollen ſie ſchreiben oder verſchicken). Dieſes ungeheuerliche Mißverſtändnis beruht alſo auf grammatiſchen und ſtiliſtiſchen Unmöglichkeiten. Nach dem vollends, was wir im erſten, negativen Teile über die Anlage des Kapitulars Nr. 23 vorgetragen haben, wird hoffentlich jetzt niemand mehr an dieſer Überſetzung feſthalten wollen.

„Die Nonnen klagen in Liedern ihren Freunden brieflich über die Bläſſe, welche der Aderlaß hervorgerufen hat, und betrauern, daß es ihnen durch die Trennung von den Freunden unmöglich gemacht iſt, mittels des Liebesverkehrs die Sehnſuchtsfarbe in blühendes Rot zu verwandeln." So ungefähr, oder doch ähnlich, muß die romantiſche Anſchauung beſchaffen geweſen ſein, welche vor nun bald ſieben Dezennien einſetzte und ſich eigentlich bis heute gehalten hat; unerſchütterlich.

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland ſelber hat dieſe Auffaſſung vertreten und mit dem ganzen Rüſtzeug der germaniſtiſchen Gelehrſamkeit zu ſtützen verſucht. In ſeiner ſchönen „Abhandlung über die deutſchen Volkslieder" (1866) ſpricht er über „Bleich und rot" (zuerſt im 3. Bde. der „Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage"; jetzt am bequemſten in der 3. Aufl. der „Volkslieder", mit Einl. v. Herm. Fiſcher, III, Stuttg. o. J., 256ff.). Als Beiſpiel wird u. a. aufgeführt das Volkslied Nr. 88 [aaO. 257]: „Ein Mägdlein tritt an ihres Vaters Zinne, ſieht hinaus und ſieht ihres Herzens Troſt daherreiten, er fragt: ob die Sonne ſie getrübt, daß ſie ſo bleich geworden? „Warum ſollt' ich nicht werden bleich? Ich trag' alltag groß Herzeleid, mein Lieb, um dich, und daß du mich verkieſen (aufgeben) willt, das reuet (ſchmerzt) mich!" Er verſichert, ſie ſei ihm lieber als alle ſeine Freunde, ſie ſoll ihr Sorgen laſſen und ihm folgen; ..... Noch in neueſter Zeit, unter den Volksliedern des Kuhländchens, kehrt die Frage nach der verlorenen Farbe wieder: ... [258] Die ſeltſame Verſetzung der Farbe auf eine Eiche u. ſ. f. ſcheint der Vorſtellung entnommen zu ſein, wonach nicht bloß Perſonen, ſondern auch was ihnen anhängt, das Fieber, das Unglück, in den Wald oder auf eine wilde Aue, in oder auf Bäume verwünſcht werden können. [Zu vergleichen ſind mit allen dieſen Ausführungen die „Anmerkungen" zu: „4. Liebeslieder", Nr. 94—101, woſelbſt ſich die Belege finden.] .... Das älteſte, Reinmars Kunſtlied, für das Vorbild der beiden andern anzunehmen, daſſelbe nach Zwiſchenräumen von je drei Jahrhunderten einfacher in der Form und volksmäßiger im Stile wieder auftauchen zu laſſen, iſt weit nicht ſo natürlich, als die Annahme eines ſchon dem Minneſänger vorgelegenen Gebrauches, Lieder von der bleichen Frauenfarbe zu ſingen."

Uhland über die Kapitularſtelle.

Und nun kommt Uhland auf unſere Kapitularſtelle zu ſprechen: „Hat aber dieſer Gebrauch ſechs Jahrhunderte nach Reinmar fortgedauert, ſo darf man auch viere über dieſen hinaufgehen und an die Winelieder und Lieder von der Bläſſe (de pallore) gemahnen, die den Kloſterfrauen

im Jahre 789 verboten wurden (ſ. oben S. 236)." An dieſer Stelle (aaO. S. 236) hatte ſich Uhland folgendermaßen über die Etymologie von winiliod geäußert: „Ein Kapitular Karls des Großen von 789 beſtimmt, daß die Nonnen keine Winelieder ſchreiben oder ausſchicken ſollen dürfen, auch nicht von ihrer Bläſſe durch Aderlaß. Wine heißt Freund, Geſelle, die Gloſſen erklären Winelied als weltliches Volkslied, und es können darum, ohne Rückſicht auf den Inhalt, geſellige Lieder ſo benannt ſein; daß aber die den Nonnen verbotenen Lieder verliebter Art waren, läßt doch der Zuſammenhang der Geſetzesſtelle kaum bezweifeln." [Vgl. dazu die bekannten Belege, in den „Anmerkungen" zu: „4. Liebeslieder", Nr. 1—3.]

Der ſtiliſtiſche Irrtum.

Wir ſehen alſo, daß auch Uhland jenen ſtiliſtiſchen Irrtum geteilt hat, welchem zufolge die bekannte Kapitularſtelle ſo gedeutet wurde: „Die Nonnen ſollen keine Winelieder ſchreiben oder ſchicken, auch keine Lieder über ihre Bleichſucht." Wir wiſſen jetzt, daß die Stelle zu überſetzen iſt: „Die Nonnen ſollen auf keinen Fall im Kloſter Winelieder aufzuzeichnen oder etwa gar aufzuführen ſich unterſtehen. Und es iſt Bericht zu erſtatten über ihre Bleichſucht, „wegen" der Verminderung des Blutes. —" Über das propter der Stelle iſt ebenfalls noch ein Wörtchen zu ſagen. Ganz unlateiniſch wäre es, dieſe Präpoſition von dem Subſtantiv pallor abhängen zu laſſen und folgendermaßen zu überſetzen: „Und es iſt Bericht zu erſtatten über ihre Bleichſucht, welche infolge des Aderlaſſes entſtanden iſt." Gerade umgekehrt iſt der Sinn der Stelle (vor propter muß notwendig ein Komma geſetzt werden!): „Und es iſt Bericht zu erſtatten über ihre Bleichſucht, damit (oder: „auf daß") durch den Aderlaß Vorbeugungsmaßregeln dagegen getroffen werden können." —

Bleichſucht und Aderlaß.

Wir haben uns alſo zu denken, daß die Nonnen durch das abgeſchloſſene Leben, durch den mangelnden Geſchlechtsverkehr uſw. bleichſüchtig wurden, und daß man ſie durch den Aderlaß wieder auffriſchen wollte. (Keineswegs etwa ſind die Nonnen durch den Aderlaß bleichſüchtig geworden; vielmehr umgekehrt: durch den mangelnden Aderlaß!) Dieſe künſtliche Art der Erneuerung des Stoffwechſels war aber unter Umſtänden mit Schwierigkeiten verknüpft, denn der Aderlaß konnte nur durch die Bader oder Scherer vorgenommen werden, welche alſo zu dieſem Zwecke die Nonnenklöſter betreten mußten. Ganz abgeſehen von geſchlechtlichen Gefahren, die ſich hierbei etwa ergeben konnten (dieſes Motiv wird gewöhnlich überſchätzt), ſo galten bekanntlich Bader und Scherer ſeit Alters als anrüchige Charaktere. Sie gehörten zu den ſog. „unehrlichen" Leuten; Näheres darüber z. B. bei Dr. Otto Henne am Rhyn, Kulturgeſchichte des deutſchen Volkes I, Berlin 1886, 298 (woſelbſt auch der ſpäteren Verſuche, den Stand zu heben, gedacht wird). Höchſtwahrſcheinlich hatte

der alles bedenkende Kaiser Karl bereits die Anstellung von aderlaßkundigen Klosterfrauen ins Auge gefaßt.

Die Aderlaßbinde.

Daß man zur Karolingerzeit, namentlich in den Nonnenklöstern, bereits mit dem „Selbst-Aderlaß" (*‚αὐτοφλεβοτομία'!) vertraut gewesen sein muß, scheint aus der bedeutenden Rolle hervorzugehen, welche die Aderlaßbinde im späteren Mittelalter, und noch in der Neuzeit, gespielt hat. Man unterschied zwei Arten solcher Binden, deren Zweck und Einrichtung von einander abwichen. Man vgl. hierüber, was im Brockhaus I[14], Leipzig 1894, 141[b]f. gesagt wird (s. v. „Aderlaß"): „Die Operation des Aderlassens geschieht vorzugsweise am Arme, an der in der Beugeseite des Ellbogengelenks liegenden Vena mediana, selten am Fuße, an den Halsadern und andern Stellen. Man umwickelt zuvor das Glied oberhalb der Operationsstelle fest mit einer Binde, damit der Rückfluß des Blutes durch die Hautvenen gehemmt [142[a]] wird und das Blut sich in letzterem staut und sie auftreibt. Hierauf macht man in die gewählte Vene einen Stich mit dem Aderlaßschnepper oder besser mit der Lanzette und läßt nun ein bestimmtes Quantum (180—150 g) Blut ausfließen. Kommt der Blutfluß ins Stocken, so läßt man Hand und Finger, beziehentlich Fuß und Zehen der operierten Seite, kräftig bewegen, worauf das Blut meist wieder zu fließen beginnt. Man bedeckt die Wunde mit einer Kompresse, die vermittelst einer Binde befestigt wird, und läßt den Arm 24 Stunden ruhig halten.

Abarten der Binde.

Die zweite Art der Aderlaßbinde könnte wohl gemeint sein in den beiden Zitaten im DWB. VI, Leipzig 1885, 270: „*lassbendel*, m. Binde zum Aderlassen: fasciola lossbendel Dief. 226[c]; da du den linken arm von oben herab recht wol reibest, und nach dem reiben wol hert bindest mit einem wüllin lassbendel, auf das das plütt dem binden und schmerzen nachziehe. *II. Braunschweig* chirurg. (1539) 17." — Auf die erste Art dagegen (die „Unterbindungsbinde") scheinen die mehr allgemein gehaltenen Zitate zu gehen: 1. DWB. VI, 241: „*lässerbinde*, Binde, die der Bader beim Aderlassen gebraucht: fasciola lesserbind Dief. 226[c];" 2. ebda. 270: „*lassbinde* f. fascia qua ligatur incisa vena Frisch 1, 579[b]!" Doch können, wie leicht ersichtlich, die beiden Arten auch promiscue auftreten.[1])

Aderlaßbinde als Geschenk.

Die zweite Art der Aderlaßbinden war sicherlich als Geschenk-Artikel sehr beliebt. Man trug den Arm in einer langen Schleife, die vermutlich um den Hals gewickelt wurde und äußerlich Gelegenheit zur Anbringung von Dekorationen, Ornamenten usw. bot; man denke an gestickte „Schlummer-Rollen" u. dgl. (Ob sich etwa noch in Museen alte Aderlaßbinden erhalten haben?) Die weibliche Kunst und Erfindung

[1]) Nicht heranzuziehen ist: „*lassband* n." (DWB. VI, 270): „ein rotes Band, welches die Balbierer Sommers, zur Zeit der Rosenblüte aushiengen, zum Zeichen daß gut aderlassen sei! Frisch 1, 579[b]."

konnte sich hier als „Handarbeit" reich entfalten, doch waren gewiß solche Binden auch im Handel zu erwerben.

Heinrich und Margaretha.

Es kam vor, daß geistliche Herren, Würdenträger der Kirche, solche Binden an geistliche Damen verehrten; mit entsprechendem Begleitschreiben. Eine solche „Dedikation" sendet am 15. August 1346 Heinrich von Nördlingen an Margaretha Ebner, nebst folgender brieflicher Widmung (XLVI, 73ff. Strauch[1]): ‚ich send dir auch ain binden, da mit du verbinden solt die audern deins kusches blutz luters, von minen brait und gross. di sol gemain sein dir und unsern lieben kinden, so sie lassendt, wan ich getrau, das si von dir in sie hailsam gnad tragen sol.' Diese Aderlaßbinde soll also bei den Klosterfrauen der Ebnerin nach der Reihe als Amulet herumgehen. Die Heilwirkung wird alsdann, im Andenken an den verehrten Heinrich von Nördlingen, nicht ausbleiben. Wir begegnen hier ähnlichen Vorstellungen, wie solche bereits oben S. 92 („Der Aberglauben") angedeutet worden sind. Heinrich und Margaretha wechseln offenbar „geistliche Liebesbriefe" (vgl. oben S. 88). Existiert hat also eine solche Gattung auf jeden Fall; nur ist sie nicht mit den winiliod in Zusammenhang zu bringen! Die phantastischen Torheiten und der schwülstige Stil des mystischen Zeitalters sind in Heinrichs Briefen schon völlig entwickelt. So ist es z. B. höchst charakteristisch, wenn Heinrich die Adern des „keuschen lautern Blutes" der Margaretha als „von Minnen breit und groß" bezeichnet. Es erinnert dies an jene Vorstellung, welche die Aderlaßwunden mit den Kreuzesmalen Christi vergleicht; eine Idee, die später in der Mystik bis zur geschlechtlichen Umdeutung sich versteigt. Von hier bis zu den hellsehenden und Wunder verrichtenden Klosterfrauen ist nur noch ein kleiner Schritt. Grund genug für die Gesetzgebung, sich mit der Angelegenheit zu befassen! Dem Unfug der „Stigmatisation" und allem, was damit zusammenhing, mußte rechtzeitig gesteuert werden. Trotzdem haben sich ähnliche Vorfälle bis in die jüngste Zeit stets wiederholt.

Die Epigonen.

Gewisse Übelstände in Pensionen und Alumnaten sind eben von jeher fühlbar gewesen. In Immermanns Zeitroman: „Die Epigonen. Familien-Memoiren in neun Büchern" sagt

---

[1]) Philipp Strauch, Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen, Freiburg u. Tübingen 1882. — In den Anmrkgn. zitiert Strauch: „Barack, Teufels Netz, S. 322ff.: Seuse's Schriften ed. Denifle 1, 161; Merswin, vier Jahre 62. Über die Aderlasser in Klöstern, minutores, s. Du Cange-Henschel 4, 423 s. minuere. — Strauch konstatiert auch richtig das Vorhandensein von Aderlaßregeln und -zeiten (im Predigerorden viermal jährlich). Doch irrt er wohl mit der Behauptung, Karl der Große sei schon bemüht gewesen, den allzuhäufigen Aderlaß durch Gesetz zu beschränken. (Gerade umgekehrt!) — Wie steht die Menstruation zum Aderlaß?

der Edukationsrat (S. 170 Reclam): „Gute, reinsittliche Kinder gehören nirgends anders hin, als unter die Flügel der Mutter, und das neuere Pensionswesen führt nur zur Koketterie oder zur Bleichsucht." Beachtenswert erscheinen auch (ebda. S. 429f.) die Mitteilungen der alten Schaffnerin (einer „ehemaligen Klosterjungfrau") über die Torheiten der Nonnen:

Das Jesulein.

„Sie wußte hundert lächerliche Geschichten von den kleinen Intriguen jenes Zwanges zu erzählen, und wie die Nonnen sich die lange einförmige Zeit durch allerhand seltsame Spielereien verkürzt hätten.

„Einer dieser Zeitvertreibe, sagte sie, war das Spiel mit dem Jesulein. Jede der Klosterschwestern hatte so ein Püppchen in der Zelle, welches sie auf das Köstlichste aufputzte, alle Abende entkleidete und mit zu Bette nahm. Man nährte es, wartete es ab, behandelte es völlig wie ein lebendes Kindlein. Wenn dann die Nonnen zusammenkamen, so erzählte eine jede, wie klug ihr Jesulein sei, der Einen ihres konnte schon lesen, ein anderes lernte das Zimmerhandwerk, ein drittes hatte der Mutter die Brust wund gesogen, daß sie Umschläge auflegen müssen, und was der Possen mehr waren. Die Äbtissin sah der Sache lange nach, endlich hielt sie sich doch in ihrem Gewissen verbunden, die fromme Tändelei dem Beichtvater zu entdecken, durch den es vor den Bischof kam. Dieser traf plötzlich eines Tages im Kloster ein, hielt eine strenge Visitation und predigte scharf gegen Profanation der heiligen Dinge, worauf denn die Jesulein abgeschafft werden mußten, [430] und wir nicht mehr die Mütter Gottes spielen durften. Einige Schwestern aber behaupteten nach diesem Verbote ganz treuherzig, das Milchfieber zu haben."

Das „Rosenblut".

Auf die Verirrungen der Mystik näher einzugehen, würde sehr der Mühe lohnen; doch ist hier nicht der Ort dazu. Ich gedenke, in meiner Ausgabe der „geistlichen Prinneln" Rosenplüts mich eingehend mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Daselbst soll auch die wichtigste Literatur mitgeteilt werden. Hier sei vorläufig nur bemerkt, daß später in den Brüdergemeinden und bei den Herrnhutern die uralte anthropologische Tradition der Blutbrüder- und Blutschwesterschaft noch lange weiterlebt. Das „rosenfarbene Blut Christi" (ob hier eine geheimnisvolle Beziehung zu dem Dichternamen „Rosenplüt" vorliegt?) war eben „ein ganz besondrer Saft", ein Lebenskitt für große Kultgenossenschaften. (Welche Gottheit der germanischen Mythologie, resp. welcher Heilige der katholischen Kirche, mag wohl für Christus zu substituieren sein?) Dieses bindende Element vereinigt aber nicht nur die Homoseruellen, sondern auch die Heteroseruellen. Im Ehebunde fließt die Blutbrüderschaft mit der Blutschwesterschaft zusammen.

Das Brüdergesangbuch.

Sehr bemerkenswert sind hier einige Lieder des sog. (böhmischen) „Brüdergesangbuches" (v. J. 1735), woselbst auch häufig das „Jesulein" auftritt. Wir zitieren als besonders charakteristisch

die Nr. 2114 (Mel.: Wenn wir arme ſünder etc.), ein Brautnachtlied (Chriſtus als Hymen?) [vgl. Dehmel, Die zweite Nacht.]:

[1]. Knäbelein! dein männlichs Weſen
iſt mir armen zum geneſen,
daß ich, als ein ſtreiter-knabe,
theil an deiner kindheit habe.

2. Deine heilge erſte wunde
ſalbe mich zum ehe-bunde,
auf dem gliede meines leibes,
das zum nutzen meines weibes;

3. Und das purpur-rothe öle
fließ auf meine prieſterhöhle,
und ſie recht geſchicklich mache
zu der procurator-ſache:

4. Daß ich meine theure riebe
mög umfaſſen mit der liebe,
damit du dein Weib umfangen,
als es dir zur ſeit ausgangen.

5. In dem blutgen liebesſchmerze
ſegne ich mein eheherze,
und das Blut der erſten wunde
macht das öl beym ehe-bunde.

Aus Strophe 4 erſehen wir die bekannte Antitypie: Chriſtus iſt Adam, Eva iſt ſeine Rippe. Chriſtus wird auf dieſe Weiſe gar zum Ehemann; ſeine Eva iſt eben jede beliebige Seelenbraut. Alle dieſe Beziehungen der männlichen und weiblichen Kultgemeinden zur menſchlichen Ehe ſind bisher noch wenig oder gar nicht behandelt worden; auch in dem ſonſt guten Buche von Weſtermarck fehlt derartiges gänzlich.

Ehestand und Jesusliebe.

Wie leicht konnte alſo nun Brauch und Sitte von Ehe und Brautſchaft auf die Kloſterliebe zum Jeſulein übertragen werden! Der winnasangh (vgl. oben S. 111—113) wurde am Ende gar ebenfalls geiſtlich umgedeutet. Die Novize, die den Schleier nimmt, wird vom Seelenbräutigam heimgeführt. Es muß bei dieſer Zeremonie ziemlich ſtürmiſch hergegangen ſein; vgl. Bruinier, Das deutſche Volkslied, S. 33: „Die Ehe gilt nach altfrieſiſchem Rechte erſt dann für geſetzmäßig, 'wenn die freie Frieſin gekommen iſt in des freien Frieſen Gewalt mit Hornes Laut und mit der Dorfgenoſſen feſtlichem Schall, mit der Feuer Brand und mit Wonneſang'," uſw. Vgl. Kögel, L. G. I, 1, 45 und in Pauls Grundriß II, 1² [1901], 40: „... mit hœrnes hluud ende mit bura œnhlest. mit bâkena brand ende mit winnasangh ...; der winnasangh bei der Heimleite, ein Chorlied ritualen Charakters, wie zu vermuten, erklärt ſich durch ahd. wunnisangôn jubilare Graff 6, 255 f. Neocorus hat davon nichts, denn zu ſeiner Zeit war der wunnisang ſchon durch Spielleute erſetzt: de brût. als vor-

bemelt. kumbt mit rütern, wagen und spellüden nâ des brûdegames begeren unde verordening an. Unter bestimmten Zeremonien wird sie ins Haus geleitet (Neoc. 115) usw."

Björnsons Brautmarsch.

Die allmähliche Verdrängung des Gesanges durch die Instrumentalmusik läßt sich auch bei den Norwegern beobachten. Man lese Björnsons Novelle „Der Brautmarsch" (deutsch von Wilhelm Lange, bei Reclam) und man wird einige germanistische Beobachtungen machen.[1]) Sollte nun einst der Versuch gewagt worden sein, bei der „Heimführung" einer „Himmelsbraut" ähnliche turbulente Szenen zu veranlassen? Kombinieren läßt sich dergleichen ganz wohl, nur leider nicht beweisen. Und selbst wenn winnasang wirklich eng mit winiliod verwandt sein sollte (vgl. oben S. 113), so ist ja bekanntlich aus unserer Kapitularstelle kein fester Anhaltspunkt über den direkten Zusammenhang der winiliod mit Liebesbräuchen zu gewinnen.

Die Umdeutung der Bräuche.

Immerhin ist jedoch soviel als gesichert zu betrachten, daß die mit allen weltlichen Liedern einst untrennbar verbunden gewesenen Handwerks- und Gewerbebräuche, oft abergläubisch-mythologisch umgedeutet, im Kloster, bei der veränderten Beschäftigung, zu ganz seltsamen Bedeutungen gelangten. Mißverständnisse waren dabei keine Seltenheit.

Männliche und weibliche Winnelieder.

Es ist zu vermuten, daß alle Abarten des deutschen Winneliedes in den Klöstern gepflegt wurden; die männlichen bei den Mönchen, die weiblichen bei den Nonnen. Diese Zweiteilung ergibt sich nach dem eigenartigen Charakter der Berufsarbeit, die für beide Geschlechter verschieden war. Die agrarischen und häuslichen Beschäftigungen, deren Geräusch dem Refrain der Lieder als Vorbild diente, sind bei der gewissenhaften Ökonomie des geistlichen Zusammenlebens ganz unentbehrlich. Sie werden keineswegs von gedungenen Lohnarbeitern, sondern von den Kloster-Insassen selber ausgeübt. Man denke an die abkommandierten Handwerker einer militärischen Kompagnie! Dieses sparsame System fristet dem Winneliede auch beim Klerus ein langes, ja ein unsterbliches Leben. Doch ergaben sich naturgemäß gewisse Modifikationen. Das weltliche Element tritt zurück und macht dem geistlichen Platz. So ist hier bereits der Grund für das allmähliche Verblassen der Erwerbslieder zu suchen. Die Fortschritte der Kultur beschleunigen dann die Umgestaltung der ganzen Art. Doch schimmern deutlich noch die Rudimente hervor, so daß der Kundige Rekonstruktionen wagen darf.

---

[1]) Auch musikalische Studien sind nicht ausgeschlossen. Am Schlusse der Übersetzung findet sich die Notiz: „Die Musik des ‚Brautmarsches' unter dem Originaltitel: ‚Brudeslåtten' von Thorald Jerichau ist erschienen bei Lose in Kopenhagen (Dresden, B. Friedel)."

Das Säemannslied.

Gab es deutsche Säemannslieder? Diese müßten von männlicher Natur gewesen sein, denn das Säen ist nur scheinbar eine leichte Arbeit. Sie wird nicht von Frauen, sondern von jungen Männern vorgenommen (vgl. oben S. 122) und erfordert eine sichere Hand, einen festen Griff, sowie namentlich ein kräftiges, gleichmäßiges Dahinschreiten (in der holperigen Ackerfurche?). Die Arbeit des Säemanns wird taktmäßig vollzogen, wie das Dreschen. (Bezeichnend für diese Verwandtschaft ist vielleicht das ebenfalls schon seit geraumer Zeit zu konstatierende Vorhandensein der Säemaschine, neben der Dreschmaschine.) Mithin sind Säelieder zu vermuten!

Kalender-Verse.

In gedruckten Kalendarien findet man etwa seit der Mitte des 15. Jh.s zum Oktober ein Monatsbild, das den Säemann bei der Arbeit vorstellt. Wiederum erscheint hier diese Figur als ein bartloser junger Mann. Zwei Reimpaare erklären das Medaillon. So heißt es z. B. in dem ‚Zů Augspurg von Hannsen Schönsperger' im Jahre 1495 gedruckten Kalender, Bl. c. IIIJ b:

In gottes namen amen
Säe ich meinen Samen
Ich bit dich herr Sant Galle
Das er mir nützlich falle.

Der heilige Gallus hat seinen Tag am 16. Oktober. Zu diesem Schutzpatron flehten also die Säeleute. Ob sich in jenen beiden Reimpaaren der Anfang eines Säemannsliedes erhalten hat? Das Nachklingen einer solchen Gattung wäre vielleicht bei Matthias Claudius nachzuweisen; vgl. sein Lied: „Am Grabe".[1])

1. Der Sämann säet den Samen; die Erd' empfängt ihn und über ein Kleines keimet die Blume herauf. (5 Strophen.)

Kult und Lied.

Idg. Säerlieder sind vielleicht in den Gesängen und feierlichen Umzügen der fratres arvales zu vermuten. Agrarischer Kult ist immer der Urgrund des winiliod! Auf einem Irrtume beruht dagegen, was bei Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus,[2] Leipzig 1899, 321, Anm.[1]) über den versus Saturnius gesagt ist. Dieser metrische Terminus bezieht sich nicht direkt auf Säemanns- oder überhaupt landwirtschaftliche Verhältnisse, sondern bedeutet: „altfränkischer, antediluvianischer Vers, gewissermaßen noch aus dem Saturnischen Zeitalter herrührend" (gütige Mitteilung von Herrn Prof. Dr. August Brinkmann, jetzt in Bonn). Allerdings werden die Themata für solche

[1]) Liederbuch des deutschen Volkes. Hrsg. von Carl Hase, Felix Dahn und Carl Reinecke. Neue Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1883; Nr. 999.

uralten Gesänge überwiegend von agrarischer Natur gewesen sein, so daß sich die beiden Deutungen des Ausdrucks vielleicht berühren könnten.

Der Säemann.

Heutzutage präsentiert sich uns der Säemann stets als eine vereinzelte Gestalt, und ebenso erscheint er bereits seit dem Mittelalter, auf den Monatsbildern, in Kalendarien des fünfzehnten Jahrhunderts und der folgenden Jahrhunderte. Nur auf ganz großen Ackerflächen erblicken wir vielleicht mitunter mehrere Säer gleichzeitig, die dann aber jedesmal so weit von einander getrennt sind, daß sie nicht in eine gegenseitige Verbindung oder eine gemeinsame Aktion eintreten können.

Die Säer-Abteilung.

Das muß in der Urzeit anders gewesen sein! Wir haben uns hier eine geschlossen marschierende, oder doch wenigstens eine unter sich im Konnex befindliche Säer-Abteilung vorzustellen, die ein gewisses Arbeitsquantum vereint erledigt. Analog ist das Dreschen, wobei noch heute eine Dreiheit beisammen ist, wenn es ausnahmsweise immer noch mit der Hand und dem Flegel geschieht. Man denke sich, wie schon gesagt, das Säen ja nicht als eine allzu leichte Tätigkeit! Diese Verrichtung erfordert, gleich dem Dreschen, großes Geschick und starke Ausdauer; weshalb sie denn auch am besten in Gemeinschaft mit anderen, sowie taktmäßig, vorgenommen wird. Die Säemaschine scheint dem alten Zustande dadurch wieder nahezukommen, daß sie die Arbeitskraft mehrerer Landleute in sich vereinigt und so in kurzer Zeit ein großes Pensum zu absolvieren imstande ist. (Ich setze voraus, daß dem Leser die Konstruktion und die Anwendung der Säemaschine durch Autopsie oder Abbildungen bekannt sind. Die einfache Pferdekraft, im eigentlichen Sinne des Wortes, spielt bei diesem Instrumente noch eine Rolle; Dampf und Elektrizität fehlen hier bisher.) Alles dies scheint vielleicht dafür zu sprechen, daß es einst gemeinschaftliche Säemannslieder gegeben hat.[1]) Für die Rekonstruktion des idg. agrarischen Opfer-Rituals ist diese Annahme fast unentbehrlich. Die schleudernde Handbewegung der Säenden opfert die Erstlingskörner des Getreides auf dem Altar, dessen Flamme diese Gaben verzehrt. Dabei stimmen die Jünglinge, im Gleichschritt die Opferstätte umschreitend, das Säerlied an.

Das Schnitterlied.

Aussaat, Frucht und Ernte werden symbolisch verglichen mit Geburt, Tod und Auferstehung. Ein schwermütiger Inhalt scheint den Säerliedern eigentümlich gewesen zu sein. Das gleiche gilt von den Schnitterliedern. Das Fallen der Garben

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Frage aufwerfen. Kennt vielleicht jemand ein Lied (oder Gedicht), das mit den Worten beginnt:

„Der Sämann streut mit starker Hand
Den Samen aus ins weite Land."?

gemahnt den ariſchen Agrarphiloſophen wiederum an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. („.... Geburt und Grab, Ein ewiges Meer, Ein wechſelnd Weben, Ein glühend Leben,...."!) Der urſprünglichſten Art des Schnitterliedes ſcheint ſich zu nähern Nr. 773 bei Böhme, Volksthüml. Lieder d. D. i. 18. u. 19. Jh., Leipzig 1895 (S. 592). Es iſt dies allerdings ein Kunſtlied, gedichtet 1870 von Joh. Ludwig am Bühl, das jedoch, obgleich es mehrfach komponiert wurde, meiſt nach der bei Böhme aaO. mitgeteilten Volksweiſe geſungen worden zu ſein ſcheint (Weſtfalen, Kreis Waldbroel, 1892):

1. Laß' dich ſchneiden, laß' dich ſchneiden,
Ernte reif und warm!
Sieh, ein Mädchen voller Freuden
Sammelt dich im Arm.

Im ganzen ſechs Strophen. Die vierte bringt das memento mori, die fünfte den Auferſtehungs-Gedanken: Das memento mori.

4. Einſt auch fall' ich Schnittermädchen
So dahin, dahin —
Und es regt ſich wohl kein Blättchen,
Daß ich nicht mehr bin.

5. Aber Frühlingsodem wehet
Ueber Grab und Flur,
Und aus toter Hülle gehet
Schönere Natur.

Weit verbreitet war das im Wunderhorn als „katholiſches Kirchenlied" bezeichnete 6ſtrophige Stück, verkürzt, wie Böhme meint: „Der Tod als Schnitter" (Erk-Böhme III, Nr. 2152), welches zuerſt 1637 in Regensburg geſungen worden ſein ſoll und auf ein „aktuelles" Erlebnis anzuſpielen ſcheint (Tod eines jungen adligen Fräuleins? Vgl. Erk-Böhme III, S. 850). Eine mit transponierter Melodie verwandte 9ſtrophige Faſſung (nach Böhme die urſprüngliche) ſteht bei Böhme im Altd. Lb., Leipzig 1877, als Nr. 650; der Herausgeber bemerkt dazu (aaO. S. 759): „Das Lied iſt ſeit der Mitte des 17. Jahrh. auf fl. Bll. gedruckt worden und in kathol. Geſangbüchern und weltl. Liederbüchern zu finden. In verkürzter Geſtalt tritt es im Wh. I, 55 (n. A. I, 159) auf. So auch bei E. Meyden, Kölns Vorzeit 270; Simrock, Volksl. Nr. 371. — Durch die Ausgabe im Whorn. iſt das Lied auch in proteſt. Ländern verbreitet worden und dadurch Goethes Ausſpruch in ſeinen Rezenſionen zum Wunderhorn (Goethes Werke 33, 186) in Erfüllung gegangen: ‚Katholiſches Kirchen- und Todeslied, verdiente proteſtantiſch zu ſein'". Der Tod als Schnitter.

Die kürzere, 6ſtrophige Faſſung hat ſich bis heute erhalten und wurde mehrfach komponiert; nach Böhme, Volksthüml. L. d. D., S. 591, u. a. auch von Mendelsſohn. Daſelbſt als „Der Schnitter Tod".

Nr. 772 gibt Böhme die moderne Fassung unter dem Titel: „Der Schnitter Tod" mit der beliebten Melodie von Luise Reichardt a. d. J. 1819. (Beliebter ist die Komposition von Brahms.) Ich setze die erste Strophe dieser jüngsten Fassung her:

1. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut' wetzt er das Messer Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein! Hüte dich, schön's Blümelein!

Binnenreim als Refrain.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir den Binnenreim der dritten und vierten Zeile, der überall durchgeführt ist, (auch in allen 9 Strophen der längeren ältesten Fassung), als den lautmalenden Refrain des Schnitterliedes ansehen. (Klang, Ton oder Geräusch?) Bei Messer : besser wird etwa die Sense auf dem Schleifsteine gewetzt, und bei schneiden : leiden wird sie auf dem Streichriemen probiert! (Man vergleiche, was oben S. 139 f. und S. 142 über derartige onomatopoetische Kehrreime vorgetragen wurde.) Die Musikverständigen mögen entscheiden, ob etwa in der älteren Volksmelodie oder in der scheinbar nicht ganz ebenso melancholischen Kunstweise der Luise Reichardt (die „Vorschrift" lautet hier bei Böhme „Gemächlich") der Versuch gemacht worden ist, jene charakteristischen Töne nachzuahmen. Daß bereits die älteste Fassung den Tod in einem Blumengarten mähen läßt, anstatt im Ährenfelde, ist jüngere Übertragung (Paradies?), tut aber nichts zur Sache. Die alte Idee lebt auch sonst noch, im Reformations-Zeitalter

Der Totentanz.

so gut wie heute. Man denke an die Totentänze des Hans Holbein, wo neben den Klängen der Sense auch noch das schaurige Klappern des Knochengerüstes zu vernehmen ist. (Saint-Saëns, Danse macabre.) In dieser Fassung ist die Idee dramatisch gewendet: der Tod verschont keinen Stand, kein Alter, kein Geschlecht; Stände, Altersklassen und Geschlechter entsprechen den Blumen des Gartens.

Das Totenlied.

Weitere Literatur über die Schnitterlieder — ein bisher noch arg vernachlässigtes Gebiet! — findet man in der sehr instruktiven Abhandlung von E. K. Blümml (Wien): „Germanische Totenlieder, mit besonderer Berücksichtigung Tirols"; erschienen im „Archiv für Anthropologie", N. F. V, Heft 3 u. 4, Braunschweig 1906, 149—181; das. S. 161b. Wir werden auf diese Arbeit noch öfters zurückgreifen müssen.

Dreschen und Mahlen.

Bevor nun in der Mühle das Korn anlangt, muß es unter dem Taktschlag des Dreschflegels den Halmen oder Grannen abgerungen werden. Beide Tätigkeiten, das Dreschen und das Mahlen, sind Veranlassung zum Entstehen von Arbeitsliedern gewesen; von Arbeitsliedern mit lautmalendem Kehrreim.

Die zahlreichere Schar möge zuerst vor uns aufmarschieren: Das Müllerlied.
— es sind die Müllerlieder, die eine lange und noch keineswegs in allen Punkten aufgehellte Entwickelungsgeschichte besitzen; vom lesbischen ἄλει, μύλα, ἄλει bei Plutarch (Bücher[1], Leipzig 1896, 38; Abhdlgn. d. philol.-hist. Kl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. W. 39, 17,[5]) bis zu den Liedern Wilhelm Müllers oder gar zu Richard Dehmels „Mühlenlied" [sic?] mit dem wuchtigen Refrain: „Mahle, Mühle, mahle!" Die deutschen Urzustände[1]) müssen zunächst rekonstruiert werden, bevor wir auf diesem Gebiete völlige Klarheit erlangen können. Vor allen Dingen sind Wassermüller-Lieder und Windmüller-Lieder auseinanderzuhalten. Im Kinderliede lebt heute wohl nur noch die zweite Gattung („Es klappert die Mühle, die Klipp und die Klapp!"); die erste ist aber älter und war vermutlich einst auch reichlicher vertreten. (Über altdeutsche Mühlen, und was damit zusammenhängt, vgl. Heyne, Wohnungswesen, im Register 400[b]; bes. 198 über die Wassermühle als Vorwerk.) Auch Wassermühlen klappern.

Höchst eigentümlich ist die Rolle, welche die „schöne Müllerin" (Erk-Böhme I, Nr. 155—156[b]) in diesen Liedern spielt. Sie ist kokett, viel umworben und betrügt zuweilen ihren Mann (mit Geistlichen?). (Vgl. Böckel, Nr. 67.) Die Mühlen lagen abseits, oft versteckt im Walde; so konnte sich die ganze Romantik des Räuber- und Liebeslebens über diese geheimnisvollen Schlupfwinkel ausbreiten. Es ist sicherlich kein Zufall, wenn der Volksmund den Müller als Dieb, zugleich aber auch als großen Buhler bezeichnet. Weber und Schneider stehen, was ersteres betrifft, im gleichen Verdachte; vgl. die Sprichwörter bei Wander III, 759, 1—5. Daneben tritt aber beim Müller der erotische Zug hervor. In einem sehr derben Windmüllerliede lautet die erste (und einzige?) Strophe: Die schöne Müllerin.

Und der Windmüller mahlt,
Wenn der Wind gut geht,
Und er liebt [Euphemismus] seine Frau,
. . . . . [Parallele zu Zeile 2]

Bemerkenswert erscheint der Umstand, daß Wasser- und Windmühlen ja eigentlich als Maschinen bereits auf einer Stufe stehen mit Säe- und Dreschmaschine. Die ursprünglichste Form der Mühle war die Handmühle, das mühsame Zerreiben des Getreides zwischen Steinen. Hierbei ist eine sitzende oder gebückte Haltung unerläßlich; das gleiche beobachteten wir beim Winiliod (vgl. oben S. 148). Die ἐπιμύλιοι ᾠδαί haben daher oft eine gequälte, gedrückte Gemütsverfassung zum Ausdruck gebracht (was allerdings im allgemeinen kein Charakteristikum des Die Handmühle.

[1]) Vgl. z. B. die oben S. 61, Anm.[2]) zitierte Schrift.

winiliod zu sein scheint). Internationale Beispiele findet man bei Bücher aaO. S. 38—40 (am bekanntesten ist wohl die Stelle bei Homer, Od. 20, 105 ff.). Bücher scheint mir jedoch zu weit zu gehen, wenn er sagt (S. 40): „Inhaltlich zeigen alle diese Gesänge einen gemeinsamen Charakterzug: sie knüpfen an die Lage der Arbeitenden an; sie enthalten Gelegenheitspoesie — hierin sehr unähnlich den „Müllerliedern" der modernen Goldschnitt-Lyrik, welche allgemeine Gefühle zum Ausdruck bringen und selbstverständlich auch in formaler Beziehung mit dem Rhythmus des Mahlens nichts zu tun haben. Die Wind- und Wassermühle erfordert überhaupt kein rhythmisches Arbeiten. Auch bei den verschiedenen Formen der Handmühle sind verschiedene Körperbewegungen nötig, und vermutlich wird sich das auch in dem Rhythmus der dazu gehörigen Gesänge ausgesprochen haben." Hiergegen ist einzuwenden, daß die Arbeitspoesie, gleich allen Bräuchen, höchst konservativ auftritt. Mit Zähigkeit halten sich noch Lieder und Kehrreime, wenn die alten Arbeitsformen längst verschwunden sind. (Der lautmalende Refrain: „Die Klipp, die Klapp!" scheint übrigens erst mit der Windmühle, also mit der jüngsten Mühlenform, aufgekommen zu sein! Mit Zähigkeit hält sich auch das feminine Element der Müllerlieder: die Sklavinnen seufzten unter der Last harten Frohndienstes; sie schmachten alle nach der Erlösung (von seiten des Herrn!). Als später die Ehe (Monogamie) auch in der Mühle einzieht, ändert sich das Verhältnis etwas; der feminine Zug bleibt jedoch bestehen. Die Müllerfrau hält es nun oft mit dem Großknecht (vgl. oben S. 103!), da der Müller häufig auf Reisen abwesend ist, um Korn einzukaufen. Die Tätigkeiten des Mahlens und des Liebens werden als Motive ganz ohne Zwang durch das „obscöne Symbol" miteinander verknüpft (vgl. oben S. 72 u. 143 u.).

Das Flachsrefflied.

Dem Untergang nahe ist die Tätigkeit des Flachsreffens, und auch die Flachsrefflieder, von denen noch weit größere Reste, etwa nur sog. „Rudimente" erhalten sind, dürften denn fast gar nicht mehr als solche bekannt sein. Infolgedessen beschäftigt sich auch die Literatur wenig mit dieser Gattung, während die Mühlenlieder noch bisweilen traktiert werden.[1])

Eine Verbindung des Klosterliedes mit dem Flachsrefflied tritt auf bei Erk-Böhme als Nr. 1565 (III, S. 399; aus Westfalen, Gegend von Soest, 1856); Überschrift: „Klösterlein bauen." Ganz klar ist uns diese Situation heute nicht mehr; doch scheint es sich wieder um das arme schmachtende Mädchen zu handeln, das erlöst werden soll (Nonne und Pater); es sind

[1]) Vgl. z. B.: Arthur Petak, Die Lieder der schönen Müllerin. Ein Beitrag zur Mühlen-Romantik. Progr. d. Staatsgymnasiums z. Iglau. 1906.

5 Strophen. Jedenfalls ist das ganze ein gemeinsames, weibliches Arbeitslied. Ebda. Nr. 1566 [Der Maulwurf (Moll)] ist dagegen ein männliches Arbeitslied (Flachsarbeiter-Gesang) vom Niederrhein, 1886 gehört; die genauere Provenienz, sowie über Milieu und Parallelen, möge man bei Erk-Böhme aaO. nachlesen. Dieser Gesang ist ein sog. „Wiederholungslied".

Karl Bücher über das Flachsreffen.

Die Flachsrefflieder (Erk-Böhme III, Nr. 1560—65) sind dem Stadtkinde deshalb kaum noch verständlich, weil ihm die begleitende Handlung unbekannt ist. Bücher sagt über sie (aaO. S. 40): „Flachsrefflieder finden sich noch zahlreich in Westfalen und im Rheinland. Sie werden beim Abstreifen der grünen Samenknoten des Flachses gesungen, einer ziemlich mühsamen Arbeit, welche mittels eiserner, in die Balken der Scheunenwände eingelassener Kämme geschieht, durch welche die Flachsstengel handvollweise hindurchgezogen werden. In der Regel versammeln sich dabei die Burschen und Mädchen des Dorfes zur freiwilligen Hilfeleistung, und die Lieder, welche sie zu dem taktmäßigen Surren des Kammes singen, tragen den Charakter ausgelassener Neckerei. Aber sie schließen sich, manchmal mit ausgesprochener Nachahmung des Kammschwirrens, unmittelbar dem Rhythmus des Reffens an, wie in folgendem Beispiel aus der Gegend von Dortmund:

Nr. 5.

Boven an de Kökendör
Rem sen jo jo!
Do kümmt der leckere Schlükes dör,
Do seih eck noh.
Mitten unner de Luken,
Rem sen jo jo!
Do sitt de fule Puke!
[41] *Unner on de Pülle,*
Do krast se em Mülle,
Rem sen jo jo!
Du Lecker, du Lecker, huho!

Häufig werden einzelne Zeilen improvisiert oder doch an gewissen Stellen die Namen anwesender Personen eingesetzt. Hie und da wird der Text von einem Vorsänger vorgetragen, und der Chor fällt nur beim Refrain ein; oft gestalten sich diese Lieder auch zu Wechselgesängen zwischen Reffern und Binderinnen."

Literatur.

Bezüglich der Namens-Einsetzung verweist Bücher (aaO. S. 41) auf Reifferscheid, Westfälische Volkslieder, S. 94 ff., 188 ff.; den Wechselgesang betreffend, so zitiert er ebda: Jb. d. Ver.s f. nd. Spr.forschg. 1877, 152 ff.; Firmenich, Deutschlands Völkerstimmen I, 268; III, 175.

Es liegt also im Flachsreffliede ein echtes altes winiliod vor. Alle Merkmale eines solchen stellen sich ein: rhythmischer Arbeitstakt der Melodie, Neckverse, Wechselgesang, Improvisation mit Namens-Einsetzung.

Das Flachsbrechlied.

Das gleiche gilt auch von den Flachsbrechliedern, die noch dazu nur von Mädchen und Frauen gesungen werden (Bücher 41), wodurch der Charakter des winiliod noch strenger gewahrt erscheint. Über das Flachsbrechen belehrt uns wieder

ausführlich Bücher (aaO. 41): „Das bei dieser Arbeit benutzte hölzerne Gerät (Breche oder Brake) besteht aus einem festen Teil, der Lade, welche aus mehreren gleichlaufenden Schienen zusammengefügt ist, in deren Spalten ein einarmiger, an einem Ende um einen Zapfen drehbarer, am andern mit einer Handhabe versehener Hebel paßt. Die gedörrten Flachs- (oder Hanf-) Stengel werden handvollweise auf die Lade gelegt und durch die Abwärtsbewegung des Hebels mehrfach geknickt, wodurch die holzigen Bestandteile von dem Baste getrennt werden. Das taktmäßige Aufschlagen des Hebels auf die Lade ergiebt einen lauten Klang, der, wenn mehrere Brecherinnen beisammen sitzen, sich zu einem sehr lebendigen Rhythmus gestaltet."

Heyne über das Flachsbrechen.

Diese gute Beschreibung wird uns noch anschaulicher, wenn wir die Anmerkung bei Heyne vergleichen: Körperpflege und Kleidung usw. 222[77]. Daselbst ist auch S. 221 f. der Text nachzulesen. Vgl. auch Nahrungswesen 17 f., 70. Den von Bücher (aaO. 41) überlieferten beiden Brechliedern (weibliche Necklieder aus dem Kuhländchen, Mähren) würde man allerdings, ohne die beigefügte Erklärung, den Charakter des winiliod kaum anmerken. Dieselben lauten folgendermaßen:

Nr. 6.

1. *Ei, mei liebes Malchen hie,*
Jetz ist die Reih an dir!
'S is eben an der Zeit:
Ich weiss dein feiner Knecht
Er wart' of dich allein;
Er will dich eba hon.

2. *Er wird schon wegen deiner*
An braunen Standpalz anhan,
A brauner Standpalz
Das is a edle Zier.
Ei mei liebe Frische Lies
Jetz is die Reih an dir!

Nr. 7.

1. *Fritz Steff der steht hübsch feine,*
Er trägt a schwarzbrauns Hütelein,
Das Hütlein steht ihm brave,
Die Sien (Rosina) die hat ihn gerne.

2. *Was würde dem nicht brave stehn,*
Weil er a braver Junggesell is,
A braver und a feiner:
Die Siene is schon seine.

Man vgl. noch bei Erk-Böhme III, Nr. 1558: „Flachsbrecherin", und 1559: „Brechhausliedchen".

Einfluß der Kunstpoesie.

Von einer etwas abweichenden Art ist das bei Max Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jh. II, Stuttg. und Berlin, S. 308 mitgeteilte Lied; Überschrift: „Beim Flachsbrechen". (Mit Noten.) Hier scheint sich jedoch bereits der Einfluß der Kunstpoesie ein wenig geltend zu machen, was vielleicht auch durch die (vom Herausgeber hinzugefügte?) romantische Titelfassung bestätigt wird. In den beiden von Bücher mitgeteilten Liedern zeigt sich dagegen die urwüchsigste Natur. Namentlich Nr. 6, der „Wechsel" zwischen Lieschen und Malchen, die sich gegenseitig mit ihren respektiven „Schätzen" aufziehen, ist sehr hübsch und präsentiert uns, wie auch Nr. 7, einen frauenhaft engen Horizont: Liebe und schöne Kleider, Hüte etc.

Eine dritte Gattung von Flachsliedern, bei Bücher nicht erwähnt, stellt sich uns dar in den Flachsschwingeliedern („Dechslieder"). Über diese Art unterrichten wir uns bei Heyne, Körperpflege und Kleidung 222 f.: „In den mhd. Quellen, die auf die Vorbereitung des Flachses eingehen, werden nur bliuwen, swingen, dehsen und hacheln, hecheln genannt. Das swingen des Flachses oder Hanfes geschieht an einem Gestell, mhd. swinge, mit näherer Bezeichnung als hanfswinge genannt, im Vereine mit dem dehsen, welches das Schwingen stets begleitet und darum öfters auch geradezu statt swingen gesetzt ist; aber das dehsen besteht darin, daß man nach dem eigentlichen Schwingen den an der Schwinge festgehaltenen Flachs oder Hanf noch einmal mit einem Holze oder Eisen abklopft, um die noch haftenden einzelnen holzigen Teilchen des Stengels, die dem Bleuen und Schwingen widerstanden haben, zu [223] entfernen. Das klappende Geräusch des Dechsens wird in einem Kehrreime Gottfrieds von Neifen recht bezeichnend nachgeahmt." (Vgl. das. zu diesem Passus die Anmerkungen 78—81.) Das dreistrophige Lied, in welchem dieser Kehrreim auftritt, lautet so (45, 21—46, 2 Haupt): Das Flachsschwingelied.

Uns jungen mannen sanfte mac'
an frouwen misselingen.
ez kam umb einen mitten tac,
dô hôrte ich eine swingen:
wan si dahs,
wan si dahs, si dahs, si dahs.

Guoten morgen bôt ich ir;
ich sprach 'got müeze iuch êren.'
zehant do neic diu schœne mir;
dar in sô muoste ich kêren:
wan si dahs,
wan si dahs, si dahs, si dahs.

Si sprach 'hien ist der wîbe niht:
ir sint unrehte gegangen.
ê iuwer wille an mir geschiht,
ich sæhe iuch lieber hangen.'
[46.] wan si dahs,
wan si dahs, si dahs, si dahs.

Dieses (nach Haupt unvollständige) Lied habe ich in meiner Doktor-Dissertation (Unechtes bei Neifen; Göttinger Beiträge zur deutschen Philologie, hrsg. v. Wilh. Müller u. Mor. Heyne IV, Paderborn 1888), S. 204—208 dem Neifer gänzlich abgesprochen (vor nunmehr bald 20 Jahren). Heute möchte ich mich doch lieber mit einem non liquet begnügen. Vielleicht dichtete Gottfried das Lied nach einem volkstümlichen Vorbilde (mit demselben Refrain). Zu S. 206 meiner Dissertation bemerke ich jetzt noch, daß die Schwierigkeit der Zeile 45, 33 sich einfach löst, wenn wir den Akzent auf dér legen: ‚Si sprach 'hien ist dér wîbe niht: etc.'; d. h.: „Solche Weiber, wie Ihr zu finden hofft, gibt es hier nicht!" (Man hört ja wohl auch sagen: „Das ist só Eine"; mit besonderer Betonung.) Im Kehrreim hebt sich deutlich ein kräftiger Schlag von drei schwächeren ab; die Melodie ist leider verloren. Auf etwaige obscöne Anspielungen habe ich aaO. S. 207 hingewiesen. Dort Des Neifers Dechslied.

sind als Parallelen höchst passend nachzutragen die DWB. I, 189 gesammelten Stellen aus Hans Sachs und den Fastnachtspielen über das ‚abschütten der agen von den rocken'; eine bedenkliche Spinnstuben-Sitte, die übrigens wohl noch heute nicht ganz vergessen ist. (Vgl. noch Bücher[8], S. 75—86.)

winiliod-Serien.

Über die Spinnerinnen-Lieder haben wir bereits oben S. 143 gehandelt; vgl. dazu noch Bücher aaO.[(1)] 42 f., Erk-Böhme II, Nrr. 838[a. b.] — Diese zuletzt behandelte Reihe von Liedern gewährt uns ein Beispiel für die Erscheinung, daß beim Gewinnen eines und desselben Gegenstandes (also z. B. der Leinwand) eine ganze Serie von winiliod hintereinander aufmarschiert. Die Folge ist aber kulturhistorisch wohl diese: Refflieder, Brechlieder, Dechslieder, Spinnlieder, Windelieder (oben S. 130). Es kommen dann die Weblieder, von denen Bücher 43 f. einige Beispiele mitteilt (Homer, Vergil). Bemerkenswert ist seine Nr. 9, ein litthauisches Spinnerinnenlied von 13 Strophen, „dessen Wortlaut lebhaft an die bei den Mühlengesängen gemachte Beobachtung erinnert" (aaO. 43). Dies bezieht sich wohl auf jene Stelle, wo Bücher sagt (38): „Oft mag es sich dabei [bei den Mühlenliedern] um Improvisationen gehandelt haben, zu denen der einfache Rhythmus des Mahlens die Arbeiterin einlud. Ist doch ähnliches noch in neuerer Zeit bei Negervölkern beobachtet worden." Alle diese Lieder fallen in Büchers erste Abteilung der Arbeitsgesänge, betitelt: „Einzelarbeit und Gesellschaftsarbeit". Er zählt dazu noch die Lieder der Klöpplerinnen (im Erzgebirge), die beim Flechten (von Matten, Körben, Gefäßen) gesungenen Lieder, die Bastlöselieder, die Acker- und Weinbaulieder, die Melklieder, von den Jagdliedern die Marschlieder der Elefantenjäger, dann die beim Tätowieren, bei der Beschneidung und bei der Infibulation gesungenen Lieder, endlich die Wiegenlieder (44—54). Auf alle diese Gattungen soll also zutreffen, was aaO. S. 38 über das älteste Mühlenlied gesagt ist: „Die Verse entziehen sich den metrischen Regeln der Alten, wahrscheinlich weil sie ganz der Bewegung des Mahlsteins folgten, ..." Bastlösen und Wegerichpflücken wird (48 f.) mit Recht zusammengestellt; diese Arbeiten veranlassen die von mir sog. „Rupflieder" (oben S. 142—44). Das Zwiebelsetzen in Kaschmir (49) könnte ein Säerlied „auslösen"; aber es ist weibliche Arbeit. Wir konstatieren somit auch Säerinnen-Lieder. Die Hirtenlieder schließt Bücher (50) aus, weil sie keine „echten Taktlieder" sind. Vgl. über die Hirtenlieder oben (bei uns) S. 65. 116.

Das Melklied.

Echte Taktlieder sind nun aber die Melklieder. Ihr schwermütiger Tonfall dient dem Zwecke, die zu melkende Kuh willfährig zu machen. Sie wird sonst unruhig und wirft etwa

den Kübel um (vgl. in der „Grasmetze" von Hermann von Sachsenheim den Vers 282ª, 287 der Ausgabe von Haltaus: Da schlüg die kü den kübel vmb). Oder sie versteigt sich am Ende gar zu Tätlichkeiten gegen die Melkerin. Beides macht das Geschäft des Melkens unmöglich. Wie man die Pferde durch Pfeifen beschwichtigt, so „stillt" man die Kühe, gleich den Kindern, durch Singen. Auf ostpreußischen Gütern singen die Melkerinnen bei ihrer Verrichtung eine melancholische Strophe:

„Lieber Richard, meinst du's ehrlich?
Oder treibst du's nur zum Scherz?
Glaube mir, es ist gefährlich,
Zu verführ'n ein Mädchenherz!"

Melk-, Wiegen- und Schlummerlieder.

Die Weise ist, mit ihren langgezogenen Tönen, auch den hiesigen (Königsberger) Leierkästen einverleibt worden. Eine große Ähnlichkeit besteht zwischen den Melkliedern und den Wiegen- oder Schlummerliedern. Das darf man jetzt wohl ohne Scheu aussprechen. Aber noch vor circa 50 Jahren hätte es als schwere Barbarei gegolten, die Kinder mit den Kühen auf die gleiche Stufe zu stellen. Das Schlummerlied war von poetischem Glanze umstrahlt („Die Mutterliebe thut kein Auge zu"; usw.), und auch bei schlichten Liebesliedchen, die man als einfache Melkstrophen zur Zeit noch nicht erkannt hatte, fehlte es nicht an ästhetischer Verhimmelung. Nunmehr wissen wir, daß Schlummer- und Melklieder Wirtschafts-Bedürfnisse sind! Mensch und Tier gehören gleichmäßig zur Wirtschaft; vgl. oben S. 131 f. (Apotheose der Mutterliebe noch bei Böckel, Psychol. d. Volksdchtg.) Über die Wiegenlieder später!

Der Kuhreigen.

Verwandt mit den Melkliedern sind die Kuhreigen; vgl. Erk-Böhme III, Nrr. 1471—1480.[1]) Auch die Schweizerbuben-Lieder sind hier wohl noch anzuschließen (aaO. Nrr. 1481 ff., z. B. 1484: „Lied der Alpenhirtin".). Das Melklied kann auch als „Wechsel" auftreten (Duett zwischen Magd und Knecht), wie aus dem seltsamen mixtum compositum im Wunderhorn hervorgeht (I, 198 f. Boxberger = I, 108 Grisebach), welches die Ästhetiker stark beschäftigt hat; etwa in seiner Eigenschaft als „reizend schalkhaft" oder dergl. Goethe bemerkte dazu: „Gar knabenhaft von Grund aus."

Dieses (schwäbische) Kuhberuhigungslied steht in einer 6strophigen Fassung bei Erk-Böhme im II. Bde, unter der Überschrift: „Wer hat das Lieben erdacht?"; mit Literatur-Angaben. Eine Herstellung (in 5 Strophen) versuchte ich:

[1]) In melodiöser Hinsicht ein ungemein wertvolles Motiv, sowohl für die Vokal-, wie auch für die Instrumental-Musik. Bekannt ist z. B. der prachtvolle Kuhreigen aus der Ouvertüre zur Oper „Wilhelm Tell" (1829) von Rossini; zweifellos eine Volksmelodie.

„Das deutsche Lied", Leipzig 1900, S. 169. Hier ist aber auch Strophe III noch zu streichen, da sie eine selbständige Melkstrophe ist; nebst Melodie nachgewiesen von Bücher[2], 1899, S. 105 unter Nr. 44 (aus dem obern Kainachthal in Steiermark). Sie lautet (das Mädchen spricht):

„Meine Mutter hat nur
Ein schwarzbraune Kuh;
Wer wird sie denn melken,
Wenn ich heurathen thu?"

(Der Bräutigam soll Ersatz schaffen; ein Rest der Kaufehe.) Aus solchen fliegenden Strophen setzten sich die Melklieder zusammen.

Männliche und weibliche Arbeitslieder.

Es folgen dann bei Bücher unter den „Arbeitsgesängen" die Abteilungen 2: „Arbeiten im Wechseltakt" (54—60) und 3: „Arbeiten im Gleichtakt" (60—73). Ich möchte mir hier die Anmerkung erlauben, daß diese beiden Abteilungen vorwiegend die männlichen Arbeitslieder umfassen, während die weiblichen in der ersten Abteilung enthalten sind (1. Einzelarbeit und Gesellschaftsarbeit; 37—60). Die leichtere Beschäftigung, meist nur Handarbeit, fällt dem weiblichen Geschlechte zu; sie eignet sich weniger zum rhythmisieren. Das schwere Handwerk dagegen, die Arbeit des ganzen Körpers (Mund, Hand, Rumpf, Knie, Fuß) ist Sache der Männer; hier wird die Arbeit eine taktmäßige. Der Gleichtakt wird für die schwersten Verrichtungen aufgespart, während der Wechseltakt die mittelschwere Arbeit kennzeichnet.[1])

Auffallen muß es, daß Bücher ein 4strophiges Schmiedegesellenlied, das schon seit dem 17. Jh. bekannt ist, sowie ein Böttcherlied, in die erste Abteilung verwiesen hat. Beide gehören in die zweite Abteilung und sind mit den Drescherliedern, vielleicht auch mit den Schnitterliedern zusammenzustellen. (Bücher 54 erblickt das Charakteristikum der 2. Abteilung im Schlagen und Stampfen.)

Bei Friedländer im II. Bde kommen hier die schon halb kunstmäßigen Notenbeispiele in Betracht: S. 306: Dröscherlied; S. 362: Dreschерlied; S. 437: Böttcherlied; vermutlich auch das Schlosserlied, S. 444. Dagegen ist das Jägerlied, S. 438, wohl der ersten Abteilung zuzuschreiben. Die niedere Jagd ist ja noch heute Domäne des weiblichen Geschlechtes (Taubenschlag und Hühnerhof, Gänse- und Entenzucht); ein Rest der Urzeit (Haustiere und Ungeziefer). Der Kaninchenstall!

Das Dreschlied.

Dreschlieder treten erst mit Aufkommen des Flegels hervor (Bücher 54), sind also eigentlich bereits Maschinenlieder! Das

[1]) Diese Scheidung trifft allerdings nur für die historische Zeitperiode zu. In der Urzeit sollen die Männer gefaulenzt und den Frauen die schwerste Arbeit überlassen haben. Aber von der Urzeit wissen wir leider nichts.

orientalische Dreschen mit Ochsen (vgl. Deuteron. 25, 4), deren kräftige Fußtritte man verwertet, erinnert an die menschlichen Stampflieder; angewendet z. B. bei der Fundamentierung eines Hauses (Bücher 56) oder beim Stampfen der Hirse (vgl. oben S. 148; diu stampenîe: Tristan 2293. 8062). Das Militär kennt vielleicht heute noch ähnliche Bräuche. Wenn z. B. ein zugeschütteter Schützengraben planiert werden soll, so läßt man eine Abteilung Infanterie, eventuell im Laufschritt, diese Stelle, wo das Erdreich noch locker ist, hin und her abschreiten. Der betreffende Platz wird bald ganz fest und hart, erscheint dann allerdings etwas vertieft. Auf diese Art werden auch die „gewellerten" Tennen in den Dorfscheunen hergestellt (Nutzbarmachung der jugendlichen Tanzfreudigkeit beiderlei Geschlechts!). Bei dieser Tätigkeit („Fußarbeit"!; vgl. oben S. 147 f.) lassen sich wohl entsprechende Gesänge vermuten („Fußlieder"!).

Das Winzerlied.

Beim Keltern des Weines, also bei den Winzerliedern, scheinen Motive des Rupfliedes (Trauben-Ernte!) hereinzuspielen, so daß wir eine Mischgattung anzunehmen hätten. Das Rupfen (vgl. o. S. 144) ist die leichtere Arbeit und fällt den Weibern anheim (meistens den jungen Mädchen, da die Frauen zu Hause bleiben müssen), das anstrengende Keltern (Ausdrücken des Traubensaftes durch Stampfen mit den Füßen) steht den Männern zu; natürlich gibt es in beiden Fällen Ausnahmen. Bemerkenswert erscheint bei Erk-Böhme im III. Bde die Nr. 1557, betitelt: „Neckerei unter Winzerinnen"; ein „Kessenicher Winzerlied, 1819 von Hoffmann v. Fallersleben aufgeschrieben" (Kessenich bei Bonn). Es ist dieses dreistrophige Lied eine reelle Weiber-Nichtigkeit und erinnert lebhaft an die beiden von Bücher mitgeteilten Brechlieder aus dem Kuhländchen. Zweifelhaft bleibt, ob wir ein Mädchen-Duett oder einen Wechsel (zwischen einer Jungfrau und einem Jüngling?) vor uns haben; vielleicht auch ein Terzett? Die drei Strophen lauten (Allegro, a-dur):

1. Die Trauben, die wir schneiden,
|: Und die sind thüre. :|
Wenn woll'n wir Jungfer Liesche
Wol zu der Kirchen führe?
Hei! die Trauben die sind thüre.

2. Hie ist einer, der Adam heißt
|: Und der ist wilde, :|
Er führt ein silbernes Kärstchen
In seinem Schilde,
Hei! der Schelme der ist wilde.

3. Er ist so wilde nicht,
|: Er wird auch wiedrum zahm. :|
Er nahm sich Jungfer Liesche
In seine Arme lang.
Hei! Die Zeit fiel ihm nicht lang! —

Mit der Interpretation dunkler Stellen wollen wir uns hierbei nicht aufhalten. Das eine nur sei bemerkt, daß jedesmal bei

der Interjektion: „Hei!“, in der fünften Zeile jeder Strophe, der Traubenſchnitt ruckweiſe vollzogen wird. In muſikaliſcher Hinſicht fällt deshalb auch eine Note von längerem Zeitmaße auf dieſe Silbe.

Das kunſtmäßige Dreſcherlied.

Wie ganz anders erklingt der Rhythmus der (männlichen) Dreſcherlieder! Etwas kunſtmäßig ſcheint allerdings das ſchöne daktyliſche Dreſcherlied aus Litthauen zu ſein, das Bücher 40 f. unter Nr. 21 mitteilt:

1. Leute, ſteht auf; denn die Uhr iſt ſchon drei!
Faſſet die Flegelein früh!
Hurtig! Schon rief uns das Hahnengeſchrei;
Futter begehret das Vieh.
Rühriger ſind ſie im Nachbarenhaus [!]:
Hört ihr? ſie dreſchen die Gerſte ſchon aus.
Klipp, klapp, klapp!
Klipp, klapp, klapp!
Klipp, klapp, klapp, klapp!

2. Unſer Geſchäft iſt von alters bekannt,
Baute doch Adam das Feld.
Hat ja, geleitet von göttlicher Hand,
Fleißig den Acker beſtellt.
Sieht auch der Städter gleich vornehm darein,
Kümm're uns gar nicht, gedroſchen muß ſein,
Klipp, klapp etc.

(Uſw., noch 2 weitere Strophen; Quelle: Bartſch, Dainu Balſai, S. 175 f.) Bei ſolchen Stücken iſt Vorſicht geboten!

Das Böttcherlied.

Verwandt mit dem Dreſcherlied iſt das Böttcherlied; mittelſchwere Beſchäftigung, männlicher Arbeitsgeſang, gemeinſam, doch im Wechſeltakt, häufig obſcön gefärbt (letztere iſt, wie geſagt, eine Eigenſchaft, die dem weiblichen winiliod wohl faſt völlig abgeht; vgl. oben S. 90 f.). Den volkstümlichen Ton hat beſonders gut getroffen Friedrich Wilh. Auguſt Schmidt-Werneuchen in ſeinem („hochanſtändigen“!) Kunſtliede: „Der Böttcher“ (Mildheim. Liederb. Nr. 480), mitgeteilt bei Uhl, D. d. L., S. 200:

1. Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß;
Vom Binden wohl wird mir die Stirne oft naß;
Doch hurtig und munter die Reife herum
Und dann mit dem Hammer gewandelt rund um,
Rund um, rund um!

2. Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß;
So fröhlich und flink, als wär' es nur Spaß,
Und mach' ich dabei den Rücken oft krumm:
So iſt es doch luſtig, zu wandeln rund um,
Rund um, rund um!

5. Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß,
Und würd' ich ein Prinz, was hülfe mir das?
Ich wäre nicht beſſer, nicht froher darum,
Und wär' auch nicht fleißig und ginge rund um,
Rund um, rund um!

4. Drum bleib' ich Böttcher und binde das Faß,
Und ſchaffe für Weib und Kinderchen was;
Die ſchmauſen dann Abends und freuen ſich drum,
Daß fleißig um's Faß ging der Vater rund um,
Rund um, rund um!

Dieſes hübſche Lied, das wohl heute noch unvergeſſen iſt, ging mit der Melodie auch in andere Sammlungen über; z. B. in Chriſtian Gottlob Kaiſers „Deutſche Liedertafel", 2. Aufl., Leipzig 1828 (bei Kayſer & Schumann). In den großen Lieder-Repertorien iſt es jedoch leider nicht zu finden. Da jetzt das Intereſſe am deutſchen Kinderliede wieder lebhafter erwacht iſt, ſo möge gerade dieſes Lied, das mit einem „Bewegungs-Spiele" verbunden werden kann, angelegentlichſt empfohlen ſein.

Des Neifers Büttnerlied.

Das Büttnerlied bei Neifen (44, 20—45, 7) wird wohl mit Recht als Volkslied betrachtet; vgl. meine Diſſ., S. 215—18, woſelbſt Parallelen und Literatur. Daſ. heißt es S. 215: „Über die veralteten männlichen Reime: kúndè, gúndè, búndè, welche v. d. Hagen (HMS IV. 82 b) irrtümlich als vom Dichter ſcherzhaft angebrachte erklärte, vgl. man Knod [G. v. N. u. ſ. Lieder, Tüb. 1877] S. 52, Anm. 1 und Zeterling S. 25." Ich möchte mich heute der Anſicht zuneigen, daß dieſes die Stellen ſind, an denen bei der Wiedergabe des Liedes, deſſen Melodie verloren iſt, der taktmäßige Schall des Klopfhammers nachgeahmt wurde. Die unanſtändige Deutung des Kehrreims tritt breit hervor in der bei Uhland, Volksl. II, 973 mitgeteilten Faſſung dieſes Liedes aus Valentin Holls Hs. (Augsburg 1524—26, Bl. 125); vgl. Haupt zu Neifen 45, 7. Beim Vortrage dieſes Liedes (außerhalb der Arbeit!) ſind entſprechende Geſten zu vermuten; etwa folgende Bewegung: die flache rechte Hand ſchlägt, im Böttchertakt, mit der Fläche nach unten auf die zur Fauſt geballte Linke, die Zeigefinger und Daumen geſchloſſen nach oben hält. Der begleitende Geſichtsausdruck „bedarf keines Kommentars", wie man zu ſagen pflegt. Auf dieſe Art denken wir uns die Arbeiter-Necklieder entſtanden; vgl. oben S. 139 f., desgl. S. 72 oben, wo das Necken implicite, bei der Erwähnung freundſchaftlicher Lieder, zu ſupponieren iſt.

Die genannte Erweiterung (aus Holls Hs.) findet ſich auch bei Böhme, Ad. Lb., S. 594, als Nr. 478; desgl. bei Oscar

Schade, Handwerkerlieder, Leipzig 1865, S. 192 f.; daſ. in der Nähe (S. 190—96) noch ähnliches Gut, zu welchem allem der Herausgeber (S. 196) bemerkt: „Wie in den vorſtehenden Liedern die Thätigkeit der Faßbinder eine eigenthümliche Übertragung erfährt, giebt es noch eine Reihe nicht unbeliebter Handwerkslieder, die die Thätigkeiten anderer Handwerke auf luſtige Art ſchildern, nicht ohne Zweideutigkeit, die bisweilen ſogar höchſt obſcön wird. Von der letzteren Art iſt ein Uhrmacherlied u. ſ. w. [197]. Sehr weit verbreitet, aller Orten in Deutſchland zu hören (auch hier in Königsberg), iſt das Schornſteinfegerlied."

Das Schlotfegerlied.

Die Schlotfeger-Lieder ſind meiſtens unanſtändig. (Ob auch E.-B. Nr. 1639?) Das Mildheimiſche Liederbuch unternimmt ein Experiment, das wohl noch immer mißglückt iſt: es verſucht, die Gattung anſtändig zu machen (Nr. 468; vgl. Uhl, D. d. L. 201). Nicolai ließ ſich, in ſeinem „kleynen, feynen Almanach", zur Charakteriſierung und Verſpottung derber Volkspoeſie, das Schornſteinfegerlied ebenſowenig entgehen, wie das Böttcherlied. Daſ. I, Nr. 29 (Ellinger) findet man ein (vermutlich echtes, wenn auch unorthographiſch wiedergegebenes) Stück, betitelt: „Eyn Schlottfeger Lyd".

[1.] 'S Morgens wenn ich fru uffſtee
Vnndt den Schorſteyn fegen gee,
Klopf ich leyſe ann di Tur,
Schone Jungkfraw kommpt herfur.

[2.] „He! he! he! wer klopfet ann,
„Der mich ſ' leiß uffwecken kann?
Ich ſtee hir ynn aller ſtil,
Der den Schorſteyn fegen wil.
. . . . . .

[5.] „Junger G'ſelle horet ann,
„Waz ich euch wil ſagen ann;
„Sey der Schorſteyn groß od'r kleyn,
„Seet ſelbſt wi jr kommt hineyn."

[6.] Auß dem Buben wird eyn Mann,
Der den Schorſteyn fegen kann.
Nimbt keyn Keerlon, fegt tzur frewd,
Alle Schornſteyn' weyt vnndt breyt.

Knaben-Spiele.

Die Knaben ſpielen oft „Schornſteinfeger", wie ſie denn überhaupt auch die Beſchäftigungen vieler anderer Handwerke nachahmen. Bei dieſer Gelegenheit erlernt die Jugend bereits das zweideutige Berufslied und ſingt es in aller Unſchuld nach, ohne die Obſcönitäten zu verſtehen. Erſt ſpäter geht dem Jüngling der Doppelſinn ſolcher Verſe auf. Wir machen uns eigene Gedanken, wenn wir über die Jugend des Dichters Klaus Groth bei Eugen Wolff leſen (Weſtermanns Monatshefte, April 1899, S. 29 f.):

„Etwa zwölf Jahre mochte Klaus Groth zählen, als er ein hochdeutsches — Schornsteinfegerlied in's Plattdeutsche übersetzte und des Nachtwächters Sohn, den er als natürlichen Untergebenen öfters verwandte, durch einen Schilling bewog, es den gemeinsamen Spielgenossen vorzusingen." Nun, hoffentlich ist dieses Schornsteinfegerlied für die jugendlichen Gemüter nicht allzu anstößig gewesen! — Hier sei noch bemerkt, daß im Fastnachtspiel des 15. Jh.s das „Schlotfegen" nicht auf den Geschlechtsverkehr, sondern auf die Säuberung des ‚hintern' bezogen wird. Im 50sten und 105ten Fastnachtspiel bei Keller (die beiden Spiele stehen in einem gegenseitigen Abhängigkeits-, resp. Verwandtschafts-Verhältnis) tritt eine Revue-Figur auf, die 375, 31 Schlotmark genannt wird; ihr Sprüchlein, mit welchem sie sich und ihr Handwerk präsentiert (auch eine Art von winiliod?!) wolle man fsp. 375, 32—376, 7; 789, 4—13 selber nachlesen.

Das Scheerenschleiferlied.

Hier seien angereiht die Lieder der Scheerenschleifer, von denen Schade (aaO. S. 232—36) einige bemerkenswerte Beispiele mitteilt. Das Gewerbe der Scheerenschleifer ist wohl nur noch auf dem Lande anzutreffen; in Städten hat man sie selten. Hier in Königsberg kommen sie noch vor, doch habe ich ihren ‚cri' nicht mehr gehört (cf. in einem Quodlibet von Amaranthes [18. Jh.]: ‚Scher Schlip! Scher Schlip!'; bei Uhl, d. d. Priamel 465, 41. Vgl. ebda. 463, 119: ‚Brill! Brill' [gleichfalls Amaranthes], der Gewerberuf der Brillenschleifer). Es wäre die Möglichkeit denkbar, daß der jedesmalige Handwerksruf im Refrain des betreffenden winiliod als Motiv Verwendung gefunden hätte. Doch ist dies meines Wissens kaum jemals eingetreten, und zwar deshalb nicht, weil der Gewerberuf nur in den allerseltensten Fällen vom Arbeitsgeräusche hergeleitet wurde.

Bei Schade aaO. S. 233 f. steht ein (anständiges) Lied: „Der Scheerenschleifer" („Aus der Gegend von Cotbus [sic] in der Mark"; 6 Strophen), welches im Refrain deutlich das Arbeitsgeräusch wiedergibt:

[1.] 'S kommt der fremde Schleifer her,
Schleifer her,
Schleift die Meßer und die Scheer,
Meßer und Scheer,
Meßer und Scheer.
Bsch bsch bsch.

[2.] ‚Junge, geh das [!] Dorf hinein!
Da wird was zu schleifen sein.'
Meßer und Scheer etc.

[3.] „Ich bin schon lange drin gewest
In dem alten Rattennest."
Meßer und Scheer etc.

[4.] ‚Junge, geh! hol' Waßer her!
Daß wir ſchleifen Meßer und Scheer.'
Meßer und Scheer etc.

[5.] ‚Junge, geh! hol Brantewein!
Der erſte Schluck ſoll deine ſein.'
Meßer und Scheer etc.

[234] [6.] Die Scheerenſchleifer rund um drehn
Und auf einem Beine ſtehn.
Meßer und Scheer etc.

Friedrich Stark. Hierzu bemerkt Friedrich Stark in ſeiner Göttinger Diſſertation: „Der Kehrreim in der deutſchen Literatur", Duderſtadt 1886, S. 23: „In dem Scheerenſchleiferliede Schade 223 [sic!] hören wir in dem Kehrreime:

Meſſer und Scheer,
Meſſer und Scheer,
bſch, bſch bſch,

das „Ziſchen des auf den Schleifſtein gedrückten Gegenſtandes". Es läßt ſich aber noch etwas mehr aus dieſem Refrain heraushören! Die Worte nämlich: „Meſſer und Scheer, Meſſer und Scheer" malen offenbar das Schwingen des mittels des Fußes in Bewegung geſetzten Tretrades, während erſt bei „bſch, bſch, bſch" das Meſſer oder die Scheere auf den Schleifſtein, der ſich in Umdrehung befindet, niedergedrückt wird. Dies möchte ich hier nachtragen zu Starks ganz fleißiger und brauchbarer, nur etwas flüchtiger Sammel-Arbeit.[1]) Vgl. noch: Fidefideralla, riolala; E.-B. Nr. 1640.

Der Wechſeltakt. Das Scheerenſchleifer-Gewerbe entpuppt ſich danach als ein Wechſeltakt-Betrieb, als ein mittelſchweres Handwerk, das unſeres Wiſſens ſtets von Männern wahrgenommen wird. Frivolitäten bleiben demnach nicht aus; vgl. Schade 232 f. (entſtellt, unter anderem Titel, auch bei Nicolai: I, Nr. 32): „Der Scheerenſchleifer (7 Strophen); die erſte Strophe lautet:

'S kam ein junger Schleifer her,
Schliff die Meßer und die Scheer.
Hatt's gern gethan,
Thut's noch einmal
[5.] Was gehts dich denn an
Dich gehts gar nichts an
Was fragſt denn du darnach?
Was haſt denn du davon?

[1]) Daſ. aaO. (S. 23) wird auch das oben S. 139 und von uns zur Diskuſſion geſtellte merkwürdige Lautbild: „ha-rum, did-scha-rum" erklärt, und zwar (vollſtändiger) als Webe-Geräuſch: „Das
Harum ditſcharum, fupp, fupp, fupp!
In dem Liede auf die ſaubere Zunft der Leineweber Simrock 281 malt das Geräuſch des durch den Aufzug gleitenden Weberſchiffchens und das Feſtſchlagen des Gewebes mit der Weberlade.

Die folgenden 6 Strophen, welche sich hauptsächlich mit dem Schleifen des „Stumpfen Peters“ [!] beschäftigen, wolle man selber nachlesen. Hier bei den Scheerenschleiferliedern hat sich also das Arbeitsgeräusch wie auch die Obscönität erhalten, während bei der zuletzt behandelten Gattung, beim Schornsteinfegerliede, leider nur die letztere verblieben ist.

Das Zimmermannslied.

Im Wechseltakt bewegt sich auch die anstrengende Arbeit der Zimmerleute, welche mit der Beschäftigung des Böttchers verwandt zu sein scheint. Zu Beginn der dreiaktigen Oper: „Zar und Zimmermann“ von Albert Lortzing (Text vom Komponisten) singt Peter der Große auf der Schiffswerft zu Saardam ein zweistrophiges Zimmermannslied, dessen trochäischer, mit Daktylen gemischter Rhythmus dem Beilschlag entspricht; als Leitmotiv ist ein Zimmermannsruf eingefügt (Textbuch von Bote und Bock, Berlin):

[1.] Auf, Gesellen, greift zur Axt und regt die nervgen Arme,
Daß so Herz und Blut mit jedem Streiche mehr erwarme!
Dröhnt der Schlag im Holz, als will die Erd' erbeben,
Jauchzt des Zimmermanns Brust vor wonnigem Leben!
Wack'rer Zimmermann,
Hast ja Freude dran —
Wohl auf!!!
Denke, was du kunstvoll baueſt, das trotzt jeder Wuth in grausen Wettern,
Was dein Beil erfaßt, das muß ein kräftiger Hieb auch zerschmettern.

[2.] Auf, Gesellen! der Gigantenbau kann nur gelingen,
Wenn sich alle Kräfte einigen, ihn zu vollbringen!
Seht dann Euer stolzes Werk die Meere durchjagen,
Durch des Nordens Eis und Südens Gluth kecklich sich wagen!
Wack'rer Zimmermann,
Hast ja Freude dran —
Halloh!!!
Ha, wie Donnersturm den rieſ'gen Bau wild umkracht, ihn zu zersplittern,
Doch er trotzet kühn der Fluth Geheul und dem Strahl in Gewittern.

Der Abschiedsgruß.

Am Schlusse des dritten Aktes wird dieses Motiv wirkungsvoll wieder aufgenommen, beim Abschiedsgruße des Zaren. Wie der Schiffsbau einst nur Holzwerk war, wenigstens in seinen Hauptbestandteilen, so war auch der Hausbau einst nur Holzwerk. Erst mit der Zeit des römischen Einflusses kommt der Kalk auf, kommt der Mörtel auf. Seit dieser Zeit sind auch die Zimmermannslieder mit den Maurerliedern verbunden. Beide Gattungen vereinigen sich im Wanderliede, denn merkwürdigerweise dürfte wohl kein anderer Stand das Zimmermanns- und Maurergewerbe an Wanderlust übertreffen. Diese Tatsache scheint aber leicht erklärlich. Denn ist der große Bau des Palastes vollendet, so

gibt es am Orte für die vielen Teilnehmer keine würdige Arbeit mehr zu verrichten; sie gehen auf die Wanderschaft und suchen sich aufs neue einen „Bauherren".

Das Herrenhaus.

Daß die Zimmerleute bei der Errichtung eines Schlosses mitwirken, ist eine ganz geläufige Vorstellung. Die germanische Holzhalle, das „Herrenhaus", liegt dieser Vorstellung zugrunde. Der Steinbau (Kirchenbau) ist jünger und hat andere (romanische) Traditionen, weshalb die Zimmergesellen, als die ältere und vornehmere Zunft, auf die Maurergesellen, welche sich ihnen erst später anschlossen, mit einer gewissen Überlegenheit hinabsehen. Die vielen Baumeister-Sagen[1]) sind ein sprechendes Zeugnis für den geheimnisvollen Charakter dieser uralten Gemeinschaft. Später verschmilzt die „Hütte" (der Steinmetzen) mit dem alten Zimmermannshandwerk und seinen Gebräuchen. Ganz verblaßt erscheint die Zunftsitte dann endlich in den Geheimbünden.[2]) Bei den Freimaurern scheint sich der letzte Rest dieses Zeremoniells, mit orientalischer Mischung (Isiskult!), erhalten zu haben. Diesen ganzen langen Weg legt nun auch das winiliod der Zimmerleute mit zurück. Wer kennt alle seine Etappen?

Das Bauopfer.

Das Arbeitsgeräusch ist im Zimmermannsliede verhältnismäßig nur selten anzutreffen (Lortzings Lied scheint ein Kunstprodukt zu sein). Dagegen zeigt diese Art eine gewisse Hinneigung zum Schaurigen und Traurigen, ja zum Blutigen und Grausenhaften. Die vielfach variierten Sagen vom „Bauopfer" mögen hier noch mitwirken. Bezeichnend ist es auch, daß die Bauhandwerker bisweilen mit ihren vornehmen Bekanntschaften renommieren; sie halten sich eben für unentbehrlich. Vgl. etwa bei Rowald[2] S. [115]:

Seid fröhlich, seid fröhlich.

Lied der Bauhandwerker.

. . . . . .

[3.] Wir haben schon Kaiser und Könige gesehen.
Sie tragen gold'ne Sterne und müssen vergehen.
Ja, nicht Reichtum macht glücklich, Zufriedenheit macht reich.
Ja, wir alle sind Brüder, ja, wir alle sind gleich.

Oder noch deutlicher ebda S. 128 f.:

Der Zimmerleut Ehrenlied.

(Fliegendes Blatt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.)

[1.] Zimmerleut sind brave Leut, Kaiser, König, Fürsten, Grafen
Die man braucht zu aller Zeit: Können sie ja nicht entraten.

[1]) Einiges bei Paul Rowald, Stadtbauinspektor in Hannover: Brauch, Spruch und Lied der Bauleute. Hann. 1892; [2]1905. Das. [115]—129: Lieder, [194] f. Literatur. — Viele solche Lieder bei Albert Nieß, Hofzimmermeister in Braunschweig, Taschenldb.[4], Brschwg. 1906. [2]) Vgl. Georg Schuster, Die geheimen Gesellsch., Vrbdgn. u. Orden. 2 Bde. Leipz. 1906.

[2.] In dem deutsch und welschen Land Manchen Bau tun wir aufführen.
Ist das Handwerk wohl bekannt Unser Handwerk tut florieren.

usw.; noch 11 Strophen. In der 2. Strophe, Zeile 1 und 2, könnte man eine tiefere Beziehung vermuten. Ist diese Stelle vielleicht eine Anspielung auf den soeben erwähnten Zusammenschluß der Zimmrer- und der Maurerzunft? Als dritte ist dann die Schlosserzunft hinzugetreten, die wieder ihre besonderen Lieder hat.

Ein stark demokratischer Zug ist dem ganzen Baugewerbe und seiner Poesie eigentümlich. Man fühlt sich den Königen dieser Erde gleich. Unsterblich lebt in der Sage ein berühmtes Mitglied dieser Innung: es ist der „jung, jung Zimmergesell", der seine Augen zu einem gekrönten Haupte zu erheben wagte; allerdings ist der Ausgang dieser Liebes-Episode in den meisten Fassungen des betreffenden Liedes wohl ein unglücklicher! Vgl. Schade 206: Der jung, jung Zimmergesell.

. . . . . .
Und als der Galgen nun fertig war,
Da hieng man ihn zur Stell:
Da ist er denn gestorben
Als wie ein Zimmergesell.

(Schluß-Strophe einer 7strophigen Fassung bei Heinr. Pröhle, Weltl. u. geistl. Volkslieder....², Stuttg. 1863, Nr. 7, S. 13 fg.)

Indessen mehr verbreitet sind die Varianten (Schade 199—205), welche die Markgräfin den Jüngling loskaufen lassen. Wir haben es also hier mit einem sog. Halslösungsmotiv zu tun. Daß dieses (Gewinnungs-!) Motiv im winiliod nicht eben selten anzutreffen sei, haben wir bereits oben S. 101—03 ausgeführt.

Die Sagen von der Werbung des armen Freiersmannes (um die Prinzessin) sind hier heranzuziehen; vielleicht auch das Märchen vom „Meisterdiebe" und ähnliches. Man vergleiche meine Ausführungen in der Besprechung von Holz, Laurin: ZfdPh. 35, 254 f. Bemerkenswert erscheint der Umstand, daß der Zimmergeselle dem jungen Markgrafen ein gewaltig großes Schloß baut; in einer Fassung ist es „fünfhundert Ellen hoch" (Schade 201), in einer anderen „aus Gold und Marmelstein" (ebda. 205). Wieder eine andere Version (Rowald² S. 125) spricht ganz bautechnisch von den „sechshundert Schauläden", die das Haus „hinaus" gebaut worden sei. Noch heute berechnet man die Pracht eines Palastes nach der Zahl der Fenster. (Deshalb ist auch die Schönheit der Fenster ein wichtiges Postulat. Nach einer bekannten Anekdote soll einst Ludwig XIV. wegen eines schiefen Fensters zu Trianon den Minister Louvois zum Kriege genötigt haben.) Der Zimmergeselle wird als Zauberer hingestellt; die genannten Züge verliehen ihm einen ganz eigenen Schimmer. Der Meisterdieb.

Neidisch auf das demo- und aristokratische Baugewerbe suchen die anderen Handwerke dieses hyperbolische Element nachzuahmen. So beschlägt der Schmied mit 500 Hufeisen des Markgrafen Pferd, der Faßbindergesell („ein lustiges Blut") baut ihm ein Faß, 180 Eimer groß (Schade 203); es betätigen sich ähnlich ein Schuhmacher, ein Schneider- und ein Bäckergeselle, sowie vom Baugewerbe noch ein Tischler- und ein Schlossergeselle. Solche Übertreibungen kannte das sog. „dunkle" Mittelalter in natura; man denke an die riesige Bretzel oder die ellenlange Wurst bei den reichs- und hauptstädtischen Schützenfesten. Die einzelnen Handwerke rekrutieren sich aus verschiedenen Gegenden Deutschlands (aber aus welchen?!), und ebenso gehen die Handwerkslieder auf provinziellen Ursprung zurück. Hier sind noch eingehende Studien zu machen (vgl. meine Notiz in der Besprechung von Prahl, Hoffm. v. F., Volkstüml. Lieder²: ZfVk. 38, 376 u., betreffend die „geographische Verbreitung"!) Bei Schade (203) entpuppt sich der Zimmergesell als schlesisch, der Schmiedegesell ist aus Breslau (also ein Großstädter!) thüringisch singt der Schneider, fränkisch der Bäcker, und der Böttcher-(Faßbinder-) gesell domiziliert wiederum in einer Residenz, nämlich in Weimar. Zu beachten ist auch die altholländische Fassung unseres Liedes, in welcher von einer borchgravinne und einem timmerman die Rede ist (Schade 199—201; Rowald² 126—28). Auf S. 201 bemerkt Schade: „Die älteste hochdeutsche Fassung dieses Liedes, die wir kennen, und nach welcher ein Schreiber es ist, der das Liebesabenteuer mit der Markgräfin hat, steht im Frankfurter Liederbuche v. J. 1582 . . ." Der vornehme Schreiber (clericus) ist also ein Frankfurter, ein studierter Reichsstädter! — Bei solchen Lokalstudien wird jedoch die Natur des Wanderliedes stets zu berücksichtigen sein.

Das Abschiedslied.

Die Nummern 1592 bis 1601 inkl. bei Erk-Böhme im III. Bde. (S. 417—424), das Handwerks-Lebewohl behandelnd, sind wohl sämtlich als Zimmermanns-Lieder aufzufassen. Die beiden ersten Nummern zeigen sogar in ihrem Anfange noch das seltene Arbeitsgeräusch, das in jeder Strophe variiert auftritt (in der ersten Strophe sogar zwiefach). Viermaliges Klopfen mit dem Hammer wird angedeutet durch viermalige Wiederholung der jedesmaligen Anfangssilbe.

1592. Des Handwerksburschen Abschied.

(Marschmäßig und derb. Mel. (g-dur) um 1826.)

[1.] Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß,
Weil, weil, weil und weil, weil ich aus Frankfurt muß!
Drum schlag ich Frankfurt aus dem Sinn
Und wende mich, Gott weiß, wohin.
Ich will mein Glück probieren, marschieren.

[2.] Er, er, er und er, Herr Meiſter, leb er wohl! :|:
. . . . . .
Ich ſags ihm grad frei ins Geſicht,
Seine Arbeit die gefällt mir nicht.
Ich will etc.

[3.] Sie, ſie, ſie und ſie, Frau Meiſterin, leb ſie wohl! :|:
. . . . . .
Ich ſag ihr grad frei ins Geſicht,
Ihr Speck und Kraut das ſchmeckt mir nicht.[1])
Ich will etc.

Die Reliften.

Uſw.; noch 4 Strophen, in welchen von der Köchin, dem [Herbergs-] Vater, den Jungfern und den Brüdern Abſchied genommen wird.

Als „älterer Text" iſt bei Erk-Böhme die Nr. 1593 bezeichnet; ebenfalls betitelt: „Des Handwerksburſchen Abſchied":

1. Ach, ach, ach und ach,
Ach wie ein harter Schluß,
Weil, weil, weil und weil,
Weil ich aus Nürnberg muß!
So ſchlag ich Nürnberg aus dem Sinn
Und wende mich, Gott weiß wohin.
Ich will mein Glück probieren,
Marſchieren.

2. |: Der, der, der und der,
Der Abſchied fällt mir ſchwer; |:
Doch fällt mir dieſer Troſt noch ein,
Ich kann nicht allzeit bei euch ſein;
Das Glück das muß man führen,
Probieren.

Uſw.; noch 3 Strophen. In der letzten iſt das Arbeitsgeräuſch wieder zwiefach dargeſtellt:

5. Das, das, das und das,
Das Schifflein nimmt ſein Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann ſteht ſchon drauf.
Da ſpür ich ein Sturmwindlein wehn,
Als wollte das Schiff zu Grunde gehn:
Da ſtehen meine Gedanken
Zu wanken.

[1]) Wer gedenkt hier nicht der prächtigen Schilderung in Gottfried Kellers „Drei gerechten Kammmachern", woſelbſt der Obergeſell beim Erwachen des Frühlings den Wanderſtab ergreift, nachdem er der Meiſterin erklärt hat: „Es ſind doch Fiſche!" („Die Leute von Seldwyla".)

(Erk, Liederh. 186a. Vielfach mündlich: aus Bayern, dem Hessen-Darm städtischen und Brandenburgischen. Mit Benutzung fliegender Bl. aus der 2. Hälfte des 17. Jahrh. Mel. wie vorher.")

Das Schusterlied.

Der Schmied.

Das Arbeitsgeräusch dieser Lieder könnte zur Not auch dem Schuhmacher-Gewerbe entnommen sein (Festklopfen der Stiefel-Absätze mit dem Hammer, Benageln der Sohlen usw.). Auch ein Schmied könnte diesen Klang verursachen, und es soll ein Hammerschmiedslied geben, mit dem Refrain:

„Es ist ja kein Dörfchen so klein,
Ein Hammerschmied muß darin sein!"

(Wortlaut so oder ähnlich; ich zitiere hier aus dem Gedächtnis.) Indessen das Abschiednehmen und Wandern ist speziell eine Eigentümlichkeit beim Baugewerbe, dessen Wanderlieder sämtlich als Frühlings- oder Sommerlieder aufzufassen sind. Das Schloß wird gezimmert in der warmen Jahreszeit. Auf einem solchen großen Bau sind Hunderte von Handwerkern aus allen Provinzen des Reiches beschäftigt. Nach Vollendung des Palastes suchen sie, im Winter, bei einem städtischen Meister Unterschlupf; der große Haufe zerstreut sich in alle Winde, viele kehren vermutlich in ihre Heimat zurück. Schmied und Schuster haften dagegen jahraus, jahrein an der Scholle; sie haben auch Winterlieder. Die Wanderschaft erweitert den Horizont der Zimmergesellen. Sie kommen in der ganzen Welt herum, weshalb wir denn wohl auch das häufig behandelte Thema der „Handwerksburschen-Geographie" auf das Baugewerbe zurückzuführen berechtigt sind. (Zwei Beispiele bei E.-B. Nrr. 1609, 1610; vgl. auch die Wanderlieder Nrr. 1602—08, ebda S. 424—29.)

Das geographische Lied.

Reisen gilt noch heute in gewissen Kreisen als vornehm. So ist denn auch der Zimmergeselle durch seine weiten Touren, die er mit dem fahrenden Schüler gemeinsam hat, der Aristokrat oder Akademiker unter den Handwerkern geworden. Als modernes „Produkt" vermittelt der Ingenieur oder Architekt zwischen dem Bauwesen einerseits und der Universität andererseits. Die Ingenieur- oder Architekten-Lieder repräsentieren daher eine Zwittergattung, ein Mittelding zwischen dem Handwerkerliede und dem akademischen Gesange. Doch scheint diese Mittelgattung das Wanderlied, in welchem sich Handwerksbrauch und Universitätssitte zuweilen berühren (vgl. Uhl, D. d. Lied, 217), einigermaßen eliminieren zu wollen. Die Verwandtschaft zwischen dem Baugewerbe und den Universitätskreisen ist eine tief innerliche und geheimnisvolle; sie wird von beiden Seiten instinktiv empfunden. Wie die Pole der Magnetnadel einander erst suchen und dann abstoßen, so denken und fühlen auch diese beiden Parteien. In Halle an der Saale kommt es zu Reibereien

zwischen den „Knoten" (ein Wort, das aus dem nd. genôte entstanden sein soll) und den „Herren Studiosibus" (E.-B. Nr. 1609, Strophe 14.[1]). Man beachte den grotesken Kasus, welcher die Halbbildung der Knoten kennzeichnen soll.

Der Goldschmied.

Später wird es aber Ernst mit dieser Verwandtschaft, die übrigens auch in dem gemeinsamen Zeremoniell der Deposition bei Bauhandwerkern und Studenten (Jünglingsweihe und Fuchstaufe) ganz deutlich hervortritt. Zur Humanistenzeit erlangt nämlich eine verfeinerte Abart des Bauhandwerkers, der Goldschmiedegeselle (Zeiner) höheres Bürgerrecht, da er die Buchdruckerkunst inauguriert. Der Buchdruck gehört eigentlich zum Kunstgewerbe (Initialen-Malerei), und Gutenberg war ursprünglich ein Goldschmiedegeselle. So berühren sich im Reformations-Zeitalter Handwerk und Studium auf das engste. Gar mancher ehemalige Student, mancher litteratus, der es zu keiner Pfründe gebracht hatte, ist in den Druckereien des 16. Jh.s in doppelter Eigenschaft beschäftigt gewesen: als Setzer mit dem Winkelhaken, als Korrektor mit dem „Rotstift"; wie z. B. Michael Lindener, der Kompilator des „Katzipori". Es vereinigt sich also hier die „gelehrte" Tätigkeit mit der technischen.

Das Druckerlied.

Ganz eigentümlich sind daher die Buchdrucker-Lieder, von denen Dr. Heinrich Klenz in seinem Buche: „Die deutsche Druckersprache", Straßburg 1900, uns einige mitgeteilt hat (Beilage I—V). Sie atmen völlig den zierlichen Perrücken-Geist des gelehrt-schalkhaften 17. Jh.s, welchem sie größtenteils entstammen. Bemerkenswert ist (Beilage I) ein Gedicht des Halleschen Rektors Christian Gveintz († 1650), in welchem alle termini technici des Handwerks gesammelt sind. Mehr zum Singen eingerichtet ist (Beilage II) das:

Buchdruckerlied.

In der Melodey: Ach Amarillis hast du dann / etc.

1.

DJe Mutter aller Künste frey /
hab ich gar oft gelesen /
ist die edle Kunst-Druckerey /
sie ist ein nützlich Wesen /
ja Gottes Gab /
vom Himmel ab /
oft sollen wir drum loben
den grossen Gott höchst oben.

2.

Ihr Kunstverwandten freut euch sehr /
der gantze Drucker-Orden;
danckt Gott / und gebt ihm alle Ehr /
die solche Künstler worden /
ihr habt das Lob /
es weists die Prob /
für andern Künsten allen /
niemand laß ihms mißfallen.

---

[1]) Abweichend: Leipz. Comm.-B.[26] Nr. 230: Wie der Anklamer seine Reise erzählen thut; 24 Strr., darin Str. 7; Allg. Deutsch. Lommersb.[51] Nr. 752: Gesellenlied; 25 Strr., darin Str. 5.

3.
Der Setzer fertig und bereit
sein Arbeit thut antretten /
die Schrifften in die Käſten ſtreut /
man dörfft bald darauff wetten /
nicht jedes Wort
komm an ſein Ort /
dieweil er ſehr thut eilen /
recht legt er ab die Zeilen.

Uſw.; im ganzen 11 Strophen. Die vollſtändige Entſtehungsgeſchichte eines Buches wird, unter Anwendung der techniſchen Ausdrücke, vor uns aufgerollt; in Str. 7 lieſt der Autor den Korrekturbogen. Verfaſſer dieſes Liedes iſt vielleicht Michael Schirmer; vgl. Klenz aaO. S. 118 u. XII: das Lied ſcheint bei der depositio geſungen worden zu ſein, die noch bis heute bei den Buchdruckern fortlebt. Die folgenden 3 Beilagen, die ſchon ins 18. Jh. hineinragen, ſind hiſtoriſch-allegoriſche Preisgedichte, in Alexandrinern abgefaßt (wie Nr. 1) und kaum zum Singen eingerichtet. Vgl. noch E.-B. Nr. 1628: „Buchdrucker-Orden".

Das Arbeitsgeräuſch im Druckerliede.

Ob das Arbeitsgeräuſch im Druckerliede noch lebendig iſt, wird ſich kaum feſtſtellen laſſen. Die kurzen zweihebigen Zeilen 5 und 6 in jeder Strophe des Liedes Nr. II könnten vielleicht als Lautrefrain gedeutet werden:

ja Gottes ab
vom Himmel ab,

Uſw.; doch muß man ſich hüten, übereilte Schlüſſe zu ziehen. Das „Schürfen nach Altertümern" iſt eine ſehr verdienſtliche Handlung, kann aber auch übertrieben werden. Im Liede des Bauhandwerks iſt, wie geſagt, das Arbeitsgeräuſch überhaupt ſelten. Doch fehlt es keineswegs gänzlich!

Das Arbeitsgeräuſch im Zimmermannsliede.

Ob der Liedanfang: „War einſt ein jung, jung Zimmergeſell, . . ." (z. B. Allg. Dtſchs. Commersb.[51] o. J. Nr. 539) eine lautmalende Wirkung beabſichtigt (Arbeitsgeräuſch mit Liebes-Symbol)? Dieſer Wiederholung begegnen wir auch in Str. 5 und 6. Zu vergleichen ſind die geminierten Imperative: „Wach auf, wach auf" (Str. 3) und „Wacht auf, wacht auf" (Str. 5); hier könnte das Anklopfen an die Tür paſſend mit dem Hammer markiert werden. Arbeitsgeräuſch und Liebes-Symbol ſind ohne Zweifel kombiniert in dem (ſchwäbiſchen [?] Zimmermanns-) Liede: „Mädele ruck, ruck, ruck" (z. B. Leipziger Comm.-B. f. d. d. Studenten[26], 1887, Nr. 389; namentlich in Süddeutſchland beliebt):

1. Mädele ruck, ruck, ruck an meine rechte Seite, i hab' de gar zu gern, i kann de leide! :|: biſt ſo lieb und gut, ſchön wie Milch und Blut, du mußt bei mir bleibe, mußt mir Zeit vertreibe!

2. Mädele guck, guck, guck in meine ſchwarze Auge, du kannſt dei lieblichs Bildle drinne ſchaue :|: Guck no recht drei nei, du mußt drinne ſei, biſt du drinne z' Haus, kommſt au nimme raus.

3. Mädele du, du, du mußt mir den Trauring gebe, denn ſonſt liegt mir ja nex mehr an mei'm Lebe :|: Wenn i di net krieg, gang i fort in Krieg, wenn i di net hab', iſt mir d' Welt a Grab.

Die Sperrung der Schlagworte rührt von uns her und ſoll eben das Klopfen andeuten. Der erſte Teil jeder Strophe wird piu allegro geſungen, der zweite dolce; vielleicht ſind die Strophen aus zwei urſprünglich verſchiedenen Beſtandteilen zuſammengeſchweißt. Die Entſtehungsgeſchichte, nebſt Literatur, und ſonſtige Varianten findet man bei E.-B. II, S. 348 f. (Nr. 525: „Die Auserwählte"). Das Lied ſteht dort unter der [Verlegenheits-(!)] Abteilung: „Liebeslieder. 2. Neuere (aus dem 18. und 19. Jahrhundert). a. Liebesluſt" (vgl. vorn: „Inhalt des zweiten Bandes"); Nrr. 504—677.

Der Trennungsſchmerz.

Kaum weniger umfangreich iſt daſelbſt die Abteilung „b. Liebeslied"; Nrr. 678—740. Der Trennungsſchmerz iſt uns bereits beim Kloſter- und Soldatenliede begegnet (vgl. oben S. 86), und zwar mit weltlich-geiſtlichem Doppelſinn. Dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich auch im Abſchiedsliede des Baugewerbes. Dieſes „Lebewohl des Handwerkers" iſt aber ein Frühlings-, ein Wanderlied, trotz ſeinem ſchwermütigen Klange. Es erlebt reformatoriſche und katholiſche Umdeutungen, wie das Kloſterlied und das Soldatenlied; vgl. oben S. 80 ff. Das berühmteſte Beiſpiel der Gattung iſt der „Abſchied von Innsbruck", zuerſt (Text mit Singſtimme) bei Georg Forſter, Friſche Liedlein, I, Nürnberg 1539, Nr. 31; Geſchichtliches nebſt Varianten (3—5 Strr.) bei E.-B. II, S. 546 f., Nr. 743[a] u. [b]. Der Geſelle (nehmen wir alſo an, ein Zimmermann) ſcheidet von der Stadt und dem „liebſten Buhlen"; beide ſind ihm gleich wert; doch: „Andre Städtchen, andre Mädchen!" Bemerkenswert erſcheint übrigens der Umſtand, daß dieſes ſchöne Lied vermutlich die erſte Wanderſchaft des jungen Geſellen ſchildert, der wohl aus Innsbruck gebürtig zu denken iſt. Daher die ganz beſondere Innigkeit, namentlich der erſten Strophe:

[1.] Innsbruck, ich muß dich laſſen,
ich fahr dahin mein Straßen
in fremde Land dahin.
Mein Freud iſt mir genommen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich in Elend bin.

Zu vergleichen iſt: „Ritters Abſchied", E.-B. II, S. 543 f., Nr. 741 (5 Strophen). Die ganze Gattung des Abſchiedsliedes

ſcheint mit dem Tageliede verwandt zu ſein, welches Genre wir oben S. 85 behandelt haben. Wie das Scheiden der Liebenden beim erſten Lerchenſchlag (Romeo und Julie) zu erfolgen hat, ſo geſchieht der Abmarſch der Handwerksburſchen „vor Sonnenaufgang"; ebenfalls aus praktiſchen Gründen. Bis zum Ruheſtündchen in der heißen Mittagszeit („Frühſtückspauſe") muß man bereits ein tüchtiges Stück Weges zurückgelegt haben, damit abends die Herberge der nächſten Stadt erreicht werden kann. So verlegt auch das Militär ſeine anſtrengenden Marſchübungen in die frühen Morgenſtunden. Beim Morgengrauen wird auch der Feind überfallen; vgl. E.-B. II, Nr. 358[a]: „Preußiſches Kriegslied" (1814):

Frühmorgens als der Tag anbrach,
und als man über die Felder ſah,
ſo ſah man ſtehen:
bei fünf-mal-hundert-tauſend Mann,
die fingen all zu feuern an
auf die Franzoſen.

Das Morgenlied der Soldaten.

Dies iſt ein anonymes Infanterie-Lied; es umfaßt im ganzen 5 Strophen. Für die Kavallerie ſei genannt das 4ſtrophige „Reiterlied" (1841) von Georg Herwegh, komponiert von J. W. Lyra (1842); ein beliebtes „Menſurlied" (unter der Abteilung „Volkslieder" im Allg. Dtſch. Commersb.[51], o. J., Nr. 456):

1. Die bange Nacht iſt nun herum,
wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm
und reiten ins Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geſchwind
vorm Sterben, vorm Sterben!

Auch andere Stände kennen und preiſen den Wert des Frühaufſtehens („Morgenſtunde hat Gold im Munde!"). Wir erinnern an das Dreſcherlied, oben S. 184. Von einem Jägersmann meldet uns ein anonymes 7ſtrophiges, „menuettartiges" Lied (Dreiviertel-Takt, b-dur):

„Schatz Morgenroth".

1. Fruh, fruh, des Morgens fruh,
Als ich vom Schlaf erwacht,
Ging ich meinem Schätzchen nach
In den grünen Wald.
. . . . . .
7. An der ſchönen Morgenröth'
Wo die goldne Sonn' aufgeht;
An der ſchönen Morgenröth',
Wo die goldne Sonn' aufgeht,
Wo mein Schätzlein ſteht!

(Nr. 653 in: G. W. Fink, Musikalischer Hausschatz der Deutschen, 10. Aufl. v. Wilh. Tschirch, Gera 1893; dazu die Anm.: „Die fünfzeiligen Strophen wiederholen für die zweite Zeile die zwei ersten Takte.") Hoffentlich ist dieses Lied bisher noch nicht natur-mythologisch gedeutet worden! Ob wir in dem Anfangsverse der ersten Strophe, mit seinem antiquierten Vokalismus, das Arbeitsgeräusch vermuten dürfen? Sollte etwa an Hörnerklang oder an Peitschenknall zu denken sein? Oder ist „fruh", das sich auch sonst wohl findet, lediglich burschikos aufzufassen? Dergleichen kommt vor!

Die Sonne.

Es ist also die Morgensonne, welche das Arbeitslied erweckt. Aurora musis amica! Ganz besonders aber muß das Frühlings- und Wanderlied beim ersten Morgenrot anheben. So ist die Situation zu denken, die auf der Umschlagtitel-Vignette der „Handwerkslieder" von Oskar Schade zu sehen ist. Drei Handwerksburschen marschieren zum Tore hinaus (beliebte Situation; ähnlich z. B.: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein", Leipz. Commersb.[26], Nr. 26); einer stopft sich die Pfeife, zwei grüßen zum Fenster hinauf, woselbst sich die Liebste zeigt. Wir haben sie uns im Negligé zu denken, da sie aus dem Bette gesprungen ist, als sie den Gesang hörte.

Das Komitat.

Auch das Abschieds-Komitat der Studentenschaft ist in den frühen Morgenstunden zu zelebrieren (gewissermaßen ein Gang zur Hinrichtung!). Hier stoßen wir wiederum auf einen Zug, welcher den Zimmerleuten und den Musensöhnen gemeinsam ist. Jeder kennt das schöne „Lied eines abziehenden Burschen" von Gustav Schwab (1814), komponiert von Albert Methfessel [Allg. Dtschs. Commersb.[51], Lahr, Schauenburg, o. J., Nr. 243] („Nicht schleppend. Auch nach der Singw.: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus etc."):

1. Bemooster Bursche zieh ich aus,
behüt dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimat geh ich ein,
muß selber nun Philister sein.

Usw.; im ganzen 10 Strophen (Sechs-Achtel-Takt, es-dur). In Str. 7 wird das Liebchen ans Fenster zitiert. In Str. 8 können wir aus den Worten: „. . . thut euch, ihr alten Thore, auf!" mit Sicherheit erschließen, daß es noch frühe am Morgen ist, da die Stadt-Tore (in diesem Falle die beiden Torflügel) des Nachts geschlossen wurden. Str. 9 lehrt uns, daß die Gesellschaft zu Pferde sitzt; es geht bis zum nächsten Dorfe (Str. 10), woselbst der Abschiedstrunk eingenommen wird. Wir haben also hier zugleich ein Reiterlied vor uns. Die Gilden, voran die Zimmermannsgilde, sind bei festlichen Aufzügen ebenfalls nicht

selten beritten; was beim Abschiedsliede nunmehr stets zu berücksichtigen sein wird. Natürlich wird aber wohl meist marschiert.

Wiederholung der Motive.

Die Wiederholung poetischer und musikalischer Motive (ein Kunstmittel, durch welches das Arbeitsgeräusch ausgedrückt wird) braucht nicht notwendig in der ersten Zeile jeder Strophe zu erfolgen, sondern kann auch in der letzten Zeile vor sich gehen. Ein Beispiel hierfür ist: E.-B. III, S. 419, Nr. 1594:

Abschied des Handwerksgesellen.

[1]. Ade, du liebes Städtchen!
Ade, ihr lieben Mädchen!
Von euch muß ich jetzt fort, fort, fort
An ei-, an ei-nen andern Ort. :|:

2. Euch, die mir wohl gefallen,
Laß ich mich jetzt abmalen,
Bald weiß, bald roth, bald rosenroth:
Jetzt ist, jetzt ist, jetzt ist die Mod' also. :|:

3. Wie oft sind wir zusammen
In Compagnie gegangen
Im schönen Mondenschein, schein, schein,
Im schö-, im schö-, im schönen Mondenschein. :|:

Die vierte und letzte Strophe ist gleich wie die erste (d-dur; Vier-Viertel-Takt. — Die Herausgeber bemerken dazu: „Mäßig. Bei Silcher II, Nr. 11." [sic]) In der dritten Zeile wird das Geräusch der vierten Zeile bereits vorbereitet; die betreffenden Stellen sind von uns gesperrt. Dieses Geräusch kann auf die Handwerksarbeit gehen, aber auch den taktmäßigen, feierlichen Abschieds-Schritt andeuten. Alles ist Rhythmus!

Viola, Baß und Geigen.

Beide Geräusche fallen übrigens, beim Komitate, zusammen! Die Burschen oder Gesellen führen im komischen Ernste einen langen Zug auf und verursachen dabei mit den verschiedenartigsten Instrumenten eine Art von Katzenmusik. Stiefelknechte, Pfeifenrohre, Schläger (Speere) usw. finden hierzu Verwendung. Das gewichtigste, d. h. am lautesten tönende Instrument prävaliert bei der Taktierung durchaus; es ist gewöhnlich die Trompete (d. h. in Wirklichkeit etwa ein alter Kaffeetrichter oder dergl.). So entwickelt sich die studentische Ulkmelodie:

Viola, Baß und Geigen,
Die müssen alle schweigen
Vor dem Trompetenschall.

Eine Variation dieser Melodie haben wir bereits in der zuletzt besprochenen Nr. 1594 (E.-B. III, S. 419) vor uns. Erweitert (5strophig) präsentiert sich eine schlesische Fassung (aus Hoffmanns schles. Volksliedern Nr. 208, S. 244) bei Schade S. 147 („Abschied";

leider ohne Melodie, wie alle Lieder bei Schade), die dann zwei wertvolle Parallelen erhielt durch die Nrr. 1788 und 89 bei E.-B. (III, S. 565 f.): „Das ist die Mode so [Wander- u. Abschiedslied der Handwerksburschen]" und: „Handwerksburschen-Abschied [Älterer Text]"; auf beide Nummern sei hier, der Kürze wegen, ausdrücklich verwiesen (Entstehung, Literatur und Varianten). Die Weise ist beide Male marschmäßig taktiert, sowohl in der letzten wie auch in der vorletzten Zeile. Bei Nr. 1789 tritt das „Baß- und Geigen-Motiv" schon hervor. Breit ausgeführt erscheint es aber erst in der Nr. 1790 bei E.-B. (III, S. 566): „Abschied von Heidelberg" („Um 1525—30 in Heidelberg von Studenten gesungen"), der sog. „Trompetentunke" (ursprünglich nur 2strophig), die der quodlibetartigen Gelegenheits-Improvisation weiten Spielraum läßt. Das Leipziger Commersbuch ([26] 1887) verlegt in seiner 5strophigen Fassung (Nr. 194: Viola, Baß und Geigen) das Lokal nach Jena; offen gelassen ist in der 5. (und letzten) Strophe der Raum für den Namen der betr. Universität in der (sonst übereinstimmenden) versio im Lahrer Kommersb. ([51] Nr. 771). Dies ist das Lied, in welchem der berühmte „Bierkanal" vorkommt! Wieder konstatieren wir die Namens-Einsetzung.

Studenten- und Handwerkerlied rücken durch diese Beobachtungen in unmittelbare, gegenseitige Nähe.

Ursprung der Handwerkslieder.

Wir dürfen uns durch das oft seltsame Äußere der Handwerkslieder nicht abschrecken lassen, ihrem tieferen Ursprung nachzuspüren. Aus Nr. 1603 (E.-B. III, S. 425) gewinnen wir wiederum eine neue Situation („Der Handwerksgesell auf Reisen"). Unser „Bruder Straubinger" hat in der warmen Frühlingsnacht im Freien oder auf einem Heuboden geschlafen; jetzt weckt ihn frühmorgens der Gesang der Vöglein. Auch Nr. 1604 (E.-B. III, S. 426 f.: „Der Handwerksgesell auf Wanderung") zeigt uns, daß die Wanderzeit im Frühjahr beginnt. Genaue Interpretation ist beim Volksliede stets erforderlich (wegen der sprunghaften Übergänge!); ganz besonders aber beim Abschiedsliede. Der Musikus wird dem Germanisten seine Hilfe nicht versagen, wenngleich historische Studien den musikalischen Praktikern wenig sympathisch sind. Selbst bei Erk-Böhme findet man zuweilen Urteile von so überraschender Verständnislosigkeit wie das folgende: „Abschreckende Probe von lotterigem Versbau und langweiliger Musik; mehr ist auf dem Kunstgebiete von Handwerkern nicht zu erwarten, nur wenige haben eine poetische Ader." (Zu Nr. 1595: „Handwerksburschenlied", E.-B. III, S. 419; nach Kretzschmer I, 247.) Wenn wir den vorliegenden Text nebst Melodie aber etwas näher betrachten, so entdecken wir, daß eine Art von Komitat vor uns liegt. Eine Schar von

Handwerkern (aller Gewerbe) wandert gemeinsam; Dialekt und Arbeitsgeräusch ist bei jedem verschieden, nur der Marschiertakt bleibt derselbe. In der 2. Str. werden traurige Beobachtungen angestellt über die Zustände des „Philisteriums“:

2. Der Eine reist hin, der Andre reist her,
Der Dritte wollte arbeiten,
Der Vierte wollte aufs Land, der Fünfte nichts mehr,
Der Sechste hat Lust zum Streiten,
Der Siebent ist todt, der Achte leidt Noth,
Der Neunte ringt mit dem traurigen Tod,
Der Zehnte ist schon begraben.

Handwerk und Universität.

Wir müssen stets berücksichtigen, daß mit der Wanderschaft die Lehrlingszeit vorüber ist; nun heben die Freuden und Leiden des Gesellen an, bis er Meister wird. Wieder spinnt sich der Faden hinüber zum Studentenleben: „Ich war Brandfuchs, noch an Jahren“ (C. Graf), „Ach, das Exmatrikulieren ist ein böses Ding, ja, ja!“ (W. Gabriel) u. a. m.; vor allem jedoch: „O alte Burschenherrlichkeit!“ (Lahrer Kb., Nr. 292: „Rückblick eines alten Burschen“; Leipziger Cb., Nr. 45), in welchem Liede die 4. Str. direkt an jene soeben mitgeteilte 2. Str. des Handwerker-Komitates erinnert:

4. Da schreibt mit finsterm Amtsgesicht
Der eine Relationen,
Der andre seufzt beim Unterricht,
Und der macht Recensionen,
Der schilt die sündge Seele aus,
Und der flickt ihr verfallnes Haus.
O jerum, jerum, jerum,
O quæ mutatio rerum!

Die „Landsmannschaft“ spielt beim Studenten eine nicht minder wichtige Rolle, als beim Handwerker. Dialekte und Nationalitäten sind mit einer gewissen Gleichmäßigkeit auf die einzelnen studia resp. Fakultäten verteilt, sowie auf die verschiedenen Hantierungen oder Gewerbe. Den Theologen denken wir uns z. B. mit Vorliebe als Schwaben (wie den Tischler), den Mediziner vielleicht aus Norddeutschland (wie etwa den Schuster), den Juristen am Ende aus Schlesien (wie den Schneider) etc. Es fehlt hier, wie gesagt, noch gänzlich an Vorarbeiten; vgl. oben S. 192. Hoffentlich wird das bald anders!

Das Handwerker-Komitat.

Wir haben uns also beim „Handwerker-Komitat“ vorzustellen, wie eine Gruppe von Sängern marschierend die speziellen Arbeitsgeräusche ausführt; etwa so: der Leineweber aus Schlesien klopft mit der Weberlade (vgl. oben S. 188, Anm.[1]), der Töpfer aus Hessen operiert mit der Drehscheibe, der Schuster

aus Berlin arbeitet mit dem Pechdraht, der Böttcher aus Braunschweig[1]) mit dem Hammer usw.; wobei jeder seine Dialektklänge erschallen läßt. Wer kennt Beispiele für ein solches Quodlibet (oder solchen Canon)? Die Sitte wird dann, musikalisch gewendet, aufs Orchester übertragen, wo jedes Instrument einer besonderen Individualität entspricht. So ist der Posaunenbläser etwa ein Baier, der über „des Basses Grundgewalt" verfügt und sich durch einen gewaltigen Durst auszeichnet. Dieser Art ist das allbekannte Lied von E. Geibel: „Lob der edeln Musika" (1840), mit dem Anfang: „Ein lustger Musikante marschierte am Nil." Beim Refrain: ‚O tempora, o mores!' wird das Arbeitsgeräusch, d. h. in diesem Falle der Klang der verschiedenen Instrumente, nach und nach dargestellt. Jede Strophe ist durch ein anderes Instrument repräsentiert, dessen Handhabung von der Corona jedesmal neckisch imitiert wird. Das Lied ist in den meisten Sammlungen zu finden, jedoch ohne die „scenischen Bemerkungen"! Diese werden von jeder neuen Tafelrunde selbständig aufs neue improvisiert.

Die Pinzgauer Wallfahrt.

Im Lahrer Kommersbuch finden wir beim „Lustigen Musikanten" (Nr. 667) angemerkt: „Nach der älteren Binschgauer Weise". Diese ist aufgezeichnet (jedoch in anderer Tonart): E.-B. III, S. 547 f., Nr. 1761. Es folgt ebda (S. 548 f.) unter Nr. 1762 die jüngere Fassung der „Pinzgauer Wallfahrt". Beide Stellen wolle man vergleichen. Die ältere Fassung bringt noch die alten Prozessionsrufe: „Kyrie eleison!" und: „Kyrie!", untermischt mit „Juch, juchhe"! In der zweiten, jüngeren Version tritt aber dafür ein bisher noch nicht erklärter Gewerbe-Neckreim auf, der ein unbekanntes Arbeitsgeräusch dargestellt („Bayrisches Volkslied um 1820"):

[1.] Die Binschgauer wollten wallfahrten gehn, :|:
Sie thäten gern singen und kunten's nit gar schön.
Zschahí, Zschahé, Zschahó![2])
Die Binschgauer sind schon do!
Jetzt schau fein, daß ein jeder, (jeder) jeder, (jeder) jeder :|:
SeinRänzele hâ! :|:

Um diesen Refrain erklären zu können, müßte man sich zunächst mit den kulturhistorischen Verhältnissen des salzburgischen Gebirgstales Pinzgau vertraut machen.

Der Krähwinkler Landsturm.

Aehnlichkeit scheint der „Krähwinkler Landsturm" aufzuweisen:

„Immer langsam voran! Immer langsam voran!
Daß der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann."

[1]) Man beachte, wie die Landesproduktion das Gewerbelied beeinflußt: im Hessenlande hat man die gute Tonerde, und in der alten Mummenstadt werden viele Fässer gebraucht!

[2]) Von mir gesperrt und akzentuiert. U.

Das Improvisationslied.

Aus dem Takte der Melodie entnehmen wir die Situation: eine Schar von Marschierenden (ev. beiderlei Geschlechts) rückt mit gekrümmtem Rücken und gekrümmten Knien, langsam wankend und schlotternd, einem entfernten Ziele entgegen. Ein Spottlied, bei welchem der ganze Körper mitwirkt! Solcher Art ist aber das Ur-winiliod gewesen. Der Marschiertakt ist gekennzeichnet durch die Trochäen und die Reimwörter auf: „an"; das Wackeln der Kolonne wird angedeutet durch das Fehlen der Senkung zwischen den Silben: „lang" und „sam". Verspottung ungeschickter Bewegungen haben wir bereits oben S. 139 f. abgehandelt. Die Wichtigkeit der Heranziehung des Prozessionswesens wurde S. 158 f. betont. Die „Krähwinkler Landwehr" bei Erk-Böhme III, S. 291 f; Nr. 1432 (28 Strophen); der „Landsturm" z. B. (in einer 15strophigen Fassung) als Nr. 591 bei Fink-Tschirch[10] (Musik. Hausschatz der D.) und (ebenso) als Nr. 415 bei August Härtel, Deutsches Liederlexikon, Leipzig 1865. Der Landsturm gehört zu den „Improvisations-Liedern" (so möchten wir sie nennen), deren Strophenzahl beliebig verlängert werden kann (vgl. z. B. das Lied von: „Pastor sine Kau"!); ad infinitum. Die Kommersbücher scheinen mit Erk-Böhme zu gehen: das Leipziger (Nr. 277) bringt eine 29strophige, das Lahrer (Nr. 742) eine 21strophige Version. Bei Fink-Tschirch (S. 384) wird von den 15 „üblichsten" und „besten" Strophen gesprochen. Den ersten Begriff lassen wir gelten, den zweiten aber müssen wir in der Volksliederforschung durchaus ablehnen. Falls nicht etwa mit dem Ausdruck gemeint ist, daß nur die besten Strophen sich als die üblichsten festsetzen. Das ließe sich schon eher hören!

Das Dachdeckerlied.

Eine ganz spezielle Abart des Baugewerbes stellt sich uns dar im Handwerk der Dach- und Schieferdecker. Die Arbeit dieser Männer ist sehr gefährlich, weshalb die Dachdecker kontemplative Naturen sind und das geistliche Lied bevorzugen. Man vgl. die äußerst lesenswerte Novelle von Otto Ludwig: „Zwischen Himmel und Erde". Eigentliche Dachdeckerlieder habe ich jedoch nicht auffinden können. Es ist diesem Gewerbe auch die Aufrichtung und „Bekleidung" der Kirchtürme anvertraut; namentlich das Anbringen des obersten Knopfes, unter der Wetterfahne. Zu diesem Geschäfte wird ein mutiger, schwindelfreier Bursche ausgewählt, der sich freiwillig meldet; er findet dabei entweder seinen Tod, oder aber er macht sein Glück für immer. Im Kirchturm-Knopfe werden zeitgenössische Dokumente eingeschlossen, desgl. auch kulturhistorische Andenken und dergl.; ganz ebenso, wie bei der Grundsteinlegung die Einmauerung der Stiftungsurkunde usw. vor sich geht. Der Kirchturm-Knopf ist eben der Schlußstein des ganzen Gebäudes, und seine „Setzung"

ist ein feierlicher Akt, gleich der „Legung" des Grundsteins. Beide Akte waren in grauer Vorzeit mit blutigen Opfern verbunden (oder mit der Einmauerung eines lebendigen Wesens); diese Erinnerung lebt noch in der Sage und verleiht dem Dachdecker-Gewerbe einen geheimnisvollen Nimbus. Die Baumeistersagen sind bis heute unvergessen (Ibsen, Baumeister Solneß). Der jähzornige Meister und der vorwitzige Jüngling, der die verfrühte Vollendung des Meisterwerkes mit seinem Herzblute[1]) sühnt („Der Glockenguß zu Breslau"!), gehören ebenfalls hierher. Gewissermaßen sind nun demnach die Gedichte, die von solchen Ereignissen handeln, als winiliod aufzufassen; vorausgesetzt wenigstens, daß sie komponiert worden sind. Das bekannte Gedicht von Wilhelm Müller hebt wahrscheinlich nicht ohne bewußte Absicht mit den Worten an: „War einst ein Glockengießer zu Breslau in der Stadt"; erinnernd an den epischen Eingang des oben S. 191 besprochenen Handwerksliedes: „War einst ein jung, jung Zimmergesell", welches auch inhaltlich ein ganz ähnliches Motiv aufzuweisen hat (oder eigentlich dasselbe, nämlich das Bauopfer). Als Fechterlied (vgl. die 7. und letzte Strophe!), und somit als Gewerbe- oder Winnelied, könnte „Die Geschichte von Goliath und David, in Reime bracht" (von Matthias Claudius) zwanglos angesehen werden; die Volksweise (v. J. 1821) dazu bei Böhme, Volkstüml. Lieder d. D. im 18. und 19. Jh., Leipzig 1895, S. 478, als Nr. 645 („Goliath und David"). Dieses Stück beginnt ebenfalls episch: „War einst ein Riese Goliath, ...". David, der Schutzpatron der Meistersinger, stand allen Handwerkerkreisen recht nahe.

Die Glocke des Magdalenenturmes.

Auch der Breslauer Glockenguß [übrigens 1386 n. Chr. vom Dichter datiert] wird seinen Komponisten gefunden haben, und mithin zum Liede geworden sein, wie denn Schillers „Lied von der Glocke" (1799) ebenfalls mehrfach komponiert worden ist (z. B. von Romberg), und zwar meist dramatisch, als Begleitung zu sog. „lebenden Bildern". Schiller beobachtete die Handwerker bei ihrer Tätigkeit. In den ersten Erwähnungen des Planes, diese Tätigkeit allegorisch zu verherrlichen, ist immer von einem „Glockengießerliede" die Rede. Sollte der Dichter einiges Detail vom Gewerbeliede herübergenommen haben? Die Untersuchung lohnte wohl der Mühe, da eigentliche Glockengießerlieder unseres Wissens nicht überliefert sind. Die bisherige (meist allerdings wohl ästhetische!) Literatur zur „Glocke" verzeichnet Max Koch bei Goedeke V, II², 1893, S. 208—10. — Zum Glockenguß im allgemeinen zitiert der Brockhaus sub

Das Glockengießerlied.

[1]) Das warme Blut gibt erst die rechte Mischung der Glockenspeise; wieder eine Reminiszenz an das Bauopfer!

„Glocke“: Zehe, Histor. Notizen über die Glockengießerkunst des Ma.s., Münster 1857; Otte, Glockenkunde², Leipzig 1884.

Der Glockenstuhl. Die Glocke wird nach ihrer Vollendung hoch oben im Turme aufgehängt (im Glockenstuhl), was wiederum besondere Kunstfertigkeit und Anstrengung erfordert. Dachdecker und Glockengießer rücken so einander näher! Grimms Mythol. und Rechtsaltertümer („aufs Dach steigen“!) erwähnt Rowald² S. 195 (beide passim zu vergleichen). Geheimnisvolle Runen haben christlichen Sprüchen auf der Glocke Platz gemacht. Bei Schiller heißt es aber noch, mit einem Reste des alten Aberglaubens: ‚Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.‘ Jedenfalls gilt der Glockengießer wie der Dachdecker als ein zauberkundiger, später als ein spekulativer, endlich als ein christlicher Charakter.

Der Meister in Schillers Glocke, ein philosophischer Kopf des 18. Jh.s, mischt noch heidnische Weisheit mit christlicher Sittenlehre. Als Beweis für den grübelnden Sinn der Dachdecker entsinne ich mich einmal irgendwo als Beispiel gelesen zu haben, daß einst ein solcher mit seinem Gerüste turmabwärts glitt und zerschellte, weil er unterwegs das rettende Seil zu ergreifen verschmähte (vielleicht ein logisches Schulbeispiel für das liberum arbitrium, oder dergl.?). Auch fand ich (aber wo?) einmal den Titel: „Lied eines Dachdeckers, zu singen, während er vom Dache fällt“ [!]; vermutlich eine Verspottung gewisser Lieder des Mildheimischen Liederbuches.

Das Bauopfer. Alles dies könnte aber auch verwischte Erinnerung an das Bauopfer sein (der Todessturz des fatalistischen Dachdeckers!). Neben dem Bauopfer ist immer auch das Bauwunder zu berücksichtigen. Dahin gehört z. B. das Gedicht: „Der Dombau zu Bamberg“ von August Kopisch. Auch das Rosenwunder der heiligen Elisabeth ist hier zu nennen (Marburg).

Beschaulichen Charakters ist auch der Maurer, des Dachdeckers entfernter Verwandter oder jüngerer Kollege. Wenn der Glockenschlag die Arbeitszeit beendigt, eilt er davon, läßt alles liegen und stehen. Ja, man sagt ihm boshaft nach: sobald um zwölf Uhr der Hammer an der Glocke zum Schlagen aushebt, läßt der mit dem Aufwinden beschäftigte Maurer das Seil der Rolle fahren, so daß der mit Lehm oder mit Steinen gefüllte Eimer aus halber Höhe zur Erde fällt. (Vgl.: „Der Bureaukrat thut seine Pflicht Von neun bis eins! Mehr thut er nicht!“; Carl Zeller, Der Obersteiger, Operette;[1]) Text von M. West und L. Held, 2. Akt.) Diese Anekdote erinnert übrigens merk-

[1]) „Genau wie die Maurergesellen!“, sagt der Bureauchef, als die Schreiber präzise um Mittag die Federn hinwerfen. „Jawohl“, antworten diese, „nur, daß die Maurer besser bezahlt werden! — Flieg. Bll., welcher Jahrg.? Mit Bild. (Zitat ungenau!)

würdig an den Todessturz des herabgleitenden Dachdeckers, der das rettende Seil zu ergreifen verschmäht; sollte eine geheime Verwandtschaft vorliegen? Die Faulheit des Maurers ist ein unerschöpfliches, niemals versiegendes Thema unpolitischer Witzblätter; neben der Schwiegermutter, der Sekundärbahn, dem Leutnant, dem Studenten und den Dackeln des Försters. Berühmt ist z. B. die „Maurerprise", deren kunstgerechte Verabfolgung den ganzen Vormittag in Anspruch nimmt. (Vgl. auch Rowald², S. 120 f.: „Wenn das Glöcklein 6 Uhr schlägt".)

Die Foppereі.

Aus diesen und ähnlichen Foppereien scheint sich als Resultat die Volksmeinung zu ergeben, die Maurerei sei eigentlich kein ernsthaft zu nehmendes Handwerk. Die Zusammenstellung mit dem Schreiber-Gewerbe, also mit einem sehr vornehmen Stande, dürfte dies wohl bestätigen. Wir brachten soeben zwei komische Züge für diese Zusammenstellung bei. Ein sehr ernsthafter Beweisgrund hierfür ist aber die Geschichte der Freimaurerei! Als maçon greift sogar der Edelmann, wie der Studierte, zum Schurzfell und zur Kelle. Die Freimaurer-Lieder des 18. Jh.s sind meist philanthropisch angehaucht. Wir werden sie im 4. Abschnitt dieser Arbeit, bei Gelegenheit der Erörterungen über die Liederbücher, kurz zu behandeln haben.

Das Maurerlied.

Eigentliche Maurerlieder sind selten. Das Arbeitsgeräusch ist kaum nachzuweisen. Wechseltakt, die leichtere Arbeit charakterisierend, ist anzunehmen. Bei der geschilderten Seelen-Veranlagung dieses Handwerkers ist es erklärlich, daß er den Strike liebt. Die Arbeit ist nicht „sein Fall"!

Ein „Strikelied" der Maurer, bei E.-B. Nr. 1620 (III, S. 440): „Die ausständischen Maurergesellen") zeigt in der Melodie, besonders im Endreim, große Ähnlichkeit mit der Braunschweigischen Nationalhymne: „Und wir lust'gen Braunschweiger, Sein wir alle beisammen?" deren Refrain lautet: „Lust'ge Braunschweiger seien wir." (Ähnliche Lieder gibt es auch bei den Hessen und Nassauern.) Ob sich aus dieser Übereinstimmung etwas für die „Landsmannschaft" des Maurer-Gewerbes entnehmen läßt oder nicht, mag vorläufig lieber noch dahingestellt bleiben (vgl. oben S. 202 f.). [Niedersächsisches Phlegma?]

Das Schlosserlied.

Auch der Schlosser übereilt sich nicht bei seiner Arbeit, weshalb er dem Maurer beizugesellen ist („Maurer und Schlosser"; komische Oper von Auber, Text von Scribe und Delavigne). Der Schlosser zeichnet sich durch seinen Appetit aus und ist von Geburt etwa ein Mittelfranke! Sehr beliebt war früher in Männergesang-Vereinen das Gedicht von dem Nürnberger Lokaldichter Johann Konrad Grübel: „Der Schlosser und sein Gesell". Dieses amüsante Stück (Thema: „Die schlagfertige Antwort des Subalternen") findet sich in: Grübels Sämtl.

Werke, hrsg. . . . von Dr. Georg Karl Frommann, Zweites Bändchen, Nürnberg o. J. [1856], S. 141 f. und lautet im Original-Dialekt:

Der gute Appetit des Schlosser-gesellen.

[1.] A Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
Der haut su longsam g'feilt,
Und wenn er z' Mittag geff'n haut,
Dau ober haut er g'eilt;
Der Eierst' in der Schüff'l drin,
Der Letzt' ah wider draus,
Es ist ka Mensch su fleißi g'wöst
Ban Tisch in ganz'n Haus.

[2.] Öiz haut amaul der Master g'sagt:
G'sell, dös versteih' i niet,
Es is doch su mei Lebta g'wöst
Und, wall i denk', die Ried:
Su wöi mer ärbet, ißt mer ah;
Ba dir geiht's nit asu,
Su longsam haut no Kaner g'feilt,
Und ißt su g'schwink wöi du.

[3.] Ja, sagt der G'sell, dös waß i scho,
Haut All's sein gout'n Grund;
Des Eff'n wörd halt goar nit lang,
Die Aerbet verzi Stund.

[142.] Wenn Aner möißt' den ganz'n Tog
In an Stück eff'n fort,
Thöt's aff die Letzt su longsam göih,
Als wöi ban Feil'n dort.

Zum Zwecke der Komposition (für Männergesang) wurde der Dialekt ins Hochdeutsche umgeschrieben. (Komponiert von Genast, Zelter u. a.) Arbeitsgeräusch fehlt; doch ist der Vergleich der Eßtätigkeit mit dem Feilen beachtenswert (vgl. „schroten" für „kauen"!) Der Schlosser singt wohl weniger als der Maurer.

Maurer und Schlosser.

Ein Maurerlied scheint übrigens in der genannten Oper von Auber (die ursprünglich nur den Titel: Le ‚Maçon' führte; Première 1825, Opéra comique) noch durchzuschimmern; vgl. die Ausgabe von Carl Friedrich Wittmann (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 3037), S. 33 f. (Übersetzung von Friederike Ellmenreich):

Roger (tritt zwischen Léon und Baptiste).

Von der Arbeit kam ich eben,
Mein Geräte in der Hand; [Von mir gesperrt. U.]
Nach schwerer Arbeit genießen
Wollt' ich die verdiente Ruh.
Den Hochzeitstag in Gedanken

[34] Sang ich, die Zeit zu vertreiben,
Wohlgemut mein Lieblingslied:
„Auf Handwerksmann, lacht dir die Liebe, } [Von mir
Schließe eilig den Ehebund", } gesperrt. U.]
Als von fern ein Hilferuf ertönt
Und ich schnell dem Rufe folgend,
Unsern Ritter hier gegen Sechse
Tapfer sich verteidigend fand.

Roger ist der Maurer, Baptiste der Schlosser. Der erste der beiden Freunde scheint, wodurch unsere Theorie bestätigt wird, der musikalischere zu sein. Im 2. Akte, bei der Fesselung und Einmauerung Léons und Irmas, sind sie beide beschäftigt; aber nur Roger singt, mit der ausdrücklichen Motivierung (aaO. S. 67), die wohl zu beachten: Roger und Baptiste.

Wie's euch beliebt!
Doch bei der Arbeit ist ja das Singen hergebracht! } [Von mir
Nur Courage, nicht verzaget, } gesperrt. U.]
Treue Freunde sind dir nah!

Diese letzten 2 Verse, die den Refrain des Maurerliedes darstellen, sind mit taktmäßigem Arbeitsgeräusch verbunden zu denken (das Beklopfen der Steine mit der Maurerkelle). Musikverständige mögen diesem „Leitmotiv", welches die ganze Oper durchzieht, näher nachspüren. Scribe entnahm, nach Wittmann S. 11, die Geschichte dem Bachaumont. Ob Auber ein Pariser Maurerlied verwertet hat? Das Leitmotiv.

Maurer sowohl wie Schlosser verrichten beide noch leichtere Arbeit; sie singen im Wechseltakt. Zu den im Gleichtakt gesungenen Liedern fortschreitend, gelangen wir wohl zuerst zum Schmiede-Handwerk, welches eines der schwersten ist, die es überhaupt gibt; wenn nicht das allerschwerste. Des Hammerschmiedes wurde bereits oben S. 194 gedacht. Wuchtiger schlägt der Grobschmied drein, bei dessen eherner Faust wir uns des hartgeschmiedeten Landgrafen von Thüringen erinnern mögen (die Sage vom Schmied zu Ruhla). Die Worte: „Landgraf, werde hart!" waren der Refrain eines vermutlich ganz, oder doch nur teilweise, ad hoc improvisierten winiliod! Wechseltakt und Gleichtakt.

Zum Studenten-(Depositions-?) liede geworden ist das Grobschmiedslied Nr. 1698 bei E. B. III, S. 499 f.: „Der Grobschmied und sein Sohn"; 16 Strophen, mit deutlichem Arbeitsgeräusch am Schluß jeder Strophe Der Grobschmied und sein Sohn.

[1.] Ein Grof-smid sat in goder Roo, :|: Sieh düt, sieh dat, sieh do!
Un smöök syn Pyp Tobak dorto :|: Sieh düt, sieh dat, sieh do!

Der Endreim kann auch das Ausklopfen der Pfeife andeuten; eine beschauliche Handlung, bei der sich gut demonstrieren läßt.

Hammer und Ambos.

Im allgemeinen sind aber die Klänge des Hammers gemeint, der den Ambos trifft. Jede Strophe kann indessen den tieferen Sinn des Refrains variieren; vgl. z. B. Strr. 3 u. 6, wo der genannte Endreim das Aufzählen der Pfennige, resp. Taler andeuten soll. Überhaupt müssen wir uns vorstellen, daß der Refrain in jeder Strophe von einer anderen Handbewegung oder Werkzeug-Hantierung begleitet wird; leider ist das Kolorit in der Tradition schon verblaßt. Wir haben im „Grobschmied" so recht ein Beispiel für das mittere („aufführen") der winiliod, ev. durch mehrere Personen; vgl. oben S. 96 f. Die Anlage des Ganzen ist dramatisch: wir haben in diesem Liede einen Wechsel vor uns; Dialog zwischen Vater und Sohn. Dieser Disput unterscheidet sich schon rein äußerlich dadurch, daß der Vater niederdeutsch spricht, der Sohn hochdeutsch. Handwerk und Studium bekämpfen sich mit Gründen; der Endreim wird von zwei Parteien sekundiert: Schmiede und Studenten. Vater und Sohn suchen einander durch das „Gewicht" ihrer Argumente zu widerlegen. Die Steigerung des dreifach gegliederten Refrains entspricht der didaktischen gradatio des germanischen Lehrtaktes: erster Schlag (sanft), zweiter Schlag (schon derber), dritter Schlag (sehr kräftig); nun „sitzt" es (vgl. meine Ausführungen ZfdA. 38, 268 f.). Eindringliche Sentenzen oder dergl. pflegt man wohl „Hammerschläge" zu nennen; vgl. Johannes Scherr, Hammerschläge und Historien[3], Zürich 1878.

Hammerschläge.

Es wird bei E.-B. III 500 angemerkt: „Abweichend in Commersbüchern". Die Fassung im Lahrer Cb., Nr. 663, läßt in Strophe 4 beim Refrain studentischen Schlägerklang vermuten: „4. Der Kerl hat sich herumgeschlagen und einen Schmiß davongetragen". Allerdings bringt die genannte Version den Endreim in folgender Gestalt: „Ci-di-ci-da-ci-dum, Ci-di-ci-da-ci-dum". Eine Rekonstruktion wäre hier sehr zu wünschen, wie bei so manchem winiliod. (Im Leipziger Cb. scheint der Grobschmied zu fehlen!) Ci-di-ci-da-ci-dum ist eine wunderliche Variante (vgl. das studentische „sadong" = ça donc); oder sollte in „Sieh dût" etc. eine Umdeutung (sog. „Eindeutschung") zu konstatieren sein? Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus[3], Leipzig 1902, S. 111 erwähnt eine hochdeutsche Fassung, in welcher unser Endreim also lautet: „Siditze, sidatze, sidomm!" (E. H. Wolfram, Nass. Volkslieder, Berlin 1894, Nr. 79.) Hier wird aber wohl weniger an ein fremdsprachliches (lat. oder franz.) Original zu denken, als vielmehr daran zu erinnern sein, daß der idg. Schmied sowohl sehr grobe, als auch sehr feine Arbeit zu verrichten hatte. Man vgl. oben S. 195 über das Verhältnis des Goldschmiedes zum Buchdrucker. „Siditze, sidatze!" könnte Kratz-Effekte bezeichnen; „sidomm!" würde dann erst den Schlag-Effekt (zum Schlusse) darstellen, wobei dann

wieder eine dreifache gradatio zu verzeichnen wäre. Wie der idg. Schmied in der Urzeit gearbeitet haben mag, dafür teilt Bücher aaO. ([3] S. 408, Anm. 1) ein lehrreiches Zitat mit (aus: K. Graul, Reise nach Ostindien IV, S. 96 f.): „Die indischen Handwerker arbeiten fast ohne Werkzeug; ihre Werkstätte ist allenthalben. Da kommt z. B. ein indischer Schmied, der Eisenwerk für das Haus anfertigen soll. Er macht an Ort und Stelle eine Grube, sammelt umherliegendes Holz und brennt sich seine Kohlen. Den andern Tag kommt er wieder, seine Schmiede unter dem Arme. Er pflanzt seinen Amboß in den Boden, baut sich eine Esse von ein wenig Erde, mischt die Kohlen mit Reishülsen und zündet ein Feuer an. Dann setzt er sich mit untergeschlagenen Beinen dahinter und läßt seinen Blasebalg (ein zusammengenähtes Kalbfell) lustig spielen. Wenn das Eisen glüht, so streckt er es auf dem Amboß; seine Füße braucht er ohne Weiteres zum Schraubstock. Auf die Weise fertigt er Riegel, Haken, Schlösser u. s. w. So einfach geht es aber nicht bloß bei dem Grobschmied her; selbst der Goldschmied arbeitet die feinsten Sachen, man möchte beinahe sagen, aus freier Hand. In der Wohnung eines Europäers sahen wir einmal einen solchen in einem Winkel des Hausflurs kauern, emsig beschäftigt mit der Verfertigung einer goldenen Kette. Er hatte dazu nichts als seine zehn Finger und ein Zängelchen."

Wieland der Zauberer.

Diese einfache und doch so komplizierte Kunstfertigkeit verleiht auch dem germanischen Schmiede den Glorienschein des geheimnisvollen Zauberers (Wieland als Schatzhüter!). Durch goldene Schmuckſachen erlangt man eine magische Gewalt über die Weiber. Als ganz besonders verwöhnt gilt „des Goldschmieds Töchterlein" (zu Augsburg), das im Volksliede die reichsten Freier abweist, bis endlich der rechte kommt. (Der Goldschmied ist zugleich „Waffenschmied" [Oper von Lortzing]; das Käthchen von Heilbronn, eine Waffenschmiedstochter, folgt als Sklavin dem Grafen Wetter vom Strahl.) Mephisto besiegt Gretchen, das reichsstädtische Bürgerskind, durch Kostbarkeiten.

Das Schmiedelied.

Die Schmiede spielt im Volksleben eine große Rolle; vgl. Sprichwörter und Redensarten, wie z. B.: „vor die rechte Schmiede kommen", „gut beschlagen sein", „jedermann ist seines Glückes Schmied" usw. Jeder kennt wohl auch heute noch die funkensiebende Esse und das eigentümliche Geräusch der Schmiedestätte.

Eine gute Beobachtung macht Bücher aaO.[3] S. 110 f. über das „Schmiedegesellenlied" G. Ph. Harsdörffers:

Tapfer ihr Gesellen,
An euern Stellen,
Weils Eisen erhitzt'
[5.] Macht widerprellen
Des Amboß Schnellen,
Das donnert und blitzt.[1])

[1]) Usw.; vollständig bei Erlach, Volkslieder I, S. 506 (Text abweichend). Bücher vergleicht [Julius] Tittmann, Die Nürnberger Dichterschule [=Kl. Schr. z. d. L. u. Kulturgesch. I, Gött. 1847], S. 126 [f.]. Büchers Gewährsmann war Prof. Dr. Georg Witkowski in Leipzig.

Er sagt das. [110]: „Offenbar entspricht hier jede betonte Silbe einem Schlage auf das glühende Eisen, jede unbetonte dem leichten Aufhüpfen des Hammers auf dem Amboß. Aber das Ganze trägt den spielerischen Charakter der Nürnberger „Pegnitzschäfer", aus deren Mitte es hervorgegangen ist, und ist bei der Arbeit gewiß niemals gesungen worden."

Harsdörffer.

Diese letzte Hypothese möchte ich jedoch nur mit einer gewissen Einschränkung gelten lassen. Harsdörffer mit seinen gesunden Sinnen hat offenbar gut beobachtet, und das geräuschvolle Treiben der alten Reichsstadt mochte ihm auch die Schmiedelieder darbieten, unter denen er nun allerdings hier ein Motiv auswählte und künstlerisch frei gestaltete.

Das Rammerlied.

Dem Schmiedehandwerk möge sich an dieser Stelle die Tätigkeit des Einrammens von Pfählen etc. beigesellen; ebenfalls eine Arbeit im Gleichtakt. Verwandt ist die Hantierung der mittelalterlichen Wein- und Faßzieher. Über die Lieder und Reime, die bei solchen Gewerken („Emporziehen von Lasten") zu ertönen pflegen, hat ausführlich Bücher aaO.[3] S. 175—194 gehandelt; namentlich über die deutschen Zugschlägel-Reime, Ramm- oder Pilottenlieder. Seine Sammlung, die auch jene Lieder berücksichtigt, welche beim Aufwinden der Anker und beim Hissen der Segel gesungen werden, ist ungemein reichhaltig; vgl. S. 178: „Die Rammlieder finden sich durch ganz Deutschland vom Lech und der Donau bis zur Nord- und Ostsee, am meisten natürlich bei Wasserbauten und in sumpfigen Niederungen, wie in Holland, wo die Häuser auf Pfählen gebaut werden. Außerdem lassen sie sich in Rußland, Finland und Japan nachweisen. Sie charakterisieren sich auch dadurch als wahre Arbeitsgesänge, daß die Improvisation in ihnen auch da noch lebendig geblieben ist, wo sie sonst im Volksgesang verschwunden ist." S. 177 wird die Arbeit beschrieben, und S. 179 dazu bemerkt: „. . . aber soll unter Angabe der Herkunft alles zusammengestellt werden, was mir bekannt geworden ist, um so mehr als die alte Zugramme in Gefahr ist, durch die Dampframme verdrängt zu werden und sich die wenigen gedruckten Pilottenlieder alle an schwer zugänglichen Stellen finden."

Königsberger Beispiele.

Die Tatsache des Verschwindens der Zugramme kann ich aus eigener Anschauung bestätigen. Vor etwa zwölf Jahren wurden hier in Königsberg an der „Köttelbrücke", der „Grünen Brücke" noch die sog. „Dukdallen" mit der großen Handramme befestigt, unter Absingung fremdartiger Lieder (mit einem anscheinend litauischen Refrain?), welche ich damals jedoch leider aufzuzeichnen unterließ. Nunmehr arbeitet dort aber, bei gleicher Gelegenheit, seit mehreren (etwa 6—8?) Jahren stets die Dampframme, und so auch wieder bei dem gegenwärtigen massiven Neubau der „Grünen Brücke" (an der Börse), welcher sich nun schon so lange hinzieht. (Eingeweiht Freitag [!], den 28. Juni 1907.)

Die Bücherſche Sammlung durch Nachträge zu bereichern, dürfte nicht allzu ſchwer fallen! Zunächſt eine kurze Bemerkung zu S. 182 f. (Anm. 3)! Bücher bietet uns hier ein oſtfrieſiſches Rammerlied aus Norderney, das übrigens aaO. (ZſdVfVk. 7, 437 ff.) zuerſt von K. Weinhold und E. Siebs publiziert wurde, und bemerkt dazu S. 183, Anm.: „Ich will dir noch einen Spaß erzählen; das ſoll jedem wohl gefallen. (Hier fehlt offenbar ein Stück.)" Dieſe Lücke wurde vermutlich jedesmal durch eine neue Improviſation ausgefüllt; auf die Stegreifdichtung, bei der ſich das neckende Element geltend macht, weiſt Bücher ja ſelber hin (S. 178). Das neueſte Vorkommnis vom Bauplatz oder aus deſſen Umgebung, ein Schwank des täglichen Lebens, konnte hier durch den Vorſänger (der beſonders honoriert wird; vgl. Schmeller, Bair. Wb. I, 1021; Bücher aaO.[3], S. 178) paſſend eingefügt werden. Die Arbeitsluſt der Leute erhöht ſich gleich, wenn ihnen täglich beim Rammen eine neue Pikanterie „verſetzt" wird. War aber einmal nichts vorgefallen, ſo ging es gleich weiter: „Hoch in die Scheren; das hat der Meiſter gern!" Dies machte jedoch „keinen guten Eindruck", weshalb die Lücke um jeden Preis ausgefüllt werden mußte; was übrigens, wie ich vermute, meiſtens wohl parlando reſp. rezitando geſchah (singen unde sagen). Eine willkommene Ruhepauſe, dann wieder friſch eingeſetzt. Über die Art, wie jene Lücke etwa mag ausgefüllt ſein, vgl. z. B. aaO. (ZſdVfVk) 7, 440: „Als 1850 in Norden[1]) bei Errichtung einer Zollniederlage gerammt ward, hatte ein Vorrammer, der ein „glietſcher" (glatter, gewandter) Kopf war, allerlei Stadtklatſch und Magiſtratszänkereien vorgenommen." Wir haben alſo hier noch, auf oſtfrieſiſchem Gebiete (in der Nähe des Skaldenreiches!), eine direkte Spur der altgermaniſchen Improviſationskunſt. Und dabei behauptet das Sprichwort: Frisia non cantat. Vielleicht wird aber gerade hierdurch unſere Beobachtung ins rechte Licht gerückt. Der Frieſe „flötet" und „liſpelt" ſchon von Natur, wie man wohl geſagt hat; Vokalmuſik und Geſang überhaupt liegen ihm daher ferner als die Rezitation. Hergeſtellt (nach ten Doornkaat-Koolman) iſt das oſtfrieſiſche Rammerlied von C. Dirkſen in Meiderich, ZſdVfVk. 8, 96.

Nachträge zu Bücher.

Große Ähnlichkeit mit dieſem oſtfrieſiſchen Rammerliede zeigt ein „Nordiſches Rammerlied", welches mir Herr Hofzimmermeiſter Albert Nieß aus Braunſchweig am 29. Auguſt 1902 freundlichſt mitgeteilt hat:

Nordiſches Rammerlied.

Hoch up un fatet an,
Treckt alle, Mann for Mann,
Wer't nich angſt un bangt, [!]

[1]) Norden iſt eine kleine oſtfrieſiſche Stadt in der Nähe der Küſte, ſüdlich der Inſel Norderney, von welcher daher ein Scherzwort ſagt, ſie habe „Norden im Süden". (Mündlich 1878 auf Norderney.)

Wenn dar en Pund anhangt.
Seht, wo he geit,
Seht, wo he fleit,
Bär an Seil un Swanz an Steert
Js wie Danz umt Füerheerd
Sünner Lamp un fünner Licht [:—]
Junggeſellen, ſtöt't ju nich.
Hoch in den Topp,
Den Pahl up ſin Kopp,
Hoch in de Kullen,
Stockfiſch mit Knullen,
Erdappel darbi,
Gode Knabberie.
Will ju noch en Wort vertellen,
To gefallen den Geſellen,
Hoch den Bären in de Scheeren,
Hoch hat et de Meſter geren,
Un denn hoch in de Wetten,
Hoch up un ſetten!

Geſellſchafts-ſpiel und Kinderpredigt.

Die Verſe 17 und 18 ſind beachtenswert; ſie könnten bei einem Rekonſtruktionsverſuche Verwendung finden. Die hübſchen Verſe 7—10 (ein ländliches Geſellſchaftsſpiel ſchildernd) fehlen in der Weinhold-Siebs-Dirkſenſchen Faſſung. Das Stück ſcheint mehrfach zerſungen und auch gelegentlich mit Teilen von Kinderpredigten vermiſcht worden zu ſein. Vier weitere Varianten (ſämtlich kürzer) verdanke ich ebenfalls der Güte des genannten Herrn Einſenders.[1]) Dieſe Varianten mögen hier Platz finden.

I.

Alle Mann an den Pahl,
Et is uns egal,
Hoch up in den Topp
Un neiht em den Kopp,
He denkt darbi nix,
He krigt nu ſin Wix,
Wat ſchöll he ok denken?
Wi künnt em nix ſchenken!
Uns Grotvader all
Slog feſt up den Pahl,
Un Grotmudding ſin
Bröcht em ne' [sic] Buddel Win,
Uns Vader ſin Kind
De neiht em geſwind;
Lat knallen den Bär,
Dat Rammen is nich ſwer,
Treckt alle toſammen [,]
Un fix geiht dat Rammen,
Noch eenmal up den Pahl:
Hoch up un dahl!

Der Binnenreim.

In der vorletzten (19.) Zeile iſt Binnenreim zu konſtatieren; die gleiche Erſcheinung findet ſich auch in der viertletzten

[1]) Herr Hofzimmermeiſter Albert Nieß ſchrieb mir bei Überſendung dieſer Stücke (am 25. Juni 1903): „... habe ich mich emſig um Rammerlieder bemüht: es war die höchſte Zeit, die Dampframme vernichtet dieſe Quelle der Volksdichtung. ...., aber ſchwer iſt es, etwas zu finden, einzelnes habe ich aus Bruchſtücken nach mündlicher Überlieferung zuſammentragen müſſen."

(ebenfalls 19. Zeile) der soeben mitgeteilten längeren Fassung, was vielleicht kein Zufall ist.

II.

Weitere Beispiele.

Hoch in die Tannen,
Eier in die Pfannen,
Wurst auf den Tisch,
Dann geht das Rammen frisch.
Ein Edelmann ist kein Bauer,
Dem wird das Leben sauer,
Sauer wird ihm das Leben,
Der Weinstock trägt die Reben,
Reben trägt der Weinstock,
Ein Kalb ist kein Ziegenbock,
Ein Ziegenbock ist kein Kalb,
Meine Predigt ist halb,
Halb ist meine Predigt,
Der Brodschrank ist ledig,
Das Brod liegt im Kasten,
Wer kein's hat muß fasten,
Die Katze fängt die Maus,
Meine Predigt ist aus,
Nun hoch noch einen Zug,
Zehn Fuß ist hoch genug,
Hoch in die Kletten,
Hoch auf und setten!

III.

Hoch auf alle Mann,
Ein Bauer ist kein Edelmann,
Und darf auch keiner werden,
So lang er lebt auf Erden,
Er muß ein Bauer bleiben,
Sich so die Zeit vertreiben,
Muß thuen, was er mag,
Bis an den jüngsten Tag,
Sonst käme große Noth:
Kein Bauer mehr — kein Brot.
Nun hoch ohne Zag,
Giv den Pahl en Slag,
Noch einen mehr,
Denn geiht he in de Eer' [.]
Lat fast den Bären slagen,
De Pahl kann't verdragen,
Sin Kopp is von Isen,
Wie willt em et wiesen,
Nu hoch in de Scheeren,
Dat süht uns Meister geren,
Hoch in de Metten,
Hoch up un setten!

Die Varianten II und III sind augenscheinlich mit einander verwandt; sie haben das predigtmäßige Gewand und die bäuerlichen Anschauungen gemeinsam. Abweichend ist nun wieder die letzte Variante:

Bäuerliche Anschauungen.

IV.

Alle tosamm,[1])
Hoch de Ramm,
Immer höger,
Mit'n Buddel na'n Kröger;
Von boben dahl
Up den Pahl,
Wer noch wat kann,
De do em wat an.
Lat den Bären fallen,
Lat de Jungfer knallen,
Denn ick hev nu vernamen,
Uns' Buherr is kamen,
De ward sick nich bedenken,
En Buddel Köm uns to schenken,
De sall uns woll smecken,
De Pahl ward beter trecken.
Noch een giv em mit,
Wie sind em bald quitt,
Hev hoch noch en bett,
Tein Foot hoch un sett!

[1]) Dieser stereotype Anfang erinnert wörtlich und auch rhythmisch an Aristoph., Friede 512: Ἄγε νῦν, ἄγε πᾶς· (Bücher[3] 175; Emporziehen der Eirene); ein Beweis für die Internationalität des winiliod. — Im allgemeinen haben wir jedoch, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, einige Zurückhaltung gegenüber den fremden Beispielen Büchers geübt.

Der Umfang des Rammerliedes.

Die Rammerlieder dieſer Gattung ſind alle von annähernd gleichem Umfang (etwa 20 Verſe). Am Schluſſe tritt dann die Arbeitspauſe ein, ſo daß es doch vielleicht zweifelhaft bleiben muß, ob nach Vers 16 (wo in der oſtfrieſiſchen Faſſung die Lücke angenommen wurde) noch eine größere Improviſation eingeſchoben werden konnte. Jene Stelle fordert ja doch dergleichen auch nicht mit abſoluter Notwendigkeit. Im Gegenteil: es iſt ſogar ein guter Scherz, wenn auf das avertissement: „Ich will dir noch einen Spaß erzählen; das ſoll jedem wohl gefallen.“ ſtatt des zu erwartenden Schwankes nun abermals das Kommando ertönt: „Hoch in die Scheren; das hat der Meiſter gern! Hoch um die Wette, und dann nochmal eingeſetzt.“ Halb geärgert, halb beluſtigt durch dieſe Täuſchung, greifen die Arbeiter dann zum Schluſſe noch einmal kräftig in die Handhabe des Zugſchlägels hinein, um deſto eher zur großen Pauſe zu gelangen.

Der ſplendide Bauherr.

In der IV. Braunſchweiger Variante iſt v. 11—16 das Auftreten des „Bauherren“ ſehr bemerkenswert. Er ſpendiert „en Buddel Köm“ (eine Flaſche Branntwein), damit das Rammen flotter vonſtatten geht. Alle dieſe ſchönen Gebräuche ſind wohl ſeit dem Aufkommen der Dampframme beſeitigt.

Strophiſche Rammlieder.

Zuweilen muß die Kunſtdichtung nachhelfen, um den Torſo eines Rammerliedes zurechtzuflicken. Schon äußerlich abweichend, weil ſtrophiſch, repräſentiert ſich ein V. Stück aus Braunſchweig, welches ich ebenfalls der Liebenswürdigkeit des genannten Herrn Einſenders verdanke.[1])

Lied der Rammer.

[1.] In uſe lütte Stuwe
Lev ick min Dage ſo:
Min Mann dat is en Rammer,
Un ick bin ſine Fro.

[2.] Un bit he kümmt to Huſe,
Mak ik de Kinner friſch,
Mak friſch de lütte Stuwe,
Bring Eten up den Diſch.

[3.] Mi kann ok nix verfören:
Verlett doch Gott keen Rammer nich,
Wat künn mi den [!] malören?
He deiht et, Gott verdammi nich!

Das erotiſche Element.

Bei dieſem, teilweiſe rekonſtruierten, „Lied der Rammer“ ſcheint das „erotiſche“ Element durchzubrechen; wie übrigens auch vielleicht ſchon in der Braunſchweiger Variante IV, v. 10.

[1]) Herr Nieß bemerkt hierzu in ſeinem bereits erwähnten Briefe vom 25. Juni 1905: „Am ſchlimmſten ging es dabei mit dem Lied der Rammer, darin ſind nur 4 verſprengte Zeilen Original.“

Der bedenkliche Punkt.

Wir kommen hier auf einen bedenklichen Punkt zu sprechen. Nicht etwa, als ob wir uns schämten oder dem geneigten Leser dergl. zutrauten! Das sei ferne. Literae non erubescunt. Dieser Gesichtswinkel ist ja wohl allgemein bekannt. Aber das Ding hat doch seine zwei Seiten; da man oft nicht weiß, wo die Wissenschaftlichkeit aufhört, und wo die Freude an der Mitteilung von Derbheiten anfängt. Es handelt sich immer um den betreffenden Standpunkt.

Die beiden Standpunkte.

Zwei Beispiele aus dem Leben Oskar Schades († 30. XII. 1906) seien hier angeführt; zunächst seine Verteidigung Frischbiers, über welche wir eine Notiz wiedergeben, die nach Schades Tode durch die Königsberger Presse ging (und auch wohl durch einen Teil der auswärtigen): „Als im Jahre 1864 die völlig unschuldige, weil rein wissenschaftliche Sammlung „Preußischer Sprichwörter und volkstümlicher Redensarten" des seines Liberalismus wegen mißliebigen Rektors H. Frischbier polizeilich beschlagnahmt und wider ihren Verfasser Anklage wegen Erregung eines öffentlichen Ärgernisses (!) erhoben wurde, war Schade mit den Professoren Zacher und Karl Rosenkranz sofort bereit, dieser Auffassung in ausführlichen Gutachten entgegenzutreten. In der gerichtlichen Verhandlung aber ergänzte er seine in sachlichem Ton gehaltenen Darlegungen noch durch folgende kernige Worte: „Ich als einer der Repräsentanten der Wissenschaft muß mich verwahren gegen das Attentat wider die Wissenschaft, das hier in Königsberg begangen worden ist dadurch, daß man ein solch wissenschaftlich gehaltenes Buch konfisziert und verfolgt." Als bei diesen Worten der Vertreter der Staatsanwaltschaft den Antrag stellte, den Redner zur Ordnung zu rufen, fuhr Schade mit erhobener Stimme fort: „Mit dem vollsten Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit habe ich jedes Wort gesprochen. Ich weiß wohl, daß ich hier in offizieller Stellung stehe. Der König hat mich zum Ordinarius gemacht — ich bin verpflichtet, meine Stimme dagegen zu erheben, die heiligen Rechte der Wissenschaft gegen jeden zu wahren. Übrigens nehme ich meine Aussage auf den Amtseid." Die mannhaften Worte blieben nicht ohne Wirkung, und nach weiteren Verhandlungen gingen Buch wie Autor straffrei aus."

Erotische Volkslieder.

Der Universitäts-Professor Schade äußerte sich hier als Sachverständiger vor Gericht über eine provinzielle (oder doch lokale) Sammlung, die sicherlich Vollständigkeit angestrebt hatte. Als Autor, und zwar als Herausgeber einer größeren Sammlung von Liedern einer ganz bestimmten Kategorie, spricht Oskar Schade dagegen im Vorwort der Handwerkslieder, Leipzig 1865, S. VI folgendes als Prinzip aus: „Einigen allzu ungewaschenen Gesellen muste der Eintritt versagt werden, doch hoffe ich dadurch keinen bemerkenswerten Vertreter einer Richtung ausgeschlossen zu haben; auch sind noch Kinder derber Laune genug darin." Daselbst heißt es ferner S. 196 f.: „Wie in den vorstehenden Liedern die Thätigkeit der Faßbinder eine eigenthümliche Uebertragung erfährt, gibt es noch eine

Reihe nicht unbeliebter Handwerkslieder, die die Thätigkeiten anderer Handwerke auf lustige Art schildern, nicht ohne Zweideutigkeit, die bisweilen sogar höchst obscön wird. Von der letztern Art ist ein Uhrmacherlied, das anfängt

Es reiste ein Uhrmacher von Haus zu Haus,
Der putzte den Mädchen die Uhren fein aus.

Da kam er vor ein Kloster, eine Nonne kam gestürzt,
Die brachte eine Uhr wol unter ihrer Schürz etc.

Es bracht auch eine Wittfrau ihre Uhr daher,
Die sagte, sie hätte keinen Zeiger nicht mehr etc.

Eine Köchin kam auch mit einer Schwarzwälder Uhr —

[197] aber in weiterem Verlaufe nicht mittheilbar ist.[1]) Sehr weit verbreitet, aller Orten in Deutschland zu hören (auch hier in Königsberg) ist das

Schornsteinfegerlied.

Des Morgens wenn ich früh aufsteh
Und zum Schornsteinfegen geh,
Da beschau ich erst vorher
Meinen Besen hin und her."

Wesentliche und entbehrliche Varianten.

Usw., noch 5 Strophen. — Es wird also etwa ein Unterschied gemacht zwischen wesentlichen und entbehrlichen Varianten? (Verleger-Rücksichten fallen hier fort.) Diese Differenzierung stammt aus der philologischen Kritik: so scheidet man auch gute und schlechte Hss., wichtige und nebensächliche Laa. In der Volksliedforschung wollen diese Kriterien aber nicht recht verfangen; namentlich deshalb nicht, weil hier immer das rhythmische und das musikalische Element zu beachten ist. Subjektivem Empfinden ist ferner beim Volksliede der weiteste Spielraum offen; sowohl bei der (oft halb unbewußten) Produktion der Lieder, als auch bei der Kritik, die doch nur eine Reproduktion oder Rekonstruktion sein soll. Bei den obscönen Varianten zeigt sich so recht, wie die Winnelieder „zersungen" werden; oft in einer Weise, die jedem Herstellungsversuche Hohn zu bieten scheint. Unerschöpflich ist der Volkswitz namentlich im Ersinnen sexueller Vergleiche; so daß bei Liedern vom Schlage des genannten Uhrmacherliedes, dessen Grundlage bereits frivol ist, jede bekannte Variante als wertvoll bezeichnet werden muß. Jede Variante entspricht, in diesem Falle und in ähnlichen Fällen, zugleich einer neuen

[1]) Als Gymnasiast der Mittelklassen zu Braunschweig hörte ich vor etwa 50 Jahren von einem älteren Mitschüler, dem Sohne eines Bürstenbinders, folgende Variantenstrophe dieses Liedes:

„Ich lieh ihr mein Pendel, zwei Gewichtsstücke dran [lang?];
Da ging es ‚ticke, tacke', und die Uhr war im Gang."

Strophe des betreffenden Liedes, welches daher bis in infinitum verlängert werden kann.

Man müßte allerdings den Geist des seligen Felix Liebrecht heraufbeschwören, wollte man allen Rammlieder-Varianten gerecht werden. Die Rammlieder nämlich erzielen ohne Frage den „Rekord" der Unanständigkeit unter allen Winneliedern; selbst die Böttcher-, Uhrmacher- und Schornsteinfegerlieder werden in dieser Beziehung von ihnen übertroffen. Da die Rammlieder fast sämtlich unstrophisch sind (man vgl. die mitgeteilten Beispiele), so ist die Möglichkeit, zu variieren, in weit höherem Grade gegeben, als bei den strophischen Liedern. Denn jede neue Strophe erfordert auch eine neue Idee, während im unstrophischen Liede schon jedes Wort, jede Zeile plump geschlechtlich variiert werden kann. (Hier ist der dialektische Unterschied in der Nomenklatur der Geschlechtsteile zu beachten; ein Kriterium, an dem die Herkunft des Liedes, oder seines Sängers, sich manchmal wird erkennen lassen; vgl. oben S. 192 über die geographische Verbreitung der Volkslieder.) Felix Liebrecht.

Von Baumeistern und anderen Beamten, die bei Bauten beschäftigt sind, kann inter pocula oft ein Rammervers erlauscht werden. Namentlich Eisenbahnbauten kommen hier in Betracht, dann auch Bagger-Arbeiten. Die Verse sind meist dreihebig. Gewöhnlich wird die doppelte Langzeile zum Bau einer kurzen Strophe verwendet. Die meisten Rammlieder bestehen aber nur aus einer einzigen Langzeile, also aus einem Distichon. Längere Verbindungen scheint die Praxis nicht zu gestatten (oder „nicht gestattet zu haben", muß man jetzt wohl schon sagen). Demnach wären die ostfriesischen und Braunschweiger Beispiele gewissermaßen bereits als „akademisch" anzusehen. Oder aber: es hat sich das intensivere Rammlied in Nordwest-Deutschland allein erhalten. Eisenbahn und Bagger.

Die Phantasie dieser kurzen Rammer-Verschen ist grotesk und wildromantisch. Sie erinnert lebhaft an das oben S. 129 beigebrachte Exempel aus dem erotischen folklore. Ein Beispiel: Die Phantasie des Rammliedes.

Blau ist der Himmel,
Klein ist das Loch;
Dick ist der Schlingel: —
'Rin muß er doch! Rumm!

Gesungen im April 1899 bei der Arbeit, am Schümka-See in Brandenburg; mir gütigst mitgeteilt von Herrn Baumeister Nebelung in Königsberg, am 11. März 1900 (in der Weinstube von Jüncke). In Zeile 3 konjizierte Herr Eisenbahn-Direktor Grosse für die Assonanz den Reim: „Bimmel"; wohl nicht mit Unrecht, wenn auch nur als Variante. Denn wir müssen uns ja vor

dem Fehler hüten, im Volkslied à tout prix reine Reime herstellen zu wollen; selbst bei großer Wahrscheinlichkeit der Lesart! Zu beachten ist an diesem Verslein der Natureingang und die Anapher. Der Inhalt ist noch relativ harmlos.

Berliner Fragmente.

Dagegen wagt man eine andere Probe teilweise nur mit Gedankenpunkten anzudeuten:

[I.] Ramm! Ramm! Ramm!
Zwischen A.... und F.... ist ein Damm;
Und wenn der Damm zerreißt,
[Der] A.... in [die] F.... sch.....!
Ramm!

Ostpreußisches Rammerlied, etwa um 1894 bei der Arbeit gesungen. Zu vermuten ist Deich- oder Dammarbeit als Ausgangspunkt dieses Verses, wie aus dem Inhalt zu entnehmen. (Auch mündlich in Berlin, 1900.) Beim Eisenbahnbau scheint dagegen eine andere Strophe (nach der gleichen Weise) gesungen zu sein:

[II.] Was ist das für 'ne Eisenbahn?
Das geht dich gar nichts an!
Die Eisenbahn ist so gebaut,
Daß der S... vor's A..... haut.
Refrain.

In diesem Tone geht auch:

[III.] Aa!, Be!, Ce!,
Die F.... thut mir weh;
[Der große Lümmel] sticht,
Fränzchen, heute nicht!
Refrain.

Diese beiden Strophen, angeblich aus den Kreisen des Bauhandwerks herstammend, sind ebenfalls Berliner Gut (mündlich 1900).[1]) Bemerkenswert erscheint die schöne Rhythmisierung der drei Hebungen: „Ramm! Ramm! Ramm!" in Str. II und: „Aa!, Be!, Ce!" in Str. III; wo beide Male die Senkungen fehlen. So malen diese Lieder das weite Ausholen der Arme beim Anziehen des Zugschlägels; erst beim Refrain saust dann die Ramme nieder.

Der Kreuzreim.

Das erste Verschen („Blau ist der Himmel") zeigt auffallender Weise Kreuzreim (3_a, 3_b, 3_a, 3_b), wobei die hier so seltenen

[1]) Völlig sinnlos erscheint es nun, wenn die genannten drei Strophen mit einer vierten zu einem Rammerliede vereinigt werden (Reihenfolge: I. III. II. IV.):

[IV.] Die Kuh, die dumme, ist hochbeglückt,
Wenn sie der Bulle in's A..... f....!;

wo noch dazu die zweite Hälfte fehlt. (Mündlich Berlin 1900.)

klingenden Reime zu beachten sind. Auch fehlt der sonst im Rammerlied fast regelmäßig erscheinende Auftakt, weshalb der ganze Vers den Anschein der Künstlichkeit erweckt. Naturwüchsiger sind die anderen Kleinigkeiten, von denen das Aa!, Be!, Ce!-Lied (ein oft behandeltes Motiv; vgl. Walthers Vokalspiel [75, 25 mit Vorbemerkung von Wilmanns: ein Tanzlied!]) Ähnlichkeit hat mit dem Liede des Schulmeisters Baculus bei Lortzing im „Wildschütz" (Akt I, Text vom Komponisten): Baculus im Wildschütz.

A, B, C, D,
Der Junggesellenstand thut weh,
E, F, G, H,
Sind erst die trüben Jahre da.
[5.] J, K, L, M, N, O, P,
Darum thät mit Sehnsuchts-Bangen
Q, R, S, T, U, V, W,
Nach der Ehe mich verlangen.
Nahet sich des Lebens Winter,
[10.] Kommt man endlich doch dahinter,
Daß der Mensch nur halb genießt,
Wenn er ganz alleine ist.
Darum nehm ich mir ein Weibchen,
Führ' ein Leben wie ein Täubchen,
[15.] Sag' dem Stand der Junggesellen
Nun Valet,
X, Y, Z.

(Opern-Text-Bibliothek Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden, Nr. 30, S. 5.) Beim Singen der einzelnen Buchstaben ist leichtes Taktieren oder Aufklopfen mit dem Rohrstock anzunehmen (nach welchem Emblem, das er stets bei sich führt, der Schulmeister benannt ist!). Vielleicht bezeichnen auch im Rammliede die Buchstaben: Aa!, Be!, Ce!' (cf. Ramm! Ramm! Ramm!) das erste leichte Anlüpfen des Rammblocks; eine vorläufige Kraftprobe.

Die Vorrammer haben gewöhnlich die Unsitte, das Publikum zu haranguieren (worauf auch Bücher[3] S. 178 hinweist). Vielleicht ist die Derbheit dieser Lieder aus dem Bedürfnis entstanden, sich ungebetene Gaffer vom Leibe zu halten. Dies ist eine unangenehme Beigabe der Improvisationskunst. Kasernenplätze und Fabrikhöfe umgeben sich mit hohen Mauern, um dem Publikum den Einblick in den Dienst, oder in den Betrieb, zu verwehren. Das „Hayschlagen" (dies ist der bairische Ausdruck für das Rammen) geht aber auf offenem Felde vor sich, wobei der Standort öfters gewechselt wird. Man sucht also ein anderes Mittel, um den Horizont auf Sehweite zu säubern. Probatum est! Nicht selten beschweren sich die „Anlieger" und Nachbarn, Vorrammer und Publikum.

aus Gründen der Moral, beim Bauherren über diese Lieder, worauf sich dieser genötigt sieht, dieselben zu verbieten. (So ging es 1894 dem ostpr. Rammerliede: „Ramm! Ramm! Ramm! Zwischen A.... und F.... ist ein Damm;....") Obrigkeitliche Verbote pflegen jedoch die alten Bräuche erfahrungsgemäß nur zu befestigen, gleichwie das Zensur-Verbot Reklame macht für ein Theaterstück. Im äußersten Osten der preußischen Monarchie, in Heydekrug bei Memel, wo kritische Zuschauer kaum zu befürchten sind, sang noch vor wenigen Jahren die Arbeiterschar (wenn ich nicht irre, bei Baggerarbeiten im Torfmoor) folgendes Rammlied (niederdeutsch)[1]:

Hög upp' B(l)ock!
Dschupp! (Die Ramme steigt.)
'Rin in't Jungfernlock!
Dschupp! (Die Ramme fällt.)
[5.] Je höger dat hei fleit,
Dschupp! (Die Ramme steigt.)
Je bêter dat hei fleit (Var.: steit!).
Dschupp! (Die Ramme fällt.)

Hier erscheint wiederum eine andere Art, Gesang und Ramme gleichzeitig zu handhaben; es ist die einfachste und primitivste Gattung, die wir vielleicht aber auch bei den zuletzt aufgeführten vier kleinen Sächelchen anzusetzen haben. Hierbei ist die Arbeit sehr anstrengend; es wird schnell gerammt, so daß die längeren Rammlieder wohl kaum aus solchen Vierzeilen zusammengesetzt sein dürften. Die zweite Hälfte unseres Vierzeilers findet sich übrigens in einem Bremer Rammliede (Nr. 121 bei Bücher[3], S. 182), welches der längeren (ostfriesischen) Gattung angehört.

Der „dicke Siebert".

Zu den kurzen Vierzeilern der zuletzt genannten Art gesellt sich auch das

Königsberger Rammerlied.[2])

Alle Mönsche mötte starwe,
Rrum!
Blöt de döcke Siebert nöch;
Rrum!
[5.] Wär wart sine Böckse ärwe?
Rrum!
So' ne Noarsch hätt Keener nöch!
Rrum!

Dieser Lokalscherz hat einen mehr phlegmatisch-melancholischen Anstrich. Die sexuellen Rammlieder sind weit lebhafter,

[1]) Gütige Mitteilung von Herrn Oberförster Dr. Storp aus Westfalen.
[2] Freundlichst mitgeteilt von Herrn Privatdozenten Dr. phil. Gustav Thurau, auf dem „Königsberger Germanisten-Abend", am 21. Febr. 1900.

was eine größere Kraftaufwendung verrät. Beim „dicken Siebert" könnten wir schon eher an das gemütliche Tempo der Handramme denken, die bei der Straßenpflasterung verwendet wird; doch sind meines Wissens keine Handrammlieder bezeugt. Es wird also auch dieser Hymnus an der „Grünen Brücke" oder an der „Köttelbrücke" erklungen sein, oder sonst irgendwo; jedenfalls aber an der Dampframme.

Pietismus und Demokratie.

Der „dicke Siebert" ist aber auch noch in einer andern Hinsicht beachtenswert. Wir sehen in diesem Vierzeiler nämlich einen (demokratischen?) Rückschlag gegen die pietistische Frömmigkeit; falls Kirchenlieder-Parodien überhaupt so tief zu interpretieren sind.

Die Parodie.

Solche Parodien stammen wohl meist aus den Kreisen der Kinder, die ja beim Kirchenbesuch, neben den Frauen und Jungfrauen, das Hauptkontingent abgeben. (Auch die Parodie der Predigt ist wohl ein Jugendscherz; man denke an die „Kinderpredigt".) In früheren Zeiten waren allerdings auch die Männer regelmäßige Kirchenbesucher; erst das rastlose Erwerbsleben der Neuzeit hat dem Familien-Kirchgange geschadet. Eine demokratische Parodie ist z. B. (frei nach Georg Neumark!):

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und Steuern zahlet allezeit,
Der wird sich wunderbar erhalten
Die Gunst der hohen Obrigkeit.[1])

Es gibt dann aber auch harmlose (eben Kinder-!) Parodien auf gewisse nicht recht gelungene, steife Liedanfänge. Kinder haben für solche Schwächen ein scharfes Ohr. Besonders der Zwang des „Auswendiglernenmüssens" begünstigt diese Erscheinung.

Gellert.

Wie oft mag z. B. der Liedanfang Gellerts parodiert worden sein:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.[2])

Speziell unsern vorliegenden Fall betreffend, so scheint der locus communis der ersten Zeile, diese unumstößliche, so breit vorgetragene Weisheit, den Spott des „Nachdichters" angeregt zu haben. Auch das nicht gerade sehr poetische Reimwort „Heu",

---

[1]) Derartige Parodien sind, als Necklieder gewissermaßen, ebenfalls beim winiliod zu betrachten. Sehr hübsch ist: „Mein erst Gefühl sei Preußisch Courant, mein zweites harte Thaler." (Nach Gellert.) Gewöhnlich lebt nur die Parodie der ersten Strophe oder Halbstrophe.

[2]) So könnte etwa ein geängstigter Kandidat vor dem Examen, zu seiner Beruhigung, sich vorsingen:

„Ochse [Imper.], wie du, wenn du durchfällst,
Wünschen wirst, geochst zu haben."

am Schluſſe der zweiten Zeile, hat vielleicht die Parodie mit veranlaßt. Das Original iſt bekannt. In den meiſten evangeliſchen Geſangbüchern findet ſich wohl heute noch das 7ſtrophige, dem Joh. Georg Albinus (1624—79) zugeſchriebene Lied[1]):

Alle Menſchen müſſen ſterben,
Alles Fleiſch vergeht wie Heu;
Was da lebet, muß verderben,
Soll es anders werden neu.
5. Dieſer Leib, der muß verweſen,
Wenn er ewig ſoll geneſen
Der ſo großen Herrlichkeit,
Die den Frommen iſt bereit.

Die Autorſchaft des Albinus.

Im Oſtpr. Geſangb. (Ev. Gſb. f. Oſt- u. Weſtpr.[2], Kgsbrg. i. Pr. 1893, Nr. 512) iſt der Name des Dichters mit einem Fragezeichen verſehen; desgl. im Gſb. f. d. ev.-luth. Landeskirche im Fürſtentum Reuß jüngerer Linie [7], Gera 1905 (Nr. 636). Die Melodie (Es-dur) von A. F. Anacker (1790—1854) ſteht (als Nr. 1 der Abteilung 22: „Sterbe- und Begräbnislieder") in dem ſehr nützlichen Werke: Geiſtliche Lieder. Eine Sammlung der ſchönſten Choräle und Hymnen. Leipzig 1889 (Grunow), S. 588 f. (Hrsg. von Konſiſtorialrat Heinrich Ahlfeld, Prof. Dr. Herm. Kretzſchmar und Paul Stöbe.) Hier erſcheint das Lied in einer achtſtrophigen Faſſung.

Die „Mutter Pietſchen".

Parodien zu dieſem Liede ſind auch außerhalb Oſtpreußens nachweisbar. Im Dialekt des Hauptmannſchen „Fuhrmanns Henſchel", der „Weber" und der „Buſchgroßmutter" (aus der „Verſunkenen Glocke"), alſo ganz modern, präſentiert ſich ein Vierzeiler aus Schleſien (mündlich akquiriert am 26. Juni 1900):

Oalle Mönſche möſſe ſtärbe,
Bluß de Mutter Pietſchen nich;
Wär wörd ihre Lätſch(k)e ärbe?
Keene Kinner hat ſe nich!

(Reſp. wohl beſſer: „Kinder hat ſe keene nich!")

Für die Korrektheit der „kritiſchen Herſtellung" dieſer Strophe vermag ich keine Garantie zu übernehmen. Hier wird zwar der „Mutter Pietſchen" ebenfalls die Unſterblichkeit vindiziert, wie dem „dicken Siebert"; das Motiv iſt aber ein anderes. Siebert muß notwendig deshalb am Leben bleiben, weil kein anderer ſeine Hoſen tragen kann („die Hoſen" [plur.!] ſind nur ein Exemplar dieſes Bekleidungsſtückes!); Mutter Pietſch aber, weil ſie keine Erben hinterläßt. Ob der ſchleſiſche Vierzeiler ebenfalls ein Kammerlied darſtellt?

[1]) M. Alb. Knapp, Evang. Liederſchatz f. Kirche, Schule und Haus, St. u. Tüb. 1850, Nr. 3224 (unter VII. 11: Allgemeine Sterbelieder).

Das „Heu“ (Reimwort der zweiten Zeile) ist in diesen beiden Parodien, wie man sieht, nicht verwertet. Dies ist aber der Fall in folgender Variante, welche ich vor 40 Jahren in Braunschweig hörte:

Alle Menschen müssen sterben,
Alle Ochsen fressen Heu;
Und du sollst mein Hemde erben,
Denn es ist noch fast wie neu!

(Oder: „Denn es ist so gut wie neu!“)

Hier hat das Heu zu den Ochsen geführt, wodurch in Zeile 1 und 2 Parallelismus mit Anapher hergestellt worden ist. Das Kleidungsstück ist hier wieder ein anderes; die Idee des Scherzes ward offenbar „ausgelöst“ durch das naheliegende Reimwort: „erben“.

Endlich sei bemerkt, daß noch ein zweites Kirchenlied existiert, das mit dem Verse anhebt: „Alle Menschen müssen sterben“; dieses Lied wurde aber scheinbar nicht parodiert, da Wörter wie „Heu“ vermieden sind. Ob wir es mit einer Umdichtung des ersten Liedes zu tun haben? Vielleicht wollte man die parodistischen Anstöße beseitigen! Diese zweite Fassung findet sich z. B. (unter der Überschrift: „Mel. Alle Menschen müssen sterben“; also der ersten Weise untergelegt!) in: Neues Braunschweigisches Gsb., Brschwg. 1866, unter Nr. 251, mit 7 Strophen; die erste lautet: Das zweite Kirchenlied.

Alle menschen müssen sterben,
Ihre herrlichkeit verblüht;
Und wer kann den himmel erben,
Der nicht die verwesung sieht?

[5.] Staub wird dieser leib von erde;
Doch, damit er himmlisch werde,
Wird er einst von gott erneu't,
Und erhält unsterblichkeit.

Direkte Anklänge an das Lied des Albinus sind allerdings kaum zu konstatieren. Den Dichter dieses zweiten Liedes vermag ich augenblicklich nicht anzugeben. Im Brschwgischen Gsb. sind die Namen der Dichter und Komponisten nicht genannt. Dies zweite Lied fehlt auch bei Albr. Friedr. Wilh. Fischer, Kirchenlieder-Lexicon I, Gotha 1878, 35b—36a; woselbst 36a über die achte (die Zusatz-) Strophe gehandelt wird, desgleichen über die andere, angeblich von Johann Rosenmüller (1652) herstammende Melodie: a d a h a g fis fis. Ebenda (36a) gibt Fischer einige Sammlungen an, welche des Albinus Lied aufnahmen; auch vergleicht er Erks Choralbuch, Berlin 1863, S. 10 u. 242. Aus alledem geht hervor, daß dieses Kirchenlied, mit seinen Varianten, in evangelischen Gegenden weit verbreitet gewesen ist.

Auf die Zimmermanns-, Maurer-, Schlosser-, Schmiede- und Rammlieder mögen hier die Seemannslieder folgen. Das Seemannslied.

Hausbau und Schiffsbau.

Das Schiff ist ein stolzer Bau, weshalb verwandte Züge aus dem Bauhandwerk im Schifferbrauch zu vermuten sind. Das Arbeitsgeräusch ist allerdings meist recht abgeblaßt. (Seemannslieder bei Erk-Böhme III, Nrr. 1497—1511.) Die Arbeit beginnt frühmorgens, wie denn auch die Ausfahrt beim günstigen Morgenwinde vor sich geht. Eine niederländische (ironische?) Tageweise haben wir bei E.-B. unter Nr. 1500: „Des Seemanns Scheiden von seiner Jugendgeliebten." Hier trennt [?] der Wind (der Ostwind) die Liebenden, während er in andern Liedern sie vereinigt. In Richard Wagners Oper: „Der fliegende Holländer" singt zu Beginn des zweiten Aktes der schlaftrunkene Steuermann ein Lied mit dem Refrain: „Ach, lieber Südwind, blas doch mehr; mein Mädel verlangt nach mir!" Es wäre denkbar, daß hier ein Arbeitsmotiv (etwa Segelreffen) musikalisch Verwendung gefunden hätte. In der Tat bringt denn auch Bücher[3], S. 189 f. zwei schottische Beispiele (a. d. 16. Jh.!); eins für Gesang beim Aufwinden der Anker, eins für Gesang beim Hissen der Segel. Beide Stücke gleichen den Rammerliedern. Unter den bei E.-B. aaO. aufgeführten Nrr. könnte vielleicht Nr. 1501 das Arbeitsgeräusch aufweisen (Danziger Schiffsjungenlied beim Ablaufen eines Schiffes vom Stapel). Unzweifelhaft ist dies aber der Fall bei Nr. 1502: „Zwei Schifferlieder bei der Arbeit; I: [Um das Seil aufzuwinden.], II: [Um das Anker abzuwinden.]"; beide Stücke: „In Helgoländer Sprache. 1838 von Herm. Kestner aufgeschr."[1]) Der Charakter des Arbeitsgesanges wird hier bestätigt durch die musikalische Notiz (E.-B. III, S. 351): „Beide Texte wurden nach derselben Melodie, erst langsam, faul ungeduldig, dann am Ende munter und vergnügt gesungen." Das erste Anziehen des Windeseils und der Ankerkette macht eben große Schwierigkeiten; später „geht" die gut geschmierte Rolle wie von selber. Refrainwörter sind hier: huro, jolley (ho, ho!); das Ganze ist kurz, nach Art der vierzeiligen Rammerlieder (His em up. .... hol em up. .... his em vor de Kron. .... etc.).

Die Spottlust.

Beim Schifferliede tritt die Spottlust breit hervor. Der „Seebär" ist kritisch veranlagt, namentlich gegenüber den „Landratten". Die Marine-Novizen werden „gehänselt" oder „gekielholt" (vgl. oben S. 138 f.). Benachbarte Gewerbe sind der seemännischen Geißel stets ausgesetzt. Ausonius berichtet in der Mosella (v. 166—68) von der Verspottung säumiger Winzer durch Wanderer und durch Flußschiffer, welch letztere wir uns wohl als Flößer, mithin als Holzfäller vorzustellen haben. Dr. Carl Hosius erwähnt in seiner erklärenden Ausgabe der

[1]) Die Überschriften der beiden Stücke lauten im Original: „I. Skepperled om det Soel ap to wenn: II. Op det Anker ap to wenn." Wir haben also hier wenne- (d. i. Winde)-Lieder vor uns; vgl. oben S. 130.

Mosella (Marburg 1894 u. ö.) zu v. 167 die Bezeichnung „Kukuk" als einen solchen Hohnruf; er vergleicht daſ. Hor. s. I 7, 29; Anthol. lat. 687, 22; Plin. XVIII 26, 249.

Das neckende Element iſt im Schifferliede oft nur verſteckt enthalten und deshalb ſchwer zu ermitteln. Ganz aufgeklärt ſcheint bisher nur das wenigſte zu ſein. Wie ſteht es in dieſer Beziehung z. B. mit dem „Fiſcherliedchen von Rügen" (E.-B. Nr. 1504; nach Kretzſchmer II, 303)? Sollte der geheimnisvolle „Sahlhund" (Seehund?), den das Lied beſchuldigt, nachts die „Fiſche aufgefreſſen" und das „ganze Netz zerriſſen" zu haben, nicht etwa eine menſchliche Perſon repräſentieren, auf die ſchalkhaft angeſpielt wird? Die Netze werden von alten Männern, Frauen und Kindern angefertigt, reſp. geflickt; es könnte alſo hier ſehr wohl eine Liebes-Neckerei zugrunde liegen. Es fehlt uns leider nur die Antwort-Strophe des Mädchens. Der „Seehund" wird aber ja wohl die Replik nicht ſchuldig geblieben ſein! Überhaupt iſt die winiliod-, namentlich die Neck-Poeſie, ſtets als Wechſel- oder Dialog-Dichtung aufzufaſſen. Trümmerhafte Überlieferung erſchwert die Forſchung leider auf Schritt und Tritt. Oft wechſelt, ſtatt Strophe mit Strophe, bloß Ruf mit Ruf. Wurden die Moſelwinzer einſt mit dem Kuckuck geneckt, ſo bekommen umgekehrt heute noch die Tübinger Neckarflößer den Schlachtruf: „Jockele, ſperr!" zu hören. (D. h. etwa: „Stopp!, bitte nur halb ſo wild!"; eine paſſende Antwort auf den Vorwurf der Säumigkeit, als deren Symbol hier der heimatloſe Gauch auftritt). *Fiſcherliedchen von Rügen.*

Auch die Schiffer beſitzen ein ſtark ausgeprägtes Standesbewußtſein; vgl. E.-B. Nr. 1506: „Lob des Matroſenlebens", ein „Kunſtgedicht von 15 Strophen", von welchem die erſte und die letzte Strophe aaO. mitgeteilt wird („Auf Helgoland von Herm. Keſtner 1838 gehört"). Dieſes Stück fällt jedoch bereits zum Teil unter jene Kategorie von Gedichten, deren Hauptkontingent ſich merkwürdigerweiſe gerade aus der Gattung des Seemannsliedes rekrutiert. *Lob des Matroſenlebens.*

Dieſe Kategorie könnte man die „rührſame" nennen; es ſteckt jedoch auch viel Meditation in derartigen Produkten. Mit Recht wird zu E.-B. Nr. 1507 („Des Seemanns Loos"; Holgoländer Schifferlied, 1838 von Herm. Keſtner aufgeſchrieben; 12 Kunſt-Strophen mit „wiegender" Melodie) in der Fußnote angemerkt: „Das Lied ſcheint für Seeleute, nicht von ihnen ſelbſt verfaßt zu ſein, da darin zu viel Reflexion und wenig ſeemänniſcher Wagemuth zu finden iſt." Eine gute Beobachtung! *Des Seemanns Loos.*

Viele Schifferlieder ſind offenbar von „Landratten" gedichtet und komponiert. Vom eigentlichen Seemannsleben erwecken dergleichen Elaborate ganz falſche Vorſtellungen. Das geheimnis-

volle „Wassergrab" das den Seemann stets bedroht, verleiht ihm den romantischen Schimmer. Dieser Nimbus ist auch dem Bergmann eigen, der im „Schoß der Erde" verunglücken kann; weshalb denn Seemanns- und Bergmannslieder einen gemeinsamen Zug aufzuweisen haben. Beim Seemannsberufe ist auch das märchenhafte Element zu beachten: Erzählungen von fernen Ländern und fremden Menschen, von Abenteuern und Gefahren, von wilden Tieren. Wenn das Volkslied „rührsam" wird, so drückt es durch diesen verstiegenen Ton Bewunderung und Ehrfurcht aus. Wie seltsam klingen z. B. für uns in dem zuletzt genannten Beispiel (E.-B. Nr. 1507) die Strophen 5—9:

5. Wie mancher brave Seemann drückt
Gar balde seine Augen zu,
Der schon so früh dahin gerückt,
Und hat im Wasser seine Ruh,

6. Wo ihn die wilden Fisch verzehren
Und theilen seinen Körper sich.
Ich wollte wohl bei Gott beschwören,
Ein Landmann der lebt glücklicher. [!!]

7. Der feste Boden ist ja edel,
Da fürchtet man die Stürme nicht,
Da braucht man keine Windspiel-Segel,
Da strand't, ertrinkt und [Schöne Assonanz!] sinkt man nicht.

8. Doch was wär Handel und auch Wandel,
Wenn nicht die edle Schifffahrt wär!
Im Lande wär gewiß viel Mangel,
Wär nicht der Seemann abgeschickt. [!!]

9. So nach der blauen See zu schweben
Und durch die Wellen hinzugehen!
Ein Seemann wagt ja nur sein Leben
Blos für des Landes Wohlergehn.

Der Abschied von der Braut.

Es folgt dann zum Schluß (Str. 9 bis 12) der unvermeidliche „Abschied von der Braut", mit dem wehmütig-unsicheren Leitmotiv: „Auf Wiedersehen!" Dieses Thema mag dazu beigetragen haben, die Beliebtheit der Seemannslieder auch in nicht-maritimen Gesellschaftskreisen und Landschaften zu fördern. In Ost- und Westpreußen, wo noch die Harfenmädchen vorkommen, hört man auf Jahrmärkten zuweilen solche rührsamen Seemanns-Kunstdichtungen vortragen. Das Instrument begleitet mit vollen Akkorden. Zwei solcher Lieder mögen hier als Beispiele Platz finden; sie stammen aus der „Praxis", d. h. es sind kopierte Nachschriften wirklich gehörter Lieder. (Oder ist Nr. I

ein „Leselied"? Dergleichen existieren!)[1] Durch das Sammeln solcher Nachschriften entstehen bekanntlich die Liederbücher! Das Leselied.

I.

Der große Kurfürst. Der große Kurfürst.

1. Ahoi! erschallt Kommandowort,
Stolz blähen sich die Segel,
Und alle Mann stehn stramm an Bord,
Stramm, prächtig wie die Kegel.
Der große Kurfürst wohlgemut
Durchfurcht voll Stolz die Meeresflut.

2. Fürwahr! Ein stattlich stolzes Schiff
Vom Maste bis zum Kiele,
Es flog dahin trotz Fels und Riff
Wohl unterm Meeresspiele. [Macht
Alldeutschlands Herrlichkeit und
Es zeigte stolz durch seine Kraft. [!]

3. Der König Wilhelm zieht voran
Auch hier auf weitem Meere,
Wie einst zu Land, die Kriegesbahn
Als Führer seiner Heere.
So gings zur Uebungsfahrt im Lauf
Zu Folke(n)stones Höh' hinauf.

4. Da kommt ein andrer Segeler
Den Schiffen kühn entgegen,
Man wich ihm aus, um hinterher
Sich kühn ins Zeug zu legen.
Doch wehe, ein Kommandowort
Ward falsch verstanden: Steuerbord!

5. Ein schrecklicher Zusammenstoß
Erschüttert alle Planken,
Reißt Segelwerk, reißt Taue los
Und läßt die Masten wanken.
Ein Schreckensruf, ein großer Schrei,
Und dann ist alles rasch vorbei.

6. Welch Kämpfen mit der Wasserflut,
Welch Jammern, Klagen, Beben;
Welch Ringen um das höchste Gut,
Ums Dasein und ums Leben.
Umsonst sich ihr Geschrei entringt,
Die größte Zahl versinkt, ertrinkt.

7. Zweihundert sieben und vierzig sind
Vom Element verschlungen,
Es haben ihnen Wellen, Wind
Ihr Totenlied gesungen.
Unsterblichkeit ward euch zu teil,
Euch, die ihr starbt zu Deutschlands Heil.

8. Das war ein schwerer Unglücksschlag,
Der Deutschland dort betroffen,
Das war ein trüber Schicksalsschlag,
Drum laßt uns bessere [!] hoffen.
Der Himmel wende das Geschick
Auch hier zu Deutschlands Heil und Glück.

Handschriftlich vom Matrosen Hermann Böttcher, Pillau; etwa 1900—01. Auch als fliegendes Blatt gedruckt. Bezieht sich auf das große Unglück, geschehen im Kanal, anno 1878. Der Jahrmarktston ist unverkennbar; die bemalte Leinewand ersteht sichtbarlich vor unsern Augen. Der Jahrmarktston.

[1]) Die beiden Lieder sind, nebst Bemerkungen über die Provenienz und einige dialektische Formen, freundlichst zur Verfügung gestellt von Herrn Privatdozenten Dr. phil. Gustav Thurau, Königsberg i. Pr.

II.

1. Ein Seemann auf dem wilden Meer,
Er ſtreicht die ganze Welt rumher [eigentlich rummer, oſtpr.];
Kein freundlich Mädchen grüßet ihm (Dativ wohl richtig),
Er ſieht kein ['?] Strauch, kein ['?] Kalmus grün (Aſſonanz).

2. Was nutzt dem Seemann all ſein Geld,
Wenn er ſogleich im [sic] Waſſer fällt [?].[1])
Was nützt dem Seemann ſeine Braut,
Wenn er ſie niemals wiederſchaut [?].

3. Ein Seemann auf dem wilden Meer,
Er höret ihre Stimm' nicht mehr;
Er ſpricht zu ſich: Leb' wohl, du Braut,
Leb hoch voll Freud' in Ewigkeit!

4. Seht in des Sturmes wilden See,
Er reißt die Schiffe in die Höh;
Er reißt ihn in den Wellengrund
Und Menſchen von dem Erdenrund.

5. Der Schiffer läufig wie der Wind,
Er klettert in den Maſt geſchwind;
Er heißt [oſtpr. heißen für hissen]
die letzte Rettungsfahn,
Er winkt und winkt ſo manchesmal. [!]

6. Das Schifflein um allmälig ſinkt,
Zum letzten Mal der Schiffer winkt;
Verloren ſind wir Mann und Maus,
Und jetzt iſt auch mein Seelied aus.

(Handſchriftlich von einer „Scharwerksmarjell" zu Kinten in Oſtpr., etwa 1900—01.) Die Vortragsweiſe ſolcher Lieder iſt auf den Jahrmärkten meiſt ein parlando oder rezitando. Nach jeder zweiten Zeile etwa fällt der Akkord der Harfe ein: tü(de)-lüt-tüt-tüt! Auch Flöte und Harmonika ſind als Begleitung denkbar. Am Schluß einer jeden Strophe tritt der muſikaliſche Refrain verſtärkt hervor.

Fridolin. Ein ſolcher Akkompagnements-Kehrreim iſt auch: fidelin (umgedeutet in Fridolin), vom Klange der Zither ſich herſchreibend; vgl. Böhme, volksth. L. Nr. 718 („Schifferlied"):

1. Das Schiff ſtreicht durch die Wellen, Fidelin!
Auf, laßt die Segel ſchwellen, Fidelin!
Verſchwunden iſt der Strand
In der Ferne, ach wie gerne
Wär' ich noch im Heimathland!
Fidelin lin la!

(5 Strophen). Die Melodie iſt italieniſch: O Pescator dell'onde; der deutſche Text dazu wurde komponiert vom Grafen Braſſier de St. Simon, früher preußiſchem, ſpäter deutſchem Geſandten in Stockholm, Turin, Konſtantinopel, Florenz und Rom († in Rom am 2. Okt. 1872). Der Graf Braſſier ſang dieſe ſeine Barcarola gern ſelber (Tenor), wobei er „als verwegener Zitherſpieler"

[1]) Variante für sogleich iſt: damit. — Das ſcharfſinnige Argument dieſer Zeile verfehlt ſeine Wirkung wohl niemals.

die Guitarre am blauen Bande trug.[1]) Das deutsche Lied findet sich zuerst in der Sammlung: „Kriegs- und Volkslieder", Stuttgart, Metzler, 1824 („Br."). Der Einfluß der italienischen Instrumentalmusik äußert sich also hier beim Schifferliede ganz unverkennbar. Es sei noch daran erinnert, daß „Zither" und „Guitarre" etymologisch zusammenfallen (gr. κιθάρα). Vgl. Ernst Biernath, Die Guitarre seit dem III. Jahrtausend vor Christus, Berlin 1907.

Das Schifferlied amateurmäßig angewendet: — zu dieser Erscheinung leitet uns das Poem des Grafen Brassier hinüber! Von halb berufsmäßiger Art sind noch bei E.-B. die Nrr. 1509—11, unter welchen die Nr. 1510 („Der Schiffbruch") mit ihrem Anfang („Ich schiffe auf der See"; Varianten: „Mein Schiff geht auf der See", „Das Schiff schwimmt auf der See") direkt an Brassiers Lied erinnert. (4 Strophen. Fliegende Blätter 1815—20 in Norddeutschland, bes. in Hamburg; Melodie („Etwas bewegt;") (g-dur) aus Küstrin 1807; Text aus Fr. Nicolais' handschriftl. Sammlung mitgetheilt bei Büsching und v. d. Hagen, Volksl. 1807, S. 165. Daher Erlach 3, 31. — E.-B. III, S. 356). Das amateurmäßige Schifferlied.

Die erste Strophe lautet:

1. Ich schiffe auf der See,
Mein Schiff geht ohne Ruh,
Bald treib ich in die Höh
Und bald dem Abgrund zu.
Es sauft der Wind, es braust das Meer,
Es scheint, als wenn kein Rettung wär
In dieser :|: Leibsgefahr.

Die Leibesgefahr wurde schon sehr frühe umgedeutet auf die Seelengefahr; bei welcher Gelegenheit denn das geistliche Schifferlied entstand. Ein Beispiel (von Joh. Dan. Falk 1768—1826) im Ostpr. Gesgb. Nr. 605 (Eigene Melodie): Leibes- und Seelengefahr.

1. Wie mit grimmgem Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor des Sturmwinds Schlägen!
Einer ist, der in der Nacht,
Einer ist, der uns bewacht.
Christ Kyrie,
Komm zu uns auf die See!

Dieser Endreim ist am Schlusse aller vier Strophen durchgeführt. Offenbar haben wir einen geistlich parodierten Seemannsruf vor uns (Ahoi! Ohe! oder dergl.). Die Heilsarmee bedient sich in ihren Liedern mit Vorliebe des Bildes vom ertrinkenden Zweifler (Petrus), der vom Heiland gerettet wird (Matth. 14, 29ff.). Christus, als Herr der See, schreitet ohne Der Seemannsruf.

[1]) Man vgl. über diesen angenehmen Sonderling Böhme aaO. S. 545 f., ferner jetzt Heinrich von Poschinger, Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon, Deutsche Revue 32; März, April 1907.

Gefahr über die Wogen dahin; er schwebt auf den Wassern, als ein Leuchtturm für die Sünder. Der geistliche Schiffer erblickt Land und läßt den Seemannsruf hören.

Das Matrosenlied.

Die echten Seemannsrufe sind nicht allzu häufig. In dem „Matrosenlied" (E.-B. Nr. 1509; 6 Strophen; Mel.: „Alexander, der große, große Held etc." [Spottlied auf Napoleon, 1812, vgl. E.-B. Nr. 350] ist der jedesmalige Endreim:

Juchheirassasa, Matrosen sind da!
Matrosen sind lustig und rufen Hurrah!

nicht als Seemannsruf aufzufassen. Dieser Refrain kehrt auch in anderen Liedern wieder (z. B.: „Die Preußen sind da", etc.) und malt als „Arbeitsgeräusch" etwa das Zerschlagen der Flaschen und Gläser (an die Wand werfen!) oder das Aufklopfen (mit den Biergläsern) auf den Tisch (resp. das Auf- und Zuklappen der Schoppendeckel). Studentische Verbindungen bedienen sich dieses Endreims improvisierend mit Namens-Einsetzung (Die Sachsen, die Goten sind da; etc.). Literatur über diese alte Refrain-Melodie (ursprünglich Säbelgeklirr oder Trompetenklang darstellend?) bringt Böhme, volksth. Lieder S. 50, zu Nr. 60: „Das Lied vom Feldmarschall [Blücher]", von Ernst Moritz Arndt (1813, 9 Strophen), welches diesen Endreim eigentlich garnicht kannte. Die Melodie soll nach Erk tirolisch sein und aus dem Jahre 1809 herstammen: „Frisch auf, ihr Tiroler, wir müssen ins Feld!"

Das Kaufmannslied.

Das „Matrosenlied" (E.-B. Nr. 1509, „Auf Helgoland 1838 von H. Kestner gehört") ist übrigens noch dadurch bemerkenswert, daß in Str. 4 der Kaufmannsstand gepriesen wird:

4. Es lebe und blühe der Kaufmannsstand,
Denn Jeder [!] ist ja mit uns verwandt.
Wir wagen unser Leben, unser Gut und Blut
Und haben dabei einen fröhlichen Mut.
Juchheirassasa etc.

Dieser Zug weist auf hanseatische Anschauungen hin, auf die stolze alte Parole der reichsstädtischen Großkaufleute: Navigare necesse est, vivere non est necesse. Eigentliche Kaufmannslieder sind, falls überhaupt nachzuweisen, so doch jedenfalls eine sehr große Seltenheit. Um so wertvoller ist hier diese gelegentliche Anspielung im Schifferliede! Inzwischen hat die Eisenbahn den Seeweg teilweise entbehrlich gemacht. Dem Commis voyageur ist die Erbschaft des hanseatischen Kauffahrers zugefallen,[1]) und mit ihr auch das Kaufmannslied.

[1]) Vgl. Synd. Herm. Pilz, Liederbuch für reisende Kaufleute. Unter Mitwirkung der Sektionen des Verbandes reisender Kaufleute zusammengestellt. Tübingen 1906.

Vom rein amateurmäßigen Waſſerliede ſtehen zwei hübſche Beiſpiele bei Böhme, volksth. L. Nr. 253 („Die Schiffahrt", Overbeck 1781 = Hurka 1799; 4 Strophen; Anfang: Das waren mir ſelige Tage!) und Nr. 254 („Das verſunkene Schifflein", aus Arnims Nachlaß; Erk, Wh. 4, 70. Es ſind 5 Strophen, die erſte lautet: „Es ſegelt dort im Winde Ein Schifflein auf dem Meer Mit einem ſchönen Kinde, Weiß nicht wohin, woher!") Zu nennen iſt hier auch der von Kaiſer Wilhelm II. komponierte „Sang an Aegir"; Text vom ehemaligen Wiener Botſchafter Graf Philipp Eulenburg, dem Reiſebegleiter der Nordlandsfahrten (vgl. Böhme, volksth. L., S. 104 [zu Nr. 122: Der Nöck, ein urſprünglich ſchwediſches Kunſtlied, in Deutſchland ſeit 1854 bekannt] und S. 601). Graf Eulenburg erinnert, in ſeiner Eigenſchaft als poetiſcher Amateur, lebhaft an den Grafen Braſſier de St. Simon. Nichts neues unter der Sonne! Das amateurmäßige Waſſerlied.

An die Schifferlieder mag ſich das Soldatenlied anreihen. Außer der militäriſchen Verwandtſchaft iſt die Parallele des Bewegungs-Prinzipes zu beachten. Als Marſch-Refrain könnte gedeutet werden: Juchheidi, heida! [E.-B. Nr. 1327: „Marſchlied der Grenadiere"]; desgl.: Trallala, trallala etc. [E.-B. Nrr. 1338—40: „Die Reveille" (Weckrommel)] oder: „O wie ſchön, wie ſchön ... biſt du Marie" [E.-B. Nr. 1388: „Das Pfeifchen."]. Die Trommel oder Pauke entſpricht der Tanzraſſel beim „Naturvolke", weshalb denn auch das Marſchlied mit dem Tanzliede nahe verwandt iſt. Schon ſeit einem Jahre hört man jetzt überall die beliebte Melodie eines romaniſchen Nationaltanzes mit Kaſtagnettenbegleitung: La Matchiche, welchen die Wrangel-Küraſſiere (hier in Königsberg) gelegentlich als Marſchlied verwenden. Im Texte ſolcher Lieder werden der Trommelſchlagſtelle im Refrain gern lautmalende Wörter untergelegt; z. B.: Kapitän, Lieutenant, Fähnrich, Sergeant etc. (z. B.: Nimm das Mädel bei der Hand!); E.-B. Nrr. 1324—26. In Nr. 1326 („Altes Soldatenlied") ergibt ſich aus dem Anfang der erſten Strophe eine direkte Beziehung zum Seemannsliede: Das Soldatenlied.

1. Ein Schifflein ſah ich fahren, Darinnen waren geladen
Kapitän und Leutenant, Drei brave Compagnien Soldaten.

Uſw. Noch 4 Zeilen. (6 Strophen.)

Die Zahl der (meiſt allgemein bekannten) Soldatenlieder iſt eine ſehr große; bei E.-B. fallen hierher die Nrr. 1279—1433 (Soldaten- und Kriegslieder; Nrr. 1309 ff.: Soldatenlieder ſeit dem 30jähr. Kriege). Neben dem Weckruf der Reveille wird namentlich der Generalmarſch [E.-B. Nr. 1306: Rendez-vous (Zuſammenkunft)] und der Zapfenſtreich („Vergatterung") oder die Retraite [Bücher[3] S. 351 f., Anm. [2]; woſelbſt jedoch Der Zapfenſtreich.

zu lesen: Erk-Böhme, Deutscher Liederhort III, S. 293—95, statt 597] in lautmalende Worte umgesetzt. Doch hat das Militär für alle Signale (und es gibt deren nicht wenige!) onomatopoetische Umschreibungen erfunden. Die Signale betreffen sowohl das Gefecht, wie den inneren Garnisondienst. Sie werden entweder mit der Trommel, oder mit dem Horn (selten mit der Querpfeife), oder aber mit der Trompete ausgeführt (letzteres bei der Kavallerie). Für alle diese Fälle gibt es (oft recht sinnreiche) Wortverbindungen. Eine geringe Zahl von Belegen bei E.-B. Nr. 1433 („Soldaten-Reime auf Militär-Signale"), mit Nachträgen bei Bücher aaO.; vgl. auch noch Dr. Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache[2], Gießen 1905, S. 34. — Wiederholungen der bei E.-B. und Bücher mitgeteilten Beispiele möchte ich vermeiden. Auch Nachträge sind vorläufig ziemlich zwecklos, weil diese Gebiete doch alle noch speziell behandelt werden müssen. Nur soviel sei bemerkt, daß die Nachahmung des Trommelklanges (etwa: Rataplan! oder dergl.) naturgemäß weit intensiver wirkt, als die Wiedergabe des Hornes und der Querpfeife und der Trompete. Z. B. Horn: „Hopp, Füsilier"; Trompete: „Schenkel ran!" (Galopp). Statt des „Kam'rad komm", Kam'rad komm!" der Trommel („Französischer Appell", bei Bücher[3], S. 352 Anm.) hörte ich in meiner Jugend zu Braunschweig (etwa zur Zeit des deutsch-französischen Krieges) die Paraphrase: „Konrad, komm!"[1]) etc.

Das Reiterlied. Reiterlieder sind ebenfalls militärische Bewegungsgesänge. Bücher bringt für diese Gattung nur einige exotische Beispiele (vgl. aaO.[3] im Register, S. 452a, s. v. reiten; meist vom Kameelritt). Offenbar müssen wir aber auch solche Stücke heranziehen, wie z. B. bei E.-B. die Nrr. 1321 („Der Reiter im Quartier"), 1345 („Husarenlied"), 1346 („Husarenglaube"), 1357 („Reiters Abschied"), 1386 („Der sterbende Reiter") u. a. m.; bes. vgl. Nrr. 1317 f. Hier muß die Untersuchung auf den musikalischen Rhythmus ausgedehnt werden, welcher die schwebende Bewegung, die allen diesen Liedern gemeinsam ist, deutlich zum Ausdruck bringt. Anapästische Metra (oder Daktylen mit Auftakt) sind in diesem Genre bevorzugt. Vgl. E.-B. Nr. 1055 („Mein Schatz"):

Mein Schatz is e Reiter, e Reiter muß sein,
Das Roß ist des Königs, der Reiter is mein.
Tralla la la la la etc.

(Schwäbische Melodie, älter als 1840. Später auf andere Berufe übertragen: Schreiber, Gärtner, Schneider; vgl. E.-B. III,

[1]) Der tonmalende Refrain kann auch in jeder Strophe wechseln. Solche Variation zeigt sich z. B. in dem Liede: „Tambursgesell" (E.-B. Nr. 1395); vgl. das. in allen 5 Strophen die 3. und 6. Zeile!

S. 793.) Die gleiche metrische Beobachtung trifft auf Kunstlieder zu; vgl. z. B. Schillers Reiterlied aus „Wallensteins Lager" (Böhme, Volksth. L. Nr. 42):

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!

oder ib. Nr. 53 („Morgenlied der schwarzen Freischaar. 1813—14"; Gedicht von Salchow):

Heraus, heraus die Klingen,
Laßt Roß und Klepper springen,
Der Morgen graut heran, :|:
Das Tagewerk hebt an. Tra-la-la! etc.

oder ib. Nr. 63 („Lützows wilde Jagd"; Gedicht von Theodor Körner):

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen. etc.

Die Wahl des Metrums.

In allen diesen Stücken hat der Dichter durch die Wahl des Metrums dem Komponisten oder dem Volkssänger die Arbeit wesentlich erleichtert. (Nr. 42 ist 1797 komponiert von Christian Jakob Zahn; Nr. 53 wurde in den Befreiungskriegen nach einer Volksmelodie gesungen; Nr. 63 ist 1814 komponiert von Karl Maria von Weber.)

Wenn also der Gewerberuf und das Arbeitsgeräusch im Reiterliede auch fast vollständig zurücktreten,[1]) so haben diese Gesänge, für geübte Augen, resp. Ohren, dennoch einen gemeinsamen Typus aufzuweisen! (Schwierig zu erkennen ist dieser Typus z. B. in den [älteren] Nrr. 1292—1301, 1307 f. bei E.-B.)

Infanterie und Artillerie.

Die (adlig-vornehmen?) Reiter singen mehr als die mühsam im Sande sich dahinschleppende Infanterie (E.-B. Nrr. 1323. 1327. 1328. 1356). Aber es gibt auch Lieder für die Artillerie (E.-B. Nr. 1329. 1330. 1333), und hier wird gleichfalls eine Familien-Verwandtschaft zu konstatieren sein. Für neue (musikalisch-kulturhistorisch-germanistische) Studien eröffnet sich, wie man sieht, ein weites Feld.

Abschieds- und Morgenlieder.

Die Soldatenlieder sind meist Abschieds- und also Morgen-Lieder. In der Frühe marschiert das Regiment ab, ev. auf Nimmerwiedersehn; das weinende Mädchen bleibt zurück, nach einer kurzen Liebesnacht, die aber oft schwere Folgen hat. Daher die eigentümliche, halb grimmige, halb wehmütige Stimmung dieser Gesänge! Das weibliche Geschlecht bevorzugt

[1]) Doch fehlt dergl. im Reiterliede nicht ganz; vgl. z. B.: „Was wollen die Husaren" (E.-B. Nr. 1525), woselbst der bekannte militärische Refrain: „Kapitäns-Leutenant" auftritt. Einige Kavallerie-Regimenter (namentlich Kürassiere und Husaren) führen bekanntlich Pauken!

die Kavallerie, schon seit dem 16. Jh.; vgl. E.-B. Nr. 1300: „Reiters Abschied" (Newsidler 1536; 4 Strophen). Weit jüngeren Datums (18.—19. Jh.) sind ebda die Nrr. 1321 („Der Reiter im Quartier") und 1322 („Reiters Abschied"), zu welchen beiden Stücken man die aaO. gegebenen Literatur- etc. Nachweise vergleichen wolle. Verwandt ist auch Nr. 1357 („Reiters Abschied"). Ein Infanterie-Abschiedslied haben wir z. B. in Nr. 1361: „Der lustige Füselier" (4 Strophen). Ein ganz anderer (viel ernsterer) Ton dominiert aber in jenen Marschliedern, welche nicht den Abschied vom Liebchen, sondern die Trennung von der Familie zum Gegenstande haben. Diese Gattung scheint überhaupt erst mit der allgemeinen Wehrpflicht aufgekommen zu sein! Vgl. z. B. bei E.-B. die Nrr. 1342 („Soldaten-Wehmuth"), 1344 („Beim Ausmarsch") und besonders („Des Landwehrmanns Abschied"). So macht das Lied schrittweise die Wandlungen der Kulturgeschichte mit.

Das Novizenlied.

Das Novizenlied, das wir beim Klosterliede kennen lernten (vgl. oben S. 76 ff.), erscheint hier als Rekrutenlied (E.-B. Nrr. 1362—65). Den Gegensatz stellt das Reservistenlied dar (E.-B. Nrr. 1366. 67). So haben wir denn also auch „Soldaten"- und „Anti-Soldaten"-Lieder. Zur letzten Art könnte man außer den Reservistenliedern vielleicht auch noch die Rekrutenlieder hinzurechnen!

Das Fuhrmannslied.

An die Reiterlieder mögen sich die Fuhrmannslieder anschließen. Die mittelalterlichen Reise-Einrichtungen brachten es mit sich, daß die Tätigkeiten des Reitens und Fahrens noch nicht so scharf getrennt waren, wie heutzutage. Auch im Altertum war diese Trennung noch nicht durchgeführt, wie aus der sprachlichen Verbindung equo vehi (= reiten) deutlich hervorgeht. In der Landwirtschaft und im Sport der Vornehmen ist die alte Sitte zuweilen wohl noch sichtbar. Man denke an den zweirädrigen Wagen, in welchen das Pferd eingespannt wird („Phaëthon"?); desgl. an die beiden Jockeyreiter im Viererzug. Der Ausdruck pferit (paraveredus) hat das alte deutsche hros, ors (Schlachtroß) verdrängt, welches nur noch poetisch gebraucht wird. Der „Deichselbeistand" (so könnte man paraveredus etwa übersetzen) ergänzt den Zweispänner auf schwierigen Pfaden zur Troika. Mindestens eines dieser drei Pferde trägt einen Reiter. Beim Zweispänner heißt heute noch das eine Pferd: „Sattelpferd", das andere „Handpferd". Jenes geht (wohl meist?) zur Rechten und trug einst den Reiter; dieses geht zur Linken und wurde vom Reiter mit der Hand am Zügel dirigiert. Des Kutschers konnte man damals entraten. Schließlich gedenken wir auch noch des Vor- oder Spitzenreiters beim Viererzuge. Das milieu ist ritterlich.

Alle diese Zustände haben sich im Postwesen des Mittelalters herausgebildet (paraveredus ist ein postalischer Ausdruck). Reitersmann und Rollwagen-Insasse reisen selbander. Wegen des unsicheren Zustandes der Landstraßen findet sich oft eine Karawane zusammen. Man unternimmt Gesellschafts-Reisen, die einen leicht militärischen Anstrich tragen. So ist man imstande, einer Räuberhorde bedrohlich zu imponieren. Um sich die Zeit zu verkürzen, liest man die Anekdoten des „Rollwagenbüchleins" (Jörg Wickram!) den Reisegenossen laut vor, oder aber die Reiter der Kavalkade geben sich gegenseitig Schwänke zum besten (wie bei Chaucer in den Canterbury Tales). Einer nach dem anderen kommt an die Reihe, und das „Büchlein" ist überhaupt nur ein Surrogat für die etwa mangelnde Gabe der Vortrags- oder Improvisationskunst. Wir haben uns notwendig vorzustellen, daß auch das Rollwagenbüchlein, bei der Lektüre, d. h. beim Vorlesen, nach der Reihe im Wagen herumgeht. Im Orient ist das Erzählen von Märchen ein Gewerbe; z. B. bei den Arabern. Die Favoritin Schehezerade steigt in der Gunst des Sultans durch ihr Vortragstalent. Der „Kettenroman" und die „Rahmenerzählung" verdanken ihr Entstehen dem nächtlichen Unterhaltungsbedürfnis der schlaflosen Karawane. So mag denn zur Abwechselung auch wohl, namentlich im Abendlande, ein Musikstück die Reisegesellschaft ergötzen. Nur immer etwas Neues!" das ist die Parole! Über ahd. reitwagan vgl. Heyne, Nahrung 31[21]; siehe ferner, das Fahr- und Reitwesen überhaupt betreffend, ebda 30 ff. Gewerbe und Handel wollte Heyne im 4. Bde der Hausaltertümer behandeln, wobei wohl noch so manches hier zu beachtende Material zur Sprache gekommen wäre. Das Postwesen.

Dies mußte alles erst entwickelt werden zur Erklärung des Umstandes, daß im Reiterliede das Posthorn-Motiv Anwendung gefunden hat (D. d. L. 147). Wir meinen das bekannte Abschiedslied (E.-B. Nr. 756[a b]): Das Posthorn-Motiv.

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!
Feinsliebchen das schaute zum Fenster hinaus, ade!
Und wenn es denn soll geschieden sein,
So reich mir dein goldenes Ringelein!
Ade, ade, ade!

Ja, Scheiden und Meiden tut weh. Doch tritt diese Melodie (18. Jh.; Anf.) auch in einem Jägerliede hervor, desgl. in einem holländischen Liede; woselbst dann in beiden Fällen der Endreim: „Kuckuck!" lautet (E.-B. II, S. 561). Hierbei muß daran erinnert werden, daß mit dem Posthorn das Jagdhorn eng verwandt ist. Der Ausritt zur Jagd erfolgt Das Jägerlied.

ebenfalls, wie auf der Reise, in einer Kavalkade. Auch haben die Jäger besondere Instrumente (Pfeifen), mittels welcher sie die einzelnen Vogelstimmen imitieren (Lockrufe!). Jagd- und Reitsport sind beides noble Passionen!

Das vielseitige Reiterlied.

Die Reichhaltigkeit der Reiterlied-Gattung erhellt z. B. aus dem Register der weltlichen Lieder bei E.-B. III, S. 901[b], wo 45 Nrr. verzeichnet sind (Anfänge: Es reit . . . ., Es ritt . . . ., Es ritten . . . .). Der Eingang ist immer episch, der mitunter auftretende Refrain repräsentiert jedoch ein dramatisches Element. Vermischung von Jägerlied und Reiterlied tritt viermal auf (Nrr. 219[d]. 1443. 186[a]; Anfang der 3 ersten Nrr. „Es ritt [war] ein Jäger wohlgemuth").

Das Lied vom Schimmel.

Ein richtiges Fuhrmannslied nun haben wir bei E.-B. Nr. 1576 („Das Lied vom Schimmel"). Die Situation ist folgendermaßen zu denken: der Fuhrmann „suggeriert", mit Ellenbogen und Knieen gestikulierend, dem Pferde die Vorwärtsbewegung. Dabei sitzt er aber nicht etwa auf dem Karren! Sondern er schreitet zu Fuße neben dem Rößlein daher, Zügel und Peitsche in der Hand, die Tabakspfeife im Munde. Mittels der Peitsche wird die Suggestion gelegentlich verstärkt, worauf der Endreim hindeutet: „Zieh, Schimmel, zieh!" (Der Peitschenknall als Arbeitsgeräusch, verbunden mit dem Gewerberufe: „Hoh, hoh, hoh!", im „Postillon von Lonjumeau", Spieloper von Adam.) Auf (studentische) Trinksitten übertragen, erscheint derselbe Endreim bei E.-B. in den Nrr. 1140. 1141; in Nr. 1140 abweichend als „Zeuch, fahle, Zeuch!", in Nr. 1141 kombiniert mit Rundgesang-Reimen, wie: „Jo! Jo!" „Oha! Oha!" oder: „Rundandinellula!" Zwar scheint Nr. 1140 noch ein altes echtes Fuhrmannslied zu sein, doch findet es sich bei Melchior Frank: Newes Teutsches Musikal. Convivium. Coburg 1621, Nr. 34; wodurch das Stück für gesellige Kreise gesichert ist.

Das Kinderlied.

Der Übergang vom Fuhrmannsliede zum Studentenliede ist vielleicht im Kinderliede zu suchen. Vgl. Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897, Nr. 431 (mündlich aus Thüringen, f-dur); mit einer nassauischen Variante, deren Assonanz in Vers 3 und 4 beachtenswert erscheint:

Ri, Ra, Roß,
Mein Pferdchen steht im Schloß.
Morgen woll'n wir Haber dreschen,
Soll mein Pferdchen Futter fressen.
Ri, Ra, Roß,
Mein Pferdchen steht im Schloß.

Der Kavalier.

Ein Reitersmann muß notwendig, zur Ergötzung der galanten Fräuleins, stets Gold und Kostbarkeiten bei sich führen; namentlich

ſchöne Ringe. Er muß aber nicht nur in ſozialer, ſondern auch in ethiſcher Beziehung ein vornehmer Kavalier ſein und namentlich die ſchwere Kunſt der Diskretion (mhd. triuwe) zu üben verſtehen.

Die Indiskretion.

Die Nrr. 1303—1306 bei E.-B. (1303. 04: „Der plappernde Junggeſell"; Nr. 1305: „Der Schwatzhafte"; Nr. 1306: „Vom plauderhaften Knaben") melden uns von einer Begebenheit, der man den Titel: „Beſtrafte Indiskretion" beilegen könnte. Dieſe Stücke offenbaren ſo recht das feine Gefühl, welches die Volksdichtung auch ſonſt in ethiſchen Fragen ſtets an den Tag legt. Ein Liebhaber brüſtet ſich beim Becher mit ſeinem Erfolge. Ungeſehen belauſcht das Mädchen dieſe Renommage und weiſt ihn darauf des Nachts ab. In Nr. 1304 tritt ein Geräuſchmotiv hervor, das in allen 6 Strophen variiert erſcheint. Strophe 3 verwendet den Fingerring, mit welchem angeklopft wird; gewiſſermaßen verheißungsvoll: der Ring ſoll der Liebſten zum Lohne werden.

3. Die Weile ward ihr ſo lange, ſo lange,
Der Knab der kam gegangen, gegangen,
Er klopfet alſo leiſe an
Mit ſeiner Finger Rin—Rin—Ring.
‚Ei ſchläfeſt oder wacheſt du,
Biſt du denn gar nicht drinn?'

Durch das Führen des Ringes iſt der Buhler als ein „feiner Knabe" charakteriſiert. Daß wir es ferner mit einem Reiterliede zu tun haben, geht wohl aus Strophe 6 der genannten Nr. (1304) hervor (die Antwort des Mädchens):

6. „Dort drüben auf jener Auen, ja Auen,
Da liegt ein Bäumlein, iſt abgehauen,
Da binde du dein Rößlein
Wohl an des Baumes A—A—Aſt;
Haſt du dich wohl gebettet,
So ſchläfſt du wie der Papſt."

Allerdings könnte man hier auch wiederum Beziehungen zum Liebesſymbol vermuten (Varianten der Situation: Nr. 1303, Str. 7; Nr. 1305, Str. 7; Nr. 1306, Str. 7). Mit dem Rößlein, das an den Aſt des Baumes gebunden werden ſoll, hat es nämlich eine ganz eigentümliche Bewandtnis! —

Wanderungen der Lieder.

Die Nr. 1304 iſt merkwürdigerweiſe in einem „Berglieder-büchlein" überliefert (um 1740, Nr. 137). Indeſſen ſolche Wanderungen der Lieder ſind keine Seltenheit; vgl. oben S. 91 u. und beſ. S. 139 f., wo eine Vermiſchung des Handwerker- und Studentenliedes angeführt iſt. Die Nr. 1305 iſt „ſehr verbreitet"; vgl. aaO. III, S. 191, woſelbſt u. a. verglichen werden

„. . . Böckel Nr. 94. Fiedler S. 170. Liederbuch des deutschen Volks, Lpz. 1845 Nr. 729 (n. A. 1883, Nr. 651)." Daselbst wird am Schlusse dann auch noch bemerkt: „In Commersbüchern mit burschikosen Zusätzen."

Das Bergmannslied.

Oder haben wir vielleicht in den Nrr. 1303—1306 bei E.-B. gar keine Reiter-, sondern Bergmannslieder vor uns? Das Geräuschmotiv in Nr. 1304 konnte also vielleicht das Graben, Klopfen und Ritzen des Bergmannes andeuten (ein echtes winiliod-Merkmal; vgl. oben S. 133, Absatz 2)?

In den 22 Bergmannsliedern bei E.-B. (Nrr. 1512—33) sucht man das Arbeitsgeräusch allerdings vergebens; es sei denn, daß man etwa den mehrfach erscheinenden Gewerberuf: „Glück auf" (zweisilbige jambische Devise, wohl die älteste der Art) onomatopoetisch deuten wollte. Auch den Morgenruf: „Wach auf, wach auf!" (Nr. 1513. 1514) könnte man zur Not so interpretieren (vgl. oben S. 196). Die „Frühschicht" ist ein wesentliches Merkmal des Bergmannsliedes; weshalb denn diese Gesänge, als Morgen- oder Abschiedslieder, den Zimmermannsliedern sich nähern (vgl. oben S. 197 f.). Doch wird der frische und fröhliche Zug des Zimmermannsliedes hier durch einen schwermütig ernsten verdrängt. Dieser fatalistische Grundton rückt die Gattung einerseits an das Seemannslied heran (vgl. oben S. 225 f.), andererseits aber an das Dachdeckerlied (vgl. oben S. 204 f.), mit welchem das Bergmannslied die Vorliebe für geistliche Betrachtungen gemeinsam zu haben scheint (E.-B. Nr. 1515: „Frommer Berggesellen-Gesang"; 6 Strophen; Thema: Christus als Bergmann). Der Dachdecker steigt in die gefährliche Höhe, der Bergmann in die gefährliche Tiefe. Jener opfert sich für den Bauherren, dieser für den Bergherren. (Christus als Bergherr: E.-B. Nr. 1518; vgl. das. Str. 11, 1: Herr Christ, du edler Bergherr mein, . . .) Der Bergmann freut sich, wenn er aus der dunkeln Grube wieder ans Tageslicht „auffahren" kann. Christi Auferstehung und Himmelfahrt (die „Auffahrt" nach mittelalterlichem Kalenderausdruck!) werden zur Tätigkeit des Bergmanns in Parallele gesetzt (E.-B. Nr. 1519: „Christus der rechte Bergmann [Allegorisches religiöses Gedicht]"; vgl. ebda Str. 1, 3: Bist am Charfreitag eingefahren, . . .).

Der fidele Bergmann.

Seiner Lebensfreude gibt der Bergmann, sobald nur der Dienst vorüber, durch trinken und „kareſſieren" Ausdruck (E.-B. Nr. 1532: „Der fidele Bergmann"); namentlich aber durch Musik und Tanz (E.-B. Nr. 1520: „Bergreihen von St. Joachimsthal"). Die böhmischen Bergleute, mit ihren schwarzverschnürten Röcken, sind in der ganzen Welt bekannt und ziehen auf allen Jahrmärkten umher. Das Grubenlicht, und wie es angezündet wird, ist ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit (E.-B. Nr. 1512: „Bergmannslied"). In

Deutschland haust der „Knappe“ vorzugsweise in Sachsen, Schlesien, Thüringen, Hannover, Westfalen und dem Rheinland. Er ist sehr stolz auf sein Handwerk, und hierin gleicht er den Zimmergesellen. Gleich diesen tut er groß mit seiner Unentbehrlichkeit und seinen vornehmen Bekanntschaften. Ohne ihn würde Handel und Wandel stocken, denn das Erz regiert die Welt. Alle Beschäftigungen und Handwerke, die Berufe der Fürsten und Krieger nicht ausgenommen, stehen daher hinter dem Bergmannsgewerbe weit zurück, von welchem sie sämtlich abhängig sind (E.-B. Nrr. 1525: „Bergmanns Preislied“; 1527: „Lob des Bergbaues“; 1528: „Der Bergwalzer“). Das unvermeidliche Berufslied mit der stereotypen Anfangszeile (E.-B. Nr. 1526: „Edel ist Bergmannsleben“; Anf.: „Wie edel ist das Bergmannsleben“; vgl. oben S. 82 f.) ist daher gerade für diesen Stand besonders charakteristisch! Eine „Bergmanns-Geographie“ bietet uns aaO. Nr. 1523: „Ruhmlied auf Sachsens Bergbau“. Bergleute sind endlich stets „freie Leute“, was nachdrücklichst betont wird (Nr. 1524; ob eine Beziehung zu „Freiberg“ vorliegt?). Embleme der Zunft sind, außer dem Grubenlichte, Schlegel und Eisen; dann aber namentlich Schurzfell und Arschleder. Auf das Arschleder empfängt der Neuling vor der ersten Einfahrt, also quasi bei der Deposition, vom Obersteiger den weithin schallenden „Ritterschlag“.

Die Bergreihen.

Eine ganz eigentümliche Mischung von Scherz und Ernst offenbart sich im Leben und Treiben des Bergmanns. Sie ist namentlich in den (überwiegend ernsten) „Bergreihen“ zu spüren, die oft geistlich umgedeutet werden. Das Arbeitsgeräusch tritt in diesen Gesängen sehr zurück; weshalb denn auch dergleichen Lieder bei Bücher gänzlich fehlen. Doch sind die Klangmotive nicht völlig ausgeschlossen. Mit einiger Aufmerksamkeit läßt sich aber vielleicht, wie wir gesehen haben, dennoch derartiges Gut ermitteln.

Zweifelhaftes Gut.

Welchem Gewerbe ist z. B. das Scheidelied bei E.-B. Nr. 785[a b] zu überweisen („Abschied“)? In den Zeilen 1, 3, 7 hat jede der drei 8zeiligen Strophen (nach der allgemeinen Fassung 785[a]: „Schwäbisch aus dem Remsthal“) ganz unverkennbar ein taktmäßiges Element aufzuweisen.

1. Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus,
Und du mein Schatz bleibst hier.
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei dir.
Kann i gleich net allweil bei dir sein
Han i doch mein Freud an dir;
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei dir.

Hier handelt es sich vermutlich wieder um ein Zimmermannslied. (Der Hinweis auf das marschmäßige Tempo genügt nicht zur Erklärung jener Motive!) Bergleute wandern selten und sind in Schwaben wohl kaum zu Hause (die „ältere Form", aaO. Nr. 785[b], stammt allerdings aus dem Odenwald).

Das Winzerlied.

Doch könnte auch allenfalls ein Winzerlied vorliegen, also ein Rupflied (vgl. oben S. 144. 183 f.). Hierauf deutet hin Str. 3, 1 in der „allgemein verbreiteten Form" [785[a]] (anders in der „älteren Form" [785[b]]):

3. Uebers Jahr, übers Jahr, wenn mer Träuble schneid't,
Bin i dann, bin i dann dein Schätzele noch,
So soll die Hochzeit sein.
Uebers Jahr do ist mein Zeit vorbei,
Do g'hör i mein und dein,
Bin i dann, bin i dann dein Schätzele noch,
So soll die Hochzeit sein.

Der Winzer ist aber wohl ein seßhafter Handwerksmann; sein Gewerbe bindet ihn an die Scholle, so daß er, selbst als junger Geselle, nicht auf die Wanderschaft zu gehen braucht. Das Traubenschneiden ist also hier nur eine Bezeichnung für den Herbst. Zum Herbste findet die Hochzeit des Zimmermanns statt, der sich nun selber als Bauherr niederläßt. Bezeichnender Weise ist für den vom weiblichen Geschlechte so heiß ersehnten Hochzeitstag ein Termin anberaumt, an welchem die (zumeist) weibliche Arbeit des Traubenschneidens vor sich zu gehen pflegt (vgl. oben S. 183 f.).[1]) So wird das zärtliche Interesse gesteigert, welches die beiden Liebenden der Situation abzugewinnen trachten.

Ludwig Uhland.

Im Frühling das Verlöbnis, im Herbst die Hochzeit: — so will es der Brauch, so erheischen es die klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Über den Einfluß der Jahreszeiten auf die Liebe hat sich bereits Ludwig Uhland geäußert, in seinem Gedichte:

Bauernregel.

Im Sommer such ein Liebchen dir
In Garten und Gefild!
Da sind die Tage lang genug,
Da sind die Nächte mild.

Im Winter muß der süße Bund
Schon fest geschlossen sein,
So darfst nicht lange stehn im Schnee
Bei kaltem Mondenschein.

[1]) Diese Verrichtung erfordert weibliche Geduld und Anstelligkeit. In der Novelle des schwäbischen Dichters Wilhelm Hauff: „Das Bild des Kaisers", cap. 10 (XI, 164 Hempel) erzählt der märkische Herr von Rantow ein schwäbisches Erlebnis: „Ich schäme mich heute noch der Unerfahrenheit, die ich letzthin zeigte; ich nahm in einem Ihrer Weinberge einem hübschen Mädchen das gebogene Messer ab und versprach, sie zu unterstützen; als ich die erste Traube abgeschnitten hatte und sie in das Körbchen legte, betrachtete das Mädchen nur den Stiel der Traube und sagte lächelnd: ‚Er hat wohl noch nicht oft Trauben geschnitten?' und siehe, ich hatte, statt schief zu schneiden, gerade geschnitten."

Praktiſche Erwägung klaſſifiziert im ſtädtiſchen Treiben des Ma.s die Hochzeiten; vgl. meine Beſprechung des Buches von Michels: Studien über die älteſten Faſtnachtſpiele, im Anz. f. d. A. 42 (1898), 67 f. (zu S. 48). Mit Rückſicht auf die Vorſchriften der katholiſchen Faſtenzeit ſcheidet man zwiſchen Heiraten „vor Faſtnacht" und ſolchen „nach Faſtnacht". Im ländlichen Gewerbe ſind Anfangs- und Endtermin noch weiter von einander getrennt. Man könnte hier differenzieren: Hochzeiten vor Oſtern (die ſeltenere Gattung) und ſolche nach Michaelstag, oder beſſer noch Gallustag (die häufigere Gattung).

E. W. Anitſchkoff.

Dieſe Umſtände haben vor kurzem eine ſyſtematiſche Verwertung gefunden in dem (ruſſiſchen) Werke von E. W. Anitſchkoff: Das rituelle Frühlingslied im Weſten und bei den Slaven. Teil I: Vom Ritus zum Lied. St. Petersburg 1903; Teil II: Vom Lied zur Poeſie. Ebda (Ak. d. W.en) 1905.[1])

Im II. Teil behandelt Anitſchkoff hauptſächlich die Arten des Frühlingsliedes, ſowie deren Entwickelungsſtadien. Ein weiter Weg iſt es, der uns bis zur techniſch-poetiſchen Vollendung hinaufführt! Wichtig iſt daher die Anfangs-Dispoſition. Mit Recht unterſcheidet Anitſchkoff vor allen Dingen zwiſchen männlichen und weiblichen Frühlings- (und mithin auch Arbeits-)liedern; wodurch meine Theorie beſtätigt wird (vgl. oben S. 90. 146. 148. 170. 182 u. ö.). Unter den männlichen Liedern ſpielen die kriegeriſchen die Hauptrolle (Maifahrt des Maigrafen, Beginn der Fehde), unter den weiblichen ſteht der Reigen voran (Brautwerbung; vgl. oben S. 170). Anitſchkoff ſcheint mir nur darin etwas zu weit zu gehen, daß er auch noch das erotiſche Element im Frühlingsliede überſchätzt, und daß er ferner den Bauer (allzu ſyſtematiſch!) nur jene beiden Termine (Frühling und Herbſt) als die für Verlobung und Hochzeit offiziellen anſehen läßt.[2])

Hochzeits- und Liebeslieder.

Überhaupt müſſen wir ſtets unterſcheiden (was manchmal nicht ganz leicht iſt!) zwiſchen Hochzeits- (reſp. Brautſchafts-) und eigentlichen Liebesliedern. Dieſe zweite Gattung iſt im Tone

[1]) Ausführliche Inhaltsangabe von Ludwig Deubner, Arch. f. Rel. Wiſſ. IX (1906), 277 ff., 445 ff. — Derſ. (kürzer), Neue Jbb. f. d. klaſſ. Alt. uſw. XIX u. XX, 4 (1907), 302b—304b. Daſ. [302b f.] heißt es über den I. Teil: „In Anlehnung an Bücher, aber zugleich mit einer evident richtigen Weiterbildung ſeiner Theorie, erblickt der Verfaſſer im Rhythmus des Liedes den Energieerreger, der auf die Zauberaktion des Ritus genau ſo ſtimulierend einwirkt wie auf den Gang der Arbeit. Ja, man braucht eine ſolche Unterſcheidung von rituellem Lied und Arbeitslied eigentlich gar nicht zu machen, denn für den primitiven Menſchen iſt der Zauber — [308a] praktiſche Arbeit zu beſtimmten ökonomiſchen Zwecken."

[2]) Beides wird bereits moniert von Deubner, am zuletzt genannten Orte 303a—303b; woſelbſt auch ein kurzer Überblick über den Inhalt des II. Teils zu finden iſt.

wärmer und inniger als die erste, oft auch schalkhaft und leichtsinnig. Beide Arten schließen einander keineswegs aus; obwohl häufig, wie bereits angedeutet wurde, eine Vermischung stattfindet. Die „eheliche" Gattung ist ernster als die „uneheliche"; jene berücksichtigt mehr die Forderungen des täglichen Lebens. Beim niederen Stande tritt diese Differenzierung nicht so scharf hervor; hier ist der „Bräutigam" identisch mit dem „Schatz". In höheren Sphären aber wird eine reinliche Scheidung der beiden Gattungen durchgeführt. Hier ist das milieu, in welchem sich gewisse „Lieder und Antilieder" entwickeln: Standeslieder nämlich, sei es nun, daß solche zum Preise des eigenen und zur Verhöhnung eines fremden Standes gesungen wurden, oder umgekehrt: zum Preise eines fremden und zur Verhöhnung des eigenen Standes. Denn auch diese zweite Gattung kommt vor; vgl. oben S. 76 ff. Gleich der Anfang (die erste Zeile) belehrt uns über die Tendenz der Lieder; wobei also nun zu berücksichtigen ist, daß z. B. ein 7strophiges Lied mit dem Anfang (Wh. I, 488 f., Kopp aaO. passim.): „O du verdammtes Adelleben!" (d. h. ein „Selbst-Antilied"!) sehr wohl auch von einem (weiblichen oder männlichen) Mitgliede der Adelsgenossenschaft gesungen werden kann. Das Fräulein von Trailsheim [vgl. oben S. 93, Anm.[1])] klagt bitter über ihr Geschick, daß sie „ein Fräulein" ist [d. h.: „von Stande", nicht notwendig „von Adel"]; sie beneidet naiv die Bauerndirnen um deren ungenierte Liebschaften. (Vgl. auch oben S. 76 f.)

Monogamie und Polygamie.

Bequemer weiß sich das männliche Geschlecht mit dieser Zweiteilung der Liebe abzufinden. Der Indogermane lebt offiziell in Monogamie, offiziös in Polygamie. Beides läßt sich sehr wohl miteinander vereinigen und bedeutet durchaus keinen Widerspruch; was Ludwig Sütterlin-Heidelberg (DLZ. 1906, 597) nicht begriffen hat. Über den „Buhlerorden" und die „Ehelieder" wurde bereits oben gehandelt (S. 74—76).

Die männlichen Klosterlieder.

Die negative Seite des Buhlerordens tritt hervor in den „männlichen Klosterliedern". Ein solches haben wir vielleicht bereits i. J. 1540 zu konstatieren; vgl. E.-B. Nr. 1584: „Der arme Bruder (Bettelmönch)", nach Forster II, Nr. 20.[1]) Weniger tragisch wird im neueren Kunstliede dieselbe Situation dargestellt (Text und Musik von Ludolf Waldmann):

Ach wir armen Klosterbrüder,
Dürfen nie ein Weibchen frei'n.
Singen stets nur fromme Lieder,
Fasten, büßen und kasteï'n.

[1]) Dazu die Bemerkung: „Was aus dem Gedichte zu machen, ist schwer zu bestimmen. War es ein Gesang der Bettelmönche? Oder gar ein Scherz- und Spottlied auf dieselben? — Im Wunderh. I, 418 (a. A. I, 381) ist das Lied umgearbeitet und auf Schneider angewendet. Goethe bemerkt dazu: ‚In der Holzschnittart, so gut als man es nur wünschen kann'."

In der Tat wissen denn auch die Kloster-Insassen für die mangelnde Liebe gar bald passende Surrogate zu finden: Gelehrsamkeit und Geselligkeit, Spiel, Wein, gute Küche, Bäder u. dgl. Ein Klosterlied kann also unter Umständen, falls es sich nicht etwa um ein Streitlied handelt (Kloster- oder Anti-Klosterlied; vgl. oben S. 80 ff.), und vielleicht selbst dann noch, von ganz lustigem Inhalt sein.

Kloſterlied und Todeslied.

Dieser Tatbestand ist frühzeitig verdunkelt worden, weil man mit dem Worte „Kloster" einen düstern Begriff verband. Das „Klosterlied" wird gar identisch mit dem „Todeslied"![1]) In dieser Bedeutung hat das Wort „Klosterlied" vielleicht aufgefaßt der Zusammensteller des fliegenden Druckes: „Neue Kloster- und Schäferlieder"; erwähnt bei: Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth, Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder d. 17. u. 18. Jh.s, Nördlingen 1872, S. 33. In diesem Drucke findet sich das 7strophige „Todeslied": „Sollen nun die grünen Jahre" etc. (aus Zieglers „Asiatischer Banise"; vgl. Böhme, Volksth. Ldr., Nr. 455; Kopp aaO. [oben S. 93, Anm. 1] S. 67). Der Sammler bringt also ein Todeslied unter der Rubrik: „Klosterlieder"; denn für ein Schäferlied wird wohl kaum jemand dieses Stück ansehen wollen! (Oder doch? Die Banise als Schäferspiel?)

Ein anderer fliegender Druck: „Neue Klosterlieder" (8°. 2 Bll. o. O. u. J. [17.—18. Jh.]), scheint den Begriff des Wortes verständiger zu fassen; ein (dramatisches!) „Nonnen-Lied" daraus als Nr. 22 bei Ditfurth aaO. S. 23 ff.

Dramatiſche Nonnenlieder.

Solche dramatischen Kloster- oder Nonnenlieder sind wieder so recht ein Beweis für unsere Theorie von den „Aufführungen" der winiliod; vgl. oben S. 96 ff. Sie sind aber ferner auch ein Beweis für das Vorkommen der verschiedensten Beschäftigungen (und der mit solchen verbundenen Liedarten) in Männer- und Frauenklöstern (vgl. oben S. 64 ff. 66. 90 f. 159. 170. 125).

Das Institut der Beichte (Zwiegespräch zwischen Pater und Nonne) forderte ganz unwillkürlich zur dramatischen Behandlung heraus; wobei die Form selbstverständlich die parodistische war. Derartige winiliod zu verbieten, lag sicherlich im Interesse des Klerus. Ein ganz besonders saftiges Stück dieser Art hat uns Theodor Colshorn mitgeteilt in seinem Aufsatze: „Hochzeitbräuche und Sprüche aus dem Lüneburgischen",

---

[1]) Das Totenlied, als Tanzlied, wird noch besonders traktiert werden müssen. Hier sei nochmals hingewiesen auf Blümels Arbeit (oben S. 174, nebst dem dort angedeuteten Material; vgl. auch S. 158 f. u. ö., über die Prozession). — Soeben erscheint Wilh. Fehse, Der Ursprung der Totentänze. Halle 1907. — An einer „Geschichte des Leiches" arbeitet Herr cand. phil. Franz Hilker hier, anknüpfend an: „Christus und die Samariterin".

Weimarisches Jb. III, Hannover 1855, S. 359—90. Daselbst finden wir im „Anhang" (S. 385—89) eine 22strophige „mimische Darstellung": „Die Nonnenbeichte", aus dem Männer-Kloster Wienhausen stammend; ein Zwiegespräch („Wechsel") zwischen der Nonne und dem Pater.[1]) Jede Strophe umfaßt vier Reimpaare; je zwei mit klingendem, je zwei mit stumpfem Versausgang. Durch eine Anspielung in Str. 18 (Pater) ist das Stück als Klosterlied gesichert, resp. als „Lied vom Klosterleben":

„. . . . . Klosterleben ist nur Pein.
Ich und alle Menschenkinder Lieber will ich Türke sein!"
Abt, Äbtissin bleiben Sünder. . . . . .

In Str. 22 erteilt der Pater die Absolution:

„Amtes wegen von den Sünden Deiner Beichte will ich denken,
Will ich dich hiermit entbinden, Dir sogar das Beichtgeld schenken;
Habe nichts mehr gegen dich. Doch bedenk, was man hier spricht,
Liebe Micheln, lieb auch mich! Davon rede weiter nicht."

Der Abt von Philippsbronn.

In den Kreis derartiger Lieder gehört auch der (inhaltlich noch nicht ganz aufgeklärte) „Abt von Philippsbronn" (Leipz. Cb. [27] Nr. 281), mit seinen schwierigen Refrains; desgl. ein schmutziges Lied (von Pater und Nonne auf einer Leiter, mit dem Kehrreim: Ora pro nobis! (Wie lautet der Anfang? Ist das Lied gedruckt?) Vgl. auch oben S. 70 ff.

Die Beichte und ihre Parodie.

Wie das Klosterlied die Beichte parodiert, so parodiert es auch alle anderen Vorkommnisse, die sich innerhalb der Klostermauern abspielen. Hier ist nun für die (männlichen und weiblichen) Kloster-Insassen die Gelegenheit zur Hand, das Spott- und Necklied vom Handwerkerstande zu adoptieren, da dieses dem parodistischen Tone sich schon von vorn herein glücklich anschmiegt. Die gegenseitigen Beziehungen sind jetzt meist dunkel geworden. Plötzlich aber leuchtet zuweilen ein Strahl in der Finsternis auf; so z. B., wenn wir sehen, wie ein Bettelmönchlied später zum Schneiderliede „umgearbeitet" wird [vgl. oben S. 244, Anm. [1])]. In solchen Fällen ist zu vermuten, daß bereits im Original die Handwerksbeziehung vorlag; wenn auch für uns heute nicht mehr erkennbar. Selbstverständlich gab es überall in Männerklöstern auch Schneider (Laienbrüder), und überall in Frauenklöstern auch Schneiderinnen (Laienschwestern); vgl. oben S. 64—66. 170! „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann".

[1]) S. 385 sagt Colshorn: „Vorbemerkung. Auch die Nonne wird stets von einer Mannsperson dargestellt; die Kleidung ergibt sich aus den Charakteren von selber." — Gerade gegen solche Mummereien eifert die Kirche. Männer dürfen nicht in Frauenkleidung umherziehen. Vgl. F. W. H. Wasserschleben, Die Bußordnungen der abendländischen Kirche. Halle 1851, 383; D. Emil Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Halle 1868, S. 26.

Wir ſprachen darüber (vgl. oben S. 96f.), daß vermutlich lautes Geräuſch im Kloſter nicht geduldet wurde. Vielleicht könnte dieſer Umſtand dafür ſprechen, daß Winnelieder ohne Arbeitsgeräuſch mehr geeignet waren, als Kloſterlieder Verwendung zu finden, denn ſolche mit Arbeitsgeräuſch. Doch fehlt die Klangmalerei beim Schneiderliede keineswegs!

Das Schneiderlied.

Zunächſt ein Kunſtprodukt, von Görke [in Gr. Skirlak bei Trempen], Schneider-Romanze. Oſt- und Weſtpreußiſcher Muſen-Almanach IV, Marienwerder 1859, S. 123—25:

123: Es gingen drei Schneider zum Thore hinaus,
Gebiegelt, geſtriegelt, geglättet und kraus.
o je, o je, o je!
Sie hofften die Mädel wohl draußen im Feld;
Es hatte ein Jeder die Seine beſtellt.
Drei Schneider im Trab
Bergauf und bergab! o je, o je, o je!

„Die Schneidergeſellen ſind luſtige Leut',
Sind heute erheitert und morgen geſcheit.
o je, o je, o je!

124: Frau Meiſterin, ſchön, hat 'nen Schneider zum Mann,
Und lumpige Leut' ſieht ein Schneider nicht an.
Juch, daß ich gerieth
In's Schneidergeblüt! o je, o je, o je!"

So ſangen die Drei und trabten wohl hin
In's Weidengebüſch mit fröhlichem Sinn.
o je, o je, o je!
Hier weilten die Ziegen des Städtchens. O weh!
Die Schneider verblüffen [!] und ſchließen Quarré.
Verderben und Tod
Der Ziegenbock droht! o je, o je, o je!

Und wie ſie erheben das Jammergeſchrei,
Da faßte der Bärt'ge die muthloſen Drei,
o je, o je, o je!
Und rannte davon über Hecken und Dorn.
Drei Schneider auf ringelgewundenem Horn!
Juchheißa, der Bock
Ueber Stein und Stock! o je, o je, o je!

So ſprengte das Kleeblatt zum Städtchen hinein
Und brachte das ganze Gewerk auf die Bein'.
o je, o je, o je!
Es ſchüttelt der Bärt'ge entſetzlich das Haupt; —
Es ſtürzen die Ritter, der Sprache beraubt.
O Jemini, ach!
Wie ſchwach, wie ſchwach! o je, o je, o je!

125: Drob ſchwuren die Schneider 'nen ewigen Zorn
Dem ringelgewundenen Ziegenhorn,
o je, o je, o je!
Sie zürnen ihm heftig noch immer bis heut'
Und werden ihm zürnen in Ewigkeit! o je, o je, o je!

Die aitiologiſche Erklärung.

Dieſes „frei nach Uhland" gedichtete Stück iſt ein Verſuch, die Feindſchaft zwiſchen Schneidern und Ziegenböcken zu deuten; eine „aitiologiſche" Erklärung! Das Gedicht iſt daher als gelehrt-kunſtmäßig zu bezeichnen; für den Geſang war es wohl kaum berechnet. Der Endreim könnte jedoch aus der Volkspoeſie herſtammen; vgl. z. B. J. Bachmann-Korbett, Schneiderlieder aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter. Geſ. u. hrsg. von J. B.-K., Frkft. a. M. 1852[1]), S. 24f.:

Die Schneider und der Schneck.
Es ſind einmal drei Schneider geweſen,
O je, o je, o je!
Die waren ſo eben vom Fieber geneſen,
O je, o je, o je!
Sie konnten kaum auf den Beinen ſteh'n,
Und haben ein'n Schnecken für'n Bär'n angeſeh'n,
O je, o je, o je!

Die übrigen 5 Strophen dieſes Liedes weiſen den Refrain nicht mehr auf; doch iſt er wohl als ſelbſtverſtändlich überall zu ſupplieren. (Vgl. dasſelbe Stück bei E.-B. Nr. 1633 s. t.: „Schneider-Courage"; 11 Strophen.)

Der Refrain.

Als letztes Lied wird (aaO. S. 102—104) ein „Schneiderlied" von C. Weisflog mitgeteilt, in welchem der bekannte Hohnruf: „Meckemeck! meckemeck! meckemeck!", mit welchem andere Stände das Schneiderhandwerk zu verſpotten pflegen, als Refrain auftritt. Wie läßt ſich dieſes Klangmotiv deuten? Wurde hierdurch vielleicht die Entſtehung der Ziegenbocksage veranlaßt (dies iſt wohl am wahrſcheinlichſten!), oder hat umgekehrt die Sage erſt den Klang hervorgerufen? Und wie ſteht es in dieſer Beziehung mit dem „Ziegenbockbarte", ſowie mit anderen körperlichen Eigentümlichkeiten des Schneiders, die zum Spotte herausfordern?

Die Schere.

Konſequenter Weiſe haben wir ſowohl in dem Endreim: „O Je!", wie auch in dem Refrain: „Meckemeck!" etc. das Auf- und Zuklappen der großen Schneiderſchere zu ver-

[1]) Es ſind im ganzen 42 Lieder, meiſt Kunſtlieder (z. B. Goethe, Schneidercourage; Chamiſſo, Kleidermacher-Muth u. a. m.). Im Vorwort beruft ſich der Herausgeber auf die geſammelten Burſchen-, Soldaten-, Jägerlieder uſw. Er hoffe mit ſeiner Sammlung der Öffentlichkeit nicht minder zu dienen. In der Tat iſt das Buch ganz verdienſtlich.

nuten; resp. eine entsprechende Handlung oder Geste, wodurch jene Tätigkeit nachgeäfft wurde (vgl. oben S. 88, Anm. [1]).

Der Schneider im Volksliede.

Mit dem Schneider beschäftigt sich das Volkslied sehr angelegentlich: er stiehlt sogar in der Hölle so dreist, daß selbst der Teufel vor ihm Angst hat (E.-B. Nr. 1637); 77 Schneider attackieren auf einem papierenen Wagen einen Geisbock (Nr. 1636); am Jahrestage trinken 99 Schneider (und mehr) aus einem Fingerhut und schlüpfen durchs Schlüsselloch [vgl. Nr. 1634: „Das Grindelfest (Jahrestag)"]. Das Abenteuer mit dem Ziegenbock findet sich auch in zwei Liedern (alte und neue Fassung eines Liedes?) bei E.-B. Nrr. 1631. 32: „Schneiders Wanderschaft". Die Schneider wandern; über ihre Heimat vgl. oben S. 192. Der Thüringer ist ein mittelkräftiger Typus und könnte daher für die Schneiderfigur vielleicht das Modell darstellen; doch gab es natürlich Schneider bei allen deutschen Stämmen. In den zuletzt genannten Liedern aus E.-B. (Nrr. 1631. 32. 34. 36. 37) kommt übrigens keiner der beiden erwähnten Neckrefrains in der Urform vor; dafür aber in Nr. 1631 eine Erweiterung des zweiten Endreims: „Zi zi zi, Bock, Bock, Bock, Meck meck meck meck!" Ähnlich auch bei Schade, Handwerkslieder, S. 255 f.: „Meck meck meck! Ziegenbock!" Hier sind die Schneiderlieder besonders zahlreich vertreten: S. 245—76 (Schluß der ganzen Sammlung); darunter auch das später bei E.-B. mitgeteilte Material. Für diese zweite vermehrte Auflage des Erkschen Liederhortes waren Schades Handwerkslieder eine wichtige Quelle; als „umfangreichste, beste Sammlung" werden sie dort zitiert; vgl. I, XLVII (beim „Quellen-Verzeichnis"; irrtümlich im Titel: „Handwerkerlieder"). Allerdings schöpfte nun auch wiederum Schade seinerseits aus Erks älteren Arbeiten. Unter den Schneiderliedern hat sich ein „Wiederholungslied" erhalten (vgl. oben S. 177 o.; nicht zu verwechseln mit der „Motiv-Wiederholung"; vgl. oben S. 200): Schade S. 252 f. (vgl. Bachmann-Korbett S. 28—30):

Die „Schneidermaus".

Der Schneider und seine Maus.

Der Schneider hat eine Maus,
Der Schneider hat eine Mi Ma Mause Maus.

Was macht er mit der Maus?
Was macht er mit der Mi Ma Mause Maus?

Er zieht ihr ab das Fell,
Er zieht ihr ab das Mi Ma Mausefell.

Was macht er mit dem Fell?
Was macht er mit dem Mi Ma Mausefell?

[5.] Er macht sich einen Sack,
Er macht sich einen Mi Ma Mausesack.

Was macht er mit dem Sack?
Was macht er mit dem Mi Ma Mauſeſack?
Er ſteckt darein ſein Geld,
Er ſteckt darein ſein Mi Ma Mauſegeld.
[253] Was macht er mit dem Geld?
Was macht er mit dem Mi Ma Mauſegeld?
Er kauft ſich einen Bock, [Dafür: „ein Pferd“, im Reg.-Bez. Gumbinnen, wo das Lied als dramatiſcher Kinderreigen lebt.]
Er kauft ſich einen Hi Ha Ziegenbock.
[10.] Was macht er mit dem Bock?
Was macht er mit dem Hi Ha Ziegenbock?
Er ritt damit in Krieg,
Er ritt damit in Mi Ma Mauſekrieg.
Was macht er in dem Krieg?
Was macht er in dem Mi Ma Mauſekrieg?
Er ſchlägt ſie alle todt,
Er ſchlägt ſie alle mi ma mauſetodt.

Dieſes Wiederholungslied ſtammt nach Schade „aus der Umgegend von Halle“; alſo etwa aus der Nachbarſchaft des Thüringer Landes. Vgl. Böhme, Kinderlied, Nr. 1239 (Zwickau).

Bettelhochzeit und Zählgeſchichte.

Das Wiederholungslied iſt im eminenten Sinne als winiliod anzuſprechen, in jeder Beziehung. Doch wurde es bisher noch keineswegs zur Genüge unterſucht, welche Beſchäftigungen dieſe Gattung vorzugsweiſe entwickelt haben. Bei Bücher[8] fehlt das Wort „Wiederholungslied“[1]) im Regiſter; dafür werden S. 89 (woſelbſt ff. die Literatur-Angaben und die Beiſpiele zu vergleichen ſind) die Ausdrücke: „Bettelhochzeiten“ und: „Zählgeſchichten“ angeführt. Dieſe Art von Liedern iſt in der Spinnſtube entſtanden (aaO. S. 93) und kennzeichnet mithin weibliche Gemeinſchaftsarbeit, etwa von mittelſchwerer Natur. Als manager oder Inſtruktor erſcheint aber eine männliche Kraft, nämlich der Vorſänger (aaO. S. 94). Wiederum haben wir alſo den Arbeitgeber oder Brotherren zu konſtatieren, der „im Intereſſe des Dienſtes“ den Geſang „anregt“ (vgl. oben S. 104 f.); ihm iſt perſönlich vielleicht gar nicht ſo ſehr viel daran gelegen. Statt der Peitſche, wie beim Sklavenvolke, wird aber hier, beim weiblichen Geſchlechte, das „Zuckerbrod“ verwendet: ſtatt des Drohmittels ein Lockmittel. Denn die Zählgeſchichten (die übrigens auch beim Weben und Flechten vorkommen) verfolgen urſprünglich den Zweck, das Arbeitspenſum ganz unmerklich mit jeder Strophe zu ſteigern; ſo daß der Ertrag, nämlich das abzuliefernde Quantum von Flachsfäden zur

[1]) Wer den Ausdruck geprägt hat, vermag ich augenblicklich nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. Zu vergleichen iſt die wertvolle „Einleitung“ in dem bereits oben S. 87, Anm. [1]) zitierten Werke: Otto Böckel, Deutſche Volkslieder aus Oberheſſen, Marburg 1885.

Leinwand etc., schließlich immer größer wird. Es wird hierbei geschickt auf den Ehrgeiz der Spinnerinnen gerechnet; wie denn eine jede nun die erste sein will. Der Brotherr setzt auch etwa einen Kranz oder dergl. als Preis für das fleißigste Mädchen aus, die dann zur Königin der Spinnstube erhoben wird und gewisse Vorrechte genießt (vgl. oben S. 91). Dieser Brauch ist aber nur eine verblaßte Erinnerung. Einst gab es noch eine Zeit, da der Arbeitgeber die fleißige Magd wirklich als Gattin heimführte (vgl. oben S. 124 f.).[1] „Ihr ganzer Reichtum war ihr Lied"; d. h. sie trug in der Kraft des Armes ihr Heiratsgut mit sich. Offenbar kann es sich aber hierbei nicht um die Erhebung zur Hauptfrau, sondern (aus praktischen Rücksichten!) nur um die Erhebung zum Range einer Nebenfrau gehandelt haben; wiederum ein Beweis für die offizielle Trennung zwischen Monogamie und Polygamie (vgl. oben S. 244).

Der „Ausbeuter".

Der Vorsänger (oder dessen Auftraggeber) als kapitalistischer „Ausbeuter" schlecht bezahlter Arbeitskräfte, der noch dazu angeblich Wohlfahrt und Gemeinsinn durch das winiliod heben will: — fürwahr ein merkwürdiges Bild aus der Kulturgeschichte. Licht und Schatten sind hier möglichst gerecht zu verteilen. Bei näherer Besichtigung wird ohne Zweifel das Licht überwiegen; darauf sei nachdrücklich hingewiesen.

Das weibliche Wiederholungslied.

Vor allen Dingen fragt es sich, ob die Wiederholungslieder wirklich nur bei weiblicher Arbeit gesungen wurden. Schon das soeben mitgeteilte Schneiderlied scheint dem zu widersprechen. Doch werden ja, wie wir bereits wissen, oft Lieder von einer Beschäftigung auf die andere übertragen. Andererseits könnte aber auch das Schneiderhandwerk als mit Hungerlöhnen arbeitend (wie das ja heutzutage im großen Betriebe vorkommt) gedacht werden. Doch muß man sich davor hüten, die Urzeit an modernen Begriffen zu messen. Im Weltalter der Leibeigenschaft wurden die Knechte zum Hausstande gerechnet (famulus zu familia). Das patriarchalische Regiment stellte hinsichtlich der Arbeitsleistung gerechtere Anforderungen als das „aufgeklärte" Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität. Das wird oft vergessen.

Das männliche Wiederholungslied.

In der Tat sind denn ohne Zweifel auch männliche Wiederholungslieder zu konstatieren. Wie uns die ganze Gattung heute vorliegt, erscheint sie zwar überwiegend als anceps oder geschlechtslos. Wir haben aber notwendig zwischen der männlichen und der weiblichen Abart zu unterscheiden; eine Differenzierung, die wegen ihrer Schwierigkeit beim winiliod überhaupt viel zu selten

[1]) Rührend zu lesen ist das Gedicht von Ludwig Uhland: „Die Mähderin". Der begüterte Pächter verspricht im Scherz der fleißigen Marie seinen einzigen Sohn, wenn sie die Wiese in drei Tagen abmäht. Es gelingt ihr, doch der Pächter hält nicht Wort; worauf ihr das Herz bricht.

angestrebt wird. In einer Zeit wie der heutigen, da in der Literatur und auch sonst bei jeder Gelegenheit das Gespenst des „dritten Geschlechtes" herumspukt (alles wird nivelliert; vgl. oben S. 73), muß es als eine sittliche Pflicht bezeichnet werden, überall die Geschlechts-Unterschiede aufzudecken; ganz abgesehen davon, daß dieses ja auch bekanntlich die Aufgabe der Wissenschaft ist.

Anständige und unanständige Lieder.

Zur allergröbsten ersten Sichtung der beiden großen Kategorien lernten wir bereits (vgl. oben S. 90 u. ö.) ein sehr einfaches Kriterium kennen: — die weiblichen Lieder sind anständig, die männlichen unanständig! Falls dieses Merkmal nicht verfangen sollte (denn auch männliche Lieder können [ausnahmsweise?] anständig sein!), so ist der Inhalt im Detail zu betrachten. Offenbar weiblich ist die bekannte Zählgeschichte bei Bücher Nr. 34 (^{3} S. 90 f. mit Melodie); vgl. E.-B. Nr. 1746:

„1. Droben auf grünender Haid,
Da steht ein schöner Birnbaum,
Schöner Birnbaum trägt Laub.

2. Was ist auf demselbigen Baum?
Ein wunderschöner Ast.
Ast auf dem Baum,
Baum auf der Haid,
Droben auf grünender Haid,
Da steht ein schöner Birnbaum.
Schöner Birnbaum trägt Laub.

[91] 3. Was ist an demselbigen Ast?
Ein wunderschöner Zweig.
Zweig an dem Ast,
Ast an dem Baum,
Baum auf der Haid —
Droben auf grünender Haid,
Da steht ein schöner Birnbaum.
Schöner Birnbaum trägt Laub.

4. Was ist auf demselbigen Zweig?
Ein wunderschönes Nest.
Nest auf dem Zweig,
Zweig auf dem Ast,
Ast an dem Baum,
Baum auf der Haid —
Droben auf grünender Haid,
Da steht ein schöner Birnbaum.
Schöner Birnbaum trägt Laub.

In dem Nest ist sodann ein Ei, in dem Ei ein Vogel, an dem Vogel eine Feder, aus der Feder wird ein Bett [,] und so fort ins Unendliche."

Hier darf der Gesichtskreis (einfache ländliche Naturbetrachtung) als unschuldig-weiblich, ja kindlich bezeichnet werden; und ebenso ist es um die meisten anderen Lieder dieser Gattung bestellt. Das Arbeitsgeräusch ist inzwischen völlig verschwunden. Nur der harmlose Inhalt ist geblieben und hat die ganze Art einer neuen Bestimmung entgegengeführt. Mit Recht sagt Bücher^3 S. 91: „Die meisten dieser reimlosen Gesänge sind jetzt zu Kinderliedern geworden." Es wäre dann aber noch die Frage zu entscheiden, ob nur die weiblichen, oder auch die männlichen Wiederholungslieder zu Kinderliedern geworden sind.

Der männliche Typus.

Als Beispiel für die männliche Gattung möge uns die „Zählgeschichte vom Jäckel (Jockel)" dienen (E.-B. Nr. 1744: „Bergliederbüchlein c. 1740, Nr. 14"). Sie klingt schon äußerlich viel rauher und zeigt auch im Inhalt härteren Charakter.

Die Provenienz dieſes Liedes deutet auf alten Bergmanns-Geſang (mit Schlägel-Refrain?[1]).

1. Der Bauer ſchickt den Jäckel aus,
Er ſollt den Haber ſchneiden.
Jäckel wollt nicht Haber ſchneiden,
Wollt lieber zu Hauſe bleiben.

2. Der Bauer ſchickt den Knecht hinaus,
Er ſollt den Jäckel holen.
Der Knecht der wollt nicht Jäckel holen,
Jäckel wollt nicht Haber ſchneiden,
Wollt lieber zu Hauſe bleiben.

3. Der Bauer ſchickt den Hund hinaus,
Er ſollt den Knecht beißen.
Der Hund der wollt den Knecht nicht beißen,
Der Knecht wollt nicht den Jäckel holen etc.

4. Der Bauer ſchickt den Klippel naus,
Er ſollte den Hund ſchlagen.
Der Klippel wollt den Hund nicht ſchlagen,
Der Hund der wollt den Knecht nicht beißen etc.

5. Der Bauer ſchickt das Feuer naus,
Es ſollt den Klippel brennen.
Das Feuer wollt den Klippel nicht brennen,
Der Klippel wollt etc.

6. Der Bauer ſchickt das Waſſer naus,
Es ſollt das Feuer löſchen.
Das Waſſer wollt nicht Feuer löſchen,
Das Feuer wollt nicht Klippel brennen etc.

7. Der Bauer ſchickt den Ochſen naus,
Er ſollt das Waſſer ſaufen.
Der Ochs der wollt nicht Waſſer ſaufen,
Das Waſſer wollt nicht etc.

8. Der Bauer ſchickt den Fleiſcher naus,
Er ſollt den Ochſen ſchlachten.
Der Fleiſcher wollt den Ochs nicht ſchlachten,
Der Ochſe wollt nicht etc.

9. Der Bauer ſchickt den Geier naus,
Er ſollt den Fleiſcher holen.
Der Geier wollt nicht Fleiſcher holen,
Der Fleiſcher wollt den Ochs nicht etc.

10. Der Bauer ſchickt die Hexe naus,
Sie ſollt den Geier bannen.
Die Hexe wollt nicht Geier bannen,
Der Geier wollt nicht Fleiſcher holen etc.

11. Der Bauer ſchickt den Henker naus,
Er ſollt die Hexe verbrennen.
Der Henker wollt nicht Hexe brennen,
Die Hexe wollt nicht Geier bannen,
uſw. (rückwärtsgehend).

12. Der Bauer ſchickt den Vater naus,
Er ſoll den Henker tödten.
Eh ich mich will tödten laſſen,
Will ich die Hexe verbrennen.

Die Strophen werden dann immer kürzer (je um einen Vers), was bei E.-B. nicht recht überſichtlich dargeſtellt iſt. Bis zu Strophe 11 inkl. ſchwellen die Strophen um je einen Vers an. Der Höhepunkt des Arbeitsgeſanges (= Lied + Leiſtung!) iſt damit erreicht; nun ſchwellen die Strophen ab (Str. 12—22), Der Höhepunkt.

[1]) Ein ſolcher wäre etwa zu vermuten in dem Kehrreim: „Bei der Nacht!“ (Vgl. oben S. 240.) Ein altes Bergmannslied mit dieſem Kehrreim ſteht z. B. (leider offenbar verſtümmelt) in: „Glück auf!“ Bergmannsliederbuch, geſ. v. Karl Helmerſtein, Mühlheim a. d. Ruhr, Jul. Bagel, o. J. Abweichend in anderen Sammlungen. Das Lied war weit verbreitet.

die Melodie wird immer ſchwächer, der Geräuſchtakt ſchläft das Werk ermattet allmählich.

Das decrescendo.

13. Der Bauer ſchickt den Henker hinaus,
Er ſoll die Hexe verbrennen.
[Hexe:] Eh ich mich will verbrennen laſſen,
Will ich den Geier bannen.
Der Geier wollt nicht Fleiſcher holen etc.

14. . . . . .
[Geier:] Eh ich mich will bannen laſſen,
Will ich den Fleiſcher holen.
Der Fleiſcher wollt den Ochs nicht ſchlachten etc.

15. . . . . .
[Fleiſcher:] Eh ich mich will holen laſſen,
Will ich den Ochſen ſchlachten.
Der Ochs der wollt nicht Waſſer ſaufen etc.

16. . . . . .
[Ochs:] Eh ich mich will ſchlachten laſſen,
Will ich das Waſſer ſaufen.
Das Waſſer wollt nicht Feuer löſchen etc.

17. Der Bauer ſchickt den Ochſen naus,
Er ſollt das Waſſer ſaufen.
[Waſſer:] Eh ich mich will ſaufen laſſen,
Will ich das Feuer löſchen.
Das Feuer wollt den Klippel nicht brennen,
Der Klippel wollt den Hund nicht ſchlagen,
Der Hund der wollt den Knecht nicht beißen,
Der Knecht wollt nicht den Jäckel holen,
Jäckel wollt nicht Haber ſchneiden,
Wollt lieber zu Hauſe bleiben.

18. Der Bauer ſchickt das Waſſer naus,
Es ſollt das Feuer löſchen.
[Feuer:] Eh ich mich will löſchen laſſen,
Will ich den Klippel brennen.
Der Klippel wollt den Hund nicht ſchlagen,
Der Hund der wollt den Knecht nicht beißen,
Der Knecht wollt nicht den Jäckel holen,
Jäckel wollt nicht Haber ſchneiden,
Wollt lieber zu Hauſe bleiben.

19. Der Bauer ſchickt das Feuer naus,
Es ſollt den Klippel brennen.
[Klippel:] Eh ich mich will brennen laſſen,
Will ich den Hund ſchlagen.
Der Hund der wollt den Knecht nicht beißen,
Der Knecht wollt nicht den Jäckel holen,
Jäckel wollt nicht Haber ſchneiden,
Wollt lieber zu Hauſe bleiben.

20. Der Bauer ſchickt den Klippel naus,
Er ſollte den Hund ſchlagen.
[Hund:] Eh ich mich will ſchlagen laſſen,
Will ich den Knecht beißen.
Der Knecht wollt nicht den Jäckel holen,
Jäckel wollt nicht Haber ſchneiden,
Wollt lieber zu Hauſe bleiben.

21. Der Bauer ſchickt den Hund hinaus,
Er ſollt den Knecht beißen.
[Knecht:] Eh ich mich will beißen laſſen,
Will ich den Jäckel holen.
Jäckel wollt nicht Haber ſchneiden,
Wollt lieber zu Hauſe bleiben.

22. Der Bauer ſchickt den Knecht hinaus,
Er ſollt den Jäckel holen.
[Jäckel:] Eh ich mich will holen laſſen,
Will ich den Haber ſchneiden.

[23.] [Jäckel wollte Haber ſchneiden,]
[Wollt nicht lieber zu Hauſe bleiben.]

Das hier zuletzt (vermutungsweiſe, gegen E.-B.) mitgeteilte Reimpaar bezeichnet den Eintritt einer willkommenen Ruhepauſe. Dieſes letzte Reimpaar wird als Schlußakkord infolgedeſſen mit ganz beſonderem Nachdruck geſungen, d. h. mit verſtärktem Arbeitsgeräuſch; im frohen Erwarten der momentanen Erlöſung. Man ſteht auf und wandelt umher, reckt die ſteifen Glieder oder macht auch wohl ein Tänzchen; bis endlich das Zeichen des Vorarbeiters zu neuem Schaffen ruft. Nun werden die gewohnten Plätze wieder eingenommen, und es ertönt ein anderes Wiederholungslied. Natürlich kann auch, falls nichts beſſeres bekannt iſt, dasſelbe Lied noch einmal geſungen werden; ſo daß die ganze Handlung ſich abermals abrollt; und ſo vielleicht in infinitum. Daher der Titel: „Endloſe Geſchichte" für ein ähnliches Lied, in der guten Sammlung: Lieder für Jung und Alt, hrsg. von J. J. Schäublin[88], Baſel 1899,[1]), Nr. 239 (Volkslied, komp. vom Herausgeber; a-dur, tempo giusto): Die Ruhepauſe.

1. Soli: Worin ſoll ich denn Waſſer hol'n,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Im Topf, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, im Topf!
Chor: Im Topf, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, im Topf!

[1]) Zuerſt erſchienen 1855. Kunſt- und Volkslieder gleichmäßig gemiſcht; zuſammen 242 Nrr. mit Noten (meiſt zweiſtimmiger Satz, der durch ein Sternchen * angedeutet wird). Eine wohl namentlich in Süddeutſchland, ſeit mehr denn 100 Jahren, ſehr beliebte Sammlung.

2. Soli: Wenn der Topf aber ein Loch hat,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Stopf zu, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, ſtopf zu!
Chor: Stopf zu, etc.

3. Soli: Womit ſoll ich denn zuſtopf'n,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mit Stroh, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, mit Stroh!
Chor: Mit Stroh, etc.

4. Soli: Wenn's Stroh aber zu lang iſt,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Schneid' ab, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, ſchneid' ab!
Chor: Schneid' ab, etc.

5. Soli: Womit ſoll ich denn abſchneid'n,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mit 'm Beil, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, mit 'm Beil!
Chor: Mit 'm Beil, etc.

6. Soli: Wenn's Beil aber zu ſtumpf iſt,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mach's ſcharf, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, mach's ſcharf!
Chor: Mach's ſcharf, etc.

7. Soli: Wo ſoll ich's denn ſcharf mach'n,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Auf 'm Stein, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, auf 'm Stein!
Chor: Auf 'm Stein, etc.

8. Soli: Wenn der Stein aber zu trocken iſt,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mach'n naß, liebe, liebe Liſe
Liebe Liſe, mach'n naß!
Chor: Mach'n naß, etc.

9. Soli: Womit ſoll ich ihn denn naß mach'n,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mit Waſſer, liebe, liebe Liſe,
Liebe Liſe, mit Waſſer!
Chor: Mit Waſſer, etc.

Das Lied ohne Ende.

Nun kommt als zehnte Strophe wieder die erſte: — das Bild der Schlange, die ſich in den Schwanz beißt (Symbol der Unendlichkeit)! Natürlich kann das Lied auch mit jeder anderen Strophe, nach Belieben, angefangen werden. Für gewöhnlich ſteht überhaupt hier zu Beginn, in den anderen Sammlungen, die zweite Strophe; ſo z. B. in der (ebenfalls 10ſtrophigen) niederdeutſchen Faſſung „Wenn aber!“ (Nr. 784 im Allg. Dtſch.en Kb.[51]): ‚Wenn de Pott nu awer'n Lock het, min leiwer Heinrich, min leiwer Heinrich?‘; (unter der Abteilung: „Allerhand Humor“). Eine hochdeutſch-niederdeutſche Miſchform (10 Strr.) nach der Mel.: „Mit dem Fiedelbogen und der Baßgeig“ ſteht im Leipz. C.-B.[26]; in: „Zweiter Teil. Bummellieder“, als Nr. 41, auf S. 169. Die Vorliebe, welche ſtudentiſche Kreiſe für das Wiederholungslied an den Tag legen, iſt bemerkenswert. Zum Studentenliede qualifiziert ſich das Wiederholungslied hauptſächlich durch ſeine Eigenſchaft als „Biermimik“ (vgl. oben S. 139); d. h.: es iſt der „Wechſel“, der die Möglichkeit dramatiſcher Aufführung gewährt (vgl. oben S. 70). Der Typus: „Liebe Liſe!“ bietet uns die Dialogform am reinſten dar und wurde daher beſonders gern als Grundlage für Ulk- oder Bummellieder verwendet.

Der weiblich-männliche Typus.

Es iſt aber dieſer Typus eine Vereinigung der weiblichen und der männlichen Zählgeſchichte! Der Frageſatz

(Zeile 1 und 2) wird in jeder Strophe von der Lise gesungen (Sopran), der Antwortsatz (Zeile 3 und 4) vom Heinrich (Tenor). Da nun der Chor den (männlichen) Antwortsatz wiederholt, so sind als tutti vielleicht nur die jungen Burschen anzusprechen. Es ist jedoch möglich, daß auch der Gesang der jungen Mädchen hier im Chore mitklingt. Jedenfalls zeigt uns diese Situation Burschen und Mädchen bei gemeinsamer (also mittelschwerer oder leichterer) Arbeit vereinigt (etwa beim Flachsreffen); oder aber die Burschen sitzen abends ohne Beschäftigung, rauchend und schäkernd, in der Spinnstube, wo die Mädchen spinnen.

Das gemischte Wiederholungslied.

Man könnte diesen Typus auch bezeichnen als: „gemischtes Wiederholungslied". Die gleiche Form liegt vor in der ebenfalls oft als Studenten-Ulk aufgeführten sog. „Laurentia"[1]; nur daß hier der Fragesatz männlich, und die (kurze) Antwort weiblich ist. Der Schlußsatz („zurückhaltend", d. h. ritardando) ist als männlicher Chor zu denken:

„Laurentia, liebe Laurentia mein,
Wann werden wir wieder beisammen sein?
Am Sonntag.

(Man pflegt dieses Liedchen sechsmal zu wiederholen und dabei die übrigen Wochentage nach einander zu nennen.)

So wollt ich, daß alle Tag Sonntag[1] wär
Und ich bei meiner[2] Laurentia wär! Laurentia!

([1]) Bei den Wiederholungen werden hier die Namen der Wochentage, die vorher schon genannt worden sind, der Reihe nach wieder mitgesungen. — [2]) Die Worte: bei meiner werden bei jeder Wiederholung so oft gesungen, wie viele Tage vorher genannt worden sind.)"

Die Überraschung.

Der Vorsänger (oder die Vorsängerin) hat gewiß häufig auch, um die Aufmerksamkeit der singenden und arbeitenden Schar mittels neckischer Überraschung zu prüfen, beim Anstimmen einer neuen Zählgeschichte nicht mit der allgemein üblichen Anfangsstrophe eingesetzt, sondern mit einer beliebigen anderen; wobei allerdings zu beachten ist, daß jede Strophe einem besonderen Stadium des Arbeitspensums entsprochen haben wird. Es kam also vielleicht darauf an, in welchem Zeitpunkte man die Werktätigkeit aus irgend einem Grunde abgebrochen hatte; etwa, weil die Glocke zum Feierabend rief (vgl. oben S. 206 f.) usw. Genau an derselben Stelle wird dann beim nächsten Mal die Arbeit und das Lied fortgesetzt. Andererseits war man aber auch sicherlich auf solche Überfälle von seiten des Vorsängers gefaßt! Es erfolgte in solchen Fällen schlagfertig alsbald die

[1]) Häufig gedruckt; hier, nebst den Anmerkungen, nach: Franz Ewald Thiele, Bummellieder des deutschen Studenten. Leipz. 1899 (mit Melodie f-dur; „verlangend"); nach L. Erk, Deutsche Volkslieder. 1838.

richtige Fortsetzung. Überhaupt ist wohl anzunehmen, daß die Zählgeschichten „im Schlafe" (wie man zu sagen pflegt) von den Teilnehmern „abgeschnurrt" oder „heruntergeleiert" werden konnten. Uns fällt der Überblick heute meist deshalb so schwer, weil die begleitende Handlung gar nicht mehr, oder doch nicht mehr zur Genüge bekannt ist. Der männliche Typus („Bauer und Jäckel") scheint übrigens der ältere zu sein, da er die größere Kraftaufwendung verrät. Bei ihm liegt nämlich die höchste gradatio in der Mitte, nicht am Schlusse; es ist daher ein decrescendo notwendig. Wir sehen förmlich den mexikanischen Feuerbohrer der Urzeit vor Augen, der seinen Quirl immer schneller und schneller tanzen läßt, bis endlich die heilige Flamme hervorbricht.[1]) Nun ist der Zweck erreicht. Die Tätigkeit wird indessen jetzt noch keineswegs abgebrochen. Vielmehr setzen sich die Umdrehungen des Instrumentes fort; nur werden sie immer langsamer und langsamer, bis sie endlich ganz aufhören. In der Natur des Mannes gibt es eben keine unvermittelten Übergänge. Langsam, aber sicher erreicht er das fernste Ziel. Mit unbeugsamer Konsequenz verfolgt er seinen Zweck, löst er die schwierigsten Aufgaben. Das zeigt sich auch im Liede.

Der Kulminationspunkt.

Beim weiblichen Typus dagegen („Droben auf grünender Haid"), sowie auch beim gemischten („Liebe Lise", „Laurentia") findet sich der Kulminationspunkt am Ende des Ganzen. Ruckweise, nach Frauenart, wird hier das Lied abgebrochen. Es wird dem Hörer gewissermaßen vor die Füße geworfen! In der weiblichen Gemütsanlage berühren sich eben die Gegensätze. So kehrt die weibliche Zählgeschichte von der Häufung plötzlich auf den Nullpunkt zurück. „Alles oder nichts!", so heißt die Parole. Aut Caesar aut nihil! Der zartfühlende Mann empfindet dies als eine Härte, die durch das decrescendo diplomatisch gemildert werden könnte. Aber es ist bezeichnend, daß im weiblichen Wiederholungsliede nur seichte Nichtigkeiten gehäuft werden (nämlich Flachsfäden!), in der männlichen Zählgeschichte aber schwerwiegende Gegenstände (etwa Eisenblöcke). Solche Riesenarbeit kann, ohne Schaden für den Arbeiter und das Werk, nicht plötzlich abgebrochen werden.

Charakter der Frauenarbeit.

Alles dies ist bisher noch gar nicht untersucht worden. Der Volksmund sagt: „Frauenarbeit ist nur halbe Arbeit!" (über die Faulheit der Frau vgl. Wander I, 1113, 189. 195. 197; 1127, 477). Wenn aber nur die Männerarbeit die ganze Arbeit ist, und mithin wohl die ältere, so ist das männliche winiliod überhaupt (nicht allein das Wiederholungslied) älter als das weibliche.

[1]) Abbildung z. B. bei Julius Lippert, Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. I.: Des Menschen Nahrungssorge, Kleidung und Wohnung. Leipz. u. Prag 1885; S. 78, Fig. 15; aus La Nature 1879.

Zum weiblichen oder gemischten Typus des Wiederholungsliedes gehört auch das scherzhafte „Mitgift-Quodlibet“ [1]) und die Katzenmusik oder das Charivari. Beiden Arten ist der abrupte Schluß (nach der Häufung) als ein sicheres Kennzeichen eigentümlich. Nach der ersten Art ist die ganze Gattung des Wiederholungsliedes auf den Namen: „Bettelhochzeit“ getauft worden (vgl. oben S. 250f.); welche Bezeichnung jedoch, wie man sieht, offenbar viel zu weit ist. Ein Beispiel für die erste Art (übrigens nicht ohne weiteres als solches erkennbar!), ist E.-B. Nr. 1747: „Was Alles zu einem Kittel gehört“ (Hoffmann, schles. Volksldr. Nr. 51). Folgende Herrlichkeiten kommen hier in 7 Strophen zusammen: „Jungfernkranz, Fuchses Schwanz, Hasennase, Gänseschnabel, Entengrägel, Hühnerzehen, Hahnes fein Kamm!“ Die Reihenfolge ist in Wirklichkeit die umgekehrte, da natürlich am Schlusse jeder Strophe das zuletzt hinzugekommene Wertobjekt zuerst genannt wird. So ist denn auch hier eine Steigerung nicht von der Hand zu weisen. Von dem Gefieder geht es zu den vierfüßigen Tieren aufwärts. Schließlich krönt der Jungfernkranz das Ganze, wodurch das Lied seine Abkunft verrät. Das Mitgift-Quodlibet.

Die „Katzenmusik“ (auch dieser Ausdruck wird hier zum ersten Male gebraucht, d. h. für eine literarische Gattung zum ersten Male) hängt insofern mit der Bettelhochzeit zusammen, als sie ebenfalls einen alten Heiratsbrauch repräsentiert. Vielleicht sind beide Gattungen ursprünglich überhaupt identisch gewesen und erst später differenziert worden. Wir stellen beide Arten wohl nicht mit Unrecht den Depositions-Sitten oder -Unsitten an die Seite. Die jungen Eheleute in der Brautkammer sind seit kurzem Novizen im Eheorden; sie haben jetzt also die „Fuchstaufe“ durchzumachen. Diese Vexation kann aber noch tiefer, nämlich anthropologisch interpretiert werden; vgl. oben S. 74 f. (Dazu meine „Priamel“, Leipzig 1897, S. 441—515 (Quodlibet).) Die Katzenmusik ist gewissermaßen nichts anderes, als ebenfalls ein scherzhaftes Mitgift-Quodlibet. Die Katzenmusik.

Als Beispiel für die Katzenmusik sei E.-B. Nr. 1748[a] angeführt: „Vetter Michel, der Tausendkünstler“. Dieser Hexenmeister, der auf der Lämmerstraße wohnt (so in der Uckermark und in Hamburg) oder aber auf der Hafenstraße (so am Niederrhein), fertigt für sich Musikinstrumente an; und zwar nach und nach: 1) ein Fiedelchen (Violine), 2) ein Flötelchen (Flauto), 3) ein Bässelchen (Basso), 4) ein Harfelchen (Harfo). „Am Schluß jeder Strophe wird der Name des vorigen Instruments wiederholt etc.“ Wahrscheinlich bringt jede Strophe hier als „Arbeits- Vetter Michel.

[1]) Diesen Ausdruck habe ich ZfVdf. 38 (1906), 276 angewendet, zur Bezeichnung des prosaischen „Ehebriefes“ im Sterzinger Fastnachtsspiel Nr. VIII (Zingerle 1, 142, 722—144, 799).

geräusch" den Klang des betreffenden Instrumentes. Noch deutlicher tritt das hervor in E.-B. Nr. 1748b: „Musikantenspiel":

(Einzelne.) Ich bin ein Musikante und komm aus Schwabenland.
(Chor.) Wir sind auch Musikanten und komm'n aus Schwabenland.
(Einzelne.) Ich kann auch blasen,
(Chor.) wir können auch blasen
die Trompete, die Trompete:
Teng-teng-te-reng, teng-teng-te-reng, teng-teng-te-reng, teng-teng.

Das Konzert. Über die „Aufführung" (vgl. oben S. 96 f.) dieser Nr. [1748b] heißt es zur Stelle (E.-B. III, S. 534): „So wird das Lied fortgesetzt mit Anführung verschiedener Instrumente, etwa in folgender Ordnung: 2) die Posaune (Ich kann auch blasen die Posaune: dohidoha). 3) die Flöte: wird die Melodie gepfiffen. 4) die Clarinette: hehehehe. 5) das Fagott: mit den Lippen geschnurrt. 6) die Pauken (Ich kann auch schlagen meine Pauken: pumpumperum). 7) die Violine (Ich kann auch spielen Violine: simsimserim). — Zum Schlusse jeder Strophe wird der letzte Teil der Mel. mit dem schon dagewesenen Instrumente wiederholt und zwar in rückwärtsgehender Folge, so daß allemal Tengtengtereng endigt. — Erheiterung der Gesellschaft giebt es dadurch, daß von allen die Bewegungen von Arm, Hand, Finger und Lippen ausgeführt werden, wie man sie beim Traktiren des betreffenden Instrumentes sieht."

Wie sofort in die Augen fällt, gewinnt das Lied hierdurch große Ähnlichkeit mit „Viola, Baß und Geigen" (vgl. oben S. 200 f.); noch größere aber mit dem von uns sogenannten „Handwerker-Komitat" (vgl. oben S. 202 f.).

Die Repetition. Wenn das Wiederholungslied (einerlei, von welcher Gattung auch immer!), ins Stocken gerät, d. h. also: wenn die Arbeit stockt, so muß man aufs neue beginnen; ein Übelstand, der aus praktischen Gründen möglichst zu vermeiden ist. Auf diesen Fall bezieht sich wohl hauptsächlich der bekannte Vers: „Und wer das Lied nicht weiter kann, der fang' es wieder von vorne an!"

Es liegt auf der Hand, daß die Grenze zwischen männlicher und weiblicher Zählgeschichte nicht scharf zu ziehen ist. Denn es gibt selbstverständlich auch weibliche Arbeit, die nicht plötzlich abbricht. So muß man etwa die Spindel erst ausschnurren lassen, bevor man die Tätigkeit des Spinnens einstellt; u. dergl. mehr. Umgekehrt wäre auch männliche, leichtere Arbeit mit abruptem Schlusse denkbar. Um so eifriger ist nun dem Ursprunge der Wiederholungslieder nachzuspüren. Die Wissenschaft vermag nicht immer gleich Resultate zu liefern. Sie muß sich vielmehr häufig mit der Darbietung von Anregungen begnügen. Übertragung von männlichen Liedern auf weibliche Arbeit wird vorgekommen sein, et vice versa.

Das Schneiderlied von der Maus (oben S. 249 f.) ist ein männliches Wiederholungslied, aber mit weiblichem Ausgang;

d. h. es bricht plötzlich ab. Nahe Verwandtschaft, ja vielleicht völlige Identität ist zu konstatieren bei E.-B. Nr. 1566: „Der Maulwurf (Moll)"; vgl. oben S. 177. Dies ist ein (fragmentarisch überlieferter) männlicher Flachsarbeiter-Gesang vom Niederrhein, mit abruptem Schlusse. Wichtig, weil auf das Prozessionswesen hindeutend (auch das Marschieren ist eine Arbeit!), erscheint die zur Stelle beigebrachte Anmerkung (E.-B. III, S. 400): „Ein ähnliches flamändisches Lied hat Coussemaker Nr. 111 gebracht. Es wurde alljährlich von den Spitzenmachern in Bailleul gesungen auf dem Wege, wenn sie am Tage ihrer Patronin (S. Anna) einen festlichen Ausflug nach Dünkirchen und dem Meere machten. ..... Die Uebersetzung vom ganzen Liede: 1. Wir gingen nach der See. 2. Was thaten wir an der See? 3. Wir fanden da ein' Moll. 4. Was thaten wir mit dem Moll? 5. Wir streiften ab sein Fell. 6. Was thaten wir mit dem Fell? 7. Wir machten draus eine Börs. 8. Was thaten wir mit der Börs. 9. Wir steckten darein unser Geld. 10. Was thaten wir mit dem Geld? 11. Wir kauften dafür eine Kuh. 12. Was machten wir mit der Kuh? 13. Wir thaten sie in den Stall. 14. Was that die Kuh im Stall. 15. Die Kuh die gab uns Milch. u. s. w."

Das „weiblich-männliche" Wiederholungslied.

Das Gewerbe der Flachsarbeiter und Spitzenmacher ist in gewissen Gegenden zur Zeit eine männliche Beschäftigung. Nun waren aber beide Klassen offenbar ursprünglich weibliche Handwerks-Kategorien (leichte Arbeit!). Hierdurch erklärt sich das Auftreten weiblicher Zählgeschichten bei männlichen Arbeitsgesängen! Auch diesen Typus könnte man, jedoch mit einiger Vorsicht, als „gemischten" bezeichnen; besser ist wohl der Ausdruck: „weiblich-männliches" Wiederholungslied. Die „Laurentia" ist der echte „gemischte" Typus, da hier Burschen und Dirnen sich unterhalten. Die „Schneidermaus" und der „Maulwurf" sind aber „weiblich-männlich", da hier ganz deutlich nur ein Geschlecht diskuriert, und zwar über Nichtigkeiten; also ursprünglich das weibliche Geschlecht (vgl. oben S. 183)!

Das Depositionslied.

Der echte männliche Typus ist hauptsächlich repräsentiert durch das Depositionslied: „Was kommt dort von der Höh?" (E.-B. Nr. 1699a: „Beim Fuchsritt zu singen"; Allg. Dtsch. Kommersb.[51] Nr. 308, unter derselben Überschrift; Leipz. Cb.[26] Nr. 28: „Fuchsenlied".) Hier wird ein hochnotpeinliches Examen angestellt. Der Delinquent oder Prüfling ist ein Lehrling, resp. ein mulus; die Richter oder Examinatoren sind Meister, resp. Professor, und Gesellen, resp. Burschen. Der Meister, resp. Professor, der übrigens hinter den Gesellen, resp. Burschen fast gänzlich zurücktritt, entspricht in historischer Beziehung dem Bursenrektor, das ist ein magister legens, regens bursam. Nach patriarchalischer Sitte gibt sich der beanus beim Bursenrektor, der die depositio leitet, in Pension; wie heute noch der Lehrling

beim Meister. Bei welchem Handwerk, und in welcher Universitätsstadt mag das „Fuchsenlied" wohl zum ersten Male erklungen sein?[1]) Jedenfalls war es kräftiger Männergesang: — der Fuchs repräsentiert den Tenor, Meister und Gesellen Baß und Bariton. Wenn aber dieser cantus dermaleinst auf einer Damen-Universität erschallen wird (über bedrohliche Vorzeichen derartiger Ereignisse vgl. oben S. 73 f.), dann werden wir auch den vollendeten Typus des „männlich-weiblichen" Wiederholungsliedes zu konstatieren haben. Es wird alsdann der Diskant einerseits mit Alt und Sopran andererseits respondieren.

Der weibliche Schneider.

Das Schneiderhandwerk scheint in der Urzeit von Frauen ausgeübt worden zu sein; so erklärt sich die weibliche Anlage des Typus „Schneidermaus". Auch die allgemeine Mißachtung, deren sich diese Beschäftigung von seiten der übrigen Berufe sowie im Volksmunde zu erfreuen hat, wird auf das unmännliche Wesen der Tätigkeit zurückzuführen sein. So findet der vielfach variierte Spott auf den winzigen und schwächlichen Schneiderknirps seine passendste Erklärung. Diese Arbeit ist eben eines Mannes nicht würdig, weil sie für einen solchen zu leicht ist! „Viel Dienst, viel Ehr'!" so lautet hier offenbar die ethisch-soziale Devise.[2])

Schneider und Schuster.

Mit dem Schneider ist der Schuster durch Alliteration verbunden; beide sorgen für die Bekleidung des Körpers. Die Schuhe werden ursprünglich mittels der Nähwerkzeuge angefertigt, weshalb die Verwandtschaft der beiden Arbeiterklassen eine sehr innige ist (vgl. über die Wörter: ags. sceó-wyrhta, mhd. schuoh-würhte; mhd. schuoh-sûtære, woraus nhd. „Schuster" kontrahiert ist: Heyne, Körperpflege und Kleidung, S. 266 f.). Erst später treten die übrigen Instrumente hinzu: Ahle, Leisten, Glaskugel, Pechdraht, Pfriemen und namentlich zuletzt der Hammer, welcher das Geräuschmotiv hergiebt; wodurch denn das Schusterlied in die Nähe des Schmiedeliedes gerückt wird (vgl. oben S. 194). Auch das Schusterhandwerk wurde vermutlich in grauer Vorzeit vom weiblichen Geschlechte ausgeübt.

[1]) Für Studien auf diesem Gebiete sei genannt: O. Schade, Über Jünglingsweihen. Weim. Jahrb. VI, S. 315 ff.; Wilhelm Fabricius. Die akademische Deposition. (Depositio cornuum.) Frkft. a. M. 1895, mit Lit.; meine „Priamel", S. 87 ff.; Max Sonnemann, Die „Depositionen" an deutschen Universitäten. Hartgsche Ztg., 18. Nov. 1906 (in Kgbg. 1717 abgeschafft); Erman-Horn, Biographie d. d. Un. III (Register). Musikalisch: Max Friedländer, Krit. Kommersb.[2], Leipz. o. J.

[2]) Auf politischem Gebiete wurde die Schneiderfigur demgemäß zum Typus des Reaktionärs oder Höflings ausgebildet. In solcher Qualität erscheint dieser Handwerker namentlich bei Hoffmann von Fallersleben; vgl. z. B.: Unpolitische Lieder II, Hamburg 1841, S. 110: „Anzügliches"; Anfang: „Einst machte mir mein Schneider Ein neues Hosenpaar:" etc. (3 Strophen).

(Die Schusterlieder sind Winterlieder, wie die Schneiderlieder; Frauen wandern nicht.) Infolgedessen ist denn diese Beschäftigung ebensowenig wie die Schneiderarbeit von der Verhöhnung verschont geblieben. Es gibt einen speziellen Typus, nämlich den des verbummelten Schusters; dieser Typus scheint die negative Verkörperung jener Spottlust darzustellen. Der verbummelte Schuster tritt z. B. mit dem verliebten Schneider zusammen auf bei Joh. Nestroy in der Zauberposse: Lumpacivagabundus; beide wandern, weil bereits degeneriert. Als vernünftiges Wiederspiel vervollständigt der solide Tischler „Leim" das „liederliche Kleeblatt". Er ist der einzige von allen dreien, der sein Glück macht. Das Wandern ist für den Zimmermann ohne weiteres naturgemäß (vgl. oben S. 189 f.), während es bei unserem „Knieriem" und „Zwirn" leicht in „Fechten" ausartet; ein übles Zeichen! Das Kleeblatt singt. Leider hat uns jedoch der böse Geist Lumpacivagabundus kein einziges Arbeitslied mit Geräuschmotiv beschert; weder ein Schuster-, noch ein Schneider-, noch endlich auch ein Schreiner- oder Tischlerlied. Und doch ist die Zauberposse, gleich der Spieloper, ein günstiger Boden für die Entwickelung solcher Poesie (Valentin's Hobellied in Raimund's „Verschwender").

Robert und Bertram.

Die Posse „Robert und Bertram" von G. Räder scheint ebenfalls den Freundesbund: „Schneider und Schuster" zu verherrlichen. Der Titel, nicht die Idee, ist eine Parodie auf die beiden Hauptfiguren der Meyerbeerschen Oper: ‚Robert le diable' (1831): Robert und seinen phlegmatischen Freund Bertrand. Demnach scheint der hagere Schneidersmann den Teufel, der wohlbeleibte Schusterkumpan dagegen den Gefolgsmann zu repräsentieren. Zum Unglück bringt jedoch auch die Räder'sche Posse kein Handwerkslied mit dem Arbeitsgeräusch.

Hans Sachs.

Erst die patriarchalische Gestalt des Hans Sachs war dazu ausersehen, das Schustermotiv zur Geltung zu bringen, obwohl dieser ehrwürdige „Altmeister" in höheren Jahren, als Kapitalist und Hausbesitzer, das Arbeitszeug kaum noch praktisch gehandhabt haben wird. (Der moderne Reklamestil würde ihn zum „Direktor einer Fabrik für akademische Fußbekleidung" gestempelt haben.)[1]) Richard Wagner hat im 2. und 3. Akte der „Meistersinger von Nürnberg" (1868) den Hammerschlag musikalisch verwertet; gewissermaßen zugleich als Liebessymbol für die Ohren der ihm andächtig lauschenden Eva.

Wagners Vorgänger.

Wagner kann jedoch in Sachen des musikalischen Schustermotivs nicht den Ruhm der Originalität, resp. Priorität be-

[1]) Ganz romantisch ist auch Goethes Erklärung des ebenso romantischen „alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" (1776). Hier ist die Rede von: „Schurzfell, Feierwams, Pechdraht, Hammer, Kneipe, Ahl', Arbeitskasten."

anspruchen. Gyrowetz (ca. 1831—34) und Lortzing (1840) sind ihm darin zuvorgekommen; beide vermutlich im Textbuch beeinflußt durch Deinhardsteins Schauspiel: „Hans Sachs", zu dessen Première (Hoftheater Berlin 1828) Goethe noch einen Prolog geschrieben hat.[1]) Lortzing läßt seinen Helden als 23jährigen Meister auftreten, also in frischer Arbeitskraft; diese jugendliche Gestalt macht das Klangmotiv weit plausibler als der sich abquälende Greis bei Wagner. Lortzings Librettist war Philipp Reger.[2]) Gleich I, 1 bei Lortzing haben wir zu Anfang den „Chor der Gesellen" (mit der szenischen Bemerkung: „Die Musik deutet das Anziehen des Pechdrahtes, welches auch vom Chor so markiert werden muß"):

Auf munter, Brüder, munter,
Die Arbeit gibt uns Kraft,
:|: Und stets wird man gesunder,
Wenn man recht tüchtig schafft. :|:
Ruft immer zu der trägen Ruh'
Ein höhnend gute Nacht;
:|: Dem Fleiß allein woll'n wir uns weihn, :|:
:|: Er ist's, der glücklich macht. ::
Auf munter, Brüder, munter,
Die Arbeit gibt uns Kraft,
:|: Und stets wird man gesunder,
Wenn man recht tüchtig schafft. :|:

Das Pechdraht-Motiv.

Das Pechdraht-Motiv (langgezogene, schleifende Töne, etwa wie bei den Melkliedern oder Kuhreigen) scheint ein künstliches zu sein; doch wären auch wirkliche winiliod mit diesem Arbeitsgeräusch zur Not denkbar. Der Klang ist wohl ein metallischer oder doch harter gewesen; hierin also weicht dieses Motiv ganz wesentlich von den schmachtenden Melkliedern usw. ab. Der schleifende Tonfall ist aber beiden Arten eigentümlich und scheint in der Tat darauf hinzudeuten, daß auch die Schusterarbeit einst weiblich war. Verwandtschaft mit dem Wiegenliede ist gleichfalls zu konstatieren. Wir müssen uns eine junge Mutter vorstellen, die mittels der Füße das Kind in der Wiege schaukelt, mittels der Knie und der Arme dagegen den Pechdraht bearbeitet. Die Schustersgattin kann vielleicht heute noch in dieselbe Lage kommen. So begleitet ein winiliod zwei verschiedene Arbeiten. („Doppelgewinn"!) Wie unhistorisch dagegen bei Wagner!

Germanist und Musikus.

Ob auch Gyrowetz und Wagner, gleich Lortzing, das Pechdraht-Motiv verwendet haben, kann ich soeben leider nicht über-

[1]) Vgl. Kurt Mey, Gyrowetz' Hans Sachs-Oper. Die Musik 16. 2 (Mai 1903). — Lortzings „Hans Sachs" am bequemsten in Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4488; das. hrsg. v. Georg Richard Kruse, mit ausführlicher Einleitung, die ich dankbar benutzte. — Das Schauspiel von Johann Ludwig Deinhardstein (4 Aufzüge) ebenfalls bei Reclam (Nr. 3213), hrsg. von Carl Friedrich Wittmann.

[2]) Über ihn bekennt der Zettel der Première: „nach Deinhardsteins [!] Drama bearbeitet von Philipp Reger"; vgl. Kruse aaO. S. 17. Daß auch das Textbuch des 2aktigen Singspiels von Adalbert Gyrowetz vielleicht nicht ganz unabhängig von Deinhardstein sei, wird ebda S. 6 wahrscheinlich gemacht.

sehen. Hier ist übrigens auch der Punkt, wo der Germanist sein Amt an den Musikus abzutreten hat.[1])

Der Hammerschlag des Schusters.

Weit jünger als das Drahtmotiv (und nicht mehr weiblich, sondern bereits männlich) ist in der Schustermusik der Hammerschlag, der von Lortzing kurz nach der Mitte des 2. Aufzuges, mithin als Höhe- und Glanzpunkt der ganzen Oper, im Liede des Lehrburschen Görg[2]) angebracht ist (S. 73 f. Reclam):

Die Schusterzunft bleibt immer doch
Die wichtigste von allen,
Sonst müßten alle Menschen noch
Barfuß durchs Leben wallen.
[74] So aber gibt der Schuh allein
Vor jedem Dorn und manchem Stein
:|: Uns Sicherheit und Schutz. :|:
:|: Falle ralle ralle ralle ri, fallera! :|:
:|: Juchhe! :|: falle ralle rallera.

Das komische Paar.

Usw.; im ganzen 3 Strophen. Das Lied wurde sehr beliebt, da Lortzings „Sachs" zur 400jährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst das Rampenlicht erblickte. (Ein abweichender Text mitgeteilt bei Reclam aaO.) Auch in Sammlungen ist diese Opern-Arie zu finden.[3]) Zum Refrain vgl. E.-B. Nr. 1640.

Die frauenhafte Arbeit ist es vermutlich gewesen, die den Schuster im Sprichwort lächerlich oder gar verächtlich gemacht hat wie ja auch den Schneider (vgl. oben S. 262). Der Volksmund bezeichnet einen Streber als „Schuster": diese Bezeichnung ist auch vielen Klassendialekten eigentümlich (Militärs, Beamte usw.). Vom Substantiv leitet sich das derivativum „schustern" her, mit der reflexiven Weiterbildung: „sich anschustern". Dieser noch nicht aufgeklärte Ausdruck (vgl. die Redensart: „sich bei jemand anschiffen" und: „jemand anpumpen") gehört wahrscheinlich zu den ganz sinnlichen Wendungen, von denen wir oben S. 131 f. einige Beispiele gegeben haben. Schuster und Schneider sind aber nicht nur servile Leute, sondern auch Lügner; so erscheinen sie Wander IV, 400, 30 (mit den Leinewebern zusammen ebda 26). Kriechen und lügen sind weibische Kriterien! Hochmut und Dummheit werden ebenda 300, 45 angedeutet: „Schneider ein Graf, Schuster ein Schaf." Stets ergibt sich ein

[1]) Über Gyrowetz vgl. den in der vorletzten Anm. nach Kruse zitierten Aufsatz von Mey; über Wagner vgl. z. B.: C. Benoit, Les Motifs typiques des Maitres Chanteurs de Nuremberg (Musikalischer Leitfaden). Mainz [o. J.?].

[2]) Görg, der jugendliche Spieltenor, ist ein Abkömmling des Willibald bei Gyrowetz, andererseits der Ahnherr des David bei Wagner. Hans Sachs fällt in allen drei Opern, auch noch bei Wagner, dem seriösen Bariton anheim; ein Beweis für die relative Jugendlichkeit der Figur.

[3]) Z. B. als Nr. 417 in: Allgemeines deutsches Lieder-Lexikon. 4 Bde. Leipzig 1847. (2479 [!] Nrr., ohne Noten.)

komiſcher Effekt, wenn die beiden Figuren zuſammen auftreten. Im Plural wirken die Geſtalten überwältigend. Aus meiner Jugendzeit (Braunſchweig um 1872) erinnere ich mich des Anfanges einer Parodie auf das „Mailied eines Mädchens" (von Joh. Heinr. Voß)[1]: „Seht den Himmel, wie heiter! Lauter Schuſter und Schneider ...."; leider iſt mir die Fortſetzung entfallen.

Die älteſte Arbeit.

Dieſe beiden Handwerksarten gehören wohl zu der älteſten Gattung aller menſchlichen Arbeit überhaupt. Das künſtliche Fell am Leibe und die künſtliche Sohle unter den Füßen: — beides entſtand vor langen Jahren unter dem Druck einer Notwendigkeit. Das rauhe Klima bekleidete, der ſteinige Boden beſchuhte den Menſchen. In beiden Fällen leiſtete die Frau wichtige Dienſte, da ſie als geborene Krankenpflegerin eine natürliche Gabe für ſolche Dinge beſaß. Hüllen und Decken ſpielen auch in der Kinderwartung eine große Rolle. So iſt es denn gekommen, daß die Frau mit dem Schneider- und dem Schuſterhandwerk ſtets in einer gewiſſen „Fühlung" geblieben iſt. Welch eine Stellung die Schneiderin im Leben der Frau einnimmt, wird manchem Ehemann zur Genüge bekannt ſein. Mädchen, die ſich ihre Kleidung ſelber anzufertigen verſtehen, gelten wohl heute noch in einfachen Bürgerkreiſen als begehrenswert. Was ferner die Schuſterzunft betrifft, ſo ſei an den Aberglauben erinnert, der ſich an die erſten Kinderſchuhe anknüpft. Dieſe werden, gleich dem erſten Zahn, von der Mutter lebenslänglich aufbewahrt. Die Poeſie hat auch dieſen Schritt wiederum verklärt („Der erſte Schritt in's Leben" uſw.), ohne des kulturgeſchichtlichen Hintergrundes zu gedenken; vgl. oben S. 181.

Handwerk und Aberglauben.

Je älter (oder je weiblicher?) nun aber das Handwerk, um ſo größer der Aberglauben! Das Nähen gehört, nebſt dem Bauen und Schmieden etc., zu den älteſten menſchlichen Beſchäftigungen; vgl. Adolf Wuttke, Der deutſche Volksaberglaube der Gegenwart[2], Berlin 1869, S. 10. Hier wird ausgeführt, wie das einfache Familienleben ſeit der Urzeit her vom Aberglauben umrankt iſt. Das gleiche gilt von der Viehzucht, vom Landbau, vom Backen, Buttern, Schlachten; von Jagd und Krieg; von Kaufen und Verkaufen; von Reichtum und Geſundheit erlangen.[2]) Dieſe Tätigkeiten zerfallen in weibliche (produktive, hervorbringende) und männliche (erwerbende, akquiſitoriſche); die

[1]) Böhme, Volksthüml. Ldr. Nr. 205; Melodie von J. A. P. Schulz (Muſenalmanach 1782). Strophe I lautet: „Seht den Himmel, wie heiter! Laub und Blumen und Kräuter ſchmücken Felder und Hain; Balſam athmen die Weſte, und im ſchattigen Neſte girren brütende Vögelein."

[2]) Auch Niedermayer ſtellte die Schneider und Schuſter voran (vgl. oben S. 64 u.), wodurch er entweder ihre Unentbehrlichkeit oder ihr hohes Alter betonen wollte. Beides iſt aber identiſch.

erſte Gattung neigt mehr zum Aberglauben, da ſie die häusliche Arbeit umfaßt. Der Mann treibt draußen Jagd, Fiſchfang, Viehzucht; drinnen höchſtens etwa die Bereitung der Waffen und Werkzeuge.[1]) Die Frau treibt drinnen die bereits techniſch zum Rhythmus neigenden, beſchwerlichen Arbeiten; wie z. B. ſtampfen, mahlen, backen; ſpäter auch kochen (mit den Varianten: ſieden, braten, dünſten, ſchmoren); namentlich aber ſpinnen und nähen.

Das ſtürmiſche Element.

Die Frau iſt mithin eine ſehr gute Arbeitskraft. Aber ſie wirtſchaftet im ganzen oft rabiat, und ſie betreibt auch ihr jeweiliges Metier nicht ſelten furios. Durch ſolche Heftigkeit wird ſie dem Manne manchmal zuwider oder doch läſtig. Beim Waſchen wird viel geſchwatzt (Wander V, 55, 1221). Gefürchtet iſt die Redſeligkeit der Spinnerin; vgl. die hübſche koordinierende Priamel bei Wander V, 24, 522: „Ein ſpinnend Weib und ein legend Huhn nicht viel mehr als kakeln thun" (holländiſch: Harrebomée II, 459[a]). Man ſtört die Frauen ungern bei ihren wichtigen häuslichen Verrichtungen; vgl. ebda 55, 1205: „Wenn die Weiber fegen, waſchen und backen, ſoll ihnen der Mann keine Ungelegenheit machen." Dazu die Angabe: „Altaugsburg. Birlinger, 550." Ähnlich heißt es bei Wander I, 1126, 455: „Hat die Frau das Waſchen und Backen, ſo halte dich fern von ihren Hacken"; vgl. ebda. 1132, 590: „Wenn die Frau eine Waſch hat, ſo hat der Mann eine ſelzene Frau und ein böſes Haus" (z. B. Simrock, 11214[a]; auch holländiſch). Statt der „großen Wäſche" (wohl mehr ein moderner Begriff!) iſt aber das „Brauen" einzuſetzen, welches mit dem „Backen" häufig im Sprichwort alliteriert; vgl. z. B. Wander I, 215, 2: „Backen und Brauen geräth nicht immer"; oder umgekehrt ebda 451, 2: „Brauen und Backen geräth nicht immer." Die erſte Faſſung iſt öfter belegt als die zweite, woraus zu entnehmen, daß die wuchtige Alliterationsform: b + br autochthon iſt (nicht: br + b); auch der vokaliſche Diphthong ſteht an zweiter Stelle. Das Braugewerbe iſt urſprünglich ebenfalls weibliche Arbeit. Es heißt alſo etwa: „Wenn die Weiber brauen und backen, ſo halte dich fern von ihren Hacken!"; oder beſſer: „Wenn die Weiber backen und brauen, ſo iſt ihnen nicht recht zu trauen!" Auf das Schuſter- und Schneidergewerbe angewendet, könnte derſelbe Reim vielleicht lauten (unter Beobachtung der ſoeben erläuterten Alliterations-Regel): „Wenn die Weiber ſchaben und ſchneiden, ſo ſind ſie füglich zu vermeiden!"

Dämoniſcher Einfluß.

Dergleichen Verſchen ſind noch ziemlich harmlos. Es fehlt aber nicht an Ausſprüchen, welche das ſeltſame Weſen der Frauen einem dämoniſchen Einfluſſe zuſchreiben. So heißt es

---

[1]) Vgl. Bücher[3] (1902), S. [378]—396: VIII. Frauenarbeit und Frauendichtung; beſ. S. 379 f. — Die Wichtigkeit der Arbeitsgeſänge betonte Böckel aaO., Einl. S. LIX ff.

ſchon bei Franck II, 115b (nach Wander V, 31, 694): ‚Es ist kein weib on einn teuffel‘; vgl. Wander aaO. 776: „Kein Weib ohne Teufel.“ Ja, die Frauen ſind dem Dämon an Schlechtigkeit noch überlegen; vgl. Wander aaO. 52, 1150: ‚Weiber wissen einen Punckten mehr als der Teuffel (Gruter, III, 101; Lehmann, II, 867, 110; ähnlich im Italieniſchen). Dieſelbe Anſchauung tritt dann auch hervor im Beurteilen der häuslichen Tätigkeit. Man vgl. z. B. Wander I, 1133, 615: „Wenn die Frauen waſchen und backen, ſo haben ſie den Teufel im Nacken.“ Für teufliſch mußten demnach auch wohl die Lieder gehalten werden, welche bei ſolchen weiblichen Beſchäftigungen geſungen wurden. Gänzlich untergegangen zu ſein ſcheint der Geſang der Bäckerinnen und Brauerinnen. Vom Schuſterinnen- und Schneiderinnen-Cantus finden ſich im Wiederholungsliede noch Rudimente. Am genaueſten kennen wir die Poeſie der Spinnerinnen und Wäſcherinnen, weil die Beſchäftigungen dieſer beiden Kategorien, wenn auch verändert, heute noch fortleben. Es hat aber jetzt dieſe Poeſie für uns nichts Teufliſches mehr an ſich.

Spinn- und Waſchlieder.

Über die Spinnlieder vgl. oben S. 143, 180; dazu noch S. 130. Mit dem Spinnliede ſcheint das Waſchlied irgendwie urverwandt geweſen zu ſein. Hier ſei aus Bücher (3 S. 386) eine Stelle angeführt, die übrigens (im Jahre 1902, vgl. oben S. 87, Anm.[1]) Wackernagels etymologiſchen Irrtum noch einmal (über die Herkunft und Bedeutung des Wortes winiliod, desgleichen über scribere und mittere) in weite Kreiſe getragen hat: „Karl der Große unterſagt den Kloſterfrauen, Mädchenlieder (winileodes)[1]) zu ſchreiben und zu ſchicken (Wackernagel, Geſch. der deutſchen Litteratur II, S. 47f.); in Frankreich gab es eine beſondere Gattung erzählender Lieder, die chansons à toile, welche von Mädchen und Frauen bei Handarbeiten geſungen wurden; in England ſang man Balladen beim Spinnen und Waſſerholen.“ Über die Schöpflieder vgl. Wuttke 372: „Der Brunnen wird jährlich von den Mädchen des Dorfs unter Geſang mit den Händen von allem Schlamme entleert; das ſcheint auf einen Kult zu deuten.“ (Verglichen wird: Joſ. Grohmann, Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren I, 1864.) Alſo auch hier ſtellt ſich wiederum der heidniſche Zauberſegen ein, wie ſtets beim älteſten Handwerk.

---

[1]) Dies iſt wohl eine der jüngſten Stellen, an denen ſich uns der literar.-hiſtoriſche Irrtum promulgiert findet. Eine der älteſten (wenn nicht die allerälteſte!) iſt dagegen: Praecipuae constitutiones Caroli Magni de rebus Ecclesiasticis, . . .: cum Annotationibus, & præfatione Viti Amerpachij. Typographo Alexandro Weissehorno. MDXLV. 8a. p. 38: . . . uini leodds . . . (Index: Vini leodas). mit der Anm.: ‚Hic locus est obscurus. & corruptus. Opinor aut prohiberi admonitiones, quæ fiant à temulentis mulieribus de pallido colore monialium corrigendo per sanguinis nouationem. aut minutionem (. . . minuationem) uelut instrumentum luxus, a lasciuiæ. . . .‘ Originell! — Vgl. oben S. 112, Anm.[1]).

Das Backlied ist wohl gänzlich verschwunden.[1]) Es wird aber generell mit repräsentiert durch das Mühlenlied, über welches bereits kurz gehandelt wurde (oben S. 174 ff.). Meisterinnen des Mühlenliedes sind die finnischen und esthnischen Mädchen; vgl. Bücher[3] S. 63, mit Literatur. Zu S. 63, Anm. 1 ist nachzutragen: Friedr. Rühs, Die Edda. Berlin 1812; woselbst S. 70 finnische weibliche Mühlenlied-Wechsel erwähnt sind (allerdings nicht mit diesen modernen technischen Ausdrücken!). Liebes- und Zauberlieder, zur Zither oder Cantele gesungen, werden dort angeschlossen. Das erotische Element des Mühlenliedes haben wir schon betont (oben S. 175).[2]) Häufig ist gewiß von den Sklavinnen der Versuch unternommen worden, die Liebe des Arbeitsherren durch die monotone Melodie des Mühlenliedes suggestiv zu forcieren (nach Art der Zauberspräche); vgl. oben S. 176. Die Männer sind aber auf ihrer Hut, sie lassen sich nicht so leicht fangen. Als Ausdruck dieser Vorsicht könnte man etwa, im bekannten Bauernregel-Stile, ein ganz neues Verschen rekonstruieren: „Sitzen die Frauen bei Mühle und Malter, so ist der Teufel ihr Verwalter." Back- und Mühlenlieder.

Wenn aber solche oder ähnliche Anschauungen bereits im Sprichwort lebendig waren, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Kirche gerade auf diesem Punkte mit Energie einsetzte. Die Kirche bekräftigte nur, was der Volksmund aussprach. Der ahd. tiufel (διάβολος) ist ja natürlich eine junge christliche Vorstellung. Es werden daher andere Ausdrücke, von höherem Alter (vgl. z. B. got. unhulþô swf.), in jenen Redensarten zu supplieren sein. Wir haben hier eine bekannte Erscheinung vor uns: — die geschickte Akkommodation des Christentums an das Heidentum. Diese hat sich nicht, wie man gewöhnlich annimmt, auf die Feste, Lieder und Bräuche allein erstreckt, sondern merkwürdigerweise auch auf — die Verbote! Die Tätigkeit der Kirche.

Das Bocksgesicht und der Pferdefuß (beide festgehalten in der Karrikatur des Schneiders) sind offenbar zwei Attribute der Teufelsfigur, die noch aus der germanischen Mythologie herstammen. Im fränkischen Taufgelöbnis (MSD LII) treten daher noch die „Unholde" usw. auf, während im sächsischen Taufgelöbnis (MSD LI), welches sich gerade hierdurch als jünger erweist, bereits der diabolus eingesetzt ist. Der Unhold ist aber Die Teufelsfigur.

[1]) Bäckerlieder werden kaum nachzuweisen sein, außer im Kinderspiel (Böhme Nrr. 174—188). — Ein (ganz junges) „Preislied auf die Bäcker" bei E.-B. Nr. 1679.

[2]) Höchst merkwürdig sind Goethes Balladen: „Der Müllerin Verrath" (wo in der letzten Zeile „Amors Mühle" [!] genannt wird), „Der Edelknabe und die Müllerin", „Der Müllerin Reue"; die letzten beiden dramatisch. Auch ist die Goethische Ballade: „Die Spinnerin" mit ihrem tragischen Thema hier zu nennen.

eigentlich eine Unholdin (ahd. unholda f.), und in der Tat ist dem Ziegenbock ein weibisches Gepräge nicht abzusprechen. Als Haustier gehört er ins Machtbereich der Frau. Die alte Baubo reitet in Goethes „Walpurgisnacht" (im Faust) auf einem „Mutterschwein", welches ebenfalls unter den Haustieren mitzählt. Instrumente der Hauswirtschaft, wie Ofengabel und Besen, dienen ebenfalls zum Reiten. So versammeln sich die „Hexen" (vgl. oben S. 91), kindliche Reiterspiele treibend, an warmen Sommerabenden nach Schluß der Arbeit im Freien; d. h. auf dem Blocksberge. In der Andreasnacht (29.—30. Nov.) werden ähnliche Bräuche exekutiert, wie in der Walpurgisnacht (30. April bis 1. Mai); z. B. wird das Bild des künftigen Liebsten im Spiegel hervorgezaubert. Winters und Sommers Anfang sind hier deutlich markiert. So haben denn wohl auch weibliche Winter- und weibliche Sommerlieder bei diesen Zeremonien nicht gefehlt. Das waren aber Lieder, die auf weibliche Winterarbeit und weibliche Sommerarbeit Bezug nahmen oder, besser gesagt, sich von solcher Arbeit herschrieben.[1])

Weltliche Verbote.

Schon im weltlichen Betriebe konnten die verlängerten Singabende Anstoß erregen. Wie oft mag der Hausherr, ärgerlich über den „verfluchten Singsang", die Mägde zu Bette gescheucht haben, damit sie am andern Morgen tüchtig zur Arbeit wären! Statt aber zu schlafen, wurden dann des Nachts Lieder aus erborgten Liederbüchern abgeschrieben; vgl. oben S. 91. An die Stelle des mittere, welches am Tage geübt wurde, trat nachts das scribere. Das Lied ruht nicht!

Die Heinzelmännchen.

Nicht immer jedoch verrichteten für die Faulenzer gute Geister inzwischen die Arbeit. (Vgl. das Gedicht von August Kopisch: „Die Heinzelmännchen", wo allerdings nur männliche Gewerbe genannt sind; darunter aber auch zuletzt die Schneider. Des Schneiders Weib verscheucht den wohltätigen Spuk durch ihre Neugier.) Vielmehr wurden häufig Dämonen der Faulheit, der Spiel- und Trunksucht etc., durch leichtfertige Lieder heraufbeschworen. Die Kirche knüpft in der Bekämpfung solcher Mißstände an volkstümliche Vorstellungen an (sprichwörtlich: „Müßiggang ist aller Laster Anfang" etc.); es ist eine von ihren diplo-

[1]) Für die Geschichte des deutschen Volksliedes ist noch ein wichtiges Buch systematisch auszunutzen: „Die gestriegelte Rockenphilosophie", Chemnitz 1759; eine köstliche Satire! — In der mythologischen Wissenschaft kommt das Lied entschieden zu kurz. In Jac. Grimms Dtschr. Mythol. (ed. Elard Hugo Meyer I—III, Berl. 1875—78) stößt man kaum auf das Lied (das Wort fehlt im Register, ebda III, 525b). — Dasselbe gilt von E. H. Meyers Germ. Mythol. (Lehrbücher d. germ. Philol. I), Berlin 1891 („Lied" fehlt 550b). — Einiges in desselben Verf.s Dtschr Volksk., Straßb. 98, 513 ff. — Vers. hat auch das verdienstliche Werk von Wuttke, D. dtsche Volksabergl. d. Gegenwart; vgl. oben S. 266, in dritter Bearbeitung herausg., Berlin 1900. Anderes muß ich hier übergehen.

matiſchen Konzeſſionen (vgl. oben S. 66). Wüſtes Treiben erzeugt Unbotmäßigkeit und iſt der Kirche nicht minder gefährlich als dem Staate. Dazu kommt noch, daß im Kloſter ſelbſt unſchuldige Volkslieder (ohne erotiſchen etc. Inhalt) der Kirche ein Greuel ſind. Denn ſie halten, durch die untrennbar mit ihnen verbundenen Tänze und Gebräuche, ſtets die Verbindung mit der heidniſchen Außenwelt aufrecht (vgl. oben S. 96 f.), was verdächtig iſt. Liebeslieder, oder gar Liebesbriefe, ſind dagegen abſolut nicht imſtande, das Fundament der Kirche irgendwie zu erſchüttern,[1]) und deshalb ſchon eo ipso Gegenſtände, denen man vom Standpunkte der klerikalen Aufſichtsbehörde nur eine mindere Beachtung zuzuwenden hat (vgl. oben S. 38. 59. 97). Moraliſche Kautelen waren demnach mit dem Verbot der winiliod nicht beabſichtigt, wenigſtens nicht in erſter Linie; vielmehr nur kirchenpolitiſche und ſomit ſtaatserhaltende Maßregeln. Daß ein ſolches Verbot nur für Frauenklöſter bekannt iſt, kann Zufall ſein (vgl. oben S. 89 u.); doch erklärt ſich dieſer Umſtand nach unſeren Ausführungen jetzt ganz ohne Zwang, und vielleicht noch mit größerer Wahrſcheinlichkeit, folgendermaßen: Die männlichen Erwerbslieder (alſo die winiliod in Mönchsklöſtern) brauchten aus dem Grunde nicht unterſagt zu werden, weil die maskuline (akquiſitoriſche) Arbeit nicht ſo ſtark mit dem Aberglauben verknüpft iſt wie die feminine (produktive) Arbeit; oder, beſſer geſagt, weil jene Tätigkeit faſt gar nichts mit weiblichen Vorſtellungen zu tun hat. Der ſprichwörtlich gewordene Aberglaube der Jäger iſt z. B. von einer ganz anderen Beſchaffenheit!

Geiſtliche Verbote.

Bereits 200 Jahre vor dem Kapitular Karls, ja noch früher, waren von klerikaler Seite Verbote der „teufliſchen Lieder" erlaſſen worden, und zwar für Frauen. Dieſe Spur weiſt auf England, ſpeziell auf Irland; es iſt die Schule Columbans, welche dieſe Geſetze diktiert. Der keltiſche Zauber und Götzendienſt, blutig und grauſam, mag eine ganz ſeltſame Abart des Aberglaubens gezeitigt haben. Noch in Gottfrieds Triſtan, ſowie auch in den Epen der Artusrunde, glauben wir zuweilen dieſer Art zu begegnen. Die ältere Zeit hat denſelben Geiſt auch in den mönchiſchen Satzungen aufzuweiſen; vgl. Herm. Joſ. Schmitz, Die Bußbücher und die Bundesdisciplin der Kirche Mainz 1883. Zwar im Poenitentiale Columbans († 615 in Bobbio) findet ſich dergl. noch nicht; wohl aber im Bußbuche Theodors von Canterbury,[2]) woſelbſt es (aaO. S. 537) im

[1]) Daß dies etwa der Fall geweſen ſein könnte, iſt eine von jenen ſo naiv-modernen, romantiſch-proteſtantiſchen Anſchauungen, die uns das Studium der mittelalterlichen Literaturgeſchichte auf Schritt und Tritt erſchweren.

[2]) Th. v. C. war ein griechiſcher (helleniſtiſcher) Kleinaſiate, gebürtig aus Tarſus in Cilicien. Er wurde Mönch zu Rom und Biſchof unter Papſt Vitalian (657—72), der ihn für England beſtimmte.

liber primus, Kap. XV (De cultura idolorum), Abſatz 4, alſo heißt: ‚Si mulier incantationes vel divinationes fecerit diabolicas, unum annum vel III XLmas vel XL dies juxta qualitatem culpae poeniteat.' Dieſelbe Vorſchrift wurde dann wiederholt im Poenitentiale Cummeans († ca. 711—44 in Bobbio); vgl. aaO. S. 635. Wie man ſieht, werden die weiblichen Lieder hier mit der Bilderanbetung (man denke an das Spielen mit den Puppen!) und teufliſchen „Wahrſagerkünſten" (ebenfalls ein Privileg des weiblichen Geſchlechts!) zuſammengeſtellt. Vielleicht bedeutet aber divinatio die „Geiſterbeſchwörung"! Jedenfalls iſt die ganze Stelle auf zauberiſche, alſo auf heidniſch-vorchriſtliche Handlungen zu beziehen. Im liber secundus, Kap. VII, folgen dann wichtige Vorſchriften: De ritu mulierum vel ministerio in ecclesia (aaO. S. 543), bei denen auch der Sprachgebrauch (die Nomenklatur für die Kloſterfrau) zu beachten iſt. Das Wort mulier (nonnanis und sanctimonialis treten hier nicht auf) wird gleich im Eingang des Abſatz 1 erklärt: ‚Mulieribus, i. e. Christi famulabus licitum est in suis ecclesiis lectiones legere et implere ministeria quae conveniunt ad confessionem sacrosancti altaris, nisi ea tantum modo quae specialiter sacerdotum et diaconum sunt.' Weibliche Kloſterinſaſſen werden alſo den männlichen unter Umſtänden völlig gleichgeſtellt. Um ſo auffallender muß es erſcheinen, daß ein Verbot der winiliod nur in bezug auf Nonnenklöſter erhalten iſt.

Männlich oder weiblich?

Allerdings heißt es im Poenitentiale Hubertense (erſte Hälfte des 9. Jh.s), Kap. CLIV [De praecantationibus][1]: ‚Si quis praecantaverit ad fascinum [Beherung] vel qualescunque praecantationes, excepto symbolum sanctum aut orationem dominicam, qui cantat et cui cantatur, III quadragesimas in pane & aqua poeniteat.' Jedoch könnten hier unter quis zur Not beide Geſchlechter verſtanden werden (wie etwa zuweilen in den Paragraphen-Anfängen der lex Salica). Das im Nachſatz erſcheinende qui . . . et cui . . . macht dieſe Hypotheſe zwar nicht ſehr wahrſcheinlich; auch ſind die Frauen wohl kaum in den leges barbarorum (nach deren Vorbild dieſe canones gefertigt zu ſein ſcheinen [oder umgekehrt, reſp. Wechſelbeziehung zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Recht?]) mit „einbezogen" geweſen.[2])

---

[1]) Vgl. Weihbiſchof Herm. Joſ. Schmitz, Die Bußbücher und das kanoniſche Bußverfahren. Nach handſchriftlichen Quellen dargeſtellt (Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche II), Düſſeldorf 1898, S. 338.

[2]) Der Ausdruck praecantare ad fascinum könnte möglicherweiſe auf einen Phalluskult hindeuten, da fascinum (= βάσκανον? von βασκαίνω „verſchreien"; oder von fari? [Georges]) ſpäter in die Bedeutung penis übergeht (das Glied als Beherungsmittel gedacht; ſo nach Georges z. B. bei Petron). Aber ſelbſt bei orgiaſtiſchen Kulten, wo erotiſche Lieder zu vermuten ſind (Orpheus und die Mänaden!) iſt ja die Teilnahme von Männern keineswegs ausgeſchloſſen, wenn auch nicht ſicher.

Männliche Lieder.

Mit voller Bestimmtheit können wir aber eine andere Verordnung auf männlichen ritus beziehen. Im Poenitentiale Hubertense findet sich Kap. XLII (De balationibus) der canon 35 der Synode zu Rom v. J. 827 wiedergegeben (eine Parallele dazu dann wenig später im Poenitentiale Burgundense): ‚Si quis balationes [Tänze] ante ecclesias sanctorum fecerit, seu qui faciem suam transformaverit in habitu [habitum?] mulieris aut ferarum, seu mulier in habitu [habitum?] viri, emendatione pollicita, III annis poeniteat.' [1]) Diese Strafandrohung erinnert an die oben S. 246, Anm.[1]) zitierten Stellen, woselbst sich ähnliche Verbote finden. Es wird sich hier überall um Fastnachtbräuche gehandelt haben. Wo Fastnachtbräuche auftreten, da gibt es aber auch Fastnachtlieder!

Otto Böckel.

Über den recht dehnbaren Begriff von Gesang und Lied im kirchlichen Verbote vgl. Otto Böckel, Psychologie der Volksdichtung, Leipzig 1906, S. 165 (woselbst romanische Konzilienbeschlüsse des 6. Jh.s über „schändliche und unzüchtige" Lieder, nebst Literatur, mitgeteilt werden): „Es fällt schwer, sich unter dieser Bezeichnung etwas Faßbares vorzustellen. Andere Verbote der Kirchenversammlungen sind nicht klarer. So verbietet das Konzil zu Mainz (813) zunächst schimpfliche und üppige Lieder in der Umgebung der Kirche" zu singen [vgl. dagegen in ecclesia, oben S. 3!], schließt aber daran unmittelbar ein allgemeines Verbot solcher Lieder (quod [canticum] et ubique vitandum est). Welche Lieder sollten eigentlich bei solcher allgemeinen Verdammung als verboten gelten? Nirgend ist ein Lied näher bezeichnet oder auf den Inhalt Bezug genommen. Mitunter gewinnt man den Eindruck, als seien derartige Konzilienbeschlüsse einfach von früheren Erlassen abgeschrieben worden, denn die Bezeichnungen sind fast wörtlich dieselben. Es macht deshalb auch wenig Unterschied, in welchem Lande die betreffende Kirchenversammlung stattfand."

Der Lärm.

Im wesentlichen haben diese Verbote wohl nur wüsten Lärm, ganz im allgemeinen, sowie tumultuöse Auftritte überhaupt, verhindern oder abstellen wollen. Es ist das eine ganz ähnliche Erscheinung, wie wenn die Universitäts-Statuten oder sonstige akademische Verordnungen des 15. und 16. Jh.s von clamores insoliti[2]) reden, etwa: modo onagrorum: „nach Art der Waldesel!"). Über die Beschaffenheit der studentischen Gesänge erfahren wir durch solche Stellen absolut gar nichts; was um so schmerzlicher ist, als wir für jeden wenn auch noch so kleinen Fingerzeig äußerst dankbar sein würden. Ebenso, oder doch ganz ähnlich, steht es aber auch mit den Beschlüssen der Konzilien, mit den canones. Diese Stellen gehören, gleich den betreffenden Abschnitten aus den Kapitularien, zum „eisernen Bestande"

[1]) Mitgeteilt bei Schmitz, am zuletzt genannten Orte, S. 337.

[2]) Im Libellus formularis von Leipzig (1495), § 32 heißt es: clamores horribiles seu cantus clamores insolitos (bei Zarncke, Univ. S. 169).

unserer Literaturgeschichte (vgl. oben S. 32). Jeder übernimmt diese loci classici dankbar von seinem Vorgänger, aber niemand prüft sie nach. Eine genaue Übersicht aller dieser Stellen, zum Zwecke gründlicher Untersuchung, wäre sehr erwünscht.

Das negative Bild.

Noch ein zweiter Übelstand kommt hinzu. Die kirchlichen Verbote zeigen uns nur das negative Bild. Es fehlt die (positive) „Kehrseite der Medaille". Niemand registriert die wirklich gesungenen Lieder; die Limburger Chronik bestätigt nur, als Ausnahme, diese Regel. Woher sollen wir denn also nun wissen, welche Art von weltlichen Liedern dem Klerus angenehm und wohlgefällig gewesen ist? Vielleicht gar keine?

Aberglauben im Kinderlied.

Die unschuldigen Kinderlieder wenigstens wird man doch hoffentlich in Ruhe gelassen haben, obwohl bei diesen, wie nur natürlich, zuweilen der wirkliche oder vermeintliche Aberglaube hervortritt. Die Einwirkung der weiblichen Erzieherin des kleinen Menschenkindes macht sich hier bemerkbar. In dem Werke von Franz Magnus Böhme: Deutsches Kinderlied u. Kinderspiel, Leipzig 1897 haben wir im „Ersten Buche" (Kinderlied) unter der Abteilung VII [Nachahmung von Naturlauten (Tiersprache)"] die wichtige Kategorie B (S. 229—232): „Handwerksgeräusch und Handwerkerbewegungen mit Worten gedeutet und begleitet" (Nrr. 1148—1158). Es sind hier folgende Beschäftigungen vertreten: Schuhmacher, Schneider, Schlosser, Tischler, Schreiner, Stellmacher, Schmied, Müller, Drescher, Holzhauer, Holzschneider, Hutmacher, Faßbinder; endlich die Wäscherin. Das Kind stellt die Arbeitsgeräusche quodlibetartig und pantomimisch zusammen; vgl. z. B. S. 230, Nr. 1151 (nicht ganz intakt ausgehoben bei Bücher[3] 110):

Schuster: Ke Quarkbrut mag i di.
Schneider: O hätt ich's, o hätt ich's!
Tischler: Do host es! do host es!
Stellmacher: Mich worght's, mich worght's!
Schmied: Trenk druf! trenk druf [sic]!

(Nach A. Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien. I. Bd. Kinderlieder und Kinderspiele und Volkslieder. Troppau 1865, Nr. 187.) Ja, mitunter wird sogar ein und dasselbe Geräusch, je nach der Anzahl der Mitarbeiter, verschiedenartig dargestellt; vgl. z. B. ebenda S. 231 Nr. 1155: „Dreschertakt in Schlesien" (A. Peter Nr. 188):

Wenn 2 dreschen: s' fällt Eis, s' fällt Eis.
„ 3 „ Koch' Graup' zu, koch' Graup' zu!
„ 4 „ Kuchenbacken, Kuchenbacken.
„ 5 „ s' wackelt der Klöppel. :|:
„ 6 „ Pflaumenkuchen backen. :|:

Beide Nrr. (namentlich die erste) erinnern an das „Handwerker-Komitat"; vgl. oben S. 199 f. Es wäre nun zu konstatieren, ob das Kinderlied etwa nur die ältesten Gewerbe bevorzugt (unsere Beispiele scheinen darauf hinzudeuten) oder auch die jüngeren Handwerks-Tätigkeiten onomatopoetisch verwendet. Die Beschäftigung des Fuhrmanns z. B. ist Gegenstand des Liedes: „Ri ra rutsch! Wir fahren in der Kutsch"; Böhme S. 595i). Das Kinderlied ist gerade jetzt wieder „modern" geworden. Die Sammlungen bis z. J. 1897 verzeichnet Böhme aaO. S. [LXIV] — LXVI; über jüngere Werke wird im 4. Teile unserer Arbeit zu handeln sein. Sehr beliebt sind die Motive im Kinderliede, wie denn der junge Arier für das Pferd schon in frühester Jugend ein bemerkenswertes Interesse an den Tag legt. Die Mutter schaukelt das Kind auf ihren Knieen und läßt es beim Refrain heruntergleiten („Läuft dag Pferdchen tripp und trapp, wirft den kleinen Reiter ab: — Bums, in Graben!") Die Tonmalerei läßt sich nicht verkennen. Reiterlieder sind immer Knabenlieder! Es würde der Mutter unnatürlich vorkommen, sollte sie das Reiterspiel mit ihrer Tochter aufführen! Ob dies bei den Litauern anders ist? Die litauischen Frauen und Mädchen sitzen nach Männerart zu Pferde, wenn auch heute vielleicht nur noch bei festlichen Aufzügen.) Der moderne Reitsport hat keine Berufslieder entwickelt; Herren und Damenreitlieder haben sich also nicht differenziert. Sehr natürlich, da dieser Sport von beiden Geschlechtern gemeinsam ausgeübt wird. Handwerk und Kinderlied.

Über das Reiterlied im Kinderleben vgl. Böhme aaO. 750b (im „Register aller Textanfänge"): 8 Nrr., sämtlich mit onomatopoetischem Anfang: „Rite, rite". oder dergl. Das i ist stets lang (das Schaukeln auf den Knien wiedergebend); doch vgl. auch ebenda: „Ride, ride", Reßle (1 Nr.) 740a: „Reite" — „Reiter" (6 Nrr.), 753b: „Trabe, Pferdchen, trabe" (1 Nr. u. ö. Sehr beachtenswert sind die Liedanfänge auf: „Ringala" bis „Ringlein" ebenda 750a b; nicht weniger als 24 Nrr., eine sehr hohe Zahl, für das häufige Vorkommen dieser Spielreigen ein deutlicher Beweis. Auf das kindliche Bäckerlied wurde schon oben S. 269 Anm. 1) hingewiesen; vgl. Böhme aaO. 735a: „Back, back, back" bis „Bäckerklos, Bäckerklos" (8 Nrr.); dazu 735b: „Bitsche, batsche, Eierkuchen" und „Bitsche, batsche, Kuchen" (2 Nrr.). An das Glockengießerlied (vgl. oben S. 205) könnte man denken bei den Anfängen: „Bimbam!" bis „Bimbaum!" (Böhme 735b: 9 Nrr.); doch wird es sich hier vielmehr um Kirchendienst der Chorschüler und -Schülerinnen handeln. Reiter- und Kinderlieder.

Das Kinderlied ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die verschiedensten Disziplinen. Unter anderem könnte auch die Geschichte des Handwerks noch wichtige Bereicherung durch Die Geschichte des Handwerks.

das Studium dieſes Gebietes erfahren. Ferner dürfte für die Mythologie die Ausbeute hier wohl ebenfalls nicht gering ſein. Beide Unterſuchungen müſſen jedoch vorläufig noch einer ſpäteren Abhandlung vorbehalten bleiben.[1])

Der Auszählreim.

Für heute ſei nur bemerkt, daß eine geheimnisvolle innere Verwandtſchaft zu beſtehen ſcheint zwiſchen den liedmäßigen Wiederholungs-Zählgeſchichten (Wiederholungsliedern) und der Kategorie: „Auszählreime vor den Kinderſpielen“ (reiche Sammlung bei Böhme, Kinderlied, Nrr. 1725—1870). Wenn es z. B. heißt (daſ. Nr. 1860[a]):

„Ene, dene, Tintenfaß,
Geh in die Schul' und lerne was“,

oder dergl., ſo haben wir uns die urſprüngliche Situation etwa ſo zu denken, daß in der Spinnſtube die Vorarbeiterin den einzelnen Mädchen taktmäßig und reimweiſe deren pensa zuteilt. Die Herübernahme des Ausdrucks „Penſum“ in den Sprachgebrauch der Schule iſt höchſt bezeichnend! Das Wort ſtammt alſo aus der Textil-Induſtrie und bezeichnet urſprünglich wohl nur die weibliche Arbeit. Auf pädagogiſche Aktualitäten, wie die Koëdukation, fallen hier Streiflichter aus der Urgeſchichte. Unter Umſtänden muß die Parole demnach nicht: „Vorwärts!“ lauten, ſondern „Rückwärts!“; (vgl. oben S. 73. 251. 262), vorausgeſetzt, daß man zu „menſchenwürdigen“ Zuſtänden gelangen reſp. zurückkehren will. Schon die Zeit Rouſſeaus predigte die „Rückkehr zur Natur“; aber man kehrte damals noch nicht weit genug zurück! Der echte Kulturhiſtoriker iſt immer ein Ultra-Reaktionär. Die Scheidung der beiden Geſchlechter iſt allgemein menſchlich; vgl. oben S. 68.

Oskar Dähnhardt.

Dieſen kurzen Zählgeſchichten iſt ihr urſprünglicher Charakter kaum noch anzumerken. Vgl. z. B.: Osk. Dähnhardt, Volkstümliches a. d. Königreich Sachſen I, Leipz. 98, S. 25, wo unter Nr. 109, Var. 2, das folgende bekannte Verschen mitgeteilt iſt:

Sechs mal ſechs is ſechsunddreißig,
Js der Mann ooch noch ſo fleißig,
Un de Frau is liederlich,
Geht de Wertſchaft hinter ſich.

Dieſe beiden Reimpaare (beigeſteuert vom Oberlehrer Beerl ſind von Dähnhardt aaO. unter die Rubrik: „Spott und Neckreime“ geſtellt worden. Das kleine Lied kann aber auch anders aufgefaßt werden. Eine ſolche abweichende Faſſung belegt z. B.

[1]) Vgl. jetzt noch: Georg Schlager (Oberſtein a. d. Nahe), Nachleſe zu den Sammlungen deutſcher Kinderlieder. Zſ. d. Ver.s f. Volksk. 17.3 (1907), 264—98. (Literatur S. 268.) 100 Nrr. (Fortſetzung folgt.)

der alte Joseph George Meinert für das „Kuhländchen"![1]) Bei ihm heißt es nämlich (aaO. S. 442, zu Nr. 48 auf S. 91: „Die Prellerinn"; Anf.: „Dos Madele luf ou'm Bargle nuff, . . ."): „Diese Art Lieder, zu denen auch Nr. 95, 109, 117 und 123 [lies 124; vgl. Bücher³ 90²] gehören, heißen Zählgeschichten, weil man sich ihrer in den Rockenstuben bedient, um den Wetteifer anzuregen: in soviel Zeit, als zum Vortrage einer Reimzeile erforderlich ist, einen Faden abzuspinnen, und diese nach jenen zu zählen; geschickte Spinner bringen es dahin die längste Strophe abzusingen und abzuspinnen, ehe andere mit Einem Faden und Einer Reimzeile oder einer kurzen Strophe fertig geworden — und man muß gestehen, daß sich der Fleiß in dieser Handarbeit keinen edleren Maßstab wählen konnte." Nun ist Nr. 95 (S. 193): „Birnlein will nicht fallen" (Anf.: „Pauer scheickt dan Bube naus . . ."), vgl. oben S. 253ff., Nr. 1096 S. 221): „Das ist es?" (Anf.: „Druobe ouff dar Au'"; vgl. oben S. 252), Nr. 124 (S. 249): „Das Herz tut mir weh!" (Anf.: „Z' Obed, wenn ich haem gie, . . ."); Nr. 117 (S. 233): „Spruch" (Anf.: „Sechsmol sechs ies sechsoundbrayßig, . . .") ist aber eben unser Stück, als Zählgeschichte figurierend. (Gleichzeitig konstatieren wir aus der Meinertschen Notiz [S. 542] das Vorhandensein männlicher Spinn-Wiederholungslieder!] Die Zählgeschichte lebt also noch im Abzählreim der Kinder, wo sie aufgesucht werden muß.

Die verzögerten Vexierwörter.

Auf die Arbeitsweise der Urzeit geht auch noch eine andere, ganz besondere Abart der Zählgeschichte zurück; das sind nämlich die Lieder mit den „absichtlich verzögerten Vexierwörtern" (in jeder Strophe ein solches Wort). Auch diese Gattung beschleunigte einst die Arbeit; jetzt ist sie ebenfalls zum Kinderspiel geworden (zu frühes Aussprechen des betreffenden Wortes kostet ein Pfand). Als Beispiel vgl. Nr. 61 bei Bücher³ (ein deutschböhmisches Hopfenpflücklied): 1. Jetzt fahr'n wir über'n See, Mit einer hölzernen Wurzel; Kein Ruder war nicht — dran. usw.

Die Kettenreime.

Wieder eine andere Abart der Auszählreime, nämlich die der sog. „Kettenreime" (Böhme, Kinderl. Nrr. 1516—29) scheint darauf hinzudeuten, daß ursprünglich Strafe oder Lohn (etwa Schlag, resp. Kuß) der Endzweck des Wiederholungsliedes gewesen ist und die Steigerung der Produktion bewirkt hat. Im Spiel unserer Knaben und Mädchen können wir diese alte Sitte noch beobachten; allerdings ist sie nun von der Arbeit getrennt, d. h. sie ist „abgeblaßt"! Stets muß darauf gesehen

---

[1]) Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Hrsg. u. erl. von P. G. M. Erster Band. [Mehr nicht erschienen.] Wien und Hamburg 1817. (Ein seltenes Buch; Berlin, Kgl. Bibl., Jb. 9891 8°; aus Meusebachs Bibliothek.) Notenbeispiele sind leider nicht beigefügt; wertvoll ist aber der „Anhang". S. [297]—465: I. Das Kuhländchen . . .; II. Mundart . . .; III. Wortbuch.

werden, welches Geschlecht dem betreffenden Abzählreime die größere Vorliebe zuwendet. Hieraus lassen sich Schlüsse ziehen auf die Zustände der Urzeit.

Die Ohrfeige. Ein Dresdener Kinderlied mag als Beispiel für die bezeichnete Abart dienen; es ist mitgeteilt bei Osk. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen ... II. Leipzig 1898, 102f. (vgl. Böhme, Kinderl. Nrr. 1527. 1839. 1840):

Ich ging einmal nach Engelland,
Begegnet mir ein Elefant,
Elefant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
[5.] Kuh mir Milch gab,
Milch ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brodel gab,
Brodel ich dem Fleischer gab,
Fleischer mir ein Würstel gab,
[10.] Würstel ich dem Hundel gab,
Hundel mir ein Pfotel gab,
Pfotel ich der Schwester gab,
Schwester mir en Dreier gab,
Dreier ich der Mutter gab,
[15.] Mutter mir ein Bemmel gab,
Bemmel ich dem Vater gab,
Vater mir 'ne Ohrfeige gab!

Die Situation dieses Liedes wird erst verständlich durch folgende, aaO. 102 f. hinzugefügte Beschreibung:

„Es wurden diese Verse jedoch nicht ..... beim Auszählen verwandt, sondern sie bildeten die Unterlage für ein höchst einfaches Spiel.[1]) Wir setzten uns zu Zweien gegenüber und schlugen bei den Versheben mit den Händen gegeneinander, bei den Senkungen oder musikalischen Pausen auf den Schoß. Das Ziel des Ganzen war eine Ohrfeige, die wir uns bei dem betreffenden Worte im letzten Verse gegenseitig zu verabreichen suchten. Daher begreift sich auch die Steigerung [103] des Tempos, die sich je näher dem Ende umso stärker einstellte. Derjenige, der den Schlag zuerst gegeben, war der Sieger, doch meist blieb der Besiegte diesem nichts schuldig."

Das Signal. Die Erledigung des Arbeitspensums nimmt eine gewisse Zeitdauer in Anspruch, welche nach bestimmten praktischen Gesichtspunkten geregelt und abgeteilt wird. Diese Abschnitte werden durch Lockrufe eingeleitet. Heute noch hört man derartige Signale in der Nähe von Fabriken oder Schulen (Dampf-Pfeife oder Glocke) usw.; diese Klänge rufen zur Arbeit oder zur Pause (Frühstück, Mittag, Vesper, Abend). Solche Töne sind heute oft recht mißlautend. In früherer Zeit waren sie gewiß einfacher und melodischer, da man das Arbeitsgeräusch zu diesem Zwecke verwendete. Sollte also z. B. nach der Pause wieder zur Mahd angetreten werden, so klopfte der „Vorschnitter" etwa mit dem Schleifstein an die Sense, worauf sich die ruhende Frühstücks-Ge-

[1]) Mitteilungen eines Zuhörers (G. H.) von Rudolf Hildebrand (Brief vom 14. IV. 1882); auf denselben G. H. geht auch die Liedfassung zurück. Die ganze Partie steht bei Dähnhardt aaO. in dem Abschnitt: „Volkstümliches aus dem Nachlasse von Rudolf Hildebrand. Zum Teil Sammlung seiner Thomaner."

ſellſchaft langſam erhob und die Senſen zur Hand nahm. Der Vorſchnitter muß auch muſikaliſche Kenntniſſe beſitzen, um den gemeinſamen Geſang leiten[1]) zu können; allerdings erweiſt ſich die Arbeit des Mähens (mit ihrer unbequemen Körperhaltung) dem winiliod nicht günſtig. Uebrigens iſt der Vorſchnitter oft zugleich der Agent, der die „Leute" aufbringt und entweder ſelber mietet oder an die Gutsbeſitzer verdingt; alſo gewiſſermaßen auch eine Art von Arbeitgeber. Tüchtige Vorſchnitter werden in Norddeutſchland zuweilen durch Zeitungs-Inſerate empfohlen (von dem vorjährigen Gutsherrn).

Der Arbeitsruf.

In gleicher Weiſe ruft etwa der Böttcher die Geſellen zur Arbeit, indem er mittels der kräftigen Fauſt den großen Hammer auf die Faßſtreifen hinabſauſen läßt. Der Schmied ſchlägt wohl zu gleichem Zwecke mit dem Hammer auf den Amboß, der Schreiner klopft auf die Hobelbank, u. dergl. mehr. So iſt auch der Umſtand am leichteſten zu erklären, daß gerade im Anfang der winiliod das Arbeitsgeräuſch ſo häufig verwendet iſt. Arbeit und Geſang beginnen eben gleichzeitig.

Die Urzeit und das Mittelalter waren farbenfreudig, aber auch tönefreudig. Heute dominiert in der Kleidung das einfarbige Grau, im Signalbetrieb die Disharmonie. Es fehlt nicht an Verſuchen, dieſem Uebelſtande abzuhelfen. Man vgl. z. B. eine Notiz der Oſtpr. Ztg. vom 27. Okt. 1907:

Der Fabrikſchrei.

Fabrikſchreie oder Arbeitsrufe? Wir leſen im „Kunſtwart" München), G. D. W. Callwey): „Wir ſtehen auf der Anhöhe und ſchauen ins Tal. Rings tiefe Stille; auf dem Felde nebenan arbeiten einige Leute, man hört ſie kaum. Das verworrene Geräuſch des Dorfes drunten dringt nur gedämpft herauf. Da, plötzlich, durchſchneidet gellend ein widerwärtiger Laut den Naturfrieden. Die Dampfpfeife der Fabrik dort am Fluſſe hat das Signal zur Frühſtückspauſe gegeben. Sofort werfen auch die Feldarbeiter ihr Werkzeug zu Boden und ſetzen ſich zu ihrem einfachen Imbiß. Die Minuten fliegen, während wir weiter hinauf zur Höhe ſtreben. Nun wieder dieſer heulende Ton, der das Ende der Pauſe anzeigt. Muß das ſein? Das Signal gewiß! Wir ſahen ja, wie das ganze Tal ſich danach richtet, den Arbeitsanfang, die Pauſen, die Mittagsraſt, den Feierabend danach regelt. Es iſt ein Bedürfnis des öffentlichen Lebens für Dorf und Umgebung geworden. Aber muß der Klang ſo beſchaffen ſein? Ich kann mir recht gut einen vorſtellen, der als ein friſcher, ermunternder Ruf zur Arbeit tönt und mit dem ſich auch ein Gefühl des Wohlbehagens über die Unterbrechung der Arbeit verbinden kann. Dieſe hölliſchen Dampfpfeifen wirken, als ſollten Verbrecher zur Zwangsarbeit verſammelt werden, denen man immer wieder

---

[1]) Seine Thätigkeit iſt inſofern verwandt mit der Thätigkeit des Vorrammers; vgl. oben S. 213. Doch beſtehen zwiſchen dieſen beiden Arten der Arbeit und des Geſanges naturgemäß große Unterſchiede.

klar machen will, daß ihre Arbeit ihre Strafe ist. Hier müßten unsere Werkstätten für mechanische Klanginstrumente mit einer guten Erfindung eintreten. Es braucht kein Glockenspiel zu sein, obwohl manche Fabrikanten sich diesen kleinen „Luxus" ohne Schaden wohl gönnen sollten, das man früher beim Zeitverkündigen in der Stadt von so vielen Türmen singen ließ. Wenn Glockenspiele zu teuer oder zu leise sind, dann andere Töne, gut. Aber Töne, nicht Geräusch, Rufe, nicht Schreie. Auf Sylt z. B. wird alle Sonnabend das Mittagssignal zum Uhrenstellen über die ganze Insel weg hörbar gerufen, und doch mit einem wohltönenden Dreiklang, nicht mit einem Mißklang. Auch solche „Kleinigkeiten" gehören zur Ausdruckskultur. In ihrer Gesamtheit tragen sie das ihrige dazu bei, das Leben schöner, froher zu machen."

Das Nachtwächterlied.

Der Tages-Einteilung steht die Nacht-Einteilung gegenüber. Wenn die Arbeit ruht, dann schreitet der Wächter durch die stillen Gassen und ruft die Stunden ab. Leider gehört aber auch die Nachtwächter-Poesie bereits zu den absterbenden Resten einer versinkenden Kultur! Im allgemeinen sei hier zunächst verglichen, was oben S. 85 über das Tagelied, sowie S. 233 über Reveille und Retraite angemerkt wurde. Das Wächterlied hat immer einen halb geistlichen, halb militärischen Anstrich. Erst in zweiter Linie treten die erotischen Züge hervor, daneben die historischen Anspielungen, die Neckereien und Lokalscherze.

Ruf und Lied.

Josef Wichner,[1]) Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter, Regensburg 1897, unterscheidet S. 20 zwischen Ruf und Lied; das Lied sei älter als der Stundenruf (mit seiner theologischen Zahlen-Symbolik). Am wichtigsten sei der „Frühruf", der zum Aufstehen bewegen solle; er müsse daher hohe und grelle, vernehmbare Töne enthalten. Er endigte meist mit „auf!"; diese Silbe würde dann also, meinen wir, gewissermaßen das Arbeitsgeräusch darstellen, markiert durch ein Hornsignal.

Das Postillonlied.

Bei E. B. findet man daher die Nachtwächterlieder (Nrr. 1580—83) an die Postillon-Lieder angereiht. Kleine Verschiedenheiten im Innern gehen auf provinzielle Differenzen zurück (Nr. 1580 norddeutsch, Nr. 1581 süddeutsch). Das Motiv der Nr. 1582 („Ruf" aus Sachsen und Thüringen) hat in Wagners „Meistersingern", am Schlusse des zweiten Aufzuges Verwendung gefunden (vgl. E. B. II, S. 411). Dies Retraite endigt auf einen tiefen, dumpfen Ton, der einschläfernd wirkt: „Lobet Gott den Herrn!" (Ebenfalls Hornsignal.)

---

[1]) Der Volksschriftsteller Prof. Josef Wichner (Krems a. D.) bringt in seiner fleißigen Sammlung überwiegend österreichisches Gut; doch sind auch die anderen Länder deutscher Zunge reichlich vertreten. Beigesteuert haben Geistliche, Lehrer, Gemeindevorstände und Nachtwächter.

Das politische Wächterlied.

Das Wächterlied ist wohl sehr frühzeitig schon (im Mittelalter) zu politischen Kampfzwecken verwendet worden. Die Figur des Wächters ist ein altes Symbol: ein getreuer, warnender Eckart. So steht der Wächter in der Politik dem verachteten Schneider gegenüber, dessen Gestalt hier mißbraucht wurde (vgl. oben S. 262). Am bekanntesten sind wohl die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Autor: Franz Dingelstedt, damals noch liberal) I. Hamburg 1842 (komplett, d. h.: „mehr nicht erschienen"); vgl. auch: Wächterlieder am Rheine I. 8° (4 Bogen). Schweinfurt (Wetzstein) 1841. Der geringe Umfang und der niedrige Preis dieser letzten Sammlung deuten beide darauf hin, daß dergleichen Büchlein als Flugblätter verwendet wurden.[1])

Das „Erwachen".

In katholischen Kreisen ist die Sitte des Wächterrufes noch ganz bekannt, wie aus dem übertragenen Gebrauche gewisser Wendungen hervorgeht. Man vgl. z. B. folgende Zeitungsnotiz, in welcher die „Gänsefüßchen" bei dem Worte „erwachen" charakteristisch sind (sie rühren nicht von mir her. U.):

Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung. Nr. 566. 1. Juli 1907. Aus der Frauenwelt. Breslau, 27. Juni 1907. Im St.-Agneshospiz fand Donnerstagabend eine sehr zahlreich besuchte Versammlung der katholischen Frauenwelt statt, zur Gründung eines Zweigvereins des Katholischen Frauenbundes. Frl. Dr. Renz begrüßte die Versammlung in herzlichen Worten. Freiin v. Carnap (Köln) hielt dann einen Vortrag über die Frauenbewegung und über die Notwendigkeit der Mitarbeit der katholischen Frauen. Nach Verlesung der Satzungen entspann sich eine lebhafte Diskussion und dann wurde der Vorstand und Ausschuß gewählt. Hr. Kuratus Bohn richtete zum Schluß noch einen Appell an die Frauen Breslaus zu „erwachen" und dem Katholischen Frauenbund beizutreten.

Das weibliche Wächterlied.

Da es sich hier um einen Frauenbund handelt, so haben wir gewissermaßen auch weibliche Wächterlieder anzusetzen.

Auf die Wiedergabe von Proben aus dem weiten Gebiete der Nachtwächterpoesie muß ich verzichten; Wichners reichhaltige Sammlung, die auf das ma.liche Tagelied die gebührende Rücksicht nimmt, sei abermals genannt.

Die Ammenuhr.

Die Nachtwächterlieder sind ihrer Strophenzahl nach ungleich. Gewöhnlich beginnt das Ausrufen der Stunden um 9 Uhr abends und endigt um 5 Uhr früh. Die Landbewohner gehen mit den Hühnern zu Bett und stehen mit den Hühnern auf. Es ergeben sich also für derartige Wächterlieder 9 Strophen. (Neun Strophen hat auch das Kinderlied: „Die Ammenuhr", im Anhang zum Wunderhorn [II, 577f. Borberger; 854f. Grisebach]; das Stück

[1]) Einen politischen, oder doch zeitgeschichtlichen Beigeschmack hat vielleicht auch das Gedicht des (konservativen) Karl Immermann: „Nachtwächter vor der Brautkammer" (1818); in: Gedichte. Hamm 1822, S. 21f.; 12 Strophen (kürzere, 6strophige Fassung bei Borberger 11, 23f.).

beginnt aber um 12 Uhr und endigt um 8 Uhr, nimmt also Rücksicht auf städtische Verhältnisse.) Für die Praxis ergab sich eine Kürzung zu 7 Strophen (Anfang 10 Uhr, Schluß 4 Uhr); vgl. E.-B. Nrr. 1580. 81. Sommerliche und winterliche Wächterlieder werden hier naturgemäß unterschieden werden; woraus dann wieder diverse Nuancen folgen. Eine Kombinierung des Wächterliedes mit dem eigentlichen Berufsliede wird mehrfach zu konstatieren sein; vgl. z. B. oben S. 85f. (Kloster- und Soldatenlied), S. 197f. (Abschied des Handwerkers und Reiters.) Acta germanica III/IV. Berlin 1894—96. Die kanonischen Horen und deren Absolvierung (das „Mettensingen") steht hier ebenfalls in ganz naher Verwandtschaft (der sog. „Mönch von Salzburg").[1] Im allgemeinen sind noch zu vgl. bei E.-B. die Nrr. 797—830.

Der Gewerberuf im Straßenhandel.

Ein starkes musikalisches Element wohnt den (bei Büchner gar nicht berücksichtigten Gewerberufen des Straßenhandelsinne, deren rhythmisches Prinzip dem Geräuschmotiv des Arbeitsliedes entspricht. Am beliebtesten ist diese Gattung wohl in Paris; vgl. Georges Kastner, Les voix des Paris, Paris etc. 1857, Victor Fournel, Les cris de Paris. Types et physionomies d'autrefois. Avec 72 grav. Paris o. J. (S. A. aus: Les rues du vieux Paris, Paris 1881. Aber auch London steht nicht zurück; vgl. z. B. A. Certeux, Les cris de Londres au 18. siècle, illustrés de 62 gravures. Paris 1893 (mit Litteratur). In Deutschland war die Sitte des Straßenrufes früher namentlich in Küstenstädten bekannt, woselbst die Erzeugnisse fremder Länder zusammenflossen und nebst den heimischen Produkten feilgeboten wurden. Der Straßenruf eignet sich vortrefflich als Unterschrift eines typischen Genrebildchens in Holzschnittmanier, weshalb die Illustrationskunst mit der Musik (oder mit dem cri-Citat allein) hier oft Hand in Hand geht; vgl. die genannten französischen Werke. Man denke auch an die Kunstblätter gewisser Karten- oder Kinderspiele zu Hamburg, sowie an die berühmten Wandbilder in der „Jubiläums-Halle" zu Königsberg. Hier in Königsberg werden von alten Frauen (mit Tragekörben) Fische, Kartoffeln und Äpfel ausgerufen. Regelmäßig im Sommer, also etwa: „wenn der Frühling erwacht, wenn erwachen die Lieder", erfreut den Verfasser dieser Arbeit stets vormittags um 9 Uhr, der prächtige Akt einer Gemüsefrau, die ihre Blaubeeren anpreist; eine monotone, aber höchst eindrucksvolle Melodie liegt diesem Ruf zu Grunde.[2])

[1]) Bei diesem immer noch nicht genügend traktierten) Dichter tritt wieder, aus praktischen Gründen, die Siebenteilung hervor: Hätzlerin II Nr. 85 (S. 502—504); Die sibente Zeitt des Münichs von Salzburg (Metten Preym, Tertz, Sext, None, Vesper, Conplett). Lit.: Koberstein I⁵, 350²⁷; musikalisch: Mayer-Rietsch, Act. Germ. [2]) Vgl. Karl Rosenkranz, Königsberger Skizzen. Erste Abtheilung Danzig 1842, S. 161—172.

Das Milchmädchen und der Kohlenmann[1]) haben ihre Rufe hier bei uns gänzlich eingestellt, und dasselbe gilt wohl von den meisten anderen Orten. Der Großbetrieb in der Produktion verdrängt diese Erscheinungen gänzlich; doch sind sie selbst in der Centrale Berlin keineswegs vergessen. „Klingelbolle" ist eine nicht minder populäre Figur als „der Mann mit dem Koks". Beide leben im Liede, der letzte sogar in beängstigender Weise. Max Friedländer hat das Lied vom Koksmann einmal „blödsinnig" genannt (in seinem recht beachtenswerten Aufsatze über das deutsche Volkslied, in der „Woche" 1904, Nr. 42 [sic?]); wie man sieht, haben jedoch auch solche Gassenhauer ihre „Vergangenheit" und gewissermaßen dadurch eine Art von historischer Berechtigung. Über die älteren Rufe vgl. man einen Aufsatz von M. Rubensohn, Straßenleben u. Straßenrufe im Anfang des 17. Jhs.; Frankfurter Zeitung 1900, Nr. 44 (Mittwoch, den 14. Februar). Die sonstige Literatur ist gering. Genannt sei noch: Londoner Straßenhandel. Eine Londoner Skizze von Fred Brandes (London); Braunschweigische Landesztg., Unterhaltungs-Beilage 17. Jan. 1904. Auch in den letzten 10 Bänden der „Zs. d. Vereins f. Volkskunde" ist passim wohl noch einiges zu finden. Milchmädchen und Kohlenmann.

An die Nachtwächter-Poesie, von der ein Exkurs über die Straßenrufe uns entfernte, reihen sich passend die Wiegen- und Schlummerlieder. Diese Gattung sei hier an letzter Stelle besprochen; sie möge den letzten Teil unserer Arbeit abschließen, welcher bereits übermäßig angeschwollen ist. So wird der ermüdete Leser die Symbolik dieser Disposition angenehm empfinden. Das Wiegenlied.

Das Wiegen- oder Schlummerlied ist ein Abendlied; es entspricht der Retraite oder dem Zapfenstreich, resp. der ersten Strophe des Nachtwächterliedes. Die Wiegenlieder sind daher meist einstrophig (E.-B. Nrr. 1806—20), seltener mehrstrophig (Böhme, Kinderlied, Nrr. 27, 37, 55, 92, 130); einige allgemeine Bemerkungen bei Böhme, Kinderl., Einl. XXI—XXVI, dazu jetzt Böckel, Psychologie, 8—10). Böhme wie Böckel verbreiten sich beide aaO. über den rätselhaften Wiegenruf: „Psch! Suse! Ninne!" (oder dergl.; vgl. Böhme XXII: „... unerklärbare Silbenspiele und Säuselaute zum Einschläfern"). Dieser cri ist übrigens ins Quodlibet hineingeraten, wahrscheinlich durch die Kinderpredigt; vgl. Uhl, Priamel S. 486: ‚Pisch! sausse! proye! nine!' (in einem Quodlibet des Picander). Dies ist das eigentliche Arbeitsgeräusch des Wiegenliedes; es dient zur Kinderberuhigung (vgl. oben S. 181) und ist mehrfach volksetymologisch umgedeutet worden; z. B.: „Suse [Mädchenname!], Das Abendlied.

[1]) Vgl. über sie: Max Herrmann, Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Berlin 1900; dazu Arthur Kopp, Sieben lächerliche Geschnältz. Euphorion 8 (1901), 128ff.

liebe Suſe, was raſchelt im Stroh?" (in Humperdings Oper „Hänſel und Gretel"; ähnlich Böhme, Kinderl. Nr. 54) oder: „Sauſe" [Imperativ!] (ebenda Nrr. 55—66). Die geiſtliche Liederdichtung hat ſich dieſes dankbare Motiv nicht entgehen laſſen: — Chriſtus in der Krippe als Kind κατ' ἐξοχήν!

Das Krippenlied.

Die ſolchergeſtalt durch Nachahmung der weltlichen Wiegenlieder entſtandenen geiſtlichen Weihnachts- oder Krippenlieder nehmen auch den Refrain aus der Praxis mit herüber, der ſich nun im neuen Gewande oft gar ſeltſam ausnimmt; vgl. E.-B. Nr. 1928 (Luther dichtet 1534 für ſeine Kinder zur Weihnacht das Lied: „Vom Himmel hoch uſw.", in welchem Str. 14 „das rechte Suſaninne" vorkommt), 1937, 1938. Man vgl. über dieſe Liedergattung Paul Paſig, Vorreformatoriſche deutſche Weihnachtslieder. Beil. z. Allg. Ztg. 1897, Nr. 291 (24. Dez.), S. 4ª; Böhme, Kinderl. Nachtrr. Nr. 56; ferner z. B. Heinrich Wolgaſt, Schöne alte Kinderreime, Hamburg 1902, S. 17:

„Pripe [sic!] nine, ſauſe,
Der Fuchs ſteht hinterm Hauſe," ...

(Böhme, Kinderl. Nr. 59 belegt dieſes Lied aus Picander.) Geiſtliche „Kinderwiegenlieder" ohne den genannten Refrain finden ſich ebenfalls bei E.-B. (Nr. 1936, 41); Weihnachtslieder überhaupt Nrr. 1926—51.

Die Gattung der Suſaninne-Lieder zeigt uns folgende Situation: die Mutter ſchaukelt ihr Kind auf den Armen, an der Bruſt; eventuell tänzelnd auf- und niederſchreitend. Das Geräuſchmotiv iſt bei dieſer Gattung aus den Koſeworten der Mutter zu entnehmen, die das Kind einſchläfern ſollen.

Die zweite Art.

Den gleichen Zweck verfolgt eine theoretiſche, d. h. zweite Art des Wiegenliedes, die jedoch äußerlich („techniſch"!) von jener erſten Gattung ſcharf zu trennen iſt. Bei dieſer zweiten Art wird das Geräuſchmotiv nämlich aus den knarrenden Töne hergeleitet, welche die in Bewegung geſetzte mittelalterliche Wiege von ſich gibt. Die Situation iſt alſo hierbei eine ganz andere: das Kind liegt in der Wiege; die Mutter ſteht oder ſitzt daneben und ſchaukelt die Wiege mit der Hand, oder ſie liegt etwa im Bette und ſchaukelt die Wiege mit dem Fuße (Neidhard 7,29). Natürlich fließen in der Praxis beide Arten zuſammen (Koſewort und Wiegenklang), ſo daß die Grenze in Wirklichkeit nicht ſcharf zu ziehen iſt.

Die ältere Wiege iſt oft nur ein Korb (ahd. chratto) ohne Füße, der glatt auf dem Boden ruht[1]). Das rundliche, hölzerne,

[1]) Belege bei Heyne, Wohnung, S. 113, 174, 568. Die Fig. 67 (ebenda S. 269) zeigt uns, daß der Korb mitſammt dem Kinde ganz einfach auf eine Bank geſetzt oder auf den Tiſch geſtellt werden kann.

doppelte Untergestell der heutigen Wiege *fehlt* noch, womit denn auch die sanfte schaukelnde Bewegung hinwegfällt, desgleichen die Geräuschlosigkeit. In der alten Zeit scheinen Erwachsene und Kinder noch nicht so verwöhnt gewesen zu sein wie heute. Es war eine ziemliche Kraftanwendung dazu nötig, um die harten unteren Ecken oder Kanten eines solchen Korbes durch Heben und Senken in Bewegung zu setzen (man denke an unsere rechteckigen sog. „Waschkörbe"); [1]) wie denn auch von Seiten des Kindes gute Nerven und ein starker Rücken dazu gehört haben müssen, um bei dieser Sorte von Behandlung sanft zu entschlummern. Die Übergangsform vom einfachen Boden d. h. „Unterfläche" des Korbes bis zu den beiden rundlichen Untergestellen, muß ein ganz einfaches, eckiges oder scharfkantiges Holzgestell gewesen sein. [2])

Der Pendelschlag.

Diese Betrachtung war notwendig zur Charakteristik des scharfen Klanges, den die mittelalterliche Wiege von sich gab. Er muß ähnlich gelautet haben wie der Pendelschlag einer Uhr, etwa „tick, tack!", „rick, rack!" oder dergl. Schwache Reste dieses Klanges sind zum Glück überliefert.

Zwar im Wiegenliede bei *Neifen* (52, 7—24) tritt uns der Kehrreim in wesentlich *geschwächter* Form entgegen: gugen gagen 32, 13 C; Haupt schrieb dafür (in seiner Ausgabe des Neifers) mit Wackernagel gigen gagen, was er aber später (Zf. 15, 253) *widerrief*; vgl. meine Diss., S. 97 f.; nebst der dort angeführten Literatur. Es müssen demnach vermutlich auch die Formen „ruck, rack!", „guck, gack!" (oder dergl.) im Schwange gewesen sein!

Des Neifers Wiegenlied.

Des Neifers Wiegenlied stammt aus höfischen Kreisen, bedient sich aber am Schlusse einer jeden Strophe eines zweifellos *volksmäßigen* Refrains. [3]) Die vielfach umstrittene *Situation* des Liedes (vgl. meine Diss., S. 60—68; dazu *Phil. Strauch*, DLZ. 10 (1889), 465; *Friedr. Vogt*, Zfdf. 24 (1889), 235) dürfte vielleicht durch diesen Umstand klargelegt werden; jedenfalls

---

[1]) Wiederum eine Bestätigung unserer oben S. 131 und 181 entwickelten Ansicht, daß vom Standpunkte des Wirtschaftsbedürfnisses (und folglich auch vom Standpunkte der agrarisch-germanischen *Moral*!) Menschen, Tiere und Sachen *eins* sind. Das Kind wird einfach in den Waschkorb gelegt, etwa wie ein junges Kätzchen oder ein Bügeleisen!

[2]) Beschreibung einer solchen Übergangsform gibt *Böhme*, Kinderl., Einl. S. XXIII (Heidelberger Hs. des Sachsenspiegels, um 20,30, daraus die Abbildung bei *Scheible*, Kloster 6, Figur 201): Holzgestell mit Unterteil (Kufen). — Vermutlich gab es viele Variationen.

[3]) Ganz unkritisch ist es übrigens, wenn Böhme, Kinderl., Einl. XXIII gigen. gagen schreibt und zu gigen anmerkt: „gigen (nhd. geigen), hin und her bewegen, heißt hier: an der Wiegenschnur ziehen, daß die Wiege hin und her sich bewegt." — Selbstverständlich sind gigen und gagen keine Infinitive, sondern Interjektionen (mit Ablautspiel)!

liuþareis stm. und liuþôn swv.; vgl. awiliuþ, awiliudôn swv. Mit diesen vier Wörtern wissen die Sprachvergleicher ebenfalls nichts rechtes anzufangen. Vgl. z. B. C. C. Uhlenbeck, Kurzgef. etym. Wb. d. got. Spr., Amsterdam 1896, 19: „Mit awi – werden verglichen gall. avi — (in Avicantus) air. eo gut, lat. avere gesegnet, gegrüßt sein (Zu ai. ávati freut sich, fördert, hilft, schützt); desgl. ebda 99: „Man vergleicht air. luad gespräch, rede, loid lied, lat. laus (gen. laudis) lob, welche aber idg. d (nicht t wie liuþ) im Wurzelauslaut haben. (Ältere und reichere, sowie auch vorsichtigere Angaben bei Lorenz Diefenbach, vgl. Wb. d. got. Spr., I. II. Frkft. a./M. 1846—31.) — Unter den Germanisten ist Friedr. Ludw. Karl Weigand (DWb. I², 1873, 949) wohl der Einzige gewesen, der „Lied" zu „Laut" stellen wollte (unsicher, wegen der anlautenden Gutturalis in κλυτός, ahd. hlût, afries. hlûd usw.; Wörter, die zu „Laut" zweifellose Bezüge aufweisen).[1])

Die „Lösung".

Am plausibelsten präsentiert sich, dem historischen Inhaltsumfange nach, die Herleitung von dem griech. Verbum λύω. Das liod wäre demnach gewissermaßen eine λύσις, eine „Lösung" oder „Auflösung", nämlich von Menschengruppen; d. h. eine Tanz- oder- Reigenfigur. Dem Sinne nach fällt sofort die „Strophe" als nächste Verwandtschaft ins Auge (στροφή zu στρέφειν): — eine „Wendung" oder „Umkehrung"; etwa der Priester am Opferaltar. Lied und Dichtung sind also im wesentlichen identisch! Diese Übereinstimmung war bereits von jenen Forschern erkannt worden, welche das „Glied" (als Teil des „Liederkörpers!") mit dem „Lied" zusammenstellen wollten; eine ganz naiv-moderne, romantische Vorstellung! In der Urzeit, d. h. in der Periode der Sprachschöpfung war nur der Taktschritt augen- und überhaupt sinnfällig; auf das begleitende Gemurmel resp. Geschrei (später Gesang) kam wenig oder gar nichts an. Es war noch kein Philologe zur Hand, der die Metra hätte skandieren können!

Lied und Schlag.

Wer sich an dem Vokale der ersten Silbe von λύω stößt, der sei verwiesen auf die an. Komposition Ljóþahättr, in welcher das altertümliche Wesen der Schreibung erhalten zu sein scheint. Später erst erfolgte die westgermanische Diphthongisierung nach.

Ich vermag augenblicklich nicht zu übersehen, ob und wo dieser Deutungsversuch bereits ausgesprochen ist. Er scheint mir aber mindestens ebensoviel Wahrscheinlichkeit zu besitzen wie der im DWB. 6,982 unternommene Versuche einer jetzt nicht mehr erkennbaren Analogie, „Lied" mit „Schlag" zu identifizieren: „Der ursprüngliche Begriff von lied wird Seitenspiel, Rührung der Harfe

[1]) So nach Weigand aaO. 912 f.; Friedr. Kluge, Etymol. Wb. d. d. Spr. 5, Straßburg 1894, 228ᵇ —. Über die Provenienz von „Lied" enthält sich Kluge (aaO. 258ᵃ f.) merkwürdiger Weise jeder Vermutung.

gewesen sein. Goth. liuþareis (Esdr. 2. 41. Neh. 7,1) übersetzt griech. ᾠδῶν und das Verbum liuþôn (Röm. 15,9) griech. ψάλλειν; in ahd. Glossen wird bardus durch liudari. das dazu gehörige erklärende carminum conditor durch leods lekkeo, leodslaho. leodslago (neben scapheo. scaffo) erklärt Steinmeyer und Sievers ahd. Gloss. 1, 58, 27—29; leodslaho bardus Schm. 2,515 Fromm., wobei wegen des slaho Schläger nur an den die Seiten der Harfe rührenden Musiker gedacht sein kann, der aller- [983] dings mit dem Dichter und Sänger eines Liedes eine und dieselbe Person bildet." Dann, so meint Heyne aaO., sei das Wort auf eine „abgeschlossene musikalische Folge von Tönen" übertragen worden: 1) Vokalmusik, bei Notker bezeichnet es den wortlosen Gesang, das Psallieren; 2) Instrumentalmusik, im Beowulf bezeichnet leod das Hornsignal (fyordleód). Vielleicht aber steckt der Sinn noch tiefer. Die physikalische Lehre von der Erzeugung des Schalles durch Bewegung, die Luftwellen-Theorie, scheint hier eine neue Bestätigung zu erfahren. Ähnliches tritt in der Lehre vom Geruchssinn auf (stinchan bedeutet ursprünglich so viel wie stôzan). Diese Beobachtungen führen zu eigentümlichen Konsequenzen. Ist das Lied vielfach nur ein Schlagen (der Luft mittels der Stimme oder des Instrumentes, dann später erst [oder gleichzeitig?!] des Instrumentes mittels der Hand), so läßt sich die „Auflösungs-Theorie" vielleicht mit dieser Erklärung vereinigen! Jede Auflösung oder Trennung ist heute noch mit Zerren, Stoßen, Klopfen oder Schlagen verbunden. Um wie viel mehr wird dasselbe jedoch in der Urzeit der Fall gewesen sein, als die Sachen weit härter noch im Raume sich stießen. Notker.

W. Pape, Griech.-Dtsch. Hwb. II³, Brschwg. 1880, verzeichnet 5 Bedeutungen von λύειν, unter welchen die zweite für uns die wichtigste ist: „los- oder abspannen"; häufig bei Homer belegt, z. B. ἵππους ἐξ ὀχέων: Il. 5, 369. Von da ist ein weiter Weg bis zu „vernichten" oder „bezahlen"! Wir müssen an die älteste erreichbare Form anknüpfen. Zu vergleichen ist lat. solvere (aus *seluere), lues usw.; Georg Curtius, Hb. d. griech. Etymol.⁴, Leipzig 1873, 570f.[1]); Alois Vaniçek, Griech.-Lat. Etymol. Wb. II, ebda. 1877, 845f; Leo Meyer, Hb. d. gr. Et.⁴, ebda. 507f., wo 508 als Urform [*λύjειν] angesetzt wird, die wegen des j für uns wichtig ist. Hier ist die Brücke zum Ljóþaháttr! Man erwäge nur folgendes: Die Bedeutungen von λύειν.

Das älteste Lied wird geklopft oder geschlagen. Bei Naturvölkern können wir gleiche Erscheinungen heute noch beobachten (Singhalesen, Botokuden). Kult und Opfer sind eng damit verwandt. Klopfen und Schlagen.

[1]) Hier findet sich 508 der Hinweis auf got. fra-liusan. Der Diphthong der Stammsilbe (iu) entspricht dem gleichen Laute in *liuþ, was wohl zu beachten ist. Das Faktitivum zu fraliusan ist lau-jan

Im Taktschritt umkreisen die braunen Burschen das Feuer, eintönige Weisen murmelnd. Dabei läßt die Schaar ausgehöhlte Kokosnüsse, mittels der gekrümmten Arme, gegeneinanderprallen. Tanzrasseln, Kastagnetten, Trommeln und Pauken, kurz die ganze Instrumentalmusik; — alles dies geht auf das Urlied zurück.[1] Jeder Ton, jeder Klang, einerlei, ob durch die Materie bewirkt oder von lebenden Wesen veranlaßt, ist Bewegung und mithin Schlag; eine Beobachtung, die vom Sprachgebrauch bestätigt wird. Nicht nur die Turmuhr schlägt, sondern auch die Wachtel, die Nachtigall. Im ersten Falle ist das Verbum sogar unter Umständen transitiv: „Die Turmuhr schlägt die Stunden", während wir nicht mehr sagen: „Die Nachtigall schlägt ihr Lied". Früher hat diese Wendung jedoch wohl ohne Zweifel existiert.

Das Schlaginstrument.

Noch heute gebrauchen wir das Wort „Schlaginstrument" gleichmäßig von einer stumpfen Waffe (oder sagt man das nicht?), wie von einem Dinge, mit welchem Musik gemacht wird. Man vgl. Schlägel, πλῆκτρον usw. Die Waffe tönt sympathisch. („Wo Mut und Kraft in deutschen Seelen flammen, fehlt nie das blanke Schwert beim Becherklang".) Die Verwandtschaft oder Ähnlichkeit zwischen einem alten Militär und einem alten Musikus ist in gewissen Zügen unverkennbar. Das Schwert ist eben das Berufsinstrument des Soldaten! (Der Begriff: „Konzert".)

Das Berufsinstrument.

So haben aber auch andere Stände ihr besonderes Berufs-Instrument! Wie der Savane als Landwirt etwa sein Lied mit dem Reiskolben schlägt, so schlägt der Schwabe als Zimmermann (vgl. oben S. 196. 292) sein Lied mit dem Hobel. Wie die Wäscherinnen der Normandie, am Küstengestade, auf der Bleiche ihr Lied mit Waschbleuel schlagen, so schlägt der hessische Töpfer sein Lied auf der Drehscheibe, der niedersächsische Böttcher oder Schuster auf dem Faßreifen, resp. auf der Stiefelsohle.

Instrumentalmusik.

Erst das Instrument und seine tönende oder klingende Handhabung erwecken den Gesang, das Lied. Dies, nämlich die Handhabung des Instrumentes, ist das eigentliche punctum saliens; wobei berücksichtigt werden muß, daß auch Händeklatschen und Stampfen mit den Füßen als instrumentale Aufführungen (missiones, von mittere) zu betrachten sind. Die Instrumente repräsentieren demnach verlängerte Gliedmaßen, wie man denn auch die Glieder als verkürzte Instrumente ansehen kann. Alles andere aber, ob Gleich- oder Wechseltakt, worauf Bücher so großen Wert legt, kommt erst in zweiter Linie in Betracht.[2]

[1] Vgl. G. Simmel, Psychologische und ethnologische Studien über Musik. Zs. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 13, 1882, 291 ff.

[2] Büchers Werk ist oft besprochen, wobei manche abweichende Ansicht und viel neues Material zu Tage kam. Vgl. z. B. Andreas Heusler,

Nach alledem erscheint es jedoch sehr fraglich, ob die Be- D
hauptung Böckels: „Zunftlieder alter Zeit gibt es nicht . . ." (Dtsche Volkslieder aus Oberhessen, Vorwort C. L. XXIII) zu Fug und Recht bestehen kann. Höchstens können wir den Satz so modifizieren: „. . . . . sind nicht überliefert". Böckel meint aaO., das Leben in der Werkstatt, also z. B. das Schlosserhandwerk, eigne sich mithin wenig oder garnicht, im Volksliede behandelt zu werden (Gegensatz: das Leben und Treiben im Freien: Jäger, Soldat, Wanderbursch). Aber das deutsche Volksgemüt bleibt überall das gleiche und bricht sich in jeder Umgebung seine Bahn. Die vom Arbeitsgeräusch der Werkstatt begleiteten Lieder sind freilich erheblich verschieden von den Wanderliedern usw., die nun wiederum ihrerseits besondere Refrains aufzuweisen haben. Eine Vereinigung beider Gattungen scheint in dem „Handwerker-Komitat" vorzuliegen (vgl. oben S. 202f); hier wird das Geräusch der Werkstatt in die freie Natur hinausgetragen (mitsamt dem Instrumente!) Über den Unterschied des „Werkstatt"- und des „Wanderliedes" ist bisher, meines Wissens, noch nicht gründlich gehandelt worden, was sehr zu wünschen wäre.

Ein genaues Studium der Werkzeuge ist nicht nur für I
die Kenntnis vom Ursprung der Sprache, sondern auch zur Erforschung der Geschichte des Liedes unbedingt erforderlich. Literatur gibt es nicht viel, aber das wenige ist gut. Vgl. Dr. Gustav Klemm (weiland Oberbibliothekar zu Dresden), Die Werkzeuge und Waffen, ihre Entstehung und Ausbildung. Sondershausen 1858, (mit 342 Holzschnitten); im wesentlichen ein Katalog der Klemmschen Sammlung (damals bereits über 4000 Nrr!), die später (1870) den Grundstock des Leipziger Museums für Völkerkunde bildete.[1]) Dieses Werk ist vom Standpunkte des Praktikers angelegt und gerade dadurch besonders wertvoll. Mehr theoretisch-philosophischer Natur, aber nicht ohne besondere Vorzüge, ist das Buch von Ludwig Noiré, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Mainz 1880. (Mit

---

Zs. d. Vereins f. Volkskunde 1899, 455f. (mit Nachträgen); Anonym: Lit. Zbl. 1900, 770 (desgl.); U. v. Wilamowitz-Moellendorff, DLZ 1900, 91—95 (93: „Zu Homer und Archilochos führt hier kein Weg".). Besonders zu nennen ist hier der Aufsatz von Alfred Vierkandt, Die Arbeitsweise der Naturvölker. Jbb. f. d. klass. Altertum usw., III. Jahrg. Leipzig 1900, 117—127. Vierkandt verlangt von Bücher den Nachweis des rhythmischen Elementes „bei einfachster Arbeit" und „bei tiefsten Stämmen" (Herstellung von Steinwaffen z. B. bei den Weddas). „Singt man auch dabei?" Darauf ist zu erwidern: Vermutlich ja, wofern nur ein Instrument bei der Arbeit verwendet wird.

[1]) Passim ist auch zu vergleichen desselben Autors „Allgemeine Kulturwissenschaft", Leipzig 1855. (Die materiellen Grundlagen menschlicher Kultur.)

Holzschnitten etc.) Dies Buch zerfällt in einen philosophischen und einen technologischen Teil; in letzterem wird auch die sprachliche Seite berücksichtigt. Wort und Sache finden endlich beide gleichmäßig erst die gebührende Beachtung in dem schon mehrfach citierten dreibändigen Werke von Moriz Heyne, Deutsche Hausaltertümer I—III, Leipzig 1899—1903. Der IV. Band, aus Heynes Nachlaß von Rudolf Meringer-Graz bearbeitet, soll die Gerätschaften und ihre Geschichte behandeln, ist aber bisher noch nicht erschienen.

Die Geschichte des Gewerbes.

Erst nach dem Studium der Werkzeuge ist an die Geschichte des Gewerbes heranzutreten. Auch auf diesem Gebiete ist die Literatur nur gering. Es ist sehr bezeichnend, daß die hier in Betracht kommenden Werke meist äußerst selten sind; in den Antiquariats-Katalogen tauchen sie vereinzelt mit hohen Preisen auf. Vorab ist zu nennen: Dr. C. G. Rehlen, Geschichte der Gewerbe. Leipzig 1855. (Mit 45 Abbildungen.) Vgl. auch: M. Weinhold, Geschichte der Arbeit I, Dresden 1869; F. Stamm, Geschichte der Arbeit. Volkslesebuch. Wien 1870.[1])

Die Nationalökonomie.

Reichhaltiger fließen die Quellen da, wo sich der Anschluß an das national-ökonomische Fach ungezwungen darbietet (vgl. oben S. 61—64); doch ist hier die Ausbeute ganz unverhältnismäßig gering. Wir nennen zuerst: Wilh. Arnold, Das Aufkommen des Handwerkerstandes im Mittelalter. Basel 1861; Victor Böhmert, Beiträge zur Geschichte des Zunftwesens. Leipzig 1862 (Preisschriften der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft, Nr. IX); vgl. dazu Otto Gierke, Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaften. Berlin 1868 (woselbst S. 226—28 eine Analyse der mittelalterlichen Genossenschaft geboten wird); K. W. Nitzsch, Über die niederdeutschen Genossenschaften. Berlin 1880; Kurt von Rohrscheidt, Vom Zunftzwange zur Gewerbefreiheit. Berlin 1898.

Die Handwerksbräuche.

Speziell die Handwerksbräuche und dgl. betreffend, so finden sich hie und da zerstreute Notizen (z. B. ein Verbot des Müßiggehens der Handwerksknechte in Straßburg bei Hegel, Die Chroniken der oberrheinischen Städte, Straßburg II, S. 1029).

Die Gesellenverbände.

Wertvoll ist das Buch von Georg Schanz, Zur Geschichte der deutschen Gesellen-Verbände im Mittelalter. Leipzig 1876. Dieses (an Schmoller dedizierte) Werk bringt 55 neue Dokumente aus dem 14. bis 17. Jh. Schanz gelangt auf historischem Wege zur Differenzierung von kirchlicher Brüderschaft (Krankenpflege usw.) und weltlicher Genossenschaft (Gesellenschaft); vor-

---

[1]) Wertvolles bildliches Material, z. B. bei O. Jahn, Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs auf antiken Wandgemälden. Mit 6 Tafeln. Leipzig 1878. 4°. (S. A.)

her zeigt sich die Entartung des Zunftwesens im 14. und 15. Jh., in welchem Zeitpunkte die „Gesellenbewegung" allgemein auftritt. Manche Gesellen-Verbände bilden ganz bestimmte Sitten aus: bei den Schmieden z. B. mußte jeder Geselle sich einen Namen kaufen, in Frankfurt, Danzig, Görlitz, sowie im Elsaß. Die Vorstände der Gesellen sind die Meisterknappen; das edlere Wort „Geselle" verdrängt jetzt den „Knecht". Der Schwerpunkt der „Gesellenschaft" liegt in der Trinkstube („Urte"). Die älteren Statuten der Verbände sind daher geradezu Trinkkomments.

Die Liederbücher.

Auf die Liedersammlungen ist aber leider auch in dieser verdienstlichen Arbeit wieder gar kein Bezug genommen worden. Das gleiche gilt von dem sonst unentbehrlichen Werke: Ludwig Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft, Jena 1898ff.; woselbst die einzelnen Stichwörter zu vergleichen sind. Vgl. z. B. I, 827f. den Artikel „Gesellenverbände". Dort wird erstens der Begriff, zweitens die Geschichte des Gegenstandes abgehandelt. Diese Verbände waren gegen die Zünfte gerichtet, das sind die Meister-Verbände. (Also hier bereits der Gegensatz zwischen „Arbeitnehmer und Arbeitgeber!) Den Mittelpunkt bildet die Urte (die meistbeliebte Schreibung „Uerte" ist nicht zu empfehlen), wo auch die eigene Gerichtsbarkeit gehandhabt wird. Der Korpsgeist ist bedeutend und erinnert an das Wesen der Compagnonnages in Frankreich. Elster citiert den älteren Aufsatz von Schönlank „Gesellenverbände" im Hb. d. Staatsw. III, 820ff.[1])

Die Volkswirtschaftslehre.

Etwas ferner stehen solche Bücher, wie z. B. Gustav Schönberg, Handbuch der politischen Oekonomie[4], Tübingen 1876 (vgl. von demselben, Die Volkswirtschaftslehre. Berlin 1873. [Virchow-Holtzendorff, Vorträge VIII, 184]). Wenn man sehr weit gehen wollte, so könnte man auch die soziologischen Werke hier heranziehen, welche jedoch wohl sämtlich (leider!) den staatsbildenden und -erhaltenden Wert des Liedes (und seiner Sammlungen!) nicht berücksichtigen. Genannt sei z. B.: Ernst Victor Zenker, Natürliche Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft. Berlin 1899 (A. u. d. T.: „Die Gesellschaft", I. Bd.);

[1]) Auch die übrige von Elster aaO. beigebrachte Literatur ist wichtig. Von demselben Schönlank gibt es, wie wir daselbst erfahren, noch eine Arbeit: Zur Gesch. d. altnürnbergischen Gesellenwesens. Jb. f. Nat. ök. N. F., Bd. 19, 33. J. ff. — Vgl. ferner nach Elster aaO.: Stahl, Die Arbeiterassociationen in Vergangenheit u. Gegenw. 867; Schmoller, Gesch. der deutschen Kleingewerbe, 1870; derſ., Die Straßburger Tucher- u. Weberzunft 1879; derſ. in: Forschgn. z. brandenb. u. pr. G. I; Schönberg, Zur wirtschaftl. Bedtg. d. deutschen Zunftwesens. Jb. f. Nat. ök., Bd. 9, 1ff.; Moritz Meyer, Gesch. d. preußischen Handwerkerpolitik I, 1884; Stieda, Z. Gesch. d. dtschn. Gesellenwesens. Jb. f. Nat. ök. 23, 324ff.; Leris, Gewerkvereine und Unternehmerverbände. Schr. d. Vereins f. Sozialpolitik, Bd. 17. — (Wir bieten hier nur das Allernotwendigste.)

R. E. May, Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Mit 130 Tabellen und vergleichenden Übersichten. Berlin 1898. An weitere Kreise wendet sich das Büchlein von Dr. Eduard Otto, Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung.[2] Leipzig 1901 („Aus Natur und Geisteswelt" Nr. 149.) Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln, leider fehlt hier jedoch ein Literatur-Verzeichnis). — Exotische Parallelen bietet das Werk von Hermann Schurtz, Das afrikanische Gewerbe. Leipzig 1900 (Preisschrift der Jablonowskischen Gesellschaft). — Damit mag es vorläufig genug sein!

Das Soldatenlied.

Für das Soldatenlied sind die bekannten Werke von Max Jähns heranzuziehen: Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance Leipzig 1880; Geschichte der Kriegswissenschaften, München 1890; vgl. auch A. Demmin, Die Kriegswaffe in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf die Gegenwart.[3] Gera 1891. (Mit 4500 Abbildungen). — Manches auch in Götzingers Reallexikon!

Die Soziologie.

Die Literatur ist auf einigen der hier berührten Gebiete (z. B. auf dem der Soziologie) bereits riesenhaft angeschwollen; in solchen Fällen konnte naturgemäß nur eine ganz kleine Auswahl geboten werden. Bei anderen Fächern (z. B. Werkzeuge und Waffen) läßt sich aber wohl annähernde Vollständigkeit der Literatur-Angaben erreichen; sie wurde jedoch ebenfalls von uns nicht angestrebt. Wir wollen hier nur derartige Zusammenfassungen, die jeder Spezial-Arbeit künftig werden zu Grunde gelegt werden müssen, vorläufig angeregt haben.

Die Lokalforschung.

Häufig wird man übrigens an Stellen, wo man es nicht vermutet, wichtiges Material vorfinden. Hier hat die Lokalforschung, die planmäßige Absuchung der städtischen und landschaftlichen Archive einzusetzen.[1]) Alte Trinkstuben-Gesetze. Kleider- und Wander-Ordnungen werden dabei noch in Menge zu Tage treten. Über die geographische Verbreitung des winiliod (vgl. oben S. 192. 202.) wird hierbei viel zu gewinnen sein. Man lese z. B. folgende Zeitungsnotiz:

Die Dauer der Wanderzeit.

„Aus der Handwerksburschenzeit. Am 9. Mai 1785 erließ die fürstlich Oetting- und Oetting-Spiegelbergische Regierung eine Wanderordnung, die festsetzte, wie lange Zeit jeder Handwerker auf der Wanderschaft sein und an welchen Orten er sein Gewerbe lernen müsse. Diese Wanderordnung, die schon gleich nach ihrem Erscheinen als vortrefflich anerkannt wurde, ist eine Tabelle beigegeben, die deswegen von besonderem Interesse ist, weil sie zeigt, welche Gewerbe damals in den einzelnen Städten

[1]) Eine sehr beachtenswerte Arbeit ist die Schrift von Dr. Paul Rhode Die Königsberger Schützengilde in 550 Jahren. Königsberg i. Pr. 1903, woselbst jedoch über alte Schützenlieder nichts zu finden ist. — Vgl. C. W. Sack, Gesch. d. Schützenwesens d. St. Brschwg., Brschwg. 1845.

vornehmlich in Ansehen standen. Von den letzteren marschiert Wien an der Spitze. Hierin können die Zimmerleute und Schreiner, die Schlosser und Maurer, die Schuhmacher, Schneider, Messerschmiede, Sattler, Perrückenmacher, Büchsenmacher, Glaser, Bäcker, die Kaminfeger, Bader, Hafner sowie die Gold- und Silberarbeiter wandern. An zweiter Stelle steht das gewerbthätige Straßburg, an dritter Berlin. Die vierte Stelle nimmt Frankfurt ein. Hierhin muß seine Schritte lenken, wer sich im Backen und Faßmachen weiterbilden will. Die Kamm-, Hut- und Knopfmacher, die Gärtner, sowie die Gold- und Silberarbeiter, die verschiedenen Schmiede, die Spengler und die Zinngießer dürfen hier ihren Wanderstab niedersetzen und sich in ihrem Gewerbe vervollkommnen. Auch wer die Behandlung der Weine lernen will, kann hier Vieles profitiren. Auf Frankfurt folgen dann Nürnberg und Regensburg. In einzelnen Gewerben zeichnen sich aus: Rothenburg und Weisenburg im Bortenwirken, Geißlingen und Berchtesgaden in Drechslerarbeiten, Pforzheim in Gürtlerwaaren, Cassel, Göttingen, Braunschweig und Hamburg wegen des „Wurstmachens und Einpökelns"; in Suhl blüht das Schlossergewerbe, in Mannheim die Schneiderei, in Neuwied die Schreinerei, in Hanau genießen die Zeugweber, in Biberrach die Weißgerber, in Erlangen die Säckler (Lederarbeiter) und Strumpfwirker großes Ansehen. Auch über die Zeit des Wanderns werden genaue Vorschriften gegeben; so müssen die Strumpfwirker nur 2, die Leineweber 3, die Dreher, Buchbinder, Glaser, Gärtner, Müller u. s. w. 4 Jahre auf die Wanderschaft gehen. Fünf Jahre sind für die Sattler, Perrückenmacher, Schlosser, Schmiede und Schreiner vorgeschrieben, sechs für Maurer und Zimmerleute, Gerber, Färber, Bäcker und Büchsenmacher. Acht Jahre müssen die Lebküchler, Schneider und Schuhmacher wandern und zehn allein die Metzger."

Die Verfassung des Gesellenwesens.

Im allgemeinen vgl. über solche und ähnliche Vorschriften: Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker. Magdeburg 1844.

Hardenberg und Berlepsch.

Von einschneidender Bedeutung für die Geschichte des winiliod ist das Jahr 1811: Preußen proklamiert die Gewerbefreiheit und hebt die Zünfte und gewerblichen Privilegien auf; beides unter dem Einflusse des fürstlichen Staatsministers Karl August von Hardenberg. Einen ähnlichen Wendepunkt repräsentiert das Jahr 1895, in welchem der preußische Handelsminister Freiherr Hans Hermann von Berlepsch seinen Entwurf,[1]) betreffend die Organisation des Handwerks („Fachgenossenschaften und Handwerkerkammern"), der Öffentlichkeit zur Kritik vorlegte. — So hat auch der Historiker beim winiliod ein Wörtlein mitzureden!

Beckmann-Jacobsson-Blümner-Meringer.

Die Führung wird jedoch stets der Philologe behalten, speziell der Sprachvergleicher, der Linguist. Vor Kurzem erschien die V. Abteilung der wertvollen Arbeit von Rudolf Meringer-

[1]) Der Entwurf wurde später, mit geringen Modifikationen, zum Gesetz erhoben. Ein älterer Namensvetter ist H. A. [v.?] Berlepsch; vgl. dessen „Chronik der Gewerke", 9 Bde. St. Gallen 1850—58. Archivalisch!

Graz, Wörter und Sachen; Jdg. Frschgn. XXI, 3. 4., 277—314.[1]) Hier finden wir auch mitunter seltene Literatur zitiert; z. B. aaO. S. 283: J. Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen [5 Bde., Lpz. 1780—1805]; vgl. von demſ., Anleitung zur Technologie.[6] Gött. 1808. Zu beachten sind auch Beckmanns „Grundsätze der deutschen Landwirtschaft" Gött. 1769[6]; 1806. Vgl. oben S. 151 f. Derselbe Beckmann schrieb übrigens die Vorrede zu dem für uns Philologen heute noch unentbehrlichen Werke von Joh. Karl Gottfr. Jacobsson, Technologisches Wb. oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken und Handwerker I—IV, Berlin u. Stettin 1780—84. —

Spezialarbeiten.

So viel über die allgemeinen Werke! In erfreulicher Weise mehren sich nun aber auch die Spezial-Arbeiten! Ich nenne z. B.: Gustav Wollermann, Studien über die deutschen Gerätnamen (Diss. Gött.). Parchim 1904; C. Luchsinger, Das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten der Schweiz. Diss. Zürich 1905. (Mit 33 Figuren.)

Die Winneschaft.

Nach sorgfältiger Durchsuchung aller dieser Gebiete wird man einst der ursprünglichen Bedeutung des stF.[2] winiscaf und winiscaft auf die Spur kommen, welches bei Schade, ad. Wb. II[2], 1161[a] unmittelbar auf winiliod folgt und daselbst wiedergegeben wird durch die Wörter: „„Freundschaft, Liebe, Gattenverhältnis"; eine Übersetzung, welche wir durchaus nicht billigen können. In späterer Zeit mag der Sinn zuweilen ein derartiger gewesen sein; ursprünglich aber bedeutete jene Zusammensetzung offenbar so viel wie „Erwerbsgenossenschaft" oder dergl. Auch bezüglich des Kompositums winiscaft sind jene Erörterungen anzustellen, welche wir oben S. 105 ff. über winiliod vorgebracht haben (Verbal- oder Substantivstamm?). Wilmanns, D. Gr. II[2] (Wortbildung), Straßburg 1899, § 294, S. 391 übersetzt winiscaf mit *amor*, fügt aber auch *foedus* hinzu; als ganz selbstverständlich sieht er die Substantivzusammensetzung an („Mit Substantiven persönlicher Bedeutung sind zusammengesetzt: . . . ." § 294. 1). Er fußt dabei wohl auf Graff I, 867 f., woselbst auch eine sehr bemerkenswerte Sammlung von solchen Eigennamen zu finden ist, die unsern wini-Stamm in der zweiten Hälfte aufweisen.[3]) Graff bringt für wini die

[1]) Die Arbeit führt das beherzigenswerte Motto: Dies diem docet, welches gerade für unser Gebiet besonders zutrifft. Titel und Methode der Arbeit scheinen vorgedeutet zu sein in dem Werke des Züricher Archäologen Hugo Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern I—IV, Leipzig 1875—87; welches Werk Meringer auch öfters dankbar zitiert.

[2] Der daselbst auftretende cozwin ist wohl mit Förstemanns Cazdin identisch; vgl. oben S. 75, Nr. 45.

Gloſſen *amicus, sodalis, dilectus* (Oſtfr. II, 9, 31), für winia f.: *marita, conjux, dilecta* (vgl. oben S. 60); wichtig ſind die Zuſammenſetzungen: uuinegerno und huorwini *scenicus*[1]) (letzteres nur im Plural belegt). Alſo erſt die Verſtärkung mit huor- führt zur Bedeutung scortare (huorwiniscaft *scortatio* nach Graff aaO. auch bei Wilmanns aaO.). Das muß wohl beachtet werden! Der urſprünglichen Bedeutung von wini ſteht näher die von Graff angeführte Kompoſition uuiniscaffender *pactus, mercatus;*[2]) zwei Gloſſen, die jedoch vermutlich auf einem kleinen Mißverſtändnis beruhen (mercatus für mercator).

Das Wort „Gewerkſchaft" iſt ebenfalls zu vergleichen; „Freundſchaft" hat demnach den urſprünglichen Sinn: „Produktions-Gemeinſchaft" (cf. got. frijônds, partic. præs. von dem noch nicht aufgeklärten frijôn).[3]) Die Vorſtellung des „Gewinnens" macht erſt die winiscaft zur „Freundſchaft" (weshalb denn auch der von Heyne [DWb. I, 977] für das Wort „Freund" poſtulierte Begriff der verwandtſchaftlichen Zuſammengehörigkeit, der Sippſchaft, auf den Urſinn: „Arbeitsgemeinſchaft" zurückgehen muß). Winiliod bedeutet alſo „Gewerkſchaftslied", und keineswegs: „Lied erotiſchen Inhalts", wie bei Kögel-Bruckner in Pauls Grundriß² II, 1 (1901), 36 zu leſen iſt. Wer keinen wine hat, der iſt eben „hilflos"; er iſt auf ſich allein angewieſen und entbehrt der Unterſtützung von anderer Seite. Dieſer Zuſtand iſt ebenſo entſetzlich wie das gefürchtete elilenti, der Schrecken des Germanen. Ohne Land, ohne Freund: — was könnte ſchlimmer ſein! Die Gewerkſchaft.

Im Hildebrandsliede tritt als eine Figur des Jammers, der friuntlaos man auf (V. 24[b]). Ihm entſpricht im altnordiſchen eine ſeltſame Geſtalt, der wineleás guma, der einſam trauernd am Geſtade des Meeres ſitzt. Vgl. K. C. Boer-Amſterdam, Wanderer und Seefahrer. ZfdA. 55 (1903), 1—28; woſelbſt beſonders zu beachten Z. 1—14 (I. Analyſe des Wanderers) und Z. 57 (die geſchilderte Situation). Der freundloſe Mann.

Mit zwei Händen, zwei Füßen und einem Gebiß allein läßt ſich nicht viel ausrichten. Der Zuſammenſchluß zur Arbeits- Der Zuſammenſchluß.

[1]) Wie kommt der „Schauſpieler" denn das iſt doch wohl scenicus) in dieſe Rolle? Sollte hier an den „Luſtknaben" zu denken ſein (vgl. oben S. 14)?

[2]) Ein ahd. Wb. beſitzen wir eigentlich bis heute immer noch nicht. Die dritte Auflage des Schadeſchen „Altdeutſchen Wörterbuches" wird vom Sohne des Verſtorbenen, Dr. Rudolf Schade, ſeit kurzem vorbereitet; hier ſollen auch Gloſſen von St.-S., ſoweit dies angängig, Berückſichtigung finden. Steinmeyer ſoll an einem ahd. Wb.e arbeiten; d. h. mit der Herſtellung eines ſolchen beſchäftigt ſein. Seit langem ſchon iſt angezeigt: Ahd. etym. Wb. von Dr. Elis Wadſtein (Samml. germ. Elem.- u. Handbücher, hrsg. von Dr Wilh. Streitberg. IV. Reihe: Wörterbücher). Einſtweilen behilft man ſich meiſt mit Kelles Gloſſar zum Otfrid.

[3]) Dunkel ſind die Beziehungen zu „Friede", „frei" und got. freidjan.

gemeinschaft führt gleichzeitig die Arbeitsteilung herbei.[1]) Auch im Lehrfach hat sich das gemeinsame Wirken bewährt; sehr bezeichnend ist der Ausdruck cooperator als Lehrertitel. (Man vgl. was oben S. 250f. über das pensum gesagt wurde!) Das Verbum gewinnen hat noch im mhd. die unverkennbare Urbedeutung: operari (transitiv, eventuell mit Präpositionen); vgl. z. B. eine wichtige Stelle aus der Volks-Epik: Laurin D 2094 (Holz):

er [Dietleip] kunde mit allen sinen sinnen
ein sloz nie ûf gewinnen.

Das Werbelied. Dieser alte, technische Sinn des Zeitwortes winnan wird in der (nicht belegten) Stabreimformel winnan enti wërkôn noch weit deutlicher hervorgetreten sein. Erst viel später kommt winnen nunmehr, selbständig, in der Bedeutung vor: „um Liebe werben". So geht der Verbalstamm unter Umständen in die Komposition über: wineliet, bei Lexer III, 902 ganz richtig erklärt als: „Freundschafts-, Gesellschaftslied", kann also auch als „Werbelied, Locklied" verwendet werden; wie z. B. gerade in der bei Lexer zitierten Neidhart-Stelle 62,33:

in einer höhen wise sinin wineliet diu sanger.

Vgl. dazu: Max Rieger, Zu Neidhart von Reuental. Zs. 49 (1907), 460: „Noch ist von der Gattin zu verstehn min vrouwe ût einer dult 62,15, die einem Zudringlichen die Hand verweigert hat, der sich alle Feiertage vor Reuental herumtreibt, auf Neidharts Wiese Blumen pflückt und wineliet singt." Es soll also gewiß nicht von uns geleugnet werden, daß ein Handwerkslied mit Fug und Recht als Liebeslied gelten kann! Wir protestieren ja nur gegen solche Verallgemeinerungen, wie z. B. den apodiktischen Artikel bei Wilh. Wackernagel, wineliet, ahd. winileod, — liod, -- lioth *stn. (pl.)* (Ad. Hdwb., Basel 1861, 580[a]): „Lied, das der Geliebten und das von liebenden Mädchen gesungen wird, Liebeslied des Volkes." Diese Erklärung ist ohne alle Gewähr.

Soli und Tutti. Ein höchst wichtiges Moment wird gewöhnlich übersehen: das Liebeslied ist für Einzelgesang berechnet (wenigstens in der Regel), das Gewerbelied aber wird stets vom Chore angestimmt (wenigstens in der Regel). Natürlich gibt es sowohl Liebes- als auch Gewerbelieder, bei denen tutti und soli wechseln. Aber im allgemeinen wird der einzelne Arbeiter (also der winelêas guma) ebenso wenig taktmäßig singen, wie etwa der Bursche, der abends beim Dirnlein „fensterlt", hierzu eine größere Sängerschar heranziehen wird (falls er nicht etwa ein „Ständchen" bringt)!

[1]) Vgl. W. Borée A. Pinnet, Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung. Kultur und Natur. Preuß. Jbb. 130, November 1907, Heft II, 309–324. „Hochkultur"! Erst der Zusammenschluß kennzeichnet das Kulturvolk!

Das Geschlechtslied.

Indessen vielleicht sind dies ebenfalls nur „moderne, romantische" Vorstellungen! Hat man doch allen Ernstes die Hypothese aufgestellt, in der Urzeit sei die allgemeine Begattung etwa zweimal jährlich als öffentlicher Festakt ausgeführt worden.[1]) (Es ist diese Vermutung, die den Reihentanz erklären soll, aber wohl nur der Rückschlag gegen die unmögliche Theorie der „Promiskuität" oder Hetärie"!) Entschließen wir uns, die gemeinsame Geschlechtsfeier anzusetzen, so steht auch nichts im Wege, das gemeinsame winiliod taktmäßig in coitu erschallen zu lassen. Solche „Orgien" (τὰ ὄργια verwandt mit ἔργον, Fέργον?) sind priesterliches Ritual; sie dienen dem Nutzen der Gesamtheit. Geeignete Personen beiderlei Geschlechts werden für einander designiert. Jährlich muß eine genau fixierte Anzahl von Kindern erzeugt werden; nicht mehr und nicht weniger.[2]) Die „Medizinmänner" kontrollieren die Fortpflanzung. Einen Sohn zu erzeugen, ist ein Gott wohlgefälliges Werk, wie Zarathustra lehrt; Mädchen sind minderwertig und werden mit Vorliebe ausgesetzt. Wer außerhalb der vorgeschriebenen Zeit zu coitieren wünscht, hat eine bestimmte Abgabe an die Priesterschaft zu entrichten; Reste noch im katholischen Mittelalter (Kirchenbuße für eheliches Beiwohnen an Bannfasttagen, und dergl.). Die heutige Mutterrecht- und Frauenschutz-Bewegung nimmt auf die historische Entwickelung der Frage nicht die gebührende Rücksicht. — So können also vielleicht in der Urzeit Liebes- und Arbeitslied, Minne- und Wirklied zusammengefallen sein (taktmäßiger Geschlechtsverkehr!)!

Die „Lösungs"-Theorie.

Jedenfalls ist mit dieser Muckeschen Hypothese die „Lösungs"-Theorie sehr wohl vereinbar! Gelten doch unsere heutigen Reigentänze, unsere Quadrillen und Françaisen ebenfalls noch als Reste von geschlechtlichen Festen der Urzeit: — Gruppen finden, schließen und trennen sich. (Auch die „Extratour" wird von den Anthropologen diskutiert, also nicht nur von Politikern!) Die Lösungs-Theorie wird etymologisch vertreten von Rudolf Kögel, Gesch. d. d. Litt. bis z. Ausgange des Mas I, 1, Straßburg 1894; was wir um so freudiger hervorheben, da wir Kögel in Sachen des winiliod widersprechen mußten. Es heißt dort S. 7: „Ein solcher Abschnitt, den die Griechen στροφή 'Wendung' benannten, hieß bei den Germanen lied, urspr. *léu-þo-m 'Lösung', d. h. Auflösung der Verschlingungen der Reihen.[3]) Da zu einem Liede in der Regel eine Mehrheit

[1]) So geschehen in dem bereits oben S. 68, Anm. 1) zitierten Werke: Joh. Rich. Mucke, Horde und Familie u. s. w., 1895, S. 68 (nach Kulischer).

[2]) Platons Ideal vom „Staate" wird in der „Zuchtwahl" und „Auslese" der Darwinisten naturwissenschaftlich umschrieben.

[3]) Hierzu gibt Kögel die Anmerkung: „Die Wurzel ist die des gr. λύω, lat. -luo, die Ablautsstufe, gleich der von in-liu-m, das aus lu durch das

solcher Abschnitte oder Strophen erforderlich ist, so erklärt es sich, daß im altn. nur der Plural ljód die Bedeutung von 'Lied' im heutigen Sinne hat." — Die Kinder werden in einer Verschlingung der Eltern „gemacht"; vgl. oben S. 129: „Hausarbeit".

Arbeits- und Liebeslied.

Im Kinderspiel wird man, bei längerer Vertiefung in den Gegenstand, sicherlich noch Reste finden, die auf eine Verbindung des Arbeits- und des Liebesliedes hindeuten. Dann erst, wenn dies geschehen ist, wird der Begriff „Winneliedˮ vollständig (oder „vollinhaltlich", wie man jetzt zu sagen pflegt) zu erfassen imstande sein. Bis dahin aber hat es noch gute Weile!

Das Winnelied bei Linnig.

Mit ganz besonderer Genugtuung konstatiere ich bei dieser Gelegenheit, daß meine Schreibung „Winneliedˮ bereits früher Anwendung gefunden hat, allerdings „nurˮ von seiten eines Poeten. Es heißt bei Franz Linnig, Walther von Aquitanien. 3. Aufl., Paderborn 1900, Schöninghs Ausgg. dtschr. Klass., Bd. 25, S. 67 f. (Übersetzung, resp. poetische Umschreibung von Waltharius 1181: Et dormitantes cantu patefecit ocellus):

„In ihrem Busen lebten
der hehren Klänge viel;
Denn in Etzels Hallen
nie schwieg das Saitenspiel.
Reichlich dort den Helden
erscholl des Ruhmes Preis:
Traun, ihr stand jung Walther
zu unterst nicht in ihrem Kreis.

Da quillen andre Töne
herauf in ihrer Brust
Sehnsücht'ge Winnelieder — Von mir gesperrt. U.
von der Liebe Jugendlust;
Sie schweben durch die Halle
wie Frühlingszephyrwehn,
Wie Nachtigallenweisen,
die in der Nacht um Liebe flehn."

Linnig fährt dann fort: „Der Situation dürften am besten Lieder der letzteren Art entsprechen, welche die St. G. Hs. 299, 10. Jh. uuinileod plebeios psalmos, seculares cantilenas vel rusticos psalmos sine auctoritate nennt; vgl. Gl. 2, 85 plebeios psalmos: seculares cantilenas aut uuinileod. 2, 115 rustigiv sanch v. vuiniliot: 4, 246 uuinilieth: 4, 525 zu Conc. Laodic. CLXII cantica rustica et inepta odo uuinileod [sic!] odo scolleod. Die Beschäftigung mit solchen Liedern wurde Klosterfrauen durch ein Kapitular v. J. 789 verboten. Vgl. Nib. 1855 fg. [= 1775 Lachm.], wo Volker die Burgunden in den Schlaf fiedelt:

Dô klungen sine seiten, daz al daz hus erdôz.
Sîn ellen zuo der fuoge diu beidiu wären grôz.
Süezer unde senfter videlen er began:
Dô entswebete er an den betten vil manegen sorgenden man." —

Die Glossen.

Diese Stelle ist auch deshalb wichtig, weil sie eine vollständige Sammlung der in Betracht kommenden Glossen beisteuert. In der zuerst angeführten Glosse muß der Ausdruck sine auctoritate

'Wurzeldeterminativ' s weitergebildet ist; in morphologischer Hinsicht vergleicht sich z. B. hliuþ 'Gehör'. Vgl. Fick[4] 1, 121, Brugmann, Grundriß 2, 205."

beachtet werden. Das heißt im Sprachgebrauch der damaligen Zeit wohl: „ohne schriftliche Fixierung, nur im Volksmunde lebend (und daher schwer kontrollierbar)." Die „Autorität" beginnt mit der Niederschrift (quod non est in actis, non est in mundo); daher auch das Verbot des scribere! Linnig drückt sich sehr vorsichtig aus: „Die Beschäftigung [von mir gesperrt. U.] mit solchen Liedern"; auf das „Schreiben und Schicken" der Liebesbriefe läßt er sich also nicht ein, womit er eine rühmliche Ausnahme darstellt.

Die Propaganda.

Die Arbeitsgemeinschaft führte zum gemeinschaftlichen Arbeitslied. Als die körperliche Arbeit mehr und mehr zurücktrat, benutzte man das Lied, um „Propaganda" zu machen; das ist ja auch eine Art von Arbeit! Das Werbelied[1]) war ja eigentlich ein Marschlied (got. hwairbôn, hwairban); vgl. oben S. 132 Beim Prozessionsliede tritt diese Verwandtschaft noch deutlich (vgl. oben S. 158 f.) hervor. So lebt denn auch in geistlichen Kreisen, sogar in den protestantischen, das rhythmische, taktmäßige Lied bis heute. Die Zusammensetzung: „Gemeinschafts-Lied" (die beste, wenn auch unbewußte Wiedergabe von winiliod) hat sich in der sog. „Gemeinschaftsbewegung" erhalten, hauptsächlich in der Schweiz.

Das Gemeinschaftslied.

Diese Bewegung hat ein offizielles Liederbuch herausgegeben: Gemeinschafts-Lieder. Berner Taschenausgabe.[6] Basel 1903 (411 Lieder mit 2stimmigen Melodien); etwas weniger umfangreich ist die (sonst ganz entsprechend angelegte) Basler Taschenausgabe derselben Sammlung: Basel 1898 (396 Lieder). In beiden Büchern muß namentlich die 7. Abteilung verglichen werden („Gemeinschaftslieder"), umfassend die Nrr. 254–275 (S. 255—255). Zinzendorf, der sächsisch-mährische Herrnhuter, ist mehrfach vertreten und gibt den Ton an; auch Tersteegen hat ein Lied beigesteuert (desgl. Spitta). Bezeichnend für die mystische Stimmung der ganzen 7. Abteilung, wie der Sammlung überhaupt, ist z. B. die Nr. 255 (gedichtet von W. Hermann, komponiert von W. Fink), deren erste Strophe lautet:

Wir reichen uns zum Bunde
Die treue Bruderhand;
Es ruht auf Felsengrunde
Die Liebe, die uns band.

[5.] Ein Wort hat uns verbunden
Wir tragen ein Panier:
Das Wort von Jesu Wunden
:,: Ist unsers Bundes Zier. :,:

(Usw.; noch 4 Strophen). Die Sammlung erinnert, in dem überschwänglichen Tone ihrer Lieder, ein ganz klein wenig an

[1]) Zwischen „Werbelied" und „Erwerbslied" besteht eine innere Verwandtschaft. Man erreicht sein Ziel, wenn man darauf losgeht! Das Kind strampelt vor Verlangen mit den Füßen, wenn man ihm eine schöne Frucht zeigt. Hierher gehört auch die akademische Beifallsbezeugung des Trampelns! Im Radsport wird der Trieb ausgebildet.

die Gesänge der „böhmischen Brüder"; vgl. oben S. 168 f. Das sind ebenfalls echte Winnelieder, selbstquälerisch und blutrünstig nach ihrem Inhalte.

Ostelbien. Nicht ganz so „intensiv" hat die Gemeinschaftsbewegung in dem nüchternen Ostelbien eingesetzt: wie denn überhaupt innerhalb der deutschen Grenzpfähle alles etwas ruhiger hergeht. Doch ist wohl zu bemerken, daß gerade in den ältesten preußischen Provinzen (namentlich in Ostpreußen) eine stramme Kirchenzucht, im Vereine mit alten Resten pietistischer Zerknirschung (aus dem 18. Jh.) sich noch heute wohltätig bemerkbar macht. Zu nennen ist hier die Sammlung: Reichs-Lieder für Evangelisation und Gemeinschaftspflege, nebst einem Anhang, hrsg. von dem Gemeinschaftsbund für Posen und Westpreußen, 606 Lieder (neuere Ausgabe mit allerletztem Nachtrag, insgesamt 611 Lieder); ohne Melodien. (Notenausgabe separat.) Der „Gemeinschaft" sind gewidmet die Nrr. 205–215 (diese letzte Nr. ist die erwähnte Nr. 255, von Hermann-Fink, in der Schweizer Sammlung); Zinzendorf, Tersteegen und Knak dominieren. Auf die Mitteilung von Proben muß hier verzichtet werden, aus Mangel an Raum; desgleichen (für gewöhnlich wenigstens) in den folgenden Partien.

Amerika. Diese ganze „Gemeinschaftsbewegung"[1]) zeigt einen transatlantischen Anstrich. In Amerika lebt bei den Quäkern der Pietismus weiter. Aber auch England beteiligt sich an der Bewegung. Vgl. z. B.: Frohe Botschaft in Liedern. Meist aus englischen Quellen ins Deutsche übertragen von Ernst Gebhardt[61], Basel 1902 (115 Lieder mit zweistimmigem Satz). Hier herrscht eine sanftere Stimmung.

Das blaue Kreuz. Verwandt mit dieser Gattung ist nun auch die Art des christlichen Abstinenz-Liedes; denn auch die Enthaltsamkeitsbewegung kommt von Amerika und England. (Die Temperenz oder Mäßigkeitsbewegung, nicht ganz so radikal, wird ebenfalls ihre Liederbücher haben; doch mögen diese Gesänge wohl nicht so inbrünstig sein wie die der Abstinenten.) Das Symbol der teatotaler ist das „blaue Kreuz"! Vgl.: Zur Ehre des Erretters! Vereinslieder des Blauen Kreuzes. (Deutsche Ausgabe)[8], Bern und Barmen 1904 (522 Lieder mit zweist. Satz); Text-Ausgabe separat (5 o. J.; 555 Nrr.). Die Nr. 170 preist „das blaue Kreuz im weißen Feld"; die Nr. 182 („Wie schön

[1]) In Deutschland scheint sich diese Richtung besonders in militärischen, adligen und Beamtenkreisen, also in den höheren Schichten, vieler Anhänger zu erfreuen. Programmatisch für die Bewegung wurde die sog. „Blankenburger Allianzkonferenz", welche auch ein kleines Liederheft herausgab. Unsere Lieder.[3] Blankenburg i. Thür. 1905; 56 zweist. Nrr.

beachtet werden. Das heißt im Sprachgebrauch der damaligen Zeit wohl: „ohne schriftliche Fixierung, nur im Volksmunde lebend (und daher schwer kontrollierbar)." Die „Autorität" beginnt mit der Niederschrift (quod non est in actis, non est in mundo); daher auch das Verbot des scribere! Linnig drückt sich sehr vorsichtig aus: „Die Beschäftigung [von mir gesperrt. U.] mit solchen Liedern"; auf das „Schreiben und Schicken" der Liebesbriefe läßt er sich also nicht ein, womit er eine rühmliche Ausnahme darstellt.

Die Propaganda.

Die Arbeitsgemeinschaft führte zum gemeinschaftlichen Arbeitslied. Als die körperliche Arbeit mehr und mehr zurücktrat, benutzte man das Lied, um „Propaganda" zu machen; das ist ja auch eine Art von Arbeit! Das Werbelied[1]) war ja eigentlich ein Marschlied (got. hwaírbôn, hwaírban); vgl. oben S. 132 Beim Prozessionslied tritt diese Verwandtschaft noch deutlich (vgl. oben S. 158 f.) hervor. So lebt denn auch in geistlichen Kreisen, sogar in den protestantischen, das rhythmische, taktmäßige Lied bis heute. Die Zusammensetzung: „Gemeinschafts-Lied" (die beste, wenn auch unbewußte Wiedergabe von winiliod) hat sich in der sog. „Gemeinschaftsbewegung" erhalten, hauptsächlich in der Schweiz.

Das Gemeinschaftslied.

Diese Bewegung hat ein offizielles Liederbuch herausgegeben: Gemeinschafts-Lieder. Berner Taschenausgabe.[6] Basel 1903 (411 Lieder mit 2stimmigen Melodien); etwas weniger umfangreich ist die (sonst ganz entsprechend angelegte) Basler Taschenausgabe derselben Sammlung: Basel 1898 (396 Lieder). In beiden Büchern muß namentlich die 7. Abteilung verglichen werden („Gemeinschaftslieder"), umfassend die Nrr. 254—275 (S. 235—255). Zinzendorf, der sächsisch-mährische Herrnhuter, ist mehrfach vertreten und gibt den Ton an; auch Tersteegen hat ein Lied beigesteuert (desgl. Spitta). Bezeichnend für die mystische Stimmung der ganzen 7. Abteilung, wie der Sammlung überhaupt, ist z. B. die Nr. 255 (gedichtet von W. Hermann, komponiert von W. Fink), deren erste Strophe lautet:

Wir reichen uns zum Bunde
Die treue Bruderhand;
Es ruht auf Felsengrunde
Die Liebe, die uns band.

[5.] Ein Wort hat uns verbunden
Wir tragen ein Panier:
Das Wort von Jesu Wunden
:|: Ist unsers Bundes Zier. :|:

(Usw.; noch 4 Strophen). Die Sammlung erinnert, in dem überschwänglichen Tone ihrer Lieder, ein ganz klein wenig an

[1]) Zwischen „Werbelied" und „Erwerbslied" besteht eine innere Verwandtschaft. Man erreicht sein Ziel, wenn man darauf losgeht! Das Kind strampelt vor Verlangen mit den Füßen, wenn man ihm eine schöne Frucht zeigt. Hierher gehört auch die akademische Beifallsbezeugung des Trampelns! Im Radsport wird der Trieb ausgebildet.

Ringel, Ringel, Rosenkranz!
Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingen soll.
Klar, klar wie ein Haar,
Hat gesponnen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind um und um,
Jungfer Anna dreht sich um!
[Liebes Hannchen, dreh' dich um!]

(Nebst Erklärung des Spieles.) Auf das Klingen der Kette, ein jetzt nicht mehr bekanntes Arbeitsgeräusch der Urzeit, sind solche Kinderlied-Anfänge zurückzuführen, wie z. B.: „Ting, ting, trallala" (Böhme Nr. 140), „Kling, klang: gloria!" (Nr. 141), „Kattun, Kattun in diesen Ring!" (Nr. 145) usw. (unter C. „Ringelreihen mit Auflösen des Kreises und Haschenspiel."). Auch bei Erwachsenen leben diese Geräusche (denn es sind wohl mehrere verschiedene) in der Kettenbildung noch weiter; sei es im Winter, zur Ballzeit, gelegentlich der Kotillontouren; oder im Sommer, bei Ausflügen, gelegentlich der „Gesellschaftsspiele" (die sog. „kindlichen Spiele"!) Beide Gelegenheiten bringen oft eine scherzhafte Bewaffnung mit allerlei Instrumenten zu Tage.[1]) — Böhme aaO. bringt dann unter Nrr. 170—360 noch viele andere Reigen, die sämtlich zu vergleichen sind (namentlich F. Lange Reihe, Nrr. 261—67; G. Gegenüberstehende Reihen, Nrr. 268—88). — Stets ist genau darauf zu achten, ob die betreffenden Spiele nur von Knaben, oder nur von Mädchen, oder ob sie von Knaben und Mädchen gemeinschaftlich gespielt werden.

Der religiöse Bund.

Der „Bund" hat jetzt meist einen religiösen Anstrich, und zwar für gewöhnlich den protestantischen. Es gibt einen „Christlichen Sängerbund deutscher Junge", der „Sängerbundlieder" ediert hat („Einfache Originalkompositionen für gemischten Chor"; 10 Nrr. mit Noten, Bonn a. Rh., o. J.); derselbe edierte ebenda in gleicher Weise auch „Sängergrußlieder". Speziell sind dann zu nennen der „Ost- und der Westdeutsche Jünglingsbund"; beide haben ihr „Bundesliederbuch". Vgl.: Bslb. Hrsg. vom Vorstande des Ostdeutschen Jünglingsbundes. 15. Aufl. (61.—65. Tausend), Berlin 1904 (518 Lieder ohne Noten; Notenausgabe separat); Hosianna! 529 Lieder für Vereine, Gemeinschaften [sic!], Familien und Schulen. Dargeboten vom Komitee des Westdeutschen Jünglingsbundes. Barmen 1906 (o. N.; 385 geistliche und 144 Volkslieder). Im Vorwort dieser letzten Sammlung heißt es: „Das Bundeskomitee ließ sich bei der Zusammenstellung des Buches von der Ansicht leiten, daß wir die sentimentalen, überschwänglichen und geistlich ungesunden und zur Unwahrheit führenden Lieder nicht aufnehmen, sondern

[1]) Heranzuziehen ist, besonders hinsichtlich der Kettenbildung, das Werk von Houssay, Tiere als Arbeiter. Deutsch von W. Marshall.[2] Leipzig. Vgl. auch Karl Groß, Die Spiele der Menschen. Jena 1899; ders., Die Spiele der Thiere. Jena 1896;[2] 06.

nur christlich gesunde, im Glauben erbauende und fördernde Lieder unsern gesangesfrohen Jünglingen und Christen bieten dürfen." [1]) Diese Bemerkung richtet ihre Spitze vielleicht gegen die bereits erwähnten Lieder der „Heilsarmee"; eine ganz besondere Gattung von Gesängen, in Großstädten durch den wöchentlich erscheinenden „Kriegsruf" verbreitet. Vgl.: Heils-Armee-Liederbuch. General William Booth. Kommandeur für Deutschland: W. Elwin Oliphant. Hrsg. von Heilsarmee-Grundstücks-Ges. m. b. H., Berlin SW., Blücherplatz 1 o. J. (220 Nrr. o. N.; Nr. 98: „Theurer Vater, ja Dein Wille Ist der Beste allezeit"; nach der Melodie: „Die letzte Rose" [!]). Schlachtruf ist hier: „Deutschland für Gott", so beginnt die Nr. 168; auf dem roten Umschlagdeckel ist vorn mit goldenen Lettern dieselbe Devise eingegraben. Das geistliche Schifferlied ist z. B. vertreten durch Nr. 212: „Ob auch die Wellen brausen"; das teure Blut Christi, das uns weiß wie Schnee wäscht, wird besungen in Nr. 186: „Kommt, jauchzt und singt, . . ."; usw. Das Lied der Heilsarmee.

Für das westliche Deutschland ist zu nennen: Bundesliederbuch. Hrsg. vom Bunde der evang.-luth. Männer- und Jünglingsvereine im Königreich Sachsen. (Eingetr. Verein.)[3] Dresden 1905 (213 Nrr. o. N.; die Disposition ist bemerkenswert: Erste Abteilung. A. Bundes- und Gemeinschaftslieder [Nrr. 1—18], B. Christliche Glaubenslieder [Nrr. 19—108]; zweite Abteilung. A. Vaterlandslieder [Nrr. 109—144], B. Allgemeine Volkslieder [Nrr. 145—213]). — Hier haben wir also einen „Bund der Vereine"! Die Zahl der Lieder übersteigt die Nr. 213, weil unter mancher Nr. sachliche Nachträge gemacht sind; so sind z. B. unter Nrr. 132 nebst 132a–h deutsch-patriotische Lieder gesammelt. Die Nr. 132e ist ein geistliches Schifferlied von Th. Bourquin (Nieskyer Liederbuch): „Laß Deine Masten ragen, Die Segel froh sich blähn!" (Mel.: „Durch Wald und Buchenhallen." Vor dieser Serie steht ein dreistrophiges Gedicht von Liebermann von Sonnenberg (Nr. 131): „Gewitterschwüle ringsumher, . . ." (ohne Angabe der Melodie). Im übrigen geben die Körner und Arndt den Ton an. Das Bundeslied.

Die „Jünglingsvereine" betreffend, so ist zu nennen: Liederkranz unsern Jünglingsvereinen, wie auch andern christlichen Vereinigungen dargereicht von Eugen Kluge, Pastor primar. a. d. h. Dreifaltigkeitskirche zu Libau. Riga 1903 (281 Nrr., mit Angabe der Singnoten [einstimmig], falls die Melodie nicht bekannt). Die Sammlung zerlegt sich in IX Abteilungen. (I: Aufnahme-, IX: Schlußlieder; vgl. bes. VIII: Lieder für gesellige Die Jünglingsvereine.

[1]) Die Einteilung dieser empfehlenswerten Sammlung ist noch die alte gesangbuchartige, mit Seiten-Überschriften. Der „Gemeinschaft" sind hier gewidmet die Nrr. 299—315.

Stunden. Volkslieder [Nrr. 242—69]. Die Gattung des „Aufnahmeliedes", wohl ein Rest der alten Depositionsfeier, ist auch den Freimaurern eigentümlich.)

Der Jungfrauenverein.

Häufiger als der Jünglingsverein tritt, wie schon gesagt und erklärt, der „Jungfrauenverein" auf. Vgl. z. B.: Evangelisches Liederbuch für Jungfrauenvereine und Mädchenschulen. Hrsg. von P. J. D. v. d. Heydt², Bremen 1905 (210 Nrr., nebst dem Satz der weniger bekannten Melodien). Abteilung 5 bringt die „Fest- und Vereinslieder"; zuletzt fehlen auch einige „Schlußlieder" nicht. Bemerkenswert ist Abteilung 6: „Naturlieder", die auch in der Sammlung „Hosianna!" (hier mit den Wanderliedern zusammen; 51 Nrr. im ganzen) und sonst in Jünglings-Liederbüchern auftritt. In dieser Abteilung 6 (Nrr. 124—62) hat sich ein schönes altes Gesellschaftslied des 18. Jh.s erhalten (Nr. 162): „Willkommen, o seliger Abend, . . ."; von F. v. Ludwig, Melodie von Wilh. Gottlieb Becker (Böhme, Volkstl. Ld. Nr. 230). Auch die „Goldne Abendsonne" (Nägeli) fehlt nicht (Nr. 136ᵃ ᵇ); vgl. Böhme aaO. Nr. 226. Moderner mutet uns Nr. 142 an: „Leise zieht durch mein Gemüt" (Heine-Mendelssohn). „Choräle" und „Motetten" bilden die 1. und 2. Abteilung. Merkwürdiger Weise fehlen die „Erweckungslieder"; vgl. oben S. 281 über das „Erwachen" des „Katholischen Frauenbundes". Wir haben es hier mit einer weiblichen protestantischen Sammlung zu tun. In der männlichen protestantischen Sammlung „Hosianna!" ist das Erweckungslied zu finden („Erweckungs- und Bußlieder", Nrr. 178—184; eine geringe Zahl).

Beide vereinigt.

Die maskulinen und femininen Elemente vereinigt das: Liederbuch für katholische Kreise insbesondere für Jünglings- und Jungfrauen-Vereine zum Gebrauch bei besonderen Feiern und in den Erholungsstunden. Zweistimmig gesetzt und verfaßt von Arthur Rosenstengel. Warendorf i. W. 1901 (zus. 109 Nrr., darunter Originalbeiträge des Herausgebers). Die Stimmung ist hier eine ganz eigentümliche; Romantiker und Mystiker sind gleichmäßig bevorzugt. Vgl. z. B. Nr. 21: Wanderlied („Die Sonn erwacht!" aus Preziosa; P. A. Wolff-C. M. v. Weber); Nr. 22: Der Wanderer in der Sägemühle („Dort unten in der Mühle"; Justinus Kerner-Fr. Glück). Bemerkenswert erscheint Nr. 41: Lied zu Ehren des heiligen Joseph (Schwester Irmgardis-Arthur Rosenstengel). Sehr wirkungsvoll ist Nr. 46: Gebet („Ich bete an die Macht der Liebe"; Gerhard Tersteegen-Dimitri Bortniansky), in geistlichen Sammlungen häufig auftretend, auch in evangelischen; desgl. beim Zapfenstreich des Militärs, als Schlußgebet. — Eine besondere Gattung ist hier der Kanon (Nrr. 55ᵃ⁻ʰ); vgl. Nr. 55*:

nur christlich gesunde, im Glauben erbauende und fördernde Lieder unsern gesangesfrohen Jünglingen und Christen bieten dürfen." [1]) Diese Bemerkung richtet ihre Spitze vielleicht gegen die bereits erwähnten Lieder der „Heilsarmee"; eine ganz besondere Gattung von Gesängen, in Großstädten durch den wöchentlich erscheinenden „Kriegsruf" verbreitet. Vgl.: Heils-Armee-Liederbuch. General William Booth. Kommandeur für Deutschland: W. Elwin Oliphant. Hrsg. von Heilsarmee-Grundstücks-Ges. m. b. H., Berlin SW., Blücherplatz 1 o. J. (220 Nrr. o. N.; Nr. 98: „Theurer Vater, ja Dein Wille Ist der Beste allezeit"; nach der Melodie: „Die letzte Rose" [!]). Schlachtruf ist hier: „Deutschland für Gott", so beginnt die Nr. 168; auf dem roten Umschlagdeckel ist vorn mit goldenen Lettern dieselbe Devise eingegraben. Das geistliche Schifferlied ist z. B. vertreten durch Nr. 212: „Ob auch die Wellen brausen"; das teure Blut Christi, das uns weiß wie Schnee wäscht, wird besungen in Nr. 186: „Kommt, jauchzt und singt, . . ."; usw. Das Lied der Heilsarmee.

Für das westliche Deutschland ist zu nennen: Bundesliederbuch. Hrsg. vom Bunde der evang.-luth. Männer- und Jünglingsvereine im Königreich Sachsen. (Eingetr. Verein.)[3] Dresden 1905 (213 Nrr. o. N.; die Disposition ist bemerkenswert: Erste Abteilung. A. Bundes- und Gemeinschaftslieder [Nrr. 1—18], B. Christliche Glaubenslieder [Nrr. 19—108]; zweite Abteilung. A. Vaterlandslieder [Nrr. 109—144], B. Allgemeine Volkslieder [Nrr. 145—213]). — Hier haben wir also einen „Bund der Vereine"! Die Zahl der Lieder übersteigt die Nr. 213, weil unter mancher Nr. sachliche Nachträge gemacht sind; so sind z. B. unter Nrr. 132 nebst 132a—h deutsch-patriotische Lieder gesammelt. Die Nr. 132e ist ein geistliches Schifferlied von Th. Bourquin (Nieskyer Liederbuch): „Laß Deine Masten ragen, Die Segel froh sich blähn!" (Mel.: „Durch Wald und Buchenhallen." Vor dieser Serie steht ein dreistrophiges Gedicht von Liebermann von Sonnenberg (Nr. 131): „Gewitterschwüle ringsumher, . . ." (ohne Angabe der Melodie). Im übrigen geben die Körner und Arndt den Ton an. Das Bundeslied.

Die „Jünglingsvereine" betreffend, so ist zu nennen: Liederkranz unsern Jünglingsvereinen, wie auch andern christlichen Vereinigungen dargereicht von Eugen Kluge, Pastor primar. a. d. h. Dreifaltigkeitskirche zu Libau. Riga 1903 (281 Nrr., mit Angabe der Singnoten [einstimmig], falls die Melodie nicht bekannt). Die Sammlung zerlegt sich in IX Abteilungen. (I: Aufnahme-, IX: Schlußlieder; vgl. bes. VIII: Lieder für gesellige Die Jünglingsvereine.

[1]) Die Einteilung dieser empfehlenswerten Sammlung ist noch die alte gesangbuchartige, mit Seiten-Überschriften. Der „Gemeinschaft" sind hier gewidmet die Nrr. 299—315.

Nr. 3406, auch separat) erschienen ist (619 Nrr. o. N.) Aber auch hier haben wir noch (Nr. 120) das beliebte geistliche Vereinslied von Julie Hausmann († 1903): „So nimm denn meine Hände Und führe mich" (Eigene Melodie); vgl. Ausgew. Festll. Nr. 49. Berücksichtigt wurde in dieser Sammlung hauptsächlich wohl nur die männliche Jugend.

Die freien Gemeinden.

Männliche und weibliche Jugend sind mit den Erwachsenen vereinigt in den freien Gemeinden. Vgl.: Liederbuch für freie religiöse Gemeinden. Hrsg. vom Verein für religiöse Reform in Nordhausen durch Eduard Baltzer. Nordhausen o. J. [ca. 1850?], zus. 238 Nrr. o. N.; der Herausgeber ist mit Beiträgen vertreten. Dieser Sammlung scheint ein schwermütiger, elegischer Zug eigentümlich zu sein; vgl. z. B. Nr. 130: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, Daß man vom Liebsten, was man hat, Muß scheiden, . . ." (E. Frhr. von Feuchtersleben). Stille Resignation spricht noch aus mancher andern Nr.; den bescheidenen Gellert finden wir, daneben Mahlmann und Geibel, auch M. v. Schenkendorf. Mehrfach wird das „Mainz. Liederbuch" zitiert (z. B. bei Nrr. 60. 73. 132; vgl. „Mainz. Gesangb.", sub Nr. 27). Schiller (?) ist mit einem sehr merkwürdigen Freiheitsliede zur Stelle (Nr. 71);

„Wird die holde Göttin nie sich zeigen
Der bedrängten kummervollen Welt?
Freiheit, Freiheit,
Führt sie dort nur ihre Reigen
An dem blauen Himmelszelt?"

Darunter steht: „Nach Schiller"; es ist natürlich der Anfang von Schenkendorfs „Freiheit", stark verballhornt. Die freien Gemeinden dichten also frei um; auch sonst macht sich der Freiheitsdrang bemerkbar (Nr. 213). Wir denken hierbei daran, daß die freien religiösen Gemeinden oft mit politischen (oder polizeilichen) Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Die Ordensversammlung.

Streng obrigkeitlich angeordnet ist dagegen z. B. das Liederbuch für die Ordensversammlungen der Tertiaren. Hrsg. von P. Kassian Thaler, Provinzial der nordtirolischen Kapuziner Ordensprovinz. Bregenz am Bodensee 1906 (36 Nrr. mit einstimmigem Satz). Aus dem Inhalt heben wir die „Herz Jesu-Lieder" hervor (Nrr. 11. 12), ferner das „Weihelied des Dritten Ordens an die Unbefleckte" (Nr. 13); Aufnahmelieder sind Nrr. 29 und 30: „Zur Einkleidung". An die Kreuzeswunden richtet sich das „Franziskuslied" Nr. 20: „Seid gegrüßt, ihr heil'gen Male". Im Vorwort sind die Dichter und Komponisten genannt (durchweg jüngere Namen); vorher geht die Adprobatio Ordinarii (das Imprimatur) und die Facultas Ordinis. Also Gesang mit Beaufsichtigung!

„O wie wohl ist mir am Abend", Nr. 55b: „Große Uhren gehen tick, tack, tick, tack! Kleine Uhren gehen tick tack, tick tack, tick tack, tick tack, und die kleinen Taschenuhren tikke takke tikke takke tikke takke tick!" Inbrünstig ist Nr. 74: Dem hl. Herzen Jesu (A. Rosenstengel); wie denn überhaupt die ganze Sammlung einen schwärmerischen, tiefernsten Ton zeigt. Vgl. auch Nr. 86: Die heilige Nacht („Stille Nacht! heilige Nacht!"; J. Mohr-F. Gruber); ein Lied, das ebenfalls in vielen geistlichen Sammlungen zu finden ist, auch in evangelischen.

Die Vereinigung.

Ein kleineres Beispiel dieser eigenartigen (speziell wohl westfälischen) Gattung ist das: Liederbuch für katholische Jungfrauen und Jungfrauen-Vereinigungen[2]. Dortmund 1902 (107 Nrr. o. N.). Hier haben wir also die (feminine!) „Vereinigung", die jedoch einen maskulinen Anstrich durch Wahrung des humoristischen Elementes beibehalten hat (VI. Humoristische Lieder, Nrr. 86—107; darunter Nr. 105 der Kanon von den Uhren; Nr. 88: „Viola, Baß und Geigen"; Nr. 102: „Eine Wassermaus und eine Kröte", u. dgl. mehr). Wir denken hierbei an die derbe, nahrhafte Hausmannskost der roten Erde; nicht minder an die gesunde Veranlagung des verwandten niedersächsischen Volkscharakters (die Hrotsuith; vgl. oben S. 162)!

Verein und Gemeinschaft.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen, hält ebenfalls auf gute alte Sitten. Vgl.: Ausgewählte Festlieder. Hrsg. im Auftrage des Männer- und Jünglingsvereins in Breklum von E. Brederek, Pastor in Breklum[2]. Breklum 1906 (75 Nrr. o. N. in VIII Abteilungen; Abt. IV: „Verein und Gemeinschaft"); als IX. Abtlg. sind noch einige „Schlußlieder und -verse" hinzugefügt. In der Abtlg. VI: „Jesus und seine Gnade" finden wir u. a. die schönsten Lieder von Schmolck, Rothe, Tersteegen, Hiller, Zinzendorf; vor allem aber v. Hardenbergs „Wenn ich ihn nur habe" (Nr. 44). Gewisse Lieder haben sich als besonders wirksam erwiesen (für didaktische Zwecke) und kehren in vielen Sammlungen wieder. Eine besondere Abart sind die Missionslieder, die wir später noch betrachten müssen; vgl. in vorliegender Sammlung Abtlg. V: „Heidenmission". Pädagogisch bewährte Lieder eignen sich oft auch gut zu Missionszwecken; d. h. für die innere Mission, weniger, wie uns die Disposition dieser Sammlung lehrt, für die Heidenmission.

Die Jugendvereine.

Jugendlehre ist ebenfalls innere Mission! Beachtenswert scheint uns die „Liedersammlung für evangelische Jugendvereine." Evangelischer Verlag in Heidelberg o. J. (130 Nrr. o. N.); darin als Nr. 62 das „Bundeslied" von Arndt: „Sind wir vereint zur guten Stunde"; der patriotische Ton überwiegt hier bereits den geistlichen. Ganz oder fast ganz verschwunden ist dieser dann in dem „Jugend-Liederbuch", welches in Leipzig bei Reclam (in der Universal-Bibliothek

Das Schul-Liederbuch.

Damit sind wir bei den Schul-Liederbüchern angelangt, deren Anzahl allerdings „Legion" ist, wie man zu sagen pflegt. Wir müssen daher von jetzt an etwas summarischer vorgehen, um einen Überblick zu erzielen. Wichtig und vor allen Dingen zu betrachten ist das Verhältnis, das zwischen dem Schul-Liederbuche einerseits und dem Landes-Gesangbuche andererseits besteht. Sehr viele Schul-Liederbücher sind nicht nur inhaltlich, sondern auch äußerlich an das Landes-Gesangbuch „angelehnt". Die früher so beliebte Zweispaltigkeit scheint allerdings mehr und mehr im Verschwinden begriffen zu sein.

Betrachten wir zunächst, ganz kurz, den Inhalt der Landes-Gesangbücher. Innerlich findet zunächst die große Generalsichtung statt, die itio in partes (wie auf dem Regensburger Reichstage): Katholiken und Protestanten.

Die Quellen.

Das äußerst wertvolle Quellen-Verzeichnis bei E.-B. I, XXV—XXXVI (A. Evangelische, B. Katholische Gesangbücher) muß als bekannt vorausgesetzt und stets berücksichtigt werden. Zu S. XXV ist jetzt nachzutragen: Ausgaben des Lutherschen Enchiridions bis zu Luthers Tode und Neudruck der Wittenberger Ausgabe 1535. Von Prof. D. K. Knoke in Göttingen. Stuttgart 1903. (Der Herausgeber ist Professor der praktischen Theologie.)

Katholische Sammlungen.

Größere rein katholische Sammlungen der Neuzeit sind ziemlich selten. Ich erwähne: Lumen Cordium. Katholisches Gebet- und Gesangbuch insbesondere zum Gebrauche an höheren Lehranstalten von Prof. Dr. H. J. Liessem .. und P. Piel .., Köln o. J. [1903]; nebst der vollständigen Liturgie, eine das ganze Kirchenjahr umfassende Sammlung (darin auch lateinische Texte [E. Liturgische Gesänge (nebst deutscher Übersetzung)], doch vgl. auch Nrr. 101 u. 101 [Psalmus 50 u. 129], wie schon der Titel des Buches andeutet). Die „Herz Jesu-Lieder" (Nrr. 66 bis 68; Abt. VIII) sind bei weitem nicht so zahlreich vertreten wie die „Muttergottes-lieder" (Nrr. 69—86); es finden sich auch „Lieder zu den Engeln und Heiligen" (Nr. 87—94), desgl. (C.) „Lieder für die Abgestorbenen" (Nrr. 95—99), endlich auch (D.) „Lieder allgemeinen Inhalts" (Nrr. 102—114). Die Melodien sind stets angegeben, und zwar in einstimmigem Satz.

Die „Liederbibel".

Von evangelischen Sammlungen ist ähnlich angeordnet (fortlaufende Andachten durch das ganze Jahr; mit eingestreuten, oft recht alten Liedern): Karl Reinthaler, Deutsche Liederbibel[2]. Erfurt o. J. [1863]; hinten ein brauchbares Register, nach den Anfängen. Reinthaler war ein Schüler von Johannes Falk in Weimar und brachte die ältere Periode des Kirchengesanges bei

Sachsens dargebracht von G. B. Geyer, Oberlehrer am Realgymnasium in Zwickau. Zwickau 1906 (dem König Friedrich August gewidmet); dazu ein Melodienheft „Königslieder" (15 Nrr.).

den Protestanten wieder zu Ehren (vgl. z. B. aaO. S. 429: Claude Goudimel 1559 [Erlassen ist der Sünden Schuld!], S. 111: Joh. Crüger 1653 [O treuer Hüter, Brunnen aller Güter]); berücksichtigt ist auch das Frankfurter Gesangbuch 1668, desgl. die böhmischen Brüder im 15. und 16. Jh., daneben Paul Gerhardt, Martin Luther, Nik. Selnekker 1587, auch Volksweisen und anderes wertvolles Gut. Reinthalers Liederbibel ist leider wenig bekannt; sie verdient eingehendes Studium.

Ahlfeld-Kretzschmar-Stöbe.

Die protestantische Sammlung von Ahlfeld-Kretzschmar-Stöbe wurde bereits oben S. 224 empfohlen; sie zeigt 4stimmigen Satz (resp. Klaviersatz mit Violin- und Baßschlüssel) und zerfällt in 24 Abteilungen (19. Morgenlieder. 20. Abendlieder, die beiden alten deutschen Gattungen.). Das 17. Jh. erfährt die gebührende Würdigung. Außer manchem uns nun schon bekannten Stücke erscheint hier z. B. das beliebte: „Harre, meine Seele, harre des Herrn, ..." (Melodie von Cesar Malan, 1827; Tonsatz aus dem Hannöverschen Choralbuch von E. Hille), in der Abteilung 16: „Vom Gebete" Nr. 12. Diese brauchbare Sammlung kann auch als Notenbuch benutzt und auf den Notenständer des Klaviers gestellt werden.

Albert Knapp.

Weit umfangreicher, jedoch ohne Melodien, ist die oben S. 224, Anm. [1]) erwähnte Sammlung von Knapp (3572 Nrr. o. N., dazu noch der Anhang); ein Verzeichnis der Liederdichter und der Versmaße erhöht den Wert des Buches; auch ein alphabetisches Register ist vorhanden. Dieses standard work, ein unentbehrliches Nachschlagewerk, ist in vier Bücher eingeteilt (das erste zu 16, das zweite zu 17, das dritte zu 16, das letzte zu 5 Abteilungen). Aus dem reichen Inhalte heben wir nur hervor III, 15a: „Allgemeine Missions-Lieder" (Nrr. 1152 bis 1218), worunter Nr. 1189 (von Joh. Rothe) bemerkenswert ist; es läßt alle Völker der Erde Revue passieren und sucht sie in je einer Anredestrophe zu bekehren. Dann folgt III, 15b: „Missionslieder für Israel" (Nrr. 1219—1248), darauf III, 16: „Von der Gemeinschaft der Heiligen." („Auch christliche Vereinslieder.")

Das Missionslied.

Die „Diaspora-Lieder".

Beachtenswert sind stets die „Diaspora-Lieder": — katholische in protestantischen, protestantische in katholischen Gegenden. Wirksame Kampflieder sind hier am Platze. Mitunter muß man sich in das sprachliche Gewand des Gegners hüllen. Vgl. z. B.: Ludwig Frühwirth, Egyházi-Énekdallamok. Kirchenlieder. Pozsony [Preßburg in Ungarn] o. J. (100 Nrr., mit ungarischem und deutschem Text, sowie mit einstimmigem Satz, auch mit ungarischem und deutschem „Melodien-Verzeichnis". Der Ton der Sammlung ist angegeben in Nr. 48: „Látod, Isten szíveinket. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Einige Nrr. sind ohne ungarische Version geblieben (z. B. 42 [„Wenn ich ihn nur

habe."]. 69—73); über die Gründe müßte eine Untersuchung belehren. Umgekehrt findet sich bei anderen Nrr. (z. B. 88. 90 bis 95. 97—100) nur der ungarische Text.

Das Marienlied.

Berührung zwischen dem geistlichen und dem Volksgesange absichtlich herbeizuführen, scheint den Katholiken heute immer noch ferner zu liegen als den Protestanten; wenigstens dürften größere Sammlungen, welche dieses Ziel verfolgen, ziemlich selten sein. Von kleineren der Art wäre etwa zu nennen: 30 Marienlieder im Volkston, alte und neue, für eine oder zwei Singstimmen hrsg. von Joh. Schweitzer. Op. 28. Die Singstimmen auf einem System. Siebenter Abdruck. Einfache Begleitung für Orgel oder Harmonium mit Text. Freiburg i. Br. 1905 (30 Nrr.; Nr. 30: O Sanctissima [= „O du selige etc. Weihnachtszeit"; sizilianisches Volkslied]; Nr. 20: Salve Regina 1651; Nr. 14: Ave Maria 1675; Nr. 16: „Maria Jungfrau rein" 1741). Der Herausgeber ist mehrfach mit Originalkompositionen vertreten; vgl. z. B. Nr. 17: Mariä Verkündigung, Nr. 15: Maria, Du süße.[1])

Karl Reisert.

Von weltlichen Liederbüchern der Katholiken ist hauptsächlich zu nennen: Deutsches Kommersbuch[7]. Hist.-krit. Bearbtg. bes. v. Dr. Karl Reisert, Freiburg i. Br. 1896 (in demselben Verlage wie die zuletzt genannte Sammlung erschienen, bei Herder); eine reichhaltige und gut ausgewählte (leider jedoch nicht numerierte) Zusammenstellung, deren Wirkung wohl nicht auf akademische Kreise beschränkt blieb. Ein Anhang bringt „Bundeslieder", welche Benennung sich hier auf studentische Verbindungen bezieht. Das. erschien auch: Freiburger Taschenliederbuch, o. J., 320 Nrr.

Hosianna-Lieder.

Erst auf evangelischer Seite jedoch nimmt das deutsche Kunstlied seinen ganz sukzessiven Weg vom geistlichen zum weltlichen Inhalt; das Kirchenlied nicht ausgeschlossen.[2]) Eine kleinere Sammlung ist z. B.: Hosianna-Lieder. 29 liebliche geistliche Lieder für gemischte Gesangchöre zum Gebrauch in Gottesdiensten und Jugend-Vereinen etc. Zusammengestellt von H. B. in H. (zumeist aus „Himmelwärts", eine Sammlung geistl. Lieder von E. S. Lorenz. Preis Mk. 1,50.). Zeitz o. J. (29 Nrr. mit Noten). Bemerkenswert ist Nr. 15, der „Männerchor" von C. Reuß, komponiert von Franz Abt: „Heil euch, fromme junge Helden! Schart euch um das Kreuzpanier." (Überschrift: „Junge

[1]) Bei Erk-Böhme sind solche kleinen Publikationen nicht berücksichtigt. — Zu I, XXXI ist das. nachzutragen: Michael Vehe's Gesangbüchlein vom Jahre 1537. Das älteste katholische Gesangbuch. Nach dem Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Hannover hrsg. von Hoffmann von Fallersleben. Hann. 1855. (52 Nrr. o. N.)

[2]) Eine brauchbare populäre Einführung (anonym; von Disselhoff?) steht im „Jahrbuch für christliche Unterhaltung, hrsg. von der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth für das Jahr 1892", Kaiserswerth a. Rh. o. J.; in 2 Büchern, mit Bildern und Schriftproben.

den Protestanten wieder zu Ehren (vgl. z. B. aaO. S. 429: Claude Goudimel 1559 [Erlassen ist der Sünden Schuld!], S. 111: Joh. Crüger 1653 [O treuer Hüter, Brunnen aller Güter]); berücksichtigt ist auch das Frankfurter Gesangbuch 1668, desgl. die böhmischen Brüder im 15. und 16. Jh., daneben Paul Gerhardt, Martin Luther, Nik. Selnekker 1587, auch Volksweisen und anderes wertvolles Gut. Reinthalers Liederbibel ist leider wenig bekannt; sie verdient eingehendes Studium.

Ahlfeld-Kretzschmar-Stöbe.

Die protestantische Sammlung von Ahlfeld-Kretzschmar-Stöbe wurde bereits oben S. 224 empfohlen; sie zeigt 4stimmigen Satz (resp. Klaviersatz mit Violin- und Baßschlüssel) und zerfällt in 24 Abteilungen (19. Morgenlieder. 20. Abendlieder, die beiden alten deutschen Gattungen.). Das 17. Jh. erfährt die gebührende Würdigung. Außer manchem uns nun schon bekannten Stücke erscheint hier z. B. das beliebte: „Harre, meine Seele, harre des Herrn, ..." (Melodie von Cesar Malan, 1827; Tonsatz aus dem Hannöverschen Choralbuch von E. Hille), in der Abteilung 16: „Vom Gebete" Nr. 12. Diese brauchbare Sammlung kann auch als Notenbuch benutzt und auf den Notenständer des Klaviers gestellt werden.

Albert Knapp.

Weit umfangreicher, jedoch ohne Melodien, ist die oben S. 224, Anm. [1]) erwähnte Sammlung von Knapp (3572 Nrr. o. N., dazu noch der Anhang); ein Verzeichnis der Liederdichter und der Versmaße erhöht den Wert des Buches; auch ein alphabetisches Register ist vorhanden. Dieses standard work, ein unentbehrliches Nachschlagewerk, ist in vier Bücher eingeteilt (das erste zu 16, das zweite zu 17, das dritte zu 16, das letzte zu 5 Abteilungen). Aus dem reichen Inhalte heben wir nur hervor III, 15[a]: „Allgemeine Missions-Lieder" (Nrr. 1152 bis 1218), worunter Nr. 1189 (von Joh. Rothe) bemerkenswert ist; es läßt alle Völker der Erde Revue passieren und sucht sie in je einer Anredestrophe zu bekehren. Dann folgt III, 15[b]: „Missionslieder für Israel" (Nrr. 1219—1248), darauf III, 16: „Von der Gemeinschaft der Heiligen." („Auch christliche Vereinslieder.")

Das Missionslied.

Die „Diaspora-Lieder".

Beachtenswert sind stets die „Diaspora-Lieder": — katholische in protestantischen, protestantische in katholischen Gegenden. Wirksame Kampflieder sind hier am Platze. Mitunter muß man sich in das sprachliche Gewand des Gegners hüllen. Vgl. z. B.: Ludwig Frühwirth, Egyházi-Énekdallamok. Kirchenlieder. Pozsony [Preßburg in Ungarn] o. J. (100 Nrr., mit ungarischem und deutschem Text, sowie mit einstimmigem Satz, auch mit ungarischem und deutschem „Melodien-Verzeichnis". Der Ton der Sammlung ist angegeben in Nr. 48: „Látod, Jsten szíveinket. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Einige Nrr. sind ohne ungarische Version geblieben (z. B. 42 [„Wenn ich ihn nur

A. Birlinger und W. Crecelius zurückgreifen, I. II. Wiesbaden 1874. — Das „Wunderhorn" ist eine unschätzbare Fundgrube, leider ohne alle Noten. Dieser Mangel ward oft empfunden. Ihm suchen solche Sammlungen abzuhelfen wie etwa (für die ältere Zeit): Vier und zwanzig Alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn mit bekannten meist älteren Weisen beym Klavier zu singen. Heidelberg 1810, bey Mohr und Zimmer (ed. Prof. Ant. Friedr. Justus Thibaut-Heidelberg; vgl. E.-B. I, XLIX) oder (für die neuere Zeit): Aus des Knaben Wunderhorn. Alte Minneweisen und Volkslieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearb. von Eduard Lassen, Leipzig o. J. [1903/04]; nebst einem „Zur Einleitung" von Arthur Smolian. Diese Sammlung umfaßt 90 Nrr. — Das Wunderhorn numeriert die Lieder nicht; für Bd. 2 und 3 hatte Arnim eine 6 Rubriken umfassende Einteilung entworfen; vgl. Grisebach XXI. Als ein selbständiger Anhang erscheinen zuletzt die Kinderlieder.

Nicolais Almanach.

Nicolais „kleyner feyner Almanach" 1777/78[1]) wurde kritisch ediert von Georg Ellinger, Berlin 1888 (Berliner Neudrucke I. II); leider ohne die Noten. (Vgl. Karl Cleve, Programm, Schwedt a. O. 1895: N. f. kl. A.) Jeder der beiden Teile umfaßt 32 Nrr., gleich den zwei Jahrgängen des Originals; im „Anhang" ist der „Quellennachweis" zu vergleichen.

Das Opus Nicolais berücksichtigt namentlich die Handwerkerlieder, während das Wunderhorn eine Vorliebe für geistliche, speziell katholische Kirchenlieder an den Tag legt (der Einfluß Brentanos im 2. und 3. Teil). Wir dürfen daher das Wunderhorn partiell als katholisches Familien-Gesangbuch ansprechen; eine Gattung, die sonst äußerst spärlich vertreten zu sein scheint.

Katholische Hausmusik.

Katholische Hausmusik dürfte überhaupt, sammlungsmäßig angelegt, nur selten vorkommen. Es fehlt, bezeichnender Weise, in katholischen Kirchen- und Schulliederbüchern auf dem Titelblatte wohl meist der Zusatz: „Für Schule und Haus"; vgl. z. B. A. Musiol, Katholische Kirchenlieder[4]. Groß-Strehlitz o. J. (86 Nrr.); Hugo Löbmann, Jugendgrüße. 61 alte und neue Lieder als Zugabe zum „Liederbuch für katholische Schulen". Leipzig 1901 (zweist. Satz); derſ., Liederb. f. kathol. Sch. I. II. (Unter-, Oberstufe): I[4] Lpz. 04 (102 Nrr. m. N.), II[3] ebda o. J. [1901] (133 Nrr. m. N.); Katholisches Kirchenliederbuch. Zweistimmig bearb. von Anton Scholze (56 Nrr. m. N.; Nr. 56. die „Österreichische Volkshymne" von Haydn, als Kirchenlied!), und viele a. m.! Streng liturgisch oder rituell ist: Gebete und

[1]) Die „Königliche und Universitäts-Bibliothek" zu Königsberg i. Pr. besitzt ein Exemplar dieses seltenen Werkes, aus dem Nachlaß des Gymnasialdirektors Friedrich Gotthold; Signatur: Pbs 57 (Gh). 12°.

Gesänge bei den Schulmessen[2]. Cham 1905; auf die „Singmessen" folgen hier im „Anhang" weitere ähnliche Lieder; z. B. S. 24f.: „O Haupt voll Blut und Wunden" [in einer 4strophigen vorgerhardtischen Fassung, nach dem salve caput cruentatum des Bernhard von Clairvaux] oder dreistr., u. dergl. Auf protestantischer Seite entspricht etwa: Passionsbüchlein . . . mit Liederversen a. d. Evangel. Gesangbuche für Ost- und Westpreußen . . ., Königsberg i. Pr. o. J. — Für beide Konfessionen eingerichtet ist die „Liedersammlung für achtklassige Volksschulen". [Ausgabe für katholische etc. Schulen.] Hrsg. von Oskar Häring. 3 Hefte. Lpz. (Teubner); M. 0,20. 0,30. 0,50.

Als Familienbüchlein könnte allenfalls gelten: A. Haupt, Liedersammlung für die mittleren und oberen Klassen katholischer Schulen[6]. Paderborn o. J. [1894], mit einer Vorbemerkung; 117 Nrr. mit zweist. Satz. Gleich an zweiter Stelle treffen wir auf das schöne (auch in protestantischen Kreisen oft gesungene) „Volkslied" von B. Schmolck: „Der beste Freund" („Der beste Freund ist in dem Himmel; auf Erden sind nicht Freunde viel!"); es folgt als Nr. 3 Höltys: „Üb' immer Treu' und Redlichkeit" („Der alte Landmann an seinen Sohn"). Als Nr. 52 ist die „Preußische Nationalhymne" zu finden („Heil dir im Siegerkranz" von Heinrich Harries, Mel. von Henry Carey). Bemerkenswert ist auch das „Gesellschaftslied" (Nr. 31) von Daniel Jäger (Mel. nach Anton Franz Hoffmeister): „1. O, wie lieblich ist's im Kreis trauter Biederleute! Welt und Menschen gewinnt darin eine bess're Seite, und das ganze Lebensbild wird so herrlich, wird so mild, jeder muß es lieben!" Vorher geht (Nr. 30): „Freut euch des Lebens" (Usteri-Nägeli). Ein gesunder Eklektizismus ist in der ganzen Sammlung zu verspüren. Es fehlt auch nicht an religiösen Stücken (z. B. Nr. 91: „Dem Herzen Jesu." Nach dem ‚Sursum corda'!). Häufig tritt dagegen, wie gesagt, der Zusatz: „Für Schule und Haus" in protestantischen Sammlungen auf; diese sind dann meist von überwiegend patriotischer Natur. Vgl. z. B.: [143][1]) Deutsche Lieder für Schule und Haus zusammengestellt von G. Albert[34]. Altenburg 1904 (zweist. Satz).[2]) Wirkungsvoll ist Nr. 135: „Großer Gott, wir loben dich" (Der Ambrosianische Lobgesang) v. B. Schmolck, Melodie von Peter Ritter. Wanderlust und Naturfreude spielen in der Sammlung eine nicht geringe Rolle; auch die alte patriarchalische Art fehlt nicht (Nr. 65: Abendlied, von Matthias Claudius-A. P. Schulz: „Der Mond ist aufgegangen, ...").

A. Haupt.

---

[1]) Auf dem sog. Schmutztitel (d. i. der kartonierte Umschlagdeckel) fehlt diese Zahlenangabe.

[2]) Von demselben Herausgeber erschienen ebenda: Liederbuch für Schulen, 2 Hefte; Sammlung vierstimmiger Choralgesänge (meist mit J. S. Bachschem Tonsatze).

Der eiserne Schulbestand.

Desgleichen könnte eventuell auf katholische Kreise zurückzuführen sein: 100 Volksliedertexte für Schule und Haus.' (Neu bearbeitete Ausgabe.) Berlin W. o. J.; dazu die „Vorbemerkung": „Die Nummern der Lieder, welche zum eisernen Bestande der Schule (20 Volkslieder, Priebatsch-Breslau) gehören, sind angegeben. — Die Melodien der übrigen Lieder sind enthalten in Ferd. Hirts Deutsches Liederbuch (Breslau) und im Schulliederbuch, Teil II (Breslau-Morgenstern)."

Das Hirtsche Liederbuch.

Unter den Liedern des eisernen Bestandes erscheinen auch, für manchen Leser gewiß überraschend, die Stücke: „O wie lieblich ist's im Kreis trauter Biederleute!" (Nr. 67) und: „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön" (Nr. 60); weniger auffallend sind vielleicht Nr. 19: „Dort unten in der Mühle" und Nr. 69: „Preisend mit viel schönen Reden"; noch weniger Nr. 3: „Alle Vögel sind schon da" und Nr. 61: „Nun ade, du mein lieb Heimatland". Das aaO. erwähnte Hirtsche Liederbuch[1]) hat eine ziemlich komplizierte Naturgeschichte, da es mit den diversen „Deutschen Lesebüchern" desselben Verlages (Ferdinand Hirt, Königliche Universitäts- und Verlags-Buchhandlung, Breslau) in Beziehung zu setzen ist; es gibt eine Ausgabe A (für evangelische), B (für katholische Schulen): beide in zwei Heften die „Stufen" betreffend, beide 1899 erschienen, A schon in 2. Auflage; endlich noch eine Ausgabe C in 2 Heften, 1902. Es umfaßt: A 117 + 153 Nrr. [= 270], B: desgl., C: 54 + 6 + 109 Nrr. = 169 [darunter 6 Spiele]; alles mit Noten (Singstimme) oder zweistimmiger Satz. A^I und B^I sind in je 9 Rubriken eingeteilt; VIII: „Religiöses Leben". Eine beachtenswerte Folge ist I—IV: „Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterlieder". Zur Einteilung von A^{II} und B^{II} finden wir die Siebenzahl verwendet; VII: „Religiöser Sinn". Als Stichproben seien hier angeführt (aus der Abtlg. IV: „Turn- und Marschlieder") Nrr. 52: „Wanderlied" von Justinus Kerner (Volksweise): „Wohlauf, noch getrunken", und 53: „Müllers Wanderlied" von Wilh. Müller (Karl Föllner): „Das Wandern ist des Müllers Lust". — Die Ausgabe C ist an das Lesebuch E „angelehnt"; den Schluß von C^{II} bildet die Rubrik IX: „Kanons" (Nrr. 107—109; Nr. 108: „Frühling": „Der Frühling kehrt wieder, es ladet der Hain —, das Veilchen im Thale zur Freude uns ein —").

H. W. Stork.

Eine reichhaltige hier zu nennende Sammlung berücksichtigt auch das ältere Volkslied: Großer Schulliederschatz oder 1000 Jugend- und Volkslieder mit ein-, zwei-, drei- und vierstimmigen Volksweisen nebst einem Anhange von 25 Kanons, mit biographischen und charakteristischen Notizen über die Dichter

[1]) Diese Sammlung ist wohl eines der markantesten Beispiele für den Einfluß des Lehrplanes und des Verlegers. Beim Anhören des Titels denkt wohl Jeder, Hirt sei der Herausgeber! (Also: Verlag = Herausgeber.

der Lieder. Ein Buch für evangelische Lehrer sowie für alle Freunde gesunden Volksgesanges. Hrsg. von H. W. Stork, Lehrer in Wechte. Gütersloh 1868. Gedruckt und in Commission bei C. Bertelsmann; ein wichtiges Nachschlagewerk, in VII Rubriken eingeteilt (V: Naturlieder, Nrr. 482—730), mit alphabetischem Register (Nr. 586: „Schwertlied" von Th. Körner, gedichtet den 26. August 1813, wenige Stunden vor seinem Tode; komponiert von C. M. v. Weber: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken?").

C. G. Reepschläger.

Eigenartig, weil das seltene Motett berücksichtigend (Lieder und Motetten, Nrr. 1—230), ist der: Liederkranz . . . für Schule und Haus. Hrsg. von C. G. Reepschläger, Rektor und Kantor in Tilsit. Ausgabe A[25]. Berlin 1906 (300 Nrr. m. N., bis zu 3 Stimmen); es folgen „Choräle" (Nrr. 231 bis 284), dann zum Schluß, als „Zugabe", „Geistliche Volkslieder" (Nrr. 285—300[a. b]). Als Nr. 297 erscheint: „So nimm denn meine Hände", komponiert von Friedrich Silcher. Das Kinderlied ist, namentlich im Anfang, reich vertreten.

Martin Fischer.

Zu der in Rede stehenden Kategorie gehört auch noch: Liedersammlung für Schule und Haus. Hrsg. von Martin Fischer[2]. Prenzlau 1892 (166 Nrr. mit Noten, meist dreistimmiger Satz). Dieses Buch ist eigentümlich zusammengesetzt, was sich aus der Stellung des Herausgebers erklärt (Gesanglehrer am Gymnasium und an den beiden höheren Töchterschulen zu Prenzlau); das maskuline wie das feminine Element sind daher beide ziemlich gleichmäßig vertreten. Die zahlreichen Kinderlieder finden wir mit einem Sternchen bezeichnet, anders als in der vorigen Sammlung, wo das Sternchen bedeutet, daß die Lieder 2- und 3-stimmig gesungen werden können. Der Reepschlägersche „Liederkranz" ist übrigens ebenfalls für Knaben- wie für Mädchenschulen eingerichtet.

H. A. F. Sölter.

Weit geringer an Umfang (weil vermutlich nur für Knaben bestimmt) ist: Volksschulliederbuch für die deutsche Jugend. Unter Mitwirkung mehrer [sic!] Schulmänner zus. gestellt und hrsg. v. H. A. F. Sölter. Erstes Heft: Zweistimmige Lieder[14]. Braunschweig 1884. Als Nr. 26 erscheint auch hier: „Der Nachtigall Antwort" (Anfang: „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön"), von Hoffm. v. F.; Nr. 49 bringt den „Jäger aus Kurpfalz". Schwermütig erklingt Nr. 57: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden" (Ernst von Feuchtersleben-M. Mendelsohn-Bartholdy). Verwandtschaft im Ton zeigt die Sammlung: J. Kindervater und P. Wagner, Liederbuch für Volksschulen[3]. Braunschweig und Leipzig 1902 (140 Nrr. m. N.; 2—3stimm. Satz); Nr. 21 das schöne alte „Weihnachtslied" von K. G. Hering (1766—1853):

„Morgen, Kinder, wird's was geben" (5 Strophen). Eingeteilt ist diese Sammlung nach der Unter-, Mittel- und Oberstufe.

Chr. H. Lüdicke.

Dasselbe Prinzip findet sich häufig auch in größeren Sammlungen. Vgl. z. B.: Chr. H. Lüdicke, Liederwald. Lieder für deutsche Schulen. Mit Originalkompositionen von ... Franz Abt u. s. w. I Leipzig 1898; II[6] ebenda 94; III. IV ebenda o. J. Es umfassen I und II je 120 „Lieder und Gesänge" (I: Unter-, II: Mittelstufe); III ist etwas umfangreicher (155 Nrr. für die Oberstufe), IV hat 83 Nrr. (für Oberklassen der Volksschulen und für höhere Lehranstalten); alles mit Noten. Im „Vorwort" zu I heißt es: „Um die zur Belebung unsers Volksgesanges nötige Gesangseinheit fördern zu helfen, erfolgte die Auswahl der Lieder diesmal vorzugsweise nach Lehrplänen von mehrklassigen Volks-, Mittel- und höheren Töchterschulen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Die in Deutschland allgemein zur Einübung vorgeschriebenen oder ausgewählten Lieder sind in diese Neubearbeitung aufgenommen und als Normallieder mit † bezeichnet worden. Die Sammlung enthält demgemäß unsere schönsten und besten Volks- und volkstümlichen Lieder, von denen mehrere bisher nur Erwachsenen zugänglich waren." Der Herausgeber ist mit musikalischen Beiträgen vertreten; vgl. z. B. I, Nr. *26 (das Sternchen [*] bezeichnet die Originalkomposition): „Die kleine Geige" von Hoffm. v. F., komponiert von Chr. H. Lüdicke. Altes, niemals ganz vergessenes Gut ist hier wieder zu Ehren gebracht; vgl. z. B. I, Nr. †86: „Der gute Reiche" von Kaspar Friedrich Lossius, komp. von Adam Wilhelm Erk („An einem Fluß, der rauschend schoß, ein armes Mädchen saß"). In II finden wir ebenfalls viele schöne Stücke, so Nr. †116: „Die Heimat der Seele" (2 oder 3stimmig) von F. L. Jörgens (Volksweise): „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?" (3 Strophen). Aus den späteren Teilen des Werkes sei genannt III, Nr. †46: „Frage" (von Justinus Kerner, komp. v. Ludwig van Beethoven): „Wärst du nicht, heil'ger Abendschein! Wärst du nicht, sternerhellte Nacht! Du Blütenschmuck, du üpp'ger Hain, und du Gebirg von ernster Pracht!" Diese namentlich für praktische Zwecke sehr zu empfehlende Sammlung ist angeordnet nach folgenden „Gesichtspunkten", ein pädagogisches, nicht zu verachtendes Prinzip: „Frühling, Morgen, Reisen, Sommer, Abend, Wandern, Wald, Menschenleben, Herbst, Winter, geselliges Leben, Vaterland, Weihnacht, Religion"; sie trägt zu Recht das bezeichnende Motto: „Aus dem Guten das Beste" (E. Hentschel).

Ein Braunschweiger Schul-Liederbuch.

Etwas abweichend präsentiert sich das neue Unternehmen: Liederbuch für deutsche Schulen. In vier Heften hrsg. v. W. Mühe (Schulinspektor), H. Rowoldt (Kantor), A. Hoppe (Schulinspektor), O. Siedentopp (Lehrer). I[2], Braunschweig 1904 (40 Nrr. m. N.; im Anhang Spiellieder und Choräle);

der Lieder. Ein Buch für evangelische Lehrer sowie für alle Freunde gesunden Volksgesanges. Hrsg. von H. W. Stork, Lehrer in Wechte. Gütersloh 1868. Gedruckt und in Commission bei C. Bertelsmann; ein wichtiges Nachschlagewerk, in VII Rubriken eingeteilt (V: Naturlieder, Nrr. 482—730), mit alphabetischem Register (Nr. 386: „Schwertlied" von Th. Körner, gedichtet den 26. August 1813, wenige Stunden vor seinem Tode; komponiert von C. M. v. Weber: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken?").

C. G. Reepschläger.

Eigenartig, weil das seltene Motett berücksichtigend (Lieder und Motetten, Nrr. 1—230), ist der: Liederkranz . . . für Schule und Haus. Hrsg. von C. G. Reepschläger, Rektor und Kantor in Tilsit. Ausgabe A[25]. Berlin 1906 (300 Nrr. m. N., bis zu 3 Stimmen); es folgen „Choräle" (Nrr. 231 bis 284), dann zum Schluß, als „Zugabe", „Geistliche Volkslieder" (Nrr. 285—300[a. b]). Als Nr. 297 erscheint: „So nimm denn meine Hände", komponiert von Friedrich Silcher. Das Kinderlied ist, namentlich im Anfang, reich vertreten.

Martin Fischer.

Zu der in Rede stehenden Kategorie gehört auch noch: Liedersammlung für Schule und Haus. Hrsg. von Martin Fischer[2]. Prenzlau 1892 (166 Nrr. mit Noten, meist dreistimmiger Satz). Dieses Buch ist eigentümlich zusammengesetzt, was sich aus der Stellung des Herausgebers erklärt (Gesanglehrer am Gymnasium und an den beiden höheren Töchterschulen zu Prenzlau); das maskuline wie das feminine Element sind daher beide ziemlich gleichmäßig vertreten. Die zahlreichen Kinderlieder finden wir mit einem Sternchen bezeichnet, anders als in der vorigen Sammlung, wo das Sternchen bedeutet, daß die Lieder 2- und 3-stimmig gesungen werden können. Der Reepschlägersche „Liederkranz" ist übrigens ebenfalls für Knaben- wie für Mädchenschulen eingerichtet.

H. A. F. Sölter.

Weit geringer an Umfang (weil vermutlich nur für Knaben bestimmt) ist: Volksschulliederbuch für die deutsche Jugend. Unter Mitwirkung mehrer [sic!] Schulmänner zus. gestellt und hrsg. v. H. A. F. Sölter. Erstes Heft: Zweistimmige Lieder[14]. Braunschweig 1884. Als Nr. 26 erscheint auch hier: „Der Nachtigall Antwort" (Anfang: „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön"), von Hoffm. v. F.; Nr. 49 bringt den „Jäger aus Kurpfalz". Schwermütig erklingt Nr. 57: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden" (Ernst von Feuchtersleben-M. Mendelssohn-Bartholdy). Verwandtschaft im Ton zeigt die Sammlung: J. Kindervater und P. Wagner, Liederbuch für Volksschulen[3]. Braunschweig und Leipzig 1902 (140 Nrr. m. N.; 2—3stimm. Satz); Nr. 21 das schöne alte „Weihnachtslied" von H. G. Hering (1766—1853):

in XX Abtlgn.; dazu als Nr. [148] die „Volkshymne"). — Für ein anderes katholisches Land (Bayern) sei angeführt: Philipp Hampp, Liederbuch für Volks- und Mittelschulen. I. II. München 1906. 07. Mit besonderer Berücksichtigung der Einführung in das Treffsingen auf Grund der Kadenzdreiklänge; o. Nrr., m. N., auch dialektische Stücke enthaltend (II, S. 61: „Der Wendlstoa") und sonst noch manches seltenere (I, S. 11: „Vaterlandsgesang" nach Matthias Claudius, Komponist unbekannt; Anfang: „Zum Himmel erhebe dich, Freudengesang!" Neben dem patriotischen Anstrich ist der kirchliche in dieser Sammlung unverkennbar.

Das „familienbuch".

Der geistliche Charakter ist denn auch den protestantischen Schul- und Haus-Liederbüchern stets treu geblieben; seit Luthers Zeit noch in erhöhtem Grade. Das „Gesangbuch" soll nicht nur in Kirche und Schule, sondern auch im Hause Verwendung finden, also ein Familienbuch sein. Diese Bestimmung geht z. B. deutlich hervor aus dem Titel einer der wichtigsten der hier zu nennenden Sammlungen: Neues Braunschweigisches Gesangbuch, nebst einem kurzen Gebetbuche zum öffentlichen und häuslichen [von mir gesperrt. U.] Gottesdienste. Mit Herzogl. Braunschweig. Lüneb. gnädigstem Special-Privilegio. Braunschweig 1866. Druck und Verlag von Johann Heinrich Meyer; 718 Nrr. o. N., zweispaltig, in 4 Abthlgn. (zu 25, 16, 3, 14 Unter-Abthlgn.; IV, 14: „Des sel. D. M. Luthers sämmtliche Lieder, 685—718"). Auf agrarische Provenienz weisen hin: IV, 7. In Theurung, 610; 8. Für die Feld- und Landfrüchte überhaupt, 612—615; 9. Bei Gewittern, 622—626. Zu vergleichen ist der: Anhang zum Neuen Braunschweigischen Gesangbuch. Nach den Beschlüssen der Vierten Landessynode. Brschwg. 1887 (Nrr. 719—858). Die Geschichte dieser ganzen Sammlung ist eng verknüpft mit der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes überhaupt (namentlich im 18. Jh.); vgl. D. Christian Oberhey, Kirchenrat in Braunschweig, Die Lieder des braunschweigischen Gesangbuches hinsichtlich ihrer Entstehung und Gestaltung der Reihe nach beschrieben. Zweiter Beitrag zur Geschichte der Gesangbuchsreform im vorigen Jahrhundert. Braunschweig 1898. — Zwischen Braunschweig und Ostpreußen sind Beziehungen zu konstatieren: des Herzogs Albrecht zweite Gemahlin Anna stammte aus dem Welfenhause. Ein reicher, noch ungehobener Schatz von alten preußischen Gesangbüchern ruht in der „Kgl. u. Universitäts-Bibliothek" zu Königsberg i. Pr. Ein wichtiges Nachschlagewerk ist z. B.: Neue Sammlung Alter und Neuer Lieder, die in denen Preußischen Kirchen gesungen werden: ... Königsberg 1772 (947 Nrr. o. N. in XII Rubriken, inkl. „Anhang"); das „Evang. Gesgb. für Ost- und

II², ebenda 05 (55 Nrr. m. N.; im Anhang Kanons u. Choräle. Siedentopp fehlt im Titel); die Sammlung wird fortgesetzt. Aus I notieren wir Nr. 24: „Das Lämmchen" (Gedicht von Friedrich Justin Bertuch, komp. v. Joh. Friedr. Reichardt): „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee, ging einst mit auf die Weide" (5 Strr.); aus II mag angeführt sein Nr. 20: „Gute Nacht" (Theodor Körner-Ludwig Spohr): „Gute Nacht! gute Nacht! Allen Müden sei's gebracht!" (3 Strr.).

Evangelische Schulliederbücher sind wohl immer weit inhalt- Das Hochamt.
reicher als die entsprechenden katholischen Sammlungen. Wie gering ist z. B. die Zahl der aufgenommenen Stücke (nicht numeriert, alles ohne Noten) in: Kirchen-Lieder für die katholische Schuljugend[3]. Niemes o. J.; voran Lieder für die 6 Wochentage, dann „Deutsches Hochamt" („Hier liegt vor Deiner Majestät Im Staub die Christenschar"; 6 Strr.). S. 43 f. steht ein 6strophiges Lied: Zu Ehren der heil. Märtyrer und Schutzpatrone Georg und Agapit; Anfang: „1. Der zwei Blutzeugen Sieg und Kron' Verehren wir im Jubelton, Georg und Agapiti Ruhm [: Allhier in Gottes Heiligthum. :]" Den Schluß macht die „Österreichische Volkshymne"; Anfang: „1. Gott erhalte, Gott beschütze Unsern Kaiser, unser Land!" (4 Strr.). Diese Hymne wird also unter die Schul-, resp. Kirchenlieder gerechnet.

Dieselbe Hymne finden wir auch gegen den Schluß (Nr. 23) Michael Bauer.
in der Sammlung: Kirchenlieder für Gymnasien und Realschulen. Hrsg. v. Michael Bauer[4]. Wien 1904[1]) (24 Nrr. mit zweist. Satz); Nrr. 17—21: „Meßgesänge" (die vorhergehenden Nrr. sind meist überschrieben: „Vor..." oder „Nach der Wandlung"; Nr. 5: „Fastenlied", Nr. 8: „Osterlied"), Nr. 22 endlich das mächtige Te Deum: „1. Großer Gott! wir loben dich. Herr, wir preisen deine Stärke. Vor dir neigt die Erde sich und bewundert deine Werke. Wie du warst zu aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit." (9 Strr., nach dem ambrosianischen Lobgesange, mit eigener Melodie.) Dieses wirkungsvolle Lied erscheint auch oft in evangelischen Büchern; meist in kürzerer Fassung; so z. B. in der (allerdings nicht in Wien erschienenen): Reichsharfe. Liederbuch für Christliche Versammlungen[3]. Striegau o. J. [1906], umfassend 500 Nrr. o. N.; darin Nr. 17 (5 Strr.). In einer Wiener evangelischen Sammlung fehlt dagegen dieses Lied; es ist der: Liederschatz. Ausgewählte evangelische Kirchenlieder zum Schulgebrauche. Hrsg. vom Vorstand der Evangel. Schulen in Wien[2]. Wien o. J. (147 Nrr. mit meist einst. Mel.,

[1]) Im Verlage der „Manzschen k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung", welche noch andere Arbeiten desselben Herausgebers ankündigt; wir heben hervor: Liedersammlung für österr. Mittelschulen[2], 1899; 42 Lieder.

trachtende Arbeit von Prof. Karl Knoke); hier bei Zelle ist zum ersten Male dem Familienbuche Rechnung getragen! Die Geschichte des protestantischen Gesangbuches ist noch nicht geschrieben; sie kann auch vor dem Abschluß der geschilderten Bewegung kaum geschrieben werden! Dann aber wird sich vermutlich herausstellen, daß hier ein Hausbuch für die Kirche „aptiert" worden ist; nicht umgekehrt, wie man bisher wohl ziemlich allgemein annahm. So geht es ja häufig in der Wissenschaft: die frühere Erkenntnis verkehrt sich in ihr direktes Gegenteil!

Das Mildheimische Liederbuch.

Unter diesen Umständen gewinnt aber so manches literarische Faktum eine ganz andere Beleuchtung. Vor allen Dingen erscheint jetzt die Idee des „Mildheimischen Lieder-Buches"[1] nicht mehr gar so ungeheuerlich, wie sie wohl schon vielen Forschern und Lesern vorgekommen ist.

Die Rubriken.

Grotesk ist allerdings die Art und Zahl der Rubriken, deren wir nicht weniger als LXXX finden; manche Rubrik umfaßt nur eine einzige Nr., so z. B. III. Die Sterne. 7; IV. Die Wolken. 8; XIX. Die Fische. 41; LVIII. Der Biedermann. 200; LXXI. Für alle Stände insgemein. 370 (23 Stände). Die Abteilungen LXXII—LXXVII bringen dann die eigentlichen Berufslieder (die auf Geräuschmotive alle noch genau zu untersuchen sind!), und zwar: „LXXII. Für den Nährstand. 371—486 und für Landleute überhaupt. 371—[sic!] 377; LXXIII. Besondere ländliche Geschäfte. 378—426; LXXIV. Für Handwerker insgemein. 427—440; LXXV. Für besondere Handwerke und Gewerbe. 441—480; LXXVI. Für Gesinde und Taglöhner. 481—486; LXXVII. Für den Lehrstand. 487—491; LXXVIII. Für den Wehrstand. 492—511." Besonders wichtig ist die Rubrik LXXV!

Geistliche und weltliche Sammlungen.

Das Mh. Lb. repräsentiert den Übergang von den rein geistlichen zu den rein weltlichen Sammlungen. Indem wir nun jene verlassen[2] und uns diesen zuwenden, bemerken wir noch, daß die historischen Volkslieder im wesentlichen als eine Mittelgattung anzusehen sind; wir können sie meistens von zwei Seiten, als Kirchenlieder (geistlich) oder als Soldatenlieder (weltlich) ansehen; vgl. oben S. 80 f.[3])

[1]) Mildheimisches Lieder-Buch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann. Gesammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und ächter Tugend, die den Kopf nicht hängt, von Rudolph Zacharias Becker. Gotha 1801; dazu ein Melodienheft in Quer-Oktav, ebenfalls mehrfach aufgelegt (bis 1810).

[2]) Die bekannten Werke von Hoffmann v. F., Philipp Wackernagel u. a. sind noch systematisch abzusuchen; weitere Literatur in dem Artikel „Kirchenlied", Brockhaus X[14], 1894, 364. Ziemlich allgemein wird das Jahr 1648 als Wendepunkt hingestellt (Zerknirschung-Erbauung).

[3]) Große Sammlungen, wie die von v. Liliencron, v. Erlach v. Ditfurth u. a. müssen erst ausgebeutet werden.

Das Erwerbslied.

Rein weltlich sind nur die eigentlichen Berufs-, d. h. die Erwerbs-Lieder; solche „winiliod-Sammlungen" treten frühzeitig hervor und müssen versuchsweise chronologisch angeordnet werden, d. h. nach dem vermutlichen Alter der einzelnen Gewerbe. Daß hierbei Vollständigkeit weder jemals erreicht, noch auch nur annähernd erstrebt werden kann, brauche ich dem Volksliedforscher nicht erst zu sagen. Bei der Auswahl wurde Bedacht darauf genommen, daß die p. t. Herren Rezensenten auch wieder das alte bon mot vom „zufälligen Material" anzubringen Gelegenheit finden möchten. Übersichtlichkeit zu erreichen ist nur ein frommer Wunsch, bei der Fülle des Gegenstandes. Bevorzugt sind prinzipiell die Liederbücher ohne Noten; eine Gattung, welche Max Friedländer in seiner Forschung überhaupt, und namentlich in seinem großen zweibändigen Werke: Das deutsche Lied im 18. Jh. I. II. Stuttg. u. Berl. 1902. fast durchweg mit souveräner Verachtung gestraft hat. Sehr mit Unrecht, denn das wirkliche Volkslied wird ohne Noten gesungen! Sammlungen mit Noten „riechen nach der Lampe"; d. h. sie verraten die zünftige Anteilnahme des Musiktheoretikers und sind daher dem eigentlichen „Volke" verdächtig! In geschriebenen Liederbüchern wird man kaum jemals Noten finden.

Krieger und Seefahrer.

Zeitlich wären etwa die Krieger und die Seefahrer an die Spitze zu stellen (diese wie jene sind im Hildebrandsliede erwähnt; 6^a: helidôs, 42^b: sêolidantê). Doch haben die Lieder dieser beiden Gattungen durch die spätere (militärische) Organisation der Kaste (Armee und Marine) einen ganz eigentümlichen, nicht ursprünglichen Charakter angenommen; weshalb sie vorläufig besser noch bei Seite zu lassen sind.

Jäger und Schützen.

Wir beginnen daher mit den Jägern und Schützen (Hildebrdsld. 51^b: folc sceotantero). Vgl. Nh. Lh. Nrr. 370 [nur Str. 6]. 447—450; eine größere Sammlung der älteren Zeit ist: Jägerlieder für Jagd- und Forstfreunde. Quedlinb. u. Lpz. 1823 (Basse); 48 Nrr. o. N., darunter auch einige Kunstlieder. Wir erwähnen die Nr. 31 (S. 106—109): „Der Wald. Parodie des trefflichen Rheinweinliedes von Claudius;" Anf.: „Bekränzt mit Laub die runden Jägerhüte! Lobsingt dem Wald mit mir! Auf Erden zeigt des Schöpfers Macht und Güte Sich größer nicht als hier!" Noch 8 Strr.; Überschrift: „In bekannter Melodie", Unterschrift: „v. Wildungen." — Sehr beliebt war einst die auch heute noch nicht ganz vergessene Sammlung: Alte und neue Jäger-Lieder mit Bildern und Singweisen. Hrsg. von F. Pocci und F. von Kobell. Schwäb. Hall 1852 (Verlag der v. Vogelschen Verlagsbuchhandlung in Landshut);[3] o. J. (Verlag von Ernst Rust in Leipzig. Die dritte Aufl. ist stark vermehrt (56 Nrr. m. 1—2st. S.); am Schluß 14 Jagdsignale (5. Hirschtod. 6. Rehtod. 7. Sautod.

8. Fuchstod), Nr. 55: Siebenbürgisches Jägerlied („Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst"; 3 Strr.). Älteres Gut ist berücksichtigt: Nr. 24: „Drei Fräulein" (Wunderhorn nach einem Volkslied des 16. Jh.s, F. Mendelssohn-Bartholdy: „Mit Lust thät ich ausreiten durch einen grünen Wald,..."; 3 Strr.). Daneben fehlt der „Jäger aus Kurpfalz" (Nr. 31) ebensowenig wie die „Romanze aus der Oper: Das Nachtlager in Granada" (C. v. Braun-Konr. Kreutzer: „Ein Schütz' bin ich in des Regenten Sold,..."; 2 Strr.). Dies ist so im allgemeinen der Ton, auf den solche Sammlungen wohl noch bis heute gestimmt zu sein pflegen.

Das Jägerlied.

Ähnlich angelegt ist: Jägerlieder, nach Text und Melodie sorgfältig ausgewählt, mit Illustrationen versehen und sonst noch Einiges, was dem Waidmann nicht vergrämt. Von Carl Ludwig. Neuwied o. J. (26 Nrr. m. N., Satz bis zu 3 Stimmen; am Schluß 14 Jagd-Signale); Nr. 13: „Heil dem Jägersmann!" von Heinr. Kiefer, Mel. v. C. M. J. Kiefer: „Heil dem Manne, der den grünen Hain Des Vaterlandes sich zur Heimat auserwählet, Den die Freiheit und der goldne Wein Mit Liebe, Mut und Fröhlichkeit beseelet!", 5 Strr., Zusatz: „In Studentenkreisen gerne gesungen."

Illustriert ist auch (dies scheint eine spezielle Eigentümlichkeit der Jägerliederbücher zu sein!): Alte und neue Jägerlieder. Mit Bildern u. Singweisen.[5] Hann. Münden 1903 (H. Augustin). 86 S. 8^0.

Die Forstversammlung.

Aus einem praktischen Bedürfnis ging hervor: Waidmanns Heil! 42 Lieder mit Melodie und einfacher Klavierbegleitung für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde. Arrangiert von G. Merz, Oberförster. Stuttgart o. J. [1891] (dem Oberforstrat Prof. Dr. von Nördlinger in Tübingen gewidmet); eine scheinbar in süddeutschen, vornehmen Kreisen oft benutzte Sammlung. Im Vorwort heißt es: „. . . . allein gar oft scheitert der allgemeine Cantus daran, daß der eine den Text, der andere die Melodie nicht mehr genau kennt, oder daß der Stimmführer das Lied zu hoch oder zu niedrig angestimmt hat.

Bei den Forstversammlungen pflegt man sich damit zu helfen, daß man immer eine Anzahl von Liedern drucken läßt: aber meist will es auch dann nicht recht gehen, denn es fehlen gewöhnlich die Noten."

Das Jägerleben.

Der Anschluß an das Studentenlied ist bei Merz ganz unverkennbar; die höheren Forstchargen studieren eben, auf den Akademien! (I. Patriotische Lieder. II. Wald- und Waidmannslieder. III. Trink- und Gesellschaftslieder; Nr. 25: Gaudeamus, Nr. 36: „Stoßt an! Tübingen lebe! Hurrah hoch!" [Das „Burschenlebehoch"]; I, Nr. 12: L. Uhland, Der gute Kamerad; II, Nr. 16: „Jägerleben": „Im Wald und auf der Heide, da such' ich meine Freude, ich bin ein Jägersmann! :|:".) Nur die studierten Sänger legen Wert auf Noten! So gibt es beim Jägerliede, wie auch bei allen

anderen Liedergattungen, sog. „Zwischenstufen" (um hier diesen aktuellen Ausdruck zu gebrauchen); ein Umstand, der die Klassifizierung ungemein erschwert.

H. Burckhardt.

Ganz à la „Kommersbuch" angelegt ist (wie auch im Titel hervorgehoben): H. Burckhardts Jagd- und Waldlieder. Allgemeines Deutsches Lieder- u. Kommersbuch für Forstmänner, Jäger u. Jagdfreunde.[2] Bearb. u. hrsg. v. Bernhard Pompecki. Neudamm o. J., Verlag v. J. Neumann, Verlagsbuchhandlung für Landwirtschaft, Fischerei, Gartenbau, Forst- und Jagdwesen[1]); 709 [!] Nrr., meist m. N., einst. Satz, in VI Rubriken; im Vorwort wertvolle Literatur-Angaben.

Das Schützenlied.

Bernh. Pompecki bescherte uns auch noch: Allgemeines Deutsches Schützenliederbuch, Schwetz (Weichsel) 1898 (W. Moesers [G. Büchners] Verlag (460 Nrr.); dazu, als Melodienbuch, von dems.: Schützen-Liederalbum. Ernste u. launige Schützenlieder mit leichter Klavierbegleitung. Lpz., Br. u. H., o. J. (193 Nrr.)

Das Oberförsterlied.

Alle diese Sammlungen sind mehr für Oberförsterkreise berechnet. In höherem Grade gilt dies noch von den Ausstattungswerken, die auch viele Kunstlieder bringen; vgl. z. B.: Waldhornlieder. Jagdlieder aus alter und neuer Zeit. Ges. und hrsg. von Konrad Dreher, Lpz. 1905; Ludw. von Wildungens Jägerlieder. Neu bearb. u. hrsg. von Wilh. v. Büttler-Elberberg. Mit Originalzeichnungen von A. Mailick. Grethlein & Co., Sportverlag Lpz. (dem Kronprinzen gewidmet; etwa 1906). Bilder, Melodien, Anekdoten und Signale begleiten hier die Lieder.

Halali!

Militärisch „aptiert" (für die höheren „Chargen") ist: Halali! Des deutschen Jägers Liederbuch. Nach den von verschiedenen Forstbeamten und Jägern gelieferten Material gesammelt und zusammengestellt von Hausburg, Hauptmann und Kompagniechef im Inf.-Regt. Nr. 131. Mit dem Bildnis Sr. Maj. des Kaisers [im Jagddress]. Mülheim a. d. Ruhr. Verlag von Julius Bagel (ein bekannter Verlag für Soldatenliederbücher); 281 Nrr. o. N. Als Jägerlied müssen wir wohl auch Nr. 87 ansprechen: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein"; 5 Strr., von L. Uhland.

Das Försterlied.

Eine kleinere und einfache Sammlung, wohl für Försterkreise berechnet, ist: Waidmannsheil! Die schönsten Jagd-

---

[1]) In demselben Verlage erschien u. a. auch: Steinheuers Waldhornklänge. Jagd- und Waldlieder nebst einer Anzahl der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Trinklieder. Ein Lieder- und Kommersbuch für deutsche Forstmänner und Jäger, umfassend 200 Lieder [o. N.].[3] Neudamm o. J.; Nr. 137: „O Thäler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald" von J. v. Eichendorff. (Eigene Melodie); 4 Strr.

und Volkslieder. Den deutschen Waidmännern von Beruf und Sport gewidmet von einem sangesfrohen Jäger. Stuttgart o. J. (Verlag von Adolf Lung); 50 Nrr. o. N., I. Jagdlieder (Nrr. 1—20), II. Volkslieder (Nrr. 21—50).

Das Posthornlied.

Hier anzuschließen ist: Posthornschule und Posthorn-Taschenliederbuch . . . von Friedr. Gumbert, . . . nebst Abriß der Gesch. d. Posthorns und Sammlung historischer Posthornstücke von Karl Thieme, Geh. Postrat. Lpz., Carl Merseburger. Amsterdam, New-York o. J. — Man wolle vergleichen, was oben S. 236 ff. über die Verwandtschaft der Jäger und Reiter ausgeführt wurde. — Liederbücher für Postbeamte (die „Stephansjünger"!) habe ich bisher nicht auftreiben können, doch werden solche gewiß existieren, hatte doch Herr von Stephan, der frühere Generalpostmeister, selber eine poetische Ader!

Das Lied des Landwirtes.

Auf den Jäger folgt der Landwirt (Mh. Lb. Nrr. 371 bis 426; 422: Winzer), der eigentliche Urheber des winiliod; gedruckte Sammlungen sind selten. Ungefähr 50 Jahre mag alt sein: Lb. f. dtsche Landleute. Ges. v. J. H. Möwing, Lehrer a. d. Haberbergschen Kirchschule zu Königsberg i. Pr. Mit vielen Bildern und Singweisen. [Illustrationen liebt der frische Natursinn des Jägers und Landmannes!] Lpz., Georg Wigands Verlag o. J. (126 Nrr., zuletzt noch 38 „Vaterlands- und Wehrmannslieder"; nur hie und da Melodien, 1—3st. S.); Nr. 32: „1. Ein fromme Magd in gutem Stand / geht ihrer Frauen fein zur Hand, / hält Schüssel, Tisch und Teller weiß / zu ihrem und der Frauen Preis." (4 Strr., Bartholomäus Ringwaldt, gest. 1590); Nr. 50: „1. Unschuld, Tochter der Natur, / theures Kleinod beff'rer Herzen! / gieb uns Hirten dieser Flur, / daß wir dich doch nie verscherzen"; 5 Strr. (Ch. Ad. Overbeck). Aus den Liedern des Anhanges heben wir hervor Nr. 33: „Prinz Eugenius, der edle Ritter" (mit Bild: der Prinz hoch zu Roß, die Schlacht leitend).

Das Säemannslied.

In der Anordnung der Hauptgruppe (landwirtschaftliche Lieder) scheint die Reihenfolge der Feld- usw. Arbeiten, sowie der Wechsel der Jahreszeiten beobachtet zu sein. So handelt Nr. 45 vom Pflügen, Nr. 46 von der Ankunft der Störche, Nrr. 47—49 vom Säen, mit Bild (vgl. oben S. 171 f.), Nr. 50 vom Nahen des Frühlings („Alles neu macht der Mai", Herm. Adam v. Kamp, Mel.: Volksweise). Also eine Art landwirtschaftlicher Kalender in Liederbuchform! In der Nr. 47 haben wir das oben S. 172, Anm. 1) vermißte Lied vor uns: „1. Der Sä'mann streut aus voller Hand / den Samen auf das weiche Land, und wundersam! was er gesät, Das Körnlein wieder auferstehn" (9 Strr.; Krummacher, komp. v. Gersbach). Die Nr. 48 ist von v. Salis: „Arbeitsam und wacker pflügen", Nr. 49 ist anonym: „Pflüger, laßt den Pflug jetzt ruhn."

Ein christliches Sämannslied ist hier nachzutragen: Paul Beck-Ravensburg, Volkslieder aus Schwaben. Zs. d. Ver.s f. Volksk. 16, Berlin 1906, S. 433: Das christliche Säemannslied.

2. Säelied.

1. In Gottes Namen streue
Den Samen aus ich hier;
Und daß er wohl gedeihe,
Geb Gott, der Vater mir.

2. Ich hab das Feld umgraben
In Müh und Schweiß und Not;
Nun muß es Regen haben
Und Sonnenschein von Gott.

3. Was nützen Pflug und Spaden
In meiner treuen Hand,
Wenn nicht befreit vor Schaden
Und Unglück Gott das Land!

4. Was nützen Menschenwerke
Bei Ährenfeld und Saat,
Wenn nicht der Herr der Stärke
Sie segnet früh und spat!

5. Drum werf ich in die Erde
Das Korn mit fester Hand
Und fleh, daß segnen werde
Es Gott im stillen Land.

6. O Gott, vom Gnadensitze
Denk meiner auch dies Jahr,
Sieh mein Geschäft und schütze
Es gnädig immerdar!

„Aus den Katholischen Kirchenblättern für das Bistum Rottenburg 1831, Bd. 2, 318. Auf die einige Jahre zuvor dort veröffentlichte Aufforderung zur Sammlung von Volksliedern von einem Ungenannten im Donaukreise eingesandt."

Die Säerlieder sind im allgemeinen doch häufiger, als man glauben sollte. Christlich gewendet ist auch (Nr. †79 in der oben S. 318 besprochenen Sammlung: „Liederwald" von Chr. H. Lüdicke II[6], Lpz. 1894): „Beim Aussäen des Samens" von Christof von Schmid, komp. von Johannes Siebert: „1. Sink', o Körnlein, denn hinab, sink' ins stille, kühle Grab, in das Bett von Erde! Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich nichts mehr von dir sehen werde" (4 Strr.). — Aus derselben Sammlung (Lüdicke, Liederwald) ist noch zu erwähnen: III, Lpz. o. J. †22: „Landmanns Morgenruf", von Schink, komp. von Prof. Dr. H. K. Breidenstein: „1. Heraus aus dem Lager, der Hahn hat gekräht! Schon singen die Vögel, und Morgenluft weht. Seht, wie uns so freundlich das Morgenrot winkt, und rings in den Bächen der Sonnenstrahl blinkt!" (4 Strr.) Christof von Schmid.

Kleinere agrarische Lbb. sind selten;[1]) hübsch ist die verbreitete Sammlung von Otto Muenzer, Des deutschen Landwirts Lb.[4] Lpz. 1906 (118 nicht gezählte Nrr., ohne Melodien); S. 44 f.: „Wanderers Unglück" (ged. und komp. v. Conrad Rotter): „Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand, zieht rastlos Otto Muenzer.

[1]) Eine besondere Abart stellt sich dar in: Landwirtschaftliche Lieder für fröhliche Stunden. Zum Gebrauche für Schüler landwirtschaftlicher Lehranstalten. Aarau 1899. (18 Nrr. o. N.; Nr. 11: Guanolied von Scheffel; Nr. 12: Zweiter Teil, von F. Graf, über chemischen Mist; 4 Strr.)

ein Wandrer von Lande zu Land. Er sieht manche Städte, er sieht manchen Ort; doch fort muß er wieder, muß weiter fort." (3 Strr.) Hier werden ausnahmsweise einmal die Leiden des Wanderns geschildert; meistens finden wir die Wanderfreuden geschildert.

Das Wanderlied.

Das Wanderlied, in grauer Vorzeit durch das Nomadentum repräsentiert, ist mit dem Jäger-, Hirten- und Landwirtsliede sicherlich „urverwandt"! Das Wandern wird heute von besonderen Vereinen kunstgerecht gepflegt; vgl. z. B.: Wander-Lb. Zus. gest. f. d. Wandervereine Aachen, Cöln, Crefeld, Elberfeld, Düsseldorf u. s. Düsseldorf 1886 (132 Nrr. o. N., Nr. 55: „Muß i denn"); „Des Wandervogels Lb.". Hrsg. vom „Wandervogel", Eingetr. Verein Steglitz b. Berlin. Berlin SW. 11 u. Osterwieck/Harz 1905 (A. W. Zickfeldt): 152 Nrr., z. T. m. N. (1—2st. S.); Nr. 116: „O Straßburg", Nr. 141: „Wer recht in Freuden wandern will" von Em. Geibel, komp. von Dürrner (3 Strr.). Im Vorwort p. [III] heißt es: „Der „Wandervogel", früher „Ausschuß für Schülerfahrten", seit dem 2. Sept. 1904 „eingetragener Verein" zu Steglitz-Berlin, will das Fußwandern unter der deutschen Jugend fördern." Dagegen scheint das zuvor genannte „Wander-Lb." mehr für Erwachsene berechnet zu sein (vgl. z. B. Nr. 93: „Düsseldorfer 100. Wanderung"; Nr. 94: „Dem Wanderklub dies Loblied gilt, Ihn schreckt nicht Wind und Wetter"; 6 Strr., Unterschrift: Crefeld. W. W.). — Die Wanderlbb. sind selten!

Wanderer und Touristen.

Säen und Wandern sind zwei landwirtschaftliche Tätigkeiten, die unter Umständen gleichzeitig ausgeübt werden; metaphorisch lebt noch von beiden die Vorstellung (die mit Orden „besäte" Brust; im Latein „bewandert" sein; wer nicht mitkommt, der „bleibt liegen" und wird „betreten", vgl. oben S. 136). Was einst Sache der Männer war, ist nun der Brauch von Jünglingen und Knaben. Die Wander- und Turnfahrten der Gymnasiasten stehen daher auf einer etwas höheren Stufe als das Kinderspiel. Eine gute Sammlung für solche Zwecke ist: Deutsches Wanderlb. f. Primaner und Sekundaner zum Schulgebrauch auf Ausflügen hrsg. v. Dr. F. Bennecke, Potsdam 1905 (204 Nrr. o. N., aber mit Ieten; z. B. Nr. 37: „1. Deutschland Deutschland über alles"; 3 Strr.); Nr. 182: „Reisesegen" von Jos. Frhr. v. Eichendorff, die Weise v. Friedr. Theod. Fröhlich: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, | den schickt er in die weite Welt; ". 3 Strr. — Etwas „feiner" [!] als die Wanderer sind die (wohl meist erwachsenen) Touristen; vgl.: Touristen-Lb. Eine Sammlung der besten Wander- und Volkslieder, zus. gest. von E. Schneider. Marburg (Elwert) o. J.; 190 Nrr. o. N. Hier kommt bereits ein fremdes oder doch neues Element herein; Nr. 102: „1. Mein Herz, das ist ein Bienenhaus" (4 Strr.). Unvermeidlich ist die Nr. 24: „1. Das Wandern ist des Müllers Lust" (5 Strr.)

Ein christliches Sämannslied ist hier nachzutragen: Paul Beck-Ravensburg, Volkslieder aus Schwaben. Zs. d. Ver.s f. Volksk. 16, Berlin 1906, S. 433: Das christliche Säemannslied.

2. Säelied.

1. In Gottes Namen streue
Den Samen aus ich hier;
Und daß er wohl gedeihe,
Geb Gott, der Vater mir.

2. Ich hab das Feld umgraben
In Müh und Schweiß und Not;
Nun muß es Regen haben
Und Sonnenschein von Gott.

3. Was nützen Pflug und Spaden
In meiner treuen Hand,
Wenn nicht befreit vor Schaden
Und Unglück Gott das Land!

4. Was nützen Menschenwerke
Bei Ährenfeld und Saat,
Wenn nicht der Herr der Stärke
Sie segnet früh und spat!

5. Drum werf ich in die Erde
Das Korn mit fester Hand
Und fleh, daß segnen werde
Es Gott im stillen Land.

6. O Gott, vom Gnadensitze
Denk meiner auch dies Jahr,
Sieh mein Geschäft und schütze
Es gnädig immerdar!

„Aus den Katholischen Kirchenblättern für das Bistum Rottenburg 1831, Bd. 2, 318. Auf die einige Jahre zuvor dort veröffentlichte Aufforderung zur Sammlung von Volksliedern von einem Ungenannten im Donaukreise eingesandt."

Die Säerlieder sind im allgemeinen doch häufiger, als man glauben sollte. Christlich gewendet ist auch (Nr. †79 in der oben S. 318 besprochenen Sammlung: „Liederwald" von Chr. H. Lüdicke II⁶, Lpz. 1894): „Beim Aussäen des Samens" von Christof von Schmid, komp. von Johannes Siebert: „1. Sink', o Körnlein, denn hinab, sink' ins stille, kühle Grab, in das Bett von Erde! Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich nichts mehr von dir sehen werde" (4 Strr.). — Aus derselben Sammlung (Lüdicke, Liederwald) ist noch zu erwähnen: III, Lpz. o. J. †22: „Landmanns Morgenruf", von Schink, komp. von Prof. Dr. H. K. Breidenstein: „1. Heraus aus dem Lager, der Hahn hat gekräht! Schon singen die Vögel, und Morgenluft weht. Seht, wie uns so freundlich das Morgenrot winkt, und rings in den Bächen der Sonnenstrahl blinkt!" (4 Strr.) Christof von Schmid.

Kleinere agrarische Lbb. sind selten;[1]) hübsch ist die verbreitete Sammlung von Otto Muenzer, Des deutschen Landwirts Lb.⁴ Lpz. 1906 (118 nicht gezählte Nrr., ohne Melodien); S. 44 f.: „Wanderers Unglück" (ged. und komp. v. Conrad Rotter): „Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand, zieht rastlos Otto Muenzer.

[1]) Eine besondere Abart stellt sich dar in: Landwirtschaftliche Lieder für fröhliche Stunden. Zum Gebrauche für Schüler landwirtschaftlicher Lehranstalten. Aarau 1899. (18 Nrr. o. N.; Nr. 11: Guanolied von Scheffel; Nr. 12: Zweiter Teil, von F. Graf, über chemischen Mist; 4 Strr.)

Lieben in duftigem Grase geruht, |: und mir ein Liedlein gesungen, und Alles war hübsch und gut. :|"; 4 Strr., von Adalbert v. Chamisso [† 1838], komp. v. Friedr. Silcher); 2. Des deutschen Turners Lb. Hrsg. v. Franz Weber. Breslau o. J. (483 Nrr. o. N.; Nr. 1: „Harre meine Seele, harre des Herrn! Alles ihm befehle, hilft er doch so gern"; 2 Strr.[1])); 3. Gut Heil! Lb. f. deutsche Turner[3]. Mülheim a. d. Ruhr. Druck u. Verlag von Julius Bagel, o. J. (232 Nrr. o. N.); endlich 4. eine neue (die 126.!) Auflage von 1.: Lb. f. dtsche Turner. Begründet 1849 vom Braunschweiger Männer-Turnverein. Hrsg. seit 1858 vom Berliner Turnrath. Braunschweig o. J. (306 Nrr. o. N.).

E. Bartels. Hierher gehört auch: Deutsche Lieder! Eine Sammlung beliebter Soldaten-, Liebes-, Trink-, Turn- u. Wanderlieder. Verlagsdruck [sic!] von E. Bartels, Neu-Weißensee, Generalstr. 8. — Berlin O., Blumenstr. 70, o. J.; 183 Nrr. o. N. (nicht gezählt); S. 85 f.: das „Hobellied" aus dem „Verschwender" von Raimund, Musik von Kreutzer. Die Quelle ist nicht genannt (weder das Theaterstück, noch der Dichter, noch der Komponist); eine häufige Unsitte der nicht-numerierten Sammlungen!

Karl von Holtei. Miniatur-Exemplare der Gattung sind z. B.: Turner-, Wander- u. Volks-Lb. f. Jung u. Alt. Preis 15 Pfennig. Verlag Martin Evenius, Brandenburg-Havel (97 Nrr. o. N.; Nr. 20: „Mantellied" v. Karl von Holtei, Weise v. K. Ebermann: „Schier dreißig Jahre bist du alt, Hast manchen Sturm erlebt, ..."); Neues Turner- und Wanderlb. „Sangeslust", enthaltend 108 der schönsten Turner-, Wander- und Kneiplieder. Stuttgart. Verlag von Paul Mähler, Turnbuchhandlung, o. J.; Nr. 18: „Wanderschaft": „1. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", v. Emanuel Geibel 1815, Volksweise (6 Strr.).

Das Turnliederbuch. Pädagogische Zwecke verfolgte Ludwig Erk mit seinem „Turnliederbuch für die deutsche Jugend". Berlin 1864; dasselbe hat sich jedoch, wahrscheinlich weil zu umfangreich (wieviel Nrr.?), nicht recht eingebürgert. Kürzere Auszüge sind: Turn- und Volkslieder für deutsche Schulen ... hrsg. v. d. Berl. Turnlehrer-Verein, der Turnvereinigung Berliner Lehrer u. d. Turnlehrer-Verein der Mark Brandenburg.[4] Lpz. 1898 (Rudolf Winkler); Turn- und Wanderlieder f. d. dtsche Jug.[9] Lpz. 1894 ebda (im gleichen Verlage). Das erste Büchlein zählt 91, das zweite nur 45 Nrr.; beide Male zweistimmiger Satz. Hier (Nr. 18) wie dort (Nr. 26) findet sich das „Soldaten-

[1]) Der christliche Turner kommt hier zum Vorschein! Das schöne Lied nach Psalm 27,14 ist gedichtet von Friedr. Räder (1845) u. komponiert von Ludw. Erk (1847), nach Cäsar Malan (1847); vgl. z. B. Erk-Greef, Liederkranz. I. B. Ausgabe für Volksschulen. Essen 1901; 5. Ausg.; 101 [!] Aufl.; darin Nr. 186 (zweist. S.).

Morgenlied" v. Max v. Schenkendorf (Volksweise, 4 Strr.): „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh! schon wiehern uns die Pferde den guten Morgen zu." — Erks zahlreiche hier noch zu erwähnende Sammlungen (vgl. aber auch z. B. Reiselieder[2] v. G. Federich) sind verzeichnet bei E.-B. aaO. LII. —

In Reclams „Universal-Bibl." (Nr. 2940) erschien ein „Turnerlb. für Fahrt und Fest, Rast und Reigen", Lpz. o. J. (132 Nrr. o. N.; Nr. 84: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen"; 4 Strr., „Wunderhorn".); der niedrige Preis hat für weite Verbreitung dieser Sammlung gesorgt. Fahrt und Fest, Rast und Reigen.

Der Turnerschaft hat sich die Feuerwehr agglutiniert; weshalb im Liederschatz einige Ähnlichkeiten zu konstatieren sind, zuweilen auch in der Anlage der Sammlungen. Bei Reclam aaO. (Nr. 2995) erschien ein „Feuerwehr-Lb." (in ähnlicher Ausstattung wie das Turnerlb., mit Emblemen auf dem Umschlagtitel), Leipzig o. J. (119 Nrr. o. N.); die Vorrede lautet: „Das Feuerwehrliederbuch enthält außer eigentlichen Feuerwehrliedern eine Anzahl von Volks- und Vaterlandsliedern und ist alphabetisch geordnet. Eine größere Anzahl ist dem großen „Allgemeinen deutschen Feuerwehrliederbuch" [von mir gesperrt. U.] von Franz Gilardone-Hagenau [desgl. U.] entnommen, der sich um die Sache des Feuerwehrgesanges sehr verdient gemacht hat. Mit seiner Erlaubnis ist der Abdruck jener Gesänge erfolgt. Am Schlusse finden sich drei Feuerwehrsalamander. [Nr. 119, 1—3.] Die ersten beiden sind aus dem erwähnten Liederbuche, den dritten hat Herr G. Malzacher, Obmann der Säckinger Feuerwehr, aufgezeichnet. D. H." Die Feuerwehr-Devise findet sich daselbst als Nr. 88: „Treue sei unsre Zier, Liebe sei das Panier, Thatkraft sei unser Wort, Gott unser höchster Hort!" F. Gilardone. Luzern, 8. November 1869. (Komponiert von Rich. Wagner.) — Eine kleinere Sammlung ist: Allgemeine Lieder für deutsche Feuerwehrkameraden. Hrsg. von W. Täpper in Rüttenscheid, früher Bochum.[11] Verl. u. Dr. v. Fredebeul u. Koenen, Essen-Ruhr (91 nicht gezählte Nrr. o. N.; Nr. 27: „Feuerwehr-Tingel-Tangel", 5 Strr. von E. W., bek. Mel.; Anf.: „Alarm, Alarm"; Nr. 75: „Sommer-Abendlied": „1. Willkommen, o seliger Abend, ...", 5 Strr. v. Wilh. Gottl. Becker. 1799; eine hübsche alte Reminiszenz!). Der Umschlagtitel zeigt uns den Feuerwehrmann in voller Ausrüstung, die Spritze in der Hand, zu seinen Füßen das sonstige Berufsmaterial; dazu ein Wappenschild mit dem Feuerwehr-Motto: „Gut Schlauch!" Das Feuerwehrlied.

Hier sei angereiht, als Übergang zu den militärischen Lbb.: Feuer-Zeug. Taschenliederbuch für das Feuerwerks- und Zeug-Personal der deutschen Armee und Marine.[6] Spandau, Neugebauersche Buchhandlung, o. J.; 255 Nrr. o. N.; dazu am Schluß die „Oberfeuerwerker-Schule" (Parodie nach Schillers Feuerwerker und Zeugpersonal.

„Lied von der Glocke"); das ganze Buch in Originalband, mit Biernägeln. Bemerkenswert ist Nr. 135: „Die faule Grete" („In eigener Melodie"); 8 Strr., die letzte heißt: „Darauf ließ man sie mit gutem Weine füllen, So ergab man sich dem Trunk im stillen, Und daher kommt es, daß der Artill'rist, [sic!] Zu jeder Zeit gewaltig durstig ist." Das Vorwort ist unterzeichnet: „Einige F.-Kameraden." — Artilleristen-Lbb. habe ich nicht auftreiben können. Überhaupt sind die Waffengattungen in den Soldaten-Lbb. nur selten getrennt; vgl. oben S. 233—35. Es überwiegen, wie natürlich, die Infanteristenlieder.

Vater Gleim.

Voranzustellen sind: Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien. Berlin o. J. [1758.] Die einleitenden Worte von Lessing; Neudruck von Aug. Sauer, Heilbronn 1882 (Dtsche Litt.-Dm. Nr. 4), leider ohne die Melodien. Der alte Druck ist (nach Goedeke IV, 1², S. 40, § 209) noch mehrfach aufgelegt oder nachgedruckt, doch mit Veränderungen (Berlin 1758. 60. 78; Frkft. u. Lpz. 70; sämtlich Oktav, wie auch das Original).

Das „Gesang- und Liederbuch".

Aus der Zeit des Freiheitskampfes führen wir an: Gesang- und Liederbuch [man beachte diesen Titel![1]] für die Braunschweigischen Truppen. Braunschweig 1814. Gedruckt bei Johann Heinrich Meyer (16 + 65 Nrr. o. N., nur am Schluß einige Musikbeilagen); Nr. 46: „Lied der Schwarzen": „Heraus, heraus die Klingen", 5 Strr.; Nr. 47: „Lied der schwarzen Jäger": „Schön ists, unter freiem Himmel stürzen in das Schlachtgetümmel" (beide Male: „Bekannte Melodie"; Nr. 46 ist von Salchow, Nr. 47 von Hiemer).

Die Truppenteile.

Manchmal sind heute noch Soldatenlbb. bestimmungsgemäß nur für einen ganz besonderen Truppenteil eingerichtet (der Umschlagtitel zeigt in diesem Falle gewöhnlich die Achselklappe des betr. Regimentes); doch werden solche Bücher, mit verändertem Aufdruck und Titelblatt, wohl für die verschiedenen Regimenter derselben Waffengattung (Infanterie usw.) vom Verlage gleichzeitig hergestellt. Vgl. z. B.: Lb. d. Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußischen) Nr. 3, Styrum (Bez. Düsseldorf). Verlag von Ad. Spaarmann, K. Hofbuchhändler; 92 Nrr., z. T. m. N. (einst. S.); wo die Singstimme fehlt, steht häufig als Überschrift: „Bekannte Melodie". Vorn das Bild des Kaisers und die Regiments-Geschichte; hinten, auf der Rückseite des Umschlagdeckels, der Reichsadler. Der historische Ton ist hübsch getroffen in der Nr. 36: „1. Friedericus [sic!] Rex, unser

[1]) Es gehen voran: „Geistliche Gesänge" (Nrr. 1—16; Nr. 1: „Eine feste Burg", Nr. 16: „Herr Gott wir loben dich"); dann folgen 65 „Volkslieder". Die Autoren und Komponisten sind zuweilen genannt, aber nicht immer.

König und Herr, der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr, zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen, und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen" (6 Strr.); von W. Alexis, komp. von C. Löwe (Tempo: „Marschmäßig").

Eigenartig, wie alle Volkslieder-Sammlungen desselben Verlages, ist: Neuestes Soldaten- u. Turner-Lb. Enthaltend die beliebtesten u. bekanntesten Ldr. Reutlingen o. J. Druck u. Verlag von R. Bardtenschlager (90 nicht gezählte Nrr. o. N. und auch ohne die Namen der Autoren u. Komponisten); S. 57: „Drei Lilien, drei Lilien, Die pflanzt' ich auf ein Grab, Da kam ein stolzer Reitersmann Und brach sie ab" (5 Strr.); S. 76 f.: „Morgen muß ich fort von hier Und muß Abschied nehmen; O du allerschönste Zier, Scheiden das bringt Grämen, . . ." (4 Strr.); dergl. altes Gut mehrfach.

Das süddeutsche Soldatenlied.

Mehr für das süddeutsche Gebiet (gleich der zuletzt genannten Sammlung) ist auch berechnet: Soldatenlieder. Zus. gestellt von H. H.[3] Tübingen. Druck u. Verlag von Gg. Schnürlen. 1905 (16 + 102 Nrr. o. N., o. Autoren u. Komponisten, in 2 Rubriken: „Vaterlandslieder" (16 Nrr.) u. „Volkslieder (102 Nrr.). Das „Vorwort zur 3. Auflage" beginnt: „Die erste Auflage dieses Liederbuchs verfolgte den Zweck, Einjährig-Freiwilligen die weniger bekannten Texte der gangbarsten, württembergischen Soldaten-Lieder an die Hand zu geben. Doch die Heftchen wurden ebenso gerne von den Mannschaften gekauft und dabei zeigte sich das Bedürfnis, in die 2. Auflage auch solche sonst allgemein zugängliche Volkslieder und vaterländische Gesänge aufzunehmen, die überhaupt unter Soldaten gesungen werden können. Die für die vorliegende 3. Aufl. vorgebrachten Wünsche sind tunlichst berücksichtigt worden, ...". Ein Fußlied (vgl. oben S. 147 f.) ist Nr. 35: „Frischauf, Kameraden von der Infanterie!" (4 Strr.), zu Nr. 37: „Fröhlich ists Soldatenleben" (5 Strr.) und zu Nr. 40: „Gibt es wohl ein schöner Leben Als der so edle Soldatenstand?" (7 Strr.) vgl. oben S. 82 f., besonders S. 83, Anm. [1]). Viele seltene Stücke sind hier zu finden, leider alle anonym; z. B. Nr. 63: „1. Morgen marschieren wir Einem Bauern in das Nachtquartier" (5 Strr.), Nr. 93: „1. Wie ein stolzer Adler Schwingt sich auf mein Lied, Daß es froh die Seele Auf zum Himmel zieht." (4 Strr., mit einer Heineschen Wendung in der 4. Str.: „4. Wie der Schneiderjunge Seine Nadel schwingt, Wie er seinen Faden Durch die Oehre zieht: . . ."); Nr. 95: „1. Wir seins die Musketiere Vom 10. Regiment, Wir brauchens keine Schirme Wenns gleich die Sonne brennt. Schön trulla, trulla, trullala Trullalia hopsasa Trulla, trulla, trullala Trullaliaho." (12 Strr.), u. a. dergl. m.

Das österreichische Soldatenlied.

Für Österreich ist zu nennen: Soldaten-Lb. f. d. kaiserl. u. königl. Heer. Hrsg. v. Heinr. Dieter. Lied wird That, Früh oder spat. [Ein sehr schönes Motto!] Der Ausgabe ohne Noten zweite Auflage. (Elfte Gesamtauflage.) Salzburg, Heinrich Dieter, kais. u. königl. Hofverlagsbuchhändler, 1902 (108 Nrr.

o. N. u. ohne Komponisten, aber mit Angabe der Dichter und Tempi); Nr. 65: „Das zehnte Jäger-Bataillon bei St. Lucia" (3 Strr.: „Mäßig"), Unterschrift: „Soldatendichtung".

Die Flugblätter-Gattung.

Für die Flugblätter-Gattung erweist sich das Soldatenlied ganz besonders geeignet; kleine Heftchen dienen der schnellen Verbreitung. Vgl. z. B.: Deutschlands Liederschatz. Fünftes Bändchen: 209 Soldaten-Lieder unter Mitwirkung vieler aktiver Soldaten zus. gestellt. Tessaro-Verlag, Berlin SW., Ritterstr. 75 (alias: Richard Krüger, Berlin SW., Friedrichstraße 228), Preis: 10 Pfg. Darin ist sehr beachtenswert die vielgesungene Nr. 58: „Burg Hohenzollern": „1. Nicht weit von Württemberg und Baden [,] von Bayern und der schönen Schweiz, — Da liegt ein Berg so hoch erhaben, den man den Hohenzoller heißt. — Er schaut herab so stolz und kühn auf alle die vorüber ziehn, — An Hohenzollerns steilen Felsen, wo unverzagt die Eintracht ruht [Wiederkehrender Refrain]", 3 Strr.; Unterschrift: „Neueres Volkslied". Ein Reiterlied ist Nr. 123: „Lied der Kürassiere": „1. Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne. — Es blitzt und glänzt der Kürassier in seines Panzers rüst'ger Zier, — :,: Schön wie die blanke Sonne. :,:" (6 Strr.) Dieses letzte Beispiel zeigt uns so recht, wie das Volkslied im Nachdichten stets jung bleibt.

Schill.

Noch weit geringer an Umfang, nämlich nur 8 Bll. Oktav umfassend, ist die Sammlung: „Fünf Lieder für deutsche Soldaten", o. O. u. J.; nur 5 Nrr., zuerst: „Das Lied vom kühnen Schill" (15 Strr.), Anfang: „Es zog aus Berlin ein muthiger Held, Er führte sechshundert Reiter ins Feld, Sechshundert Reiter mit redlichem Muth, Sie dürsteten alle Franzosenblut." —

Das Militär-Gesangbuch.

Eine besondere Gattung sind die Militär-Gesangbücher, über deren Anlage zu vergleichen ist das oben S. 332 genannte „Gesang- u. Eb. f. d. Brschwgischen Truppen". Siehe auch im allgemeinen noch E.-B. I, L f., Nh. Eb. Nrr. 501—510: „Für Soldaten", sub „LXXVIII: Für den Wehrstand", darunter Nr. 507: „War einst ein Riese Goliath", mit der Anmerkung: „Dieses Lied schickt sich auch für etliche Studenten, welche auf der Universität, wo sie fleißig lernen sollten, wie Eisenfresser einhertraben und alles niederhauen und erstechen wollen."

Die patriotischen Sammlungen.

Halb militärisch angelegt sind (für gewöhnlich) die patriotischen Sammlungen aus alter und neuer Zeit; doch hat auch das nicht auf den Gesang berechnete Kunstlied auf diesem Boden (patriotische Lyrik) sich reich entfaltet. Man vgl. z. B.: Sammlung der Deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870. Hrsg. von Ernst Wachsmann, Berlin o. J.; Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges in den Jahren 1870 und 1871. Gesammelt u. hrsg. von Franz Lipperheide, Berlin 1881. — An große Persönlichkeiten knüpft

das Lied sich mit gleicher Vorliebe an, wie an große Zeiten; vgl.: Der große Kaiser im Deutschen Lied. Ein Gedenkbuch für Schule und Haus. Hrsg. von Paul Grotowsky, Gießen 1894; derſ., Der eiſerne Kanzler im Deutſchen Lied. Ein Gedenkbuch für das Deutſche Volk. Ebenda 94; Bismarckliederbuch. Im Auftrage des Deutſchen Bismarck-Bundes zuſ. geſtellt von Friedrich Schaefer. Kommiſſionsverlag Heckner, Wolfenbüttel 1904 (185 Nrr. o. N. in IV Rubriken: „Bismarck-Lieder", Kaiſer-, Vaterlands- und Soldatenlieder", „Den Frauen", „Allgemeine Lieder"); Nr. 70, sub II: „Herrlich auferſtanden biſt du, deutſches Reich, keins von allen Landen iſt dir hohem gleich; . . ." von Julius Wolff, Weiſe von Franz Abt (3 Strr.).

Adolf Böttger.

In das politiſche Gebiet greift hinüber eine „vormärzliche" Sammlung: Teutſche Kriegslieder. Geſammelt von Adolf Böttger, Lpz. 1841 (Weigel); 113 nicht gezählte Nrr. o. N.; S. 159—162: „Trinklied teutſcher Männer" von Uhland: „Wir ſind nicht mehr am erſten Glas, Drum denken wir gern an dies und das, Was rauſchet und was brauſet" (3 Strr.); S. 103—106: „Aufruf": „Auf, auf! ihr Brüder, und ſeid ſtark!" (12 Strr.) v. Schubart. Hier ſind wohl die meiſten Nrr. noch für den praktiſchen Geſang berechnet geweſen! Das gleiche gilt von der Sammlung: Marſchlieder für Schleswig-Holſtein. Hrsg. von einem Officier der ehemaligen Schleswig-Holſtein'ſchen Armee. Hamburg. Otto Meißner. 1864 (36 Nrr. o. N.; im „Anhang" noch 2 Edr. o. N.: „Zur Erinnerung an 1848 und 1849"); Nr. 6: „Musketier' vom erſten Bataillone" (4 Strr.), Str. 2: „Wir ſind Schleswig-Holſteins Heldenſöhne [sic!], . . ." Str. 3: „Commandirt der Herr Major von Beeren, Schlagen wir den Feind mit Muth zurück; . . .".

Landtagslieder.

Mehr theoretiſcher Natur (Kunſtprodukte) ſind dagegen wohl die: „Landtagslieder für die deutſche Nation", von Ernſt Ortlepp. Lpz. 1833 (Wigands Verlags-Expedition); S. [38]—40: „An die Volksvertreter" (6 Strr.), Str. 1: „Männer, die das Volk erkoren, zeigt euch weiſe, ſtark und feſt, Denn das Volk — es iſt verloren, Wenn euch Kraft und Geiſt verläßt." — Desgleichen: Lieder aus Frankreich (aus dem Jahre 1870). Von Wilhelm Jenſen.[2] Berlin 1873 (Paetel); 89 Nrr. o. N. nebſt den Anhängen: „Zum 24. December 1870" (noch 8 Nrr.) und: Sylveſter 1870" (1 Nr.). Vom Autor heißt es im Anfang der Nr. 88 (in Sonettenform): „Und ein Landwehrmann hat die Lieder gemacht: Er zog durch Frankreich kreuz und quer, Er thut es noch, ob auch oft er gedacht: S' [sic!] wär' beſſer, wenn es zu End' jetzt wär'!" —

Das Parteilied.

Im Getriebe der Partei-Politik iſt das winiliod, als Kampfgeſang, zu neuem Leben erwacht. Sehr bezeichnend iſt hierbei die Art und Weiſe, wie ſich die verſchiedenen Parteien quantitativ am Geſange beteiligen. Am wenigſten ſingen, ganz ohne Zweifel,

die Konservativen; sie haben es eben „nicht mehr nötig", wie man zu sagen pflegt, d. h. sie erfreuen sich in Ruhe eines gesicherten Besitzes. Alle Parteien jedoch, die etwas „gewinnen" wollen, singen intensiv; und zwar wird der Gesang um so intensiver, je weiter man allmählich von rechts über das Centrum nach links hin vorrückt. Die Konservativen greifen im Bedürfnisfalle etwa zu einem der zahlreich vorhandenen patriotischen Liederbücher; oder sollte mir ein offizielles Liederbuch der konservativen Partei entgangen sein? Die gegenwärtige „innerpolitische" Lage wird vielleicht den rechten Flügel noch zur stärkeren Wiederaufnahme des Gesanges bewegen; denn Not lehrt nicht nur beten, sondern auch singen! Es empfiehlt sich zu diesem Zwecke das Hervorholen des alten evangelischen Streitliedes; eine Erkenntnis, die übrigens bereits in der oben S. 302 erwähnten „Gemeinschaftsbewegung" zum Ausdruck zu kommen scheint.

Das „fliegende" politische Liederbuch.

Im allgemeinen sind die politischen Liederbücher ursprünglich meistens sog. „fliegende" gewesen. Vgl. z. B.: Festlieder zum I. deutsch-socialen Parteitage zu Leipzig am 17., 18. und 19. Mai 1891. Mit einem Plan der Stadt Leipzig. Lpz. 1891 (50 Nrr. o. N. in V Rubriken); Rubrik V: Schelmenlieder", Nr. 50: „Heinrich, mir grault vor Dir" („„Anm.: Der erste Theil wird nach der Weise des Kamerun-Marsches gesungen, der Kehrreim nach der Weise des bekannten Liedes: „Werft doch dem Schuster die Stiefel an Kopf."""): „Zwei muntre Freisinns Knaben, die strebten um die Wett'; Heinrich war dumm und länglich, Eugen war klug und fett" (3 Strr.). — Aeußerst gering an Umfang sind auch die „Centrums-Lieder". Hervorgegangen aus dem Preisausschreiben der Kölnischen Volkszeitung. Verlag u. Druck von J. P. Bachem, Köln a. Rh. o. J. [1899]; 11 Nrr. o. N., Nr. 8: Centrums-Gelöbnis". (Singweise: Brüder, reicht die Hand zum Bunde.) Verfasser: Leo Tepe (L. van Heemstede), Schriftsteller, Oberlahnstein; Anfang: „Männer, Freunde, Kampfgenossen, Gleicher Mutter edle [sic!] Sprossen, Reicht euch brüderlich die Hand! Lasset auf des Liedes Schwingen Eures Herzens Jubel klingen Durch das ganze deutsche Land" (5 Strr.). — Die Centrumspartei bedient sich also außer der Kunstpoesie, wie man sieht, auch heute noch des wirksamsten Mittels der Nach- oder Umdichtung; so soll es denn auch ein Lied geben mit dem Anfang: „Ich bin katholisch, kennt ihr meinen Glauben?"

Das „feste" Parteiliederbuch.

Aus diesen „fliegenden" Partei-Lbb., die etwa bei Gelegenheit von Parteitagen etc. ans Licht traten, entwickelten sich dann allmählich die „festen" Partei-Lbb. Ähnlich ist die Genesis des forstmännischen Lb.es; vgl. oben S. 324 über die Forstversammlungen! Wir zweifeln nicht daran, daß es nationalliberale und freisinnige Lbb. gibt; vermutlich existieren auch „antisemitische" (die deutsch-socialen „Festlieder" geben in ihrer V. Rubrik davon

bereits einen Vorgeschmack).[1]) Auch Unter-Abteilungen werden zu registrieren sein; so namentlich beim Freisinn (also etwa: Ebb. f. „Wadenstiefler", „Wasserstrümpfler" u. dergl.). Die „Bierzeitungen" der Vereins-Abende sind für die Entwickelung dieser Art von Poesie von großer Bedeutung. Man vgl. z. B. folgende Zeitungs-Notiz (Ostpr. Ztg., Dez. 1907):

Die Wadelstrümpfler.

„Weihnachtsstimmung der Wadelstrümpfler. Der „Liberale Verein" für Schöneberg bei Berlin hat vor kurzem einen Weihnachts-Bierabend abgehalten, an dem der Abgeordnete Naumann politische Weihnachtsgedanken vortrug. Wie diese Gedanken beschaffen waren, konnten wir bis jetzt nicht in Erfahrung bringen. Dafür aber hat uns die Wiedergabe eines Liedes entschädigt, das an jenem „Weihnachts"-Bierabende mit Begeisterung gesungen worden ist und das von der Weihnachtsstimmung in Wadelstrumpfkreisen ein charakteristisches Zeugnis gibt. Wir zitieren aus dieser hinreißenden Dichtung die folgenden Schluß-Strophen:

„O Bülowblock, es kriselt schon,
Geh nur getrost in Trümmer,
Daß nur um dich der Freisinn nicht
Vergißt die liberale Pflicht —
O Bülowblock, o Bülowblock,
Geh' lieber sonst in Trümmer!

Doch Bülowblock, o Bülowblock,
Das sollst du uns bescheren:
Bevor du sinkst ins frühe Grab,
Schaff' das Dreiklassenwahlrecht ab —
O Bülowblock, o Bülowblock,
Dann: Friede dir in Ehren!"

Ist etwa Dr. Th. Barth der Verfasser dieses Weihnachtsliedes der fidelen Wadelstrümpfler?"

Das sozialdemokratische Kampflied.

Ganz überwiegend jedoch tritt heute das Kampflied der Sozialdemokraten hervor. Diese Sangesfreudigkeit ist sonst eigentlich nicht gerade Parteisache, aber die Organisatoren haben mit scharfem Blicke die Wichtigkeit des Liedes erkannt. Man hat gesagt: „Wem die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft." Ebensogut könnte man sagen: „Wer das Lied beherrscht, der beherrscht die Zukunft."

Renegaten- und Communisten.

Die Unterdrückten (und solche, die unterdrückt zu sein glauben) machen seit alters ihrem Schmerze Luft im Gesange; vgl. Renegaten- und Communisten-Lieder (Kunstprodukte o. N., in 2 Abteilgn.). Dresden 1844. Auch Hoffmann von Fallersleben sang als „Bedrückter" (Unpolitische Lieder, 2 Bde. Hamburg 1840. 41; Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich 1842; 345.); es hat sich jedoch wohl nichts von dieser Kampfpoesie lebendig erhalten (im Gegensatz zu Hoffmanns sonstiger Liederdichtung[2])),

[1]) Als ein entferntes Gegenstück dieser Gattung mögen genannt sein: Israelitische Lieder von Julius Sturm, eingeleitet von Franz Delitzsch.[3] Halle 1881. (VI Rubriken, o. N.) Die schöne Sammlung steht wohl den zionistischen Kreisen recht nahe.

[2]) Die Kinderlieder sind später zu erwähnen. Wenig bekannt sind Hoffmanns „Soldatenlieder", Mainz 1851, die ebenfalls einen leisen politischen Beigeschmack verraten. Ganz anders sind seine „Lieder der Landsknechte unter Frundsberg", Hannover 1868.

was für die innere Hohlheit solcher künstlichen Freiheitslieder spricht. Es fehlt dieser Gattung eben der volkstümliche Ton. Glücklich war hierin Georg Herwegh (Gedichte eines Lebendigen. Zürich u. Winterthur 1841;[11] Stuttg. 91), dessen Lieder mehrfach mit Erfolg komponiert wurden.

Max Kegel. Aber erst die moderne Partei-Organisation hat das Kampflied systematisch eingeführt, unter starkem Gebrauch der Nachdichtung und Anlehnung; ein wirksames Mittel (vgl. oben S. 68f. 80f.)! Weit verbreitet ist: Max Kegels „Sozialdemokratisches Lb."[8] Stuttg. 97; es enthält 75 ungezählte Nrr. o. N., nur das Marschlied „Der Achtstundentag", S. 108—111, ist mit 4st. Satz versehen (4 Strr., Text u. Melodie von L. Hylbert, Satz von A. Dieck).

Parodien. Daselbst findet sich S. 86f. die Parodie von dem Herausgeber Max Kegel: „Ermahnung" (Eigene Melodie): „Wer nur den lieben Gott läßt walten" (6 Strr., vgl. oben S. 223); S. 11f. der „Volksgesang": „Ein' feste Burg ist unser Bund" von Jacob Audorf (4 Strr., Mel.: „Ein' feste Burg ist unser Gott" [!]); S. 44 bis 46: „Das Lied vom großen Otto" von Max Kegel (14 Strr., Mel.: „Eine große Mordgeschichte"), S. 98: „Lassalles Geisterstimme" von August Geib (3 Strr., Mel. von F. H. Himmel, im „Freien Sänger"[1] Heft 48).

Singe mit! Weniger umfangreich ist: Singe mit! Eine Sammlung sozialistischer Kampfeslieder. Lpz. 1904. Verlag: Rich. Lipinski; 54 ungezählte Nrr. o. N., S. 54f.: „Völker-Frühling" (Mel.: Marseillaise): „Auf, Freunde, laßt das Lied erklingen, Das Frühlingslied der neuen Zeit" (4 Strr.), S. 49ff.: „Kampflied der Handlungsgehilfen." (Mel.: Wohlauf, Kameraden): „Den Mut, Kameraden, nun aufgerafft! Ich ruf' Euch zum Streite zusammen, Ihr Parias, Enterbten der Kaufmannschaft [!], Laßt endlich zum Zorn Euch entflammen!" (12 Strr.). — Auf S. 5ff. haben wir das vielgesungene „Bundeslied" von Georg Herwegh: „[1.] „Bet' und arbeit"! ruft die Welt. „Bete kurz! denn Zeit ist Geld, An die Türe pocht die Not — Bete kurz; denn Zeit ist Brod". — [2.] Und du ackerst und du sä'st, Und du nietest und du nähst, Und du hämmerst und du spinnst — Sag', o Volk, was du gewinnst!" (Von mir gesperrt. U.; 12 Strr., Mel. wird verschieden gesungen.) Dieses Lied erwähnte der konservative Abgeordnete Pauli (Potsdam) am 12. April 1907 im deutschen Reichstage, indem er behauptete, es würde in den „verseuchten" Lehrlings- oder Jugendvereinen gesungen, und zwar nach der Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht" (stürmisches Gelächter bei den Sozialdemokraten). In der Sitzung vom 13. April wurde Pauli

[1] Der freie Sänger. Lieder für vierstimmigen Männerchor. (Partitur-Ausgabe.) Hrsg. von Carl Gramm. Stuttgart, J. H. W. Dietz; gegen 100 Hefte, à 10 Pfg.

dann von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Schmidt (Berlin) über den Dichter und den Komponisten (Hans von Bülow) belehrt. Anlehnung an bekannte Melodien kommt aber oft vor; das Volk wird von Hans von Bülow und seiner Kunst wohl nicht viel wissen. Man vgl. z. B. eine über Agitationslieder handelnde Notiz der „Ostpr. Ztg." (Jan. 1908):

Das Kampflied in Aachen.

„Religion ist Privatsache. Wie jetzt nachträglich bekannt wird, haben die „Genossen" der Stadt Aachen am zweiten Weihnachtsfeiertage ein sehr „weihevolles" Fest gefeiert. In sehr gehobener Stimmung haben die anwesenden Männer, Frauen und Kinder namentlich den Vortrag der einzelnen Festlieder, die in reicher Zahl dargeboten wurden, aufgenommen. Wie angemessen diese Darbietungen waren, mag folgende Probe zeigen:

Aus dem „Weihnachtslied":

„Stille Nacht! Heilige Nacht!
Henkersknecht hält die Wacht,
In dem Kerker, gefesselt, veracht't,
Leidend schmachtet für Wahrheit und Recht
Mutiger Kämpfer Schar."

Aus dem Liede:
Freund, „ich bin zufrieden".

„Falt' ich meine Hände,
Schaue in die Höh',
Und dann sink ich nieder
Selig in die Flöh'."

Endlich aus einer „lustigen" Parodie:

„Da murkste Kain den Abel ab
Und lief davon in schnellem Trab."
„Und trotzdem nur der Menschheit zwei,
Holt er ein fremdes Weib herbei."
„Die Juden hatten dicken Stoff,
Nur der Aegypter Troß versoff."

Das Anti-Soldatenlied.

Ein anderer die „Anti-Soldatenlieder" betreffender Ausschnitt desselben Blattes (April 1907) besagt folgendes:

„Das Heer und die Sozialdemokratie. In dem sozialdemokratischen „Arbeiter-Liederbuch" befindet sich, wie Kriegsgerichtsrat Dr. Romen in einem Berliner Blatt mitteilt, ein „Soldatenlied", in dem es heißt:

„Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne,
Als ich es ward, da hat man mich nicht gefragt.
Man riß mich fort, hinein in die Kaserne,
Gefangen ward ich, wie ein Wild gejagt. —
Ich bin Soldat, doch nur mit Widerstreben,
Ich lieb' ihn nicht, den blauen „Königsrock",
Ich lieb' es nicht, das blut'ge Waffenleben,
Mich zu verteid'gen, wär' genug ein Stock."

Das sozialdemokratische Turnerliederbuch „Der freie Turner" enthält ein Lied „Rekrutenabschied", in dem die „jungen Proletarier" in folgenden Worten auf den Militärdienst vorbereitet werden:

„Ihr Turngenossen, jung und frisch, bald weilet ihr uns fern,
Dann tragt ihr einen Fledermisch und wohnt in der Kasern',
Dort drillen euch die Schranzen zu Krieg und Völkermord,
Dort müßt ihr willig tanzen nach dem Kommandowort . . .
Dort kriegt ihr einen bunten Rock — das ist des Königs Dank —
Und einen Säbel für den Stock und einen Helm, gar blank.
Dort wird man zu euch sagen, es sei das Volk gemein,
Und ihr im bunten Kragen sollt seine Herren sein."

Leipzig. Die „Hochburg" des deutschen Arbeiterliedes ist wohl die Stadt Leipzig, woselbst auch der Herausgeber des „Arbeiter-Liederbuches" domizilieren soll. (Wie heißt er?)

Österreich. Von außerdeutschen Ländern sei Österreich genannt; vgl.: Oesterreichisches Proletarier-Lb. Lieder für das arbeitende Volk. Wien o. J.;[4] (von Viktor Stein) ebenda o. J. („Mit einem Porträt von Josef Scheu"); eine reichhaltige Sammlung nicht-numerierter Lieder o. N. in III Rubriken: I. Kampf- und Freiheitslieder. II. Volkslieder. III. Gedichte zum Vortrag bei Arbeiterfesten. Den Anfang macht das „Lied der Arbeit" (Männerchor v. Josef Scheu, Gedicht in 10 Strr. v. J. J. Zapf): „Stimmt an das Lied der hohen Braut, Die schon dem Menschen angetraut, Eh' er selbst Mensch ward noch. Was sein ist auf dem Erdenrund, Entsprang aus diesem treuen Bund. Die Arbeit hoch!" — Auf S. 26 f. haben wir ein Gedicht von Richard Dehmel: „Der Arbeitsmann" (Gemischter Chor von Josef Scheu): „Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein Weib! Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit, Und haben die Sonne und Regen und Wind, Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit, um so frei zu sein, wie die Vögel sind: nur Zeit." (3 Strr.) Ob solche Kunstprodukte bei der Menge großen Anklang finden werden, ist zu bezweifeln. Stets wirkt dagegen mächtig die Anlehnung an das alte winiliod, mit dem tonmalenden Arbeitsgeräusch; man vgl. das oben S. 211 f. besprochene Lied Harsdörffers mit Ernst Klaars „Hammerlied":

„Kling-Klang, Kling-Klang
Dröhnt der Hämmer mächt'ger Sang.
Und es dröhnet durch die Welt,
Daß es in die Ohren gellt:
Kling-Klang, Kling,
Unsre Kette spring!"

Rote Embleme. Äußerlich fehlt es bei diesen sozialistischen Sammlungen oft nicht an aufreizenden Mitteln; so ist das österreichische Buch z. B. mit einem feuerroten Umschlagdeckel versehen, auf dessen Vorderseite man eine mit der phrygischen Mütze bedeckte Frauengestalt erblickt, welche die Sturmfahne schwingt.

Harmloſer ſind die Lbb. anderer Parteien. Die Welfen Das Welfenlied.
z. B. (verſchiedenſter „Richtung"!) werden repräſentiert durch folgende Sammlungen: 1. Gelbweiße Lieder. Geſammelt von einem Hannoveraner. München 1868 (60 Kunſtldr. o. N.; Nr. 9: „Ich bin Hannoveraner und will kein Preuße ſein; Gelbweiß ſind meine Farben, nicht ſchwarz und weiß, o nein! Denn ſchwarz und weiß gemiſchet, das giebt ein ſcheußlich Grau; Doch gelb und weiß erfriſchet das Aug auf grüner Au." 6 Strr.); 2. „Hie Welf." Patriotiſche Lieder u. Gedichte zu Schutz u. Trutz. Geſammelt u. hrsg. von Albert Schwenke. Braunſchweig. Selbſtverlag des Herausgebers, o. J. [1886. 87]; das offizielle Lb. des „Club Welf" (116 Nrr. o. N.; Nr. 55: „Particularismus" von Rückert: „Die ganze Welt iſt viel zu groß, Sie an ein Herz zu faſſen; Dazu genügt nur Gottes Schooß, Dem bleibt es überlaſſen." 2 Strr.); 3. Altbraunſchweigiſches Volks-Lb. Für alle Vaterlandsfreunde im Herzogthum Braunſchweig. Braunſchweig. Druck und Verlag von Carl Herrmann. 1896 (38 Nrr., nicht gezählt, o. N., S. 18 zwei „Fahnenlieder", S. 21: „Crefeld" (23. Juni 1758): „Kikeriki! Kikeriki! So ſchrie der Hahne ſpät und früh. Bei Crefeld hat er ausgekräht, Das Meſſer an die Kehle geht; Clermont, Clermont lauf, Sonſt kriegſt du hinten noch darauf!" 3 Strr., „Altes Soldatenlied"), auf der Vorderſeite des Umſchlagdeckels, als Titelvignetten, die Portraits des Herzogs Wilhelm († 1884), ſowie des Herzogs Ernſt Auguſt von Cumberland und ſeiner Gemahlin Thyra.

Zur Bekämpfung der ſozialdemokratiſchen Lbb. veranſtaltet Wilhelm Kraft.
man wohl auch ſolche kleinen Sammlungen, wie z. B. die folgenden: Sechzig patriotiſche Volkslieder mit beſonderer Berückſichtigung der großen Zeit von 1870 [Vignette: Bruſtbild Kaiſer Wilhelms I.] für patriotiſche Feiern in Schulen, Vereinen, bei Volksfeſten, wie auch zur Belebung des Geſchichtsunterrichts hrsg. von Karl Friedr. Wilh. Kraft, Kantor und erſtem Mädchenlehrer zu Sommerfeld N./L. Berlin 1897. Verlag der Buchhandlung der Deutſchen Lehrerzeitung. (Fr. Zilleſſen); m. N. (zweiſt. Satz), Nr. 45: „Unſer Vaterland" (Leonhard Wächter-Hans Georg Nägeli): „1. Kennt ihr das Land, ſo wunderſchön in ſeiner Eichen grünem Kranz? das Land, wo auf den ſanften Höh'n die Traube reift im Sonnenglanz?" (4 Strr.); Nr. 55: „Mein Vaterland" (Hoffmann v. F.-Franz Abt): „1. Vom Bodenſee bis an den Belt, da iſt das Land, das mir vor allen nur gefällt, mein Vaterland" (4 Strr.). Flottenlieder fehlen hier noch; ſie treten dann aber bald auf.

Im Flottenliede erſcheint das Seemanns-, reſp. Waſſerlied Das Flottenlied.
(vgl. oben S. 226—33), etwa ſeit einem Jahrzehnt, militäriſch „aptiert"; die Beſtrebungen des „Deutſchen Flotten-Vereins" ſind hier hervorzuheben (viele Lieder in deſſen Organ: „Die Flotte", bisher 11 Jgg.; vgl. beſ. die Unterhaltungsbeilage). Auch Preis-

ausschreiben der Firma Breitkopf u. Härtel in Leipzig (ergangen auf Anregung von Mitgliedern der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge") setzte drei Preise aus (Termin: 27. Jan. 1900; Preisrichter: Felix Dahn, Detlev v. Liliencron, Julius Lohmeyer); den dritten Preis erwarb sich der Germanist Prof. Dr. Theodor Siebs-Greifswald (jetzt in Breslau): „Breit' aus die stolzen Schwingen!" (3 Strr.) Im Oktober 1902 war dann ein anderes Preisausschreiben erlassen, zu Lahr im Großherzogtum Baden, zur „Erlangung einer volkstümlichen und zündenden Komposition eines „deutschen Flottenliedes" (Gedicht von Rudolf Hermanns-Elberfeld); Preisträger war Musikdirektor Meyer-Stolzenau in Gumbinnen (Mai 1903). — Die genannte Leipziger Musik-Firma hatte inzwischen (1901) eine schöne große Publikation ausgehen lassen (auf dem steif brochierten Umschlag vorn militärische und merkantile Embleme): Flottenlieder. Eine Sammlung der besten Seemanns-, Flotten- u. Meereslieder mit leichter Klavierbegleitung ausgewählt u. bearb. von H. F. Schneider. Im Auftrage der Freien Vereinigung für Flottenvorträge hrsg. (86 Nrr. m. N.; Nrr. 15—17 drei Kompositionen (Burgstaller, Schmeidler, Spielter) des Liedes von Gottfried Schwab: „1. Michel, horch, der Seewind pfeift, auf und spitz' die Ohren! Wer nicht jetzt ins Ruder greift, hat das Spiel verloren" (4 Strr.). — Diese Sammlung umfaßt im wesentlichen das Resultat des Preisausschreibens, enthält aber auch noch andere Lieder (im ganzen V Rubriken). Das Klavierformat (Groß-Oktav) und die prächtige Ausstattung sind der weiteren Verbreitung nicht günstig.

La Paloma. Den direkten Gegensatz stellt in dieser Beziehung dar: Seemanns-Lb. Eine Sammlung der schönsten u. beliebtesten Seemanns- u. Fischerlieder.[4] Mülheim a. d. Ruhr, o. J. Druck u. Verlag von Jul. Bagel; 135 Nrr. o. N. (vorn auf dem Umschlag das Bild des Prinzen Heinrich). Vielgesungen ist die Nr. 68: „[1.] Mich rief es an Bord, es wehte ein frischer Wind, Zur Mutter sprach ich: O bete nur für dein Kind! Und draußen am grünen Hage, da sah ich sie! Ein Wort nur des Trostes sage, ich trag' es nie! Falle ich einst zum Raube empörtem Meer, Fliegt eine weiße Taube zu dir her. Lasse sie ohne Fehle zum Fenster ein, Mit ihr wird meine Seele dann bei dir sein. :,: Auf, Matrosen, ohe! In die wogende See! Schwarze Gedanken, sie wanken und fliehn geschwind Uns wie Sturm und Wind. :,:" (3 Strr.; Melodie [nicht genannt]: La Paloma.)

Ahoi! Den Seemannsruf, der hier im Refrain verwendet ist, trägt eine ganze Sammlung als Titel: „Ahoi! Deutsche Meereslyrik", für alle Freunde deutscher Seefahrt und der deutschen Flotte ausgewählt von Maximilian Bern, illustriert von C. Schön, Berlin (Karl Siegismund, etwa 1902); ca. 300 Gedichte von 147 Dichtern (von Schubart und Goethe bis zu Liliencron und Joosmann)

in XIV Abteilungen. Es ist dies eine Anthologie, welche jedoch auch viele singbare Nrr. enthält.

Direkt für den praktischen Handgebrauch bestimmt ist dagegen das Flottenliederbuch. Lieder- und Handbuch für Flottenfreunde. Im Auftrage des „Deutschen Flotten-Vereins" hrsg. von Rob. Gersbach, geschäftsführendem Direktor des „Kaiser Wilhelm-Dank", Verein der Soldatenfreunde. Verlag von J. Neumann in Neudamm o. J. [1900]; 346 Nrr. o. N., Nr. 208: „Sang des Schiffermädels" von Otto Julius Bierbaum: „Auf der fernen See ein Segel steht, mein Schatz ist auf der See; der Wind mir an die Beine weht, der Wind, der Wind von der See. Blas' ihn her zu mir, blas' ihn schnell zu mir her, du Wind, du Wind auf der See; mein Herz ist so tief, so tief wie das Meer und so stark wie der Wind auf der See." (Nur diese eine Strophe.) — Die Sammlung zerlegt sich in 8 Rubriken; sie zeigt vorn das Bild des Kaisers, ist auch sonst illustriert und bringt am Schlusse 15 „Beilagen und Zugaben". Robert Gersbach.

In den Reservisten-Kreis greift hinüber die Sammlung: „Meeresgrüße!" (mit dem Bilde des Prinzen Heinrich geziert, welchem das Lb. auch gewidmet ist). Liedersammlung für die Deutsche Marine und die Deutschen Marine-Vereine. Ges. von H. Bewensee-Hohenwestedt u. L. Jordan-Berlin.[4] Kiel o. J. [1895]; 166 Nrr. m. N. (einst. S.) oder mit Angabe der Melodie. Im „Vorwort zur 4. Auflage" heißt es: „Nachdem das Buch zum Verbandsbuche der Deutschen Marine-Vereinigung erhoben ist, bezweckt der Verfasser [sic!], durch dasselbe ein festes Bindeglied zwischen der aktiven Marine und der Deutschen Marine-Vereinigung zu schaffen." Wir heben hervor: Nr. 75: Matrosenlied. Aus dem Volksmunde: „1. Lustiger Matrosensang, Hoioho! Schallet durch die Welt entlang, Hoioho! Fern im Süden und im Nord fahr ich fort von Ort zu Ort, Werf die Grillen über Bord, Hoioho!" (5 Strr.) Meeresgrüße.

Mit dem „Männergesang" kombiniert erscheint das Flottenlied in der folgenden (halb-militärischen) Sammlung: Liederalbum der deutschen Marine für vierstimmigen Männerchor, hrsg. von Arthur Schroeter, Marine-Garnisonschullehrer in Friedrichsort. Neuwied o. J. [1907]. — Einen mehr bürgerlichen, resp. kunstmäßigen Charakter trägt die Sammlung: Alte und neue Lieder für Marine- und Flottenvereine. Dessau o. J. (zweispaltig; 88 ungezählte Nrr. o. N.); S. 9[a]: „1. Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant, ..." (6 Strr.; vgl. oben S. 253.). Auf dem Titelblatte steht als Motto: „Stolz weht die Flagge Schwarz-Weiß-Rot Von unsres Schiffes Mast. Dem Feinde weh', der sie bedroht, Der diese Farben haßt! Sie flattert an der Heimat Strand Im Winde hin und her, Und weit vom teuren Vaterland Auf sturmbewegtem Meer! Ihr woll'n wir treu ergeben sein [,] Getreu bis in den Tod, Ihr woll'n wir Arthur Schroeter.

unſer Leben weihn [,] Der Flagge Schwarz-Weiß-Rot!" („Deutſches Flottenlied" von Rob. Linderer, komp. v. Rich. Thiele; 6 Strr.)

Der Gute Kamerad.

Die Vereins-Poeſie geſtaltet ſich ſtets anders als die Berufs-Poeſie! Das behäbige, um nicht zu ſagen: ſpießbürgerliche oder philiſtröſe iſt hier, gegenüber dem friſchen Arbeits- und Jugend-Geſang, ſtets vorwiegend entwickelt. (Man vgl. oben S. 71 f., über das ſoziologiſche Element.) Das Soldatenlied betreffend, ſo ſind hier z. B. zu vergleichen: Der Gute Kamerad. Lb. f. Militär- u. Kriegervereine. E. Smlg. d. beliebteſten Vaterlands-, Soldaten- u. Volkslieder. Hrsg. unter Mitwirkung militäriſcher Kreiſe von Franz Weber. Breslau. Verlag von Franz Goerlich o. J.; 292 Nrr. o. N. (Nr. 159: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand" von H. F. Maßmann, 3 Strr.); Soldaten-Lb. E. Smlg. d. ſchönſten u. beliebteſten Soldaten-, Vaterlands-, Freiheits-, Schlachten- u. Volkslieder, namentlich auch für Krieger-Vereine.[7] Mülheim a. d. Ruhr, Dr. u. Verl. v. Jul. Bagel; 119 Nrr. o. N. (Nr. 37: „Es winkt uns freundlich in der Ferne, [sic!] Das liebe, teure Vaterhaus; Wir war'n Soldaten, waren's gerne, Doch jetzt iſt unſ're Dienſtzeit aus, Drum, Brüder, ſtoßt die Gläſer an, Es lebe der Reſervemann, Der treu gedient hat ſeine Zeit! Ihm ſei ein volles Glas geweiht!" (5 Strr., namenloſes [?], vielgeſungenes Reſerviſtenlied; von den Sozialdemokraten teilweiſe umgedichtet, mit Anklängen; vgl. oben S. 339.) — Beide Sammlungen ſind vorn mit je einem Bilde geziert: 1. Bruſtbild Kaiſer Wilhelms II., in der Parade-Uniform der Gardes du Corps; 2. Kaiſer Friedrich zu Pferde auf dem Schlachtfelde; Unterſchrift: „Die Wacht am Rhein." — Ähnliche Beobachtungen können wir noch bei anderen Vereinsliedern anſtellen (im Gegenſatze zu den entſprechenden Berufsliedern).

Fritz Hirth.

Namentlich macht ſich der akademiſche Einfluß im Vereins-Lb.e bemerkbar. Vgl. z. B.: Lb. f. Turnvereine u. Feuerwehren. (Mit dem Bilde von Friedrich Ludwig Jahn.) Hrsg. v. Fritz Hirth.[10] Wien u. Neutitſchein o. J. (Motto: „Deutſch ſind wir in Mark und Blut Und wollen Deutſche bleiben." Winter.); 156 Nrr. o. N. in IV Rubriken, aber mit Autoren u. Komponiſten. Nr. 156: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn;" von C. Herloßſohn, komp. v. Fr. Abt. Eine V. Rubrik bringt als „Anhang": „Bummel-Lieder und Anderes" (nicht weniger als 74 Nrr., doch nur die Titel[1]), darunter Nr. 44, 45 u. 48 „als Kneipulk mit Geberden": „In des Waldes tiefſten Gründen", Es zogen drei Burſche" „Ich hatt' einen Kameraden". Sub 55[a] u. [b] haben wir den „Turner" und den Feuerwehr-Salamander", zwei ſehr beliebte Stücke;

[1]) Dazu die Anmrkg.: „Die vollſtändigen Lieder ſind in jeder größeren „Bibel" zu finden, vorab in Schauenburg's allgemeinem deutſchen Commersbuch (Lahr)."

zu Beginn der Abteilung II: „Turner- u. Feuerwehrldr." Daselbst auch (Nr. 37): „Erstes Turnlied": E. F. August, 1811: „Deutsch zu denken, deutsch zu handeln, Stets den graden Weg zu wandeln, ist des Deutschen Biederpflicht. Diese, Brüder, laßt uns üben! Nur das Deutsche laßt uns lieben [,] Es ist gut, das Fremde nicht." (4 Strr.) — Unter den Neueren stoßen wir auf Scheffel und Frida Schanz.

Bahn frei!

Geringer an Umfang ist: Bahn frei! Lb. f. deutsche Turner. Ausgabe A. Sammlung beliebter Lieder für Turnvereine. Lpzg. o. J. (Dr. u. Verl. v. Rauh & Pohle, mit einem schönen Jahnbilde); 168 Nrr. o. N., das. als Nr. 31: „Erstes Turnlied 1811" (Mel.: Preisend mit viel schönen Reden) von Ernst Ferd. August; achtstrophige Fassung, Str. 5: „Freilich gibt es viele Necker, die wie manche Kuchenbäcker, weil die eigne Ware riecht, jede bessre nur verachten und sie zu verleumden trachten, „:, doch das acht't der Turner nicht. „:" —

Die Hausbesitzer.

Die Vereinsmitglieder sind gewöhnlich in gesicherter Lebensstellung, brauchen eigentlich nichts mehr zu „gewinnen" und haben daher gemäßigte Lieder (die sog. „Bourgeois-Poesie"); das Arbeitsgeräusch tritt fast gänzlich in den Hintergrund. Doch regt sich selbst in Kapitalisten- sowie Unternehmerkreisen immer noch die Lebenskraft des winiliod. Im Deutschen Reichstag brachte der sozialdemokratische Abgeordnete Bebel am 11. Dez. 1900 folgendes vor: „Und dabei wird der Mangel an kleinen Wohnungen täglich ärger, und der Übermut der Hausagrarier wächst zusehends. Wurde doch in einem hiesigen [d. h. Berliner] Hausbesitzerverein des Ostens ein Lied gesungen, worin es heißt:

Es gedeihet unser Osten, Miether, die nicht gern bezahlen,
Der so lang verrufen war, Kommen in das schwarze Buch.
Sind wir alle auf dem Posten, Die, die viele Kinder haben,
Herrlicher mit jedem Jahr. Bringen schnell wir auf den Zug!

(Heiterkeit.)" — Es könnte diese Strophe allerdings auch wohl ebensogut (als Teil einer Parodie) in einem antikapitalistischen Wohnungsmieterverein gesungen werden.

Die Radfahrer.

Eine seltsame Mischung des Berufs- und des Vereinsliedes stellt sich im Sportliede dar. Nicht alle Sportzweige sind im Liede vertreten. Am meisten singen wohl die Radfahrer, die sich hauptsächlich aus dem mittleren Bürgerstande rekrutieren, welcher noch auf alte gute Sitten hält. Natürlich wird erst nach beendigtem Ausflug oder auf der Rast gesungen; meistens wohl nach der Heimkehr, auf der Kneipe (also nicht, wie bei den Soldaten, auf dem „Marsche"). Es überwiegt daher in diesen Gesängen der Vereins-, nicht der Berufs-Charakter! Recht altertümlich mutet uns heute schon an: Lb. f. Radfahrer. Smlg. d. bekanntesten u. beliebtesten Radfahrer-Lieder, vereint mit vielen gern gesungenen Vaterlands- u. Gesellschafts-Liedern.

(Mit Angabe der Melodien.) Geſ. u. hrsg. v. Guſtav Gerſtel. Styrum a. d. Ruhr u. Lpz. Verl. v. Ad. Spaarmann, o. J.; 113 Nrr. o. N., Nr. 68 das ſchöne alte Lied: „Wir ſind die Könige der Welt, Wir ſind's durch unſ're Freude; Was hilft die Kron' und alles Geld, Was hilft der Stern am Kleide? In unſern Gläſern perlt der Wein, Und alles ſoll jetzt unſer ſein!" (G. W. Starke, komp. v. K. Fr. Ebers; 6 Strr.). Bemerkenswert iſt die Umdichtung Nr. 11: „Mein Schatz iſt a Reiter, a Reiter muß ſein, Das Roß iſt von Stahl, der Reiter iſt mein. Lalla-rallala uſw." (6 Strr.); der Refrain erinnert an den Scherenſchleifer-Kehrreim: „Fideſideralla, riolàla!" (E.-B. Nr. 1640; vgl. oben S. 188), die Umdrehung der Metallräder andeutend. Mit den Scherenſchleifern ſind die Radfahrer, deſpektierlicherweiſe, öfters verglichen worden.

Das Bundeslied.

Kleiner iſt die Sammlung: Lb. f. Radfahrer.[2] Wiesbaden o. J. Verl. v. Rud. Bechtold & Comp.; 62 Nrr. o. N. Eine Vorbemerkung ſagt uns: „Das Bundeslied „Laßt tönen laut den frohen Sang etc." konnte in dieſes Lb. nicht aufgenommen werden, weil der Verleger dieſes Liedes hierzu die Erlaubniß verſagte. Den Erſatz bietet Lied Nr. 55, welches ebenfalls nach der beliebten Kunoth'ſchen Kaiſermarſchmelodie geſungen werden kann." Die Nr. 55 iſt von W. Kleefeld gedichtet und umfaßt 5 Strr.; Anf.: 1. „Laſſet hoch die deutſche Fahne weh'n Weit übers deutſche Land, Wo unſers Wasgaus Berge ſteh'n Bis hin zum Meeresſtrand! Und ſtimmt die alte Weiſe an, Der keine and're gleich: :,: Wir alle ſtehen wie ein Mann Für Kaiſer und für Reich! :: Für Kaiſer, für Kaiſer, Für Kaiſer und für Reich!" — Am Schluſſe folgt die Weiſung: „Dieſes Lied kann auch nach der Melodie des Radfahrer-Bundesliedes: „Laßt tönen laut den frohen Sang" geſungen werden. — Nur iſt am Schluß eines jeden Verſes .... zu ſingen: [„] Es ſoll Begeiſtrung uns entflammen, All Heil, Hurrah [!] etc. ["]

Franz Weber.

Das eigentliche Bundeslied ſelber finden wir dann z. B. in: Franz Weber, Lb. f. Radfahrer. E. Smlg. d. beliebteſten Radfahrer-, Volks- u. Geſellſchaftslieder. Breslau, Franz Goerlich, o. J.; 557 Nrr. o. N., erweiterte Ausgabe 575 Nrr. o. N. Dort ſteht variiert als Nr. 167 und 324 (erw. Ausg. nur Nr. 167): „Laßt tönen laut den frohen Sang hinaus in alle Welt, verkündet es mit hellem Klang, was uns zuſammenhält. Wir wollen eines Geiſtes ſein, gehn treulich Hand in Hand; :,: es ſchlingt ſich feſt um unſre Reih'n der Einheit ſtarkes Band. :,: Es ſoll Begeiſtrung uns entflammen. All Heil, Hurra, All Heil, Hurra, wir halten feſt und treu zuſammen, All Heil, Hurra, All Heil, Hurra! All Heil!" (4 Strr.; Dichter unbekannt, Mel.: „Trio des Kaiſermarſches" von Georg Kunoth; in der Nr. 167 lautet der Refrain in beiden Ausgaben: „hipp, hipp, hurra"; nach der letzten Strophe heißt es hier: „Zum Schluß ſtürmiſche Hurrarufe.")

Artur Lehmann.

Nun gibt es aber noch ein ähnliches Radfahrerlied (erw. Ausg. Nr. 537): „Laßt ſchallen laut den frohen Sang heraus aus

voller Bruſt, es ſteigre ſich bei jedem Klang der Sänger Freud' und Luſt!" (3 Strr., Dichter: Artur Lehmann, Radfahrer-Verein „Blitz", Dresden, Mel.: „Laßt tönen laut den frohen Sang"); offenbar eine Anlehnung, die uns aber mit den letzten Stücken zeigt, wie bei den Radfahrern die urwüchſige Poeſie noch ganz lebendig waltet, indem ſich Volks- und Kunſtlied gegenſeitig beeinfluſſen.

Das Taſchen-Kommersbuch.

Auf den Radſport wird zuweilen von den Herausgebern oder Verlegern der Lbb. weitgehende Rückſicht genommen. So iſt z. B. das „Taſchen-Kommersbuch" der Firma Moritz Schauenburg in Lahr (14 o. J., 224 Nrr. o. N.: „Eine Sammlung der ſchönſten Studenten-, Volks- und Vaterlandslieder") in einer erweiterten Ausgabe mit einem Anhang: „Radlerlieder" erſchienen (33 Nrr., meiſt ohne Noten). Dieſe größere Ausgabe iſt ſonſt im Innern ganz unverändert, auch iſt das Titelblatt dasſelbe geblieben; nur der Umſchlagdeckel zeigt uns jetzt einen Radfahrer mit der Laute auf dem Flügelrad (früher war ein Bruder Studio mit der Laute auf einem pegaſus-artigen Gebilde zu erblicken), auch heißt es jetzt: „Radler-Kommersbuch", anſtatt, wie bisher: „Taſchen-Kommersbuch". Aus dem urſprünglichen Teile heben wir hervor Nr. 78: „Frohſinn" („1. Es kann ja nicht immer ſo bleiben Hier unter dem wechſelnden Mond;" von A. v. Kotzebue. 1802; 7 Strr.), aus dem neu hinzugekommenen „Anhang" die Nr. 1: „1. Ach, was ſind es doch für Zeiten, Daß viel Menſchen fröhlich reiten auf dem Tretrad durch die Welt, Wie es ihnen wohl gefällt Ohne Peitſch und Sporen." (7 Strr., Velociped-Club Bochum, Mel.: „Als die Römer frech geworden".)

Radler-Luſt.

In doppelter Ausgabe erſchien auch: Radler-Luſt. Lb. f. Radfahrer. Ausgabe A. Sammlung beliebter Lieder für den Radlerſport. Lpz. (Rauh & Pohle) o. J., 118 Nrr. o. N.; Ausgabe B. Sammlung beliebter Lieder für den Radlerſport. Volks- und Kommerslieder. Ebenda o. J., 215 Nrr. o. N. in II Teilen. Wir heben hervor (Ausg. A.) Nr. 80: „1. Sein Stahlroß, das lenket mit ſicherer Hand der Bicycliſt munter von Lande zu Land, :,: er ſieht manche Städte, er kreuzt manchen Ort, doch raſtlos geht's weiter, nur weiter fort. :,:" (6 Strr., v. Fritz W. Terſch-Frankfurt a. M., eine „Anlehnung", Mel. [und Vorbild!]: „Ein Sträußchen am Hute"); ferner (Ausg. B.) Nr. 91: „1. Warum ſollt' auf Erden ich kein Radler werden? Warum ſollt' ich nicht des edlen Sports mich freun? :,: Wenn auf ſchnellem Rade, [sic!] fahr' auf ebenem Pfade in die weite, weite Welt hinein! :,:" (7 Strr., Ad. Maier, Radf.-Verein Neckarbiſchofsheim; Mel. [und Vorbild!]: „Warum ſollt im Leben").

Dehmel und Bierbaum.

Ein Preisausſchreiben des „Deutſchen Radfahrer-Bundes" vom Jahre 1903 förderte im Wettbewerbe das Radfahrerlied; Preisrichter waren (unter anderen?) Dehmel und Bierbaum, welches aber war das Reſultat (etwa: „Laßt tönen laut"; zweifelhaft!)? —

Das Lied der Stenographen.

Nächst den Radfahrern singen wohl am meisten (merkwürdigerweise!) die Stenographen, welche übrigens auch einen bemerkenswerten „Klassendialekt" (als ein weiteres Zeichen ihres Gemeinschaftssinnes!) entwickelt haben. Die verschiedenen stenographischen „Systeme" machen mittels der Lbb. sich gegenseitig Konkurrenz. Wir stellen voran: Des 'Grafen Lb.[1]) Eine Sammlung von Liedern, so die dem Gabelsberger Stenographen-Centralverein für Ost- und Westpreußen entstammende 'Grafschaft von ihren Poeten hat in Reimlein bringen lassen; auch sind einige darunter, so das Volk zu singen liebet. (Vignette: Prinz Karneval mit Glas und Flasche auf einem großen Champagnerpfropfen sitzend.) Königsberg in Pr. Druck von A. Kiewning. 1883 (41 ungezählte Nrr. o. N.); S. 35 f. ein Depositionslied: „Bei der Aufnahme eines neuen 'Grafen." Mel.: „Was kommt dort von der Höh'." (F-dur). Beteiligt sind: Chor, Täufling und Bonze, der nebst dem Paten einen Paragrafen zum Grafen tauft; es folgt am Schlusse Weihetrunk und Smollis (Verf.: Luna). Auf S. 31 f. haben wir eine Anlehnung (deren mehrere noch zu verzeichnen sind): „Steno-Grafen-Leben." Mel. [und Vorbild!]: „Der Papst lebt herrlich in der Welt etc." (C-dur): „[1.] Der 'Graf lebt herrlich in der Welt! Er fraget nicht nach Gut und Geld; Der Mammon nicht, — ein freier Sinn, Ein frohes Herz ist ihm Gewinn" (7 Strr.; Verf.: Eberhard).

Die Stenotachygraphen.

Seit 1899 scheinen sich die neueren Systeme mehr zu regen; wir nennen aus diesem Jahre drei Sammlungen: 1. Stenotachygraphen-Lieder. Zus. gestellt für fröhliche Stunden in kunstgenossenschaftlichen Kreisen. Nürnberg 1899 (16 Lieder o. N.); voran: Vorwärts. Mel.: „Deutschland, Deutschland über Alles etc." [sic!]: „[1.] Neue Zeiten müssen kommen, Frohe Zukunft sei gegrüßt! Bring zu aller Nutz und Frommen Eine Schrift, die leichter fließt. Mancher Fortschritt ward erfunden, Nur die Schrift blieb unbequem, :,: Sagt, was hat die Welt gebunden An das alte Schriftsystem? :,:" (3 Strr.) Die Anhänger der „Engschnellschrift" haben auch ein „Bundeslied" (S. 12 f.: „Genossen und Brüder der theuren Kunst", Mel.: „Frisch auf, Kameraden"; ein Farbenlied: blau-gold-roth, vgl. das Motto auf dem Titelblatte); 2. Liederkranz für Stenotachygraphen. Herausgeber und Verleger: Verlag des Allgemeinen D. Stenotachygraphen-Verbandes.[2] Eisleben 1899 (86 Nrr. o. N.; Nr. 39 ein Kampflied: „Schauderhafte und abscheuliche Morithat eines Redezeichenkünstlers." (Im Bänkelsängerton zu singen.), Anf.: „1. O kommt, ihr guten Leut', herbei, hört, wie die Gabelsbergerei ins Unglück Einen hat gestürzt, sein

[1]) Höchst beachtenswert ist die Erscheinung, daß der moderne Stenographenwitz etymologisch dieselben Wege geht, wie die ahd. Entlehnung (grâvio aus γραφεύς).

Leben grausam ihm verkürzt. O, nehmt Euch ein Exemplum dran, studiert es wohl und wendet 's an." (8 Strr., Verf.: Dahms); 3. Bundes-Lb. für Nationalstenographen. Bearbeitet von Wilhelm Schickenberg. Hannover 1899. Im Selbstverlage des Verfassers. Im Vorwort bekennt der Bearbeiter dankbar seine Abhängigkeit von Egon Bach, dem Herausgeber des „Allgemeinen Taschen-Liederbuches für Stenographen des Einigungssystems Stolze-Schrey".[3] Die Sammlung von Schickenberg zerfällt in: I. Stenographenlieder, II. Vaterlands-, Gesellschafts-, Liebes- u. Trinklieder (zus. 30 + 52 = 82 Ldr. o. N.). Wir heben hervor (S. 12 f.): „Werbelied" (Aus Bachs Lb.), Weise: „Da streiten sich die Leut herum,": „1. Als Kadmos einst, wie man erzählt, die Schreibkunst eingeführt, hat er wohl weidlich sich gequält, wofür ihm Lob gebührt; man hatte damals sehr viel Zeit: Gemächlich zog der Stift ;: verzwickte Zeichen, lang und breit, in der „kurrenten" Schrift. :;" (4 Strr., Verf.: C. Schubert.) — Die Stenographen des Systems Stolze-Schrey stellen zu ihren Festen oft auch „fliegende" Lbb. her, mittels der Schreibmaschine (lose Blätter oder kleine Hefte); das zuletzt genannte „Werbelied" pflegt dabei nicht zu fehlen.

Die alten „Stolzeaner" sind jedoch ebenfalls noch recht lebendig! Vgl. ihr: Allgemeines Taschen-Lb. f. Stolzesche Stenographen. Hrsg. von der Stenographischen Gesellschaft nach Stolze zu Berlin. Bearb. von Wilh. Mertens.[10] Mit dem Bildnis Wilhelm Stolzes. Berlin 1900. Selbstverlag d. Stenogr. Gesellsch. n. Stolze; II Teile: Stenographen- und Allgemeine Lieder (2 × 75 = 150 Nrr. o. N.). Aus I sei genannt Nr. 3: „1. Als Stolzes Kurzschrift fertig war, da bracht' er sie dem Herren dar, dem Herrn, der über Raum und Zeit als schrankenloser Gott gebeut. 2. Er sprach zu Stolze wohlgemut: „Was du geschaffen hast, ist gut, du hast gewuchert mit dem Pfund, das dir als Schrift zu Diensten stund. ...." (7 Strr., Verf.: K. Schöppe, Mel.: „Als Noah aus dem Kasten [war]"). Aus II heben wir hervor Nr. 75: „1. Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann, juchhe, der ist kein braver Mann." (6 Strr., Verf.: Johann Perinet. 1794.) — Der akademische Einfluß macht sich auch im „Anhang" bemerkbar: S. [137]—144 steht ein „Kurzer Komment". Von H. P., cand. jur.; daselbst sind S. 144 (sub: n.) die Vorschriften über den Salamander zu finden. Der „Stenographen-Salamander" scheint übrigens rein akademischer Natur zu sein, im Gegensatz zum Feuerwerker- und anderen Salamandern! —

Die Stolzeaner.

Bei den Stenographen ergibt sich eine seltsame Mischung von Sport und Beruf, die das Lied eigentümlich beeinflußt. Gänzlich abweichend präsentieren sich die Sammlungen solcher Berufe, bei denen sportmäßige Übung völlig ausgeschlossen erscheint. Man vgl. z. B. das Unternehmen einer uns bekannten

Sport und Beruf.

Der Buchhändler.

Firma (Franz Goerlich): Lb. f. Buchhändler. Hrsg. von Franz Weber. Breslau o. J. [1904]; 307 Nrr. o. N., am Schlusse „Standeslieder" (110 Nrr. o. N.). Im Vorwort heißt es: „Das von mir herausgegebene „Deutsche Kommersbuch, das „Kleine Kommersbuch" und der „Liederkranz", sowie eine Anzahl der von mir bearbeiteten Standes- und Sportsliederbücher haben einen so großen Beifall und eine ebenso große Verbreitung in ganz Deutschland und weit darüber hinaus gefunden, daß ich mich verpflichtet fühlte, ein nach denselben Grundsätzen verfaßtes Liederbuch auch meinen Standesgenossen zu bieten. . . . . Bei meiner Arbeit haben mich fast sämtliche buchhändlerische Vereine und viele einzelne Berufsgenossen durch Einsendung von Beiträgen bereitwilligst unterstützt, ... Breslau, Kantate 1904. Der Herausgeber." Aus dem allgemeinen Teil heben wir hervor Nr. 132: „Ich bin der Doktor Eisenbart, schidde widdewit bom bom." (5 Strr.); aus dem zweiten Teil Nr. 33: „In der Erde düstern Gründen, in dem Keller tief versteckt sitzen heute die Buchhändler, weil der Wein da besser schmeckt." Mel.: „In des Waldes düstern Gründen"; 7 Strr., Unterschrift: „Aus dem Liederbuch der alten Hallenser".) Mehrfach wird in dieser Sammlung (wie z. B. bei der angeführten Nr.) zurückgegriffen auf Cantate! Lb. f. Buchhändler hrsg. v. d. Buchhändlervereinigung „Alte Hallenser". Lpz., Verlag der „Alten Hallenser". 1886 (138 Nrr. o. N.); Nr. 42: „Bummellied für den Sonntag Nachmittag" (Weise: „Studio auf einer Reis' etc.", Verf.: W. Bluhm): „1. Gott sei Dank, jetzt sind wir frei, jum heidi, jum heida, von der Woche Einerlei, jum heidi, heida. Denken nicht an Bücher hier, Singen macht uns mehr Pläsir!" (7 Strr.)

Der Kaufmann.

Die Kaufmannslieder sind sonst selten; vgl. oben S. 232, woselbst Anm. 1) das Lb. von Pilz bereits zitiert wurde; es umfaßt 146 Nrr. in 7 Abteilungen; I: Vaterlands- u. Heimatlieder, II: Lieder auf den Verband, III: Im Kreise der Sektion, IV: Lieder auf das Reisen, V: Frauenliebe und -Leben, VI: Weihnachtslieder [von mir gesperrt. U.], VII: Allgemeine Lieder. Trinklieder. Humoristische Lieder. Wir heben hervor Nr. 110 (aus VI): „Des reisenden Kaufmanns Weihnacht!" (Herrmann Pilz): „1. Stille Nacht, heilige Nacht! Wieder uns Liebe lacht, Unter dem schimmernden Tannenbaum Grüßt uns ein seliger Weihnachtstraum, Wie in der Jugendzeit!" (4 Strr.) — In „Bierzeitungen" und Festlichkeits-„Kladderadatschen" blüht die namenlose Poesie der Handlungsgehilfen überall, namentlich in großen Städten. Ein Königsberger „fliegendes Blatt" liegt uns vor (autographisch vervielfältigt): „[1.] Wie ist's doch so schön auf der weiten, weiten Welt! Wir haben ja meistens die Taschen voll Geld. Doch wird's einem knapp, ist ein Freund gleich zur Stell' [,] und ganz nach Belieben fließt wieder der Quell!" Melodie und Verfasser nicht genannt; 7 Strr., die letzte: „[7.] Drum sagen wir's nochmal: Es giebt keinen Stand, Der so gut gestellt [sic!] wie

unſer im Land. Jetzt leeret die Gläſer gleich auf einen Zug! Und wer nicht wird Kaufmann, der iſt nicht recht klug!" Dieſes Lied, geſungen im Januar 1908 auf einem Feſte des D. H. V. (Deutſcher Handlungsgehülfen-Verband), Ortsgruppe Königsberg, wurde nebſt anderen Schriftſtücken, reſp. Druckſachen unter die Feſtteilnehmer verteilt. Bei der „Kaffee-Tafel" am Schluſſe des Balles wurde noch ein zehnſtrophiges [sic!] Lied geſungen (beſonderer Zettel).

Die Beamtenlaufbahn iſt dem winiliod im allgemeinen nicht günſtig; doch gibt es Ausnahmen. Man vgl. z. B.: Lb. f. Deutſchlands Zöllner. 77 Original-Zöllnerlieder mit einem Anhang von 23 der beliebteſten allgemeinen Trink- und Vaterlandslieder zum Gebrauch auf Commerſen und Feſten. Berlin 1899. (Als Verleger iſt genannt: Eugen Schneider, welcher auch das Vorwort unterzeichnet hat.) In dieſer Sammlung o. N. iſt die Nr. 3 (S. 5—7) als ein richtiges winiliod anzuſprechen: „[1.] Als die Zöllner frech geworden, ſim ſerim ſim ſim ſim ſim [,] Wollten Stellung ſie und Orden, ſim . . . . Gehalt war nicht der Rede werth tä terä tä tä tä [,] Die Beförd'rung ſehr erſchwert, täterä [,] 's war der reine Jammer. wau . . . . [2.] Und in Folge der Beſchwerden Sollte es bald anders werden. Reſcripte flogen durch die Luft [,] Und es war ein Aktenduft Von all' den Berichten. [3.] Plötzlich kam ganz froh und munter Ein Erlaß von oben runter, Daß der Hauptamtsaſſiſtent Auf Beförd'rung rechnen könnt Nur nach einer Prüfung. [4.] Weh, das gab ein groß' Geſchreie [,] Niemand wollte ſich auf's Neue Büffeln in den Kopf ein Loch, Denn nur ſo erreicht man's noch, Daß man kommt zu Pferde." Uſw.; 12 Strr., Verf. ungenannt, Mel. wie bekannt. Hier haben wir es alſo mit einer „Zöllnerbewegung" zu tun! (Ob die Winzerbewegung in Frankreich jüngſt das Winzerlied agitatoriſch verwendet hat?) Bei dem Zöllnerliede iſt das petulante Element, wie man ſieht, hauptſächlich im Refrain vertreten; ganz nach Art des winiliod. Wo kein Arbeitsgeräuſch eo ipso vorhanden iſt, da ſucht und findet man entſprechende andere Klänge! Kürzlich ſind die „Bewegungen" ja auch in den Kreis der Studierten eingedrungen; auf die Oberlehrer folgten die Univerſitäts-Profeſſoren (Prof. Delbrück-Berlin ſprach in einem Aufſatze der Preuß. Jbb. v. J. 1907 von einer „Profeſſoren-Gewerkſchaft"!). Vielleicht erleben wir demnächſt das Kampflied der Dozenten (mit Refrain!). Der Beamte.

Die grüne, oft erwähnte Leibfarbe rückt die Zöllner in die Nähe der Jäger und Schützen; den Grenzdienſt verrichten auch bisweilen die ebenfalls grün uniformierten Gendarmen, denen es nicht an militäriſchen Liedern fehlen wird. Andererſeits ſtehen die Zöllner, wegen des häufigen Wechſels ihres Aufenthaltes und wegen ihrer Beſchäftigung (die meiſt oder doch häufig in freier Natur erfolgt), wohl auch in einem gewiſſen Verwandtſchaftsverhältnis zu den fidelen Landmeſſern. Man vgl. über Der Gendarm.

Der Landmesser. deren Lieder: Landmesser-Lb. nebst humoristisch-satirischem Taschenbuch in Poesie und Prosa für lustige und traurige Stadt-, Land-, Feld-, Wiesen-, Sumpf- und Wasser-Messer, für Geometer und Vermessungsingenieure, Studierende der Geodäsie, Landmesser-Zöglinge und solche, welche es werden wollen. Hrsg. von Albert Emelius, Redakteur der Zeitschrift des Rheinisch-Westfälischen Landmesser-Vereins in Cassel. Stuttgart 1904, Konrad Wittwer (100 Nrr. o. N. in XI Rubriken, am Schlusse Bierulk [„100. Pythagoras mit Musik"], fortgesetzt in XII: „Aus einer kleinen Kommission"); Nr. 85 (aus X: „Unreine und angewandte Mathematik"): „Analytische Geometrie" (Mel.: „Es war einmal ein König"): „Ich kenne eine Kurve, Gott weiß, von welchem Grad, Das Datum ist Abszisse, Das Geld die Ordinat! Wenn's rappelt in der Kasse, so steigt die Kurve auf, Beginnt das Geld zu schwinden, Neigt abwärts sich der Lauf." (3 Strr.) Als Autor ist genannt: F. Graf (Kneiplieder f. Techniker). — Das Vorwort des Herausgebers beginnt mit den Worten: „Die freundliche Aufnahme, welche das im Jahre 1887 erschienene „Liederbuch für deutsche Geometer" gefunden hat, veranlaßte den Unterzeichneten, die Sammlung humoristischer Erzeugnisse über unser Fach und seine Wissenschaft fortzusetzen. Es erscheint hiermit gewissermaßen die zweite Auflage des Liederbuches, jedoch im neuen Gewande mit wesentlich verändertem Inhalte und unter neuem Titel." —

Das technische Lied. Den Reigen der technischen Lbb. eröffnen die: „Gesänge für die Baugewerkschule zu Holzminden". Holzminden, gedruckt bei J. Erdmann. 1838; 60 Nrr. o. N., überwiegend geistliche Stücke (so z. B. Nr. 18: „[1.] Wir wollen unser Lebelang die wahre Tugend ehren und niemals auf den Lockgesang des frechen Lasters hören." [4 Strr., Mel.: „Mein erst Gefühl."]). Auf die „Gesänge" (Nrr. 1—55) folgen dann die kurzen Rubriken: „Jahreswechsel" (Nrr. 56, 57), „Gebet für die Unsrigen" (Nr. 58), „Reise" (Nr. 59), „Tägliches Gebet" (Nr. 60). Der Ton des ganzen Büchleins erinnert stark an das Mh. Lb.; vgl. z. B. Nr. 55: „[1.] Die Schwelgerei raubt uns die Kräfte zu dem, was uns die Pflicht gebeut; macht träge zum Berufsgeschäfte, untüchtig zur Gottseligkeit; erweckt Verwirrung, Streit und Zank, und hindert den Gott schuldgen Dank" (3 Strr.; Mel.: „Wer nur den lieben Gott läßt [walten]", die Namen der Autoren fehlen). Eigentliche Berufslieder sind in dieser für die Elementarstufe berechneten Sammlung nicht zu finden.

Die Architekten. Für ältere Semester ist berechnet: Lb. f. Architekten. Hrsg. von dem Verein „Motiv". Mit den beliebtesten Gesangsweisen. Berlin 1850; 175 Nrr. meist mit 1- bis 2-st. S., in II Rubriken: I. Berufs-, II. Gesellschaftslieder (am Schlusse ein gutes Register mit den Dichternamen, vorn Umschlagtitel-Vignette und Titelbild, mit gotischer Symbolik und antiken Emblemen). Aus I heben wir hervor Nr. 42: „Architekten ABC." (Weise: „Be-

kannt", Dichter: Ludw. Hoffmann; 24 Strr.): „[1.] Das ABC singt der Verein, ein Architekt muß fröhlich sein. [2.] Ein Brunnen ist kein Bau der Pracht, von Buttermilch man Thürme macht." .... „[23.] X, Y sind unbekannt, man löse beide elegant. [24.] Der Zimmermann geht in die Fremd, das ABC ist hier zu End' [sic!]." (Diese Art des Quodlibets scheint besonders im technischen Gewerbe beliebt zu sein; auch bei den Landmessern findet sich ähnliches Gut. Man könnte an die „männliche Zählgeschichte" denken; vgl. oben S. 258!) Aus II sei genannt Nr. 118: „Liebeslied" (Otto Graf v. Löben, A. E. Marschner, Andante, 3 Strr.); Anf.: „[1.] O wie so schmerzenvoll, daß ich dich missen soll, Herzliebste mein! Grünen auch Thal und Haid', hab' ich doch Winterzeit, und bin allein, und bin allein." (Vorbild war vielleicht: „Ach, wie ist's möglich dann, Daß ich dich lassen kann.")

Architekten und Ingenieure.

Jüngeren Datums ist: Lb. f. Architekten u. Ingenieure. Zus. gestellt von der Ortsgruppe des Mittelrhein. Architekten- u. Ingenieur-Vereins Wiesbaden. Wiesbaden (Rud. Bechtold & Comp.) o. J.; 99 Nrr. o. N. Hier haben wir als Nr. 90 das berühmte Kampflied: „Fachmann und Jurist" (Mel.: „So pünktlich zur Sekunde"): „[1.] Der schönste Stand auf Erden ist des Juristen Stand, Nur er kann etwas werden Im deutschen Vaterland. Zum Chef wird stets erkoren In Deutschland ein Jurist. Er ist dazu geboren, Weil er nicht Fachmann ist. [2.] Nur er erkennt die Wahrheit, Er ist darin geübt, Weil seines Geistes Klarheit Fachwissen niemals trübt. Es ist allein gescheite In Deutschland der Jurist, Weil ihm des Blickes Weite Ja angeboren ist. [3.] Im Landwirtschafts-Vereine Ist er der Präsident, Obgleich er Mutterschweine Nicht von den Eltern kennt. Es köret auch die Stiere In Deutschland der Jurist, Weil in Bezug auf Tiere Er Fachmann ja nicht ist." (Usw.; 11 Strr., Verf.: Gottfr. Freimuth [vermutlich Pseudonym], A.- u. J.-V. zu Hamburg, Nr. 108.) — Die Sammlung zerfällt in IV Rubriken: „I. Damen- und Begrüßungslieder [von mir gesperrt. U.]; II. Patriotische Lieder; III. Trink-, Volkslieder und Mancherlei; IV. Fachlieder." Die Rubrik I bietet manches, was den Architekten und Ingenieuren eigentümlich zu sein scheint; so z. B. Nr. I: „Wechselgesang" (Mel.: „Der Mai ist gekommen."): „[1.] Die Herren: Willkommen, Ihr Damen [,] im festlichen Saal, Seid freundlich gegrüßt uns beim fröhlichen Mahl. Wir danken Euch herzlich, daß erschienen Ihr seid, Weil Ihr unserm Fest erst die Weihe verleiht." „[2.] Die Damen: Ihr Männer seid Heuchler, wir wissen recht gut, Daß Ihr auch ohn' Damen oft bene Euch thut. Wir bitten, sagt einmal uns offen und frei: Warum sind wir Damen nicht öfter dabei?" (8 Strr., die letzte, nach dem Tusch, singen „Alle" gemeinschaftlich [die „Versöhnungs-Strophe!"]; Verf.: Bargum; Unterschrift: A.- u. J.-Ver. zu Hamburg, Nr. 57.) — Diese Sammlung ist mehr für die studierten Techniker berechnet!

Albert Nieß.

Die Praktiker beſitzen das ſchöne Werk: Taſchenliederbuch. Ein poetiſches Hausbuch für das deutſche Baugewerbe. Geſ. u. hrsg. von Albert Nieß.[1]) Braunſchweig 1889; [2]91; [3]1902; [4]06 (mit Portrait); Eigenthum des Herausgebers (478 Nrr. o. N. in II Rubriken, deren zweite die Berufspoeſie umfaßt). Der Herausgeber iſt mit eigenen Beiträgen vertreten; vgl. namentlich die Neujahrgrüße, Nrr. 426—37 der 4. Auflage. Aus dem reichen Inhalt ſei nur hervorgehoben (zunächſt aus I) die Nr. 66 der 4. Aufl. ([3]Nr. 53): „[1.] Ein Herzog hub zu bauen an die Regensburger Brücke, Doch hatte ſelber Ehrenmann die ſonderbarſte Tücke. [2.] „Elf Jahre, liebſter Meiſter mein, ſind euch zum Bau vergonnen, Doch wiſſet, iſt des Werkes Friſt im elften Jahr verronnen, [3.] Und ſteht der Brücke Bau nicht da vollendet, fix und fertig, So ſeid bei meinem Barte mir des Eſelritts gewärtig."" (17 Strr.; „Die Regensburger Brücke" von A. Schöppner.) Ferner noch (aus II) Nr. 395 der 4. Aufl. ([3]Nr. 367): „Hofraths Rieke" (Mel.: „Ach, die Guſte, die Bewußte."): „[1.] Siebzehn Jahre war ich grade, als ich kam in dieſe Stadt, Wußte garnicht, was die Liebe und das Herz zu ſagen hat. Infantriſten und Huſaren waren alle mich egal, Ziviliſten ja die ſah ich, ſah ich an noch nicht einmal. Bis ich ihn zuerſt geſehn, an dem Markt vorübergehn, Jeſſes, wie geſchah mich da, als ich ihn zum erſten Male ſah. Ja, da wußt' ich, ja da dacht' ich, daß des Lebens höchſtes Glück Für ein Mädchenherze bleibet des Geliebten warmer Blick." (5 Strr.; Verf.: R. Roßmann.) — Beachtenswert ſind die „Richt- und Zimmerſprüche" ([4]Nrr. 442—59), desgl. die „Grundſteinſprüche" (ebenda Nrr. 462—65); Nr. 466: „Schlußſteinſpruch", Nr. 467: „Schnürſpruch".[2])

Die Eiſenbahner.

Liederbücher für Eiſenbahn-Beamte (über die Poſtbeamten vgl. oben S. 326) habe ich bisher noch nicht geſehen. Ein i. J. 1907 (um Oſtern) von mir aufgefundener Buchtitel ſei hier wiedergegeben: Lb. f. d. deutſche Lokomotiv-Perſonal. Verf. u. hrsg. von Max Bethwell, Lokomotivführer in Berlin (Preis: M. 0,45).

Berg- und Hüttenleute.

Zu den Bergleuten führt uns hinüber das: Lb. f. Berg- und Hüttenleute. Hrsg. vom Berg- und Hüttenmänniſchen Verein zu Berlin.[7] Eſſen 1903 (G. D. Baedeker); 134 Nrr. m. N. (4-ſt. S.!) oder mit Angabe der Melodie, die Namen der Dichter und Komponiſten ſind ſorgfältig verzeichnet. Im „Vorwort zur dritten Auflage" [1879] heißt es: „Da die bisher er

[1]) Hofzimmermeiſter zu Braunſchweig; vgl. oben S. 212—16, woſelbſt der hilfreichen Unterſtützung, die unſer Buch durch den im Bauliede ſehr bewanderten Herrn Herausgeber erfahren hat, bereits dankbar gedacht wurde.

[2]) Vgl. hierzu die oben S. 190, Anm. [1]) zitierte Schrift von Rowald; desgl.: Zimmermannsſprüche für Meiſter und Geſellen. Eine Sammlung ganz neuer Sprüche beim Richten von Gebäuden, von Wilhelm Stein. Reutlingen. Druck u. Verlag von Rob. Bardtenſchlager.

schienenen Bergmannsliederbücher meistens nur für einzelne Gegenden berechnet sind, so haben viele herrliche Berg- und Hüttenlieder die Grenzen ihrer Geburtsstätte noch nicht überschritten." Diesem Übelstande (der jedoch auch sein gutes hat!) soll nun hier abgeholfen werden. Man höre Nr. 100 (3 Strr. o. N., ausnahmsweise auch ohne Angabe des Dichters und Komponisten; also vermutlich ein altes Volkslied!): „1. Schon wieder tönt vom Schachte her Des Glöckleins dumpfes Schallen; Laßt eilen uns, nicht säumen mehr, zum Schachte laßt uns wallen. Drum Liebchen, gieb den letzten Kuß, Laß scheiden uns vom Hochgenuß. Das ist des Schicksals Lauf, Glück auf, Glück auf, Glück auf, Glück auf!" [1] Vgl. noch Osk. Schade, Bergreihen. Weim. 54; Reinh. Köhler, Alte Bergmannslieder. Ebenda 58.

Die Bergmannslieder sind von trauriger oder lustiger Stimmung, häufig aber aus beiden Arten gemischt; vgl. oben S. 240 f.! So schließt z. B. auch das zuletzt angeführte Lied in Str. III mit den Worten: „Drum, trautes Liebchen, weine nicht, Den Tod nicht scheu'n, ist Bergmanns Pflicht! Wir fahren zum Himmel hinauf! Glück auf!" Die Tanzform (der Reihen) und die geistliche Umdeutung im Wächter- oder Tagelied sind dem Bergmannsliede von jeher eigentümlich gewesen; eine Erscheinung, die eben durch jene doppelte Stimmung erklärt wird. Vgl. John Meier, Bergreihen. Ein Lb. d. XVI. Jh.s. Nach den vier ältesten Drucken von 1531, 1533, 1536 und 1537 hrsg. von John Meier, Halle a. S. 1892 (Braunes Neudrucke 99—100); 58 Nrr. o. N. Unsterblich geworden ist die Nr. 27: „1. Wo sol ich mich hin keren, ich thumes brüderlein?" (11 Strr.); eine „Nonnenklage" (vgl. oben S. 71) haben wir in Nr. 49: „1. ACh Gott! wem sol ichs klagen Das hertze leyden mein?" (6 Strr.). Wir ersehen aus diesen beiden Beispielen, daß die „Bergreihen" bei allen Ständen beliebt und im Schwange waren. Die Bergmannslieder.

Wir haben auch kunstvoll bearbeitete Sammlungen mit Noten, bis auf den heutigen Tag. Sehr hübsch ist: Volks-Lb. E. Smlg., insbesondere für den Gebrauch in berg- und hüttenmännischen Schulen ausgewählt u. zweistimmig bearb. v. Carl Köhler, Lpz. 1898 (Br. u. H.); 94 Nrr.[2] Hier finden sich manche sonst weniger bekannte Stücke; so z. B. Nr. 45: „1. Herz, mein Herz, warum so traurig [,] und was soll das Ach und Weh? |: 's ist so schön im fremden Lande, Herz, mein Herz, was fehlet dir? :|" Carl Köhler.

[1] Umgekehrt lautet der Gruß, resp. das Motto bei den Luftschiffern; hier tönt es: „Glück ab!" Ein „Liederbuch für Luftschiffer" habe ich bisher noch nicht auftreiben können. Gibt es solche?

[2] In seiner Anlage erinnert dieses Büchlein an das größere Werk: Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt von Carl Köhler. Man vgl. Anmrkgn. u. e. Abhdlg. hrsg. v. John Meier. I. Texte u. Anmrkgn. Halle a. S. (Niemeyer) 1896; 368 Nrr. („Meier-Köhler".)

(Joh. Rud. Wyß d. J., Volksweise, Wehmütig); 9 Strr., die letzte: „9. Herz, mein Herz! in Gottes Namen, 's ist ein Leiden, gieb dich d'rein! : Will es Gott, so kann er helfen, daß wir bald zu Hause sein! : Ähnlich ist die Stimmung in Nr. 66: „1. Morgen müssen wir verreisen [,] und es muß geschieden sein; traurig zieh'n wir uns're Straße. : lebet wohl, gedenket mein! :|" (Hoffmann v. F.; Friedr. Silcher, Mäßig bewegt); 3 Strr. Auch Nr. 67 („Muß i denn," mit Arbeitsgeräusch; vgl. oben S. 192 f., 196 f., 200, 241 f.) und Nr. 69 („Nun leb' wohl, du kleine Gasse", A. Graf von Schlippenbach, Friedr. Silcher; 4 Strr.) sind Abschiedslieder. Der Bergmann wandert; vgl. oben S. 240 ff.

Grubenklänge.

Umfangreicher (und vierstimmig gesetzt) ist die Sammlung: Grubenklänge. Männerchöre für bergmännische Vereine (nebst einem Anhange von Volks- und Gesellschaftsliedern) von A. Große-Weischede[3]. Bochum 1906 (Dr. u. Verl. v. Wilh. Stumpf); 55 Nrr. (Anhang: 82 Nrr. o. N.), mit einem „Einführungswort" von Taeglichsbeck, Kgl. Berghauptmann (Dortmund, am Sedan-Tage 1897), worin es heißt: „In dem sangesfrohen und sangeskundigen Ruhrgebiet hat sich von Alters her der Bergmann an seinen kernigen, herzlichen Volksliedern erfreut, von denen einige der schönsten in der vorliegenden Sammlung enthalten sind." Wir erwähnen Nr. 18: „1. Lieg' ich vor stillem Ort allein bei meiner Lampe mattem Schein, so sehn' ich mich hinaus zum Tag, der jetzt dem Liebchen glänzen mag." Autor: A. Leschner; Volksweise: Einfach; 6 Strr., die letzte: „6. Sie weint sich dann die Äuglein rot, denn ach! ihr Liebster ist ja tot; sie pflanzt aufs Grab der Rosen zwei, der Bergmannslieb, der Bergmannstreu!" Das „Bergmanns-Bundeslied" (Nr. 10) ist ferner beachtenswert (C. Stegmayer, Originalkomposition: Arthur Rosenstengel, Op. 44, Tempo di Marcia): „1. Glück-auf, Glück-auf erschallt's in unsern Reihen aus unsrer Herzen frohem Drang, . . ." (3 Strr.); desgl. das noch heute allen Knappen wohlbekannte und kaum in einer derartigen Sammlung fehlende „Alte Bergmannslied" (A. d. 16. Jh., Volkslied, Marschmäßig): „1. Glück auf! Glück auf! der Steiger kommt! Und er hat sein Grubenlicht bei der Nacht, und er hat sein Grubenlicht bei der Nacht schon angezünd't, schon angezünd't." (6 Strr.; vgl. über das Grubenlicht oben S. 240.)

Köhler-Meier.

Die zuletzt genannten beiden Bücher sind jedoch (ganz abgesehen von dem großen „Köhler-Meier"!) in die wirklichen, eigentlichen Knappenkreise nicht hineingedrungen. Hier bevorzugt man Sammlungen ohne Noten; so z. B.: „Allerlei Weisen für Schlägel und Eisen".[1]) E. Smlg. v. Bergmanns-, Vaterlands-, Volks- u. Gesellschaftsliedern hrsg. v. Max Niedurny.

[1]) Dieses Symbol (die beiden gekreuzten Grubenhämmer) ist auf dem Umschlagdeckel und dem Titelblatte zu sehen; wir fanden es auch in den beiden letzten Werken.

Tarnowitz O.-S. (Verl. v. A. Kothe; Preis 15 Pf., bei Bezug größerer Partien billiger); 168 Nrr. o. N. u. o. Dichternamen, aber meist mit Angabe der Weise. Vielgesungen ist z. B. die Nr. 20: „[1.] Der Mensch soll nicht stolz sein auf Gut und auf Geld; es lenkt halt verschieden das Schicksal die Welt. Dem einen hat's Gaben, die golden, bescheert, :,: ein andrer muß graben tief unter der Erd! :,: Die Melodie ist nicht angegeben; sie muß also „eigen" sein; 4 Strr., die letzte: „4. Der Mensch soll nicht lieben, wenn's Ernst ihm nicht ist, gar schwer ist zu heilen, was Liebesgram frißt. Wie mancher hat gebrochen ein Herz, lieb und wert, das endlich erst Ruh' fand tief unter der Erd'." Ein Berufslied (mit der stereotypen Anfangszeile; vgl. oben S. 82) ist Nr. 115: „[1.] Schön ist das Bergmannsleben, herrlich ist sein Lohn! Seine Werke geben Glanz dem Königsthron [vgl. oben S. 241!]. In der Erde Gründen, in den Felsenschlünden strahlt der König der Metalle, blitzen lautere Krystalle. Doch auf Gott vertrau' bei der Berge Bau!" (3 Strr., die Weise ist wiederum nicht genannt.)

Karl Helmerstein.

Das geschilderte Emblem (zwei gekreuzte Hämmer, resp. „Schlägel und Eisen") zeigen auf dem Titelblatte auch die beiden folgenden, im Titel einander gleichenden Sammlungen: 1. Glück auf! Neues Bergmanns-Lb. Ges. v. Karl Helmerstein. Mülheim a. d. Ruhr (Dr. u. Verl. v. Jul. Bagel) o. J.; 70 + 30 = 100 Lieder o. N. in II Rubriken (I: Bergmanns-, II: Vaterlands-, Volks- und Trinklieder). Wir nennen (aus I) Nr. 20: „[1.] Froh sing' ich, deutschen Blutes, daß ich ein Bergmann bin, Und blicke frohen Mutes auf meine Zukunft hin: Läßt gleich in wilden Gründen, und oft vom Tod umdroht, Mich Gott nur mühsam finden mein liebes, täglich Brot" (5 Strr.; H. F. v. Brüningkh, Mel.: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen"); 2. Glück auf! Die schönsten u. beliebtesten Bergmannslieder. Styrum a. d. Ruhr u. Leipzig; Verl. v. Ad. Spaarmann; auf dem Titelblatte steht unter einer Arabeske mit Verlegerzeichen: (Nr. 538); das Büchlein enthält nur 21 ungezählte Nrr. o. N., aber mit Dichternamen und Angabe der Melodie. Man höre Nr. 13: „Bergmanns-Wert" (Mel.: „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust."): „1. Gott ehre mir den Bergmannsstand! Ich mag nichts anders sein. Zwar wird er oft und arg verkannt, Doch laßt die Thoren schrei'n. — Der Mann giebt selbst sich seinen Wert Durch Wort und That und Sinn: Was Arges dann ihm widerfährt, Das nimmt er ruhig hin. Heida, Glück auf! etc." (6 Strr.; Verf.: v. Manteuffel). Wichtig ist Nr. 15: „Der Herr der Erde" (11 Strr.): „1. Der ist der Herr der Erde, Wer ihre Tiefen mißt, Und jegliche Beschwerde In ihrem Schoß vergißt." (Novalis; ohne Angabe einer Melodie.) Auch hier wieder der alte Bergmanns-Gedanke (vgl. oben S. 241): „9. Er führt des Goldes Ströme In seines Königs Haus, Und schmückt die Diademe Mit edlen Steinen aus. 10. Zwar reicht er treu dem König Den glückbegabten Arm, Doch fragt er nach ihm wenig Und bleibt mit

Freuden arm." Vgl. noch: Mor. Döring, Sächs. Bergreyhen. 2 Hefte. Grimma 1839. 40. (v. Bahder Nr. 3613.)

Die Berg-Akademiker.

Für die Kreise der (süddeutschen) Berg-Akademiker scheint berechnet zu sein die Sammlung: Neuestes Bergmannslb. Die beliebtesten Lieder und Sprüche für Bergleute zu Gesangsvorträgen und zur Unterhaltung in geselligen Kreisen. Mit Angabe der Melodien. Ges. v. R. Apel. Reutlingen (Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhdlg.) o. J.; 177 Nrr. o. N. in VI Rubriken (V: „Sprüche; Lieder scherzhaften Inhaltes"). Wir erwähnen aus II („Fahrlieder"; erste Hälfte ein Verbalstamm!): Nr. 57: „Ermutigung zum Anfahren" (Mel.: „Alles schweige"): „[1.] Mutig, Brüder, Fahret nieder Durch den kühngebauten Schacht! :, Betend hebt nochmal die Hände, Daß der Vater Unheil wende, Und hin, und hinab dann in die Nacht! :" (4 Strr., Verf.: C. Stegmayer). Vorn: Titelbild und Embleme, wie auch bei den zuletzt beiden Sammlungen.

Die fehlende Monographie.

Das Bergmannslied (bei welchem wir etwas länger verweilten) fordert dringend eine Monographie! Viele schöne Lieder mußten wir übergehen, auch die Sprüche; letztere sind zahlreich vertreten („Es grüne die Tanne" etc.), wahrscheinlich meist hervorgegangen aus der dreifach gegliederten Begleitrede des dreifachen Depositions-Schlages [auf das Arschleder?; vgl. oben S. 241!]. — Das Mh. Lb. bringt unter Nrr. 472—75 einige Bergmannslieder (Nr. 474: „Froh sing' ich, deutschen Blutes"); vgl. das 10-strophige erste (Nr. 472: „Glück auf! Komm liebe Ortber komm") mit ausführlicher Erklärung der termini technici.

Der Harzklub.

Das zuletzt genannte Motto („Es grüne die Tanne" etc.) ist auch die Devise des Harzklubs, auf dessen Publikationen man sie häufig finden kann (nebst dem Emblem: „Wilder Mann" mit Tanne); vgl. z. B.: Harzklub-Lb. Hrsg. vom Zweigverein Wernigerode. Wern. 1895 (Dr. u. Verl. von B. Angerstein). Diese Sammlung umfaßt 65 ungezählte Lieder o. N.; mit Dichternamen und Melodie-Angabe, resp. mit Nennung der Komponisten. Wir nennen (S. 15 f.): „Das Leben eine Bergpartie" (Mel.: „Schier dreißig Jahre"): „[1.] Das Leben, eine Bergpartie, Führt über Fels und Stein, Der Eine mit dem Andern Muß gleiche Straße wandern [,] :,: Und – sollt's der Kaiser sein. :," (5 Strr., Unterschrift: „R.-G.-V.-Liederbuch".) Die Rubriken-Einteilung fehlt; eine Seltenheit!

Der Alpenverein.

Großartiger angelegt sind, wie natürlich, die Alpen-Lbb. Hier wetteifern die „Sektionen" um den Preis; vgl. z. B.: Liederbüchlein für Alpenfreunde. Zus. gestellt u. hrsg. von Dr. Carl Arnold, Vorstand der Sektion Hannover des Deutschen u. Österreichischen Alpenvereins.[3] Innsbruck (A. Edlinger) 1902 (142 Nrr. o. N. in VIII Rubriken); Nr. 55 (aus II: „Ernste Vereinslieder"): „[1.] Es lebten die Alpenbesteiger Trüb', traurig und einsam allein, Zwar hatten wir viele Vereine, Doch gab's keinen Alpen-

verein. Wollt' einer die Alpen bereiſen, Und wußt' er nicht grad' einen Mann, Bekannt in den Hochgebirgslanden, Allein war er übel dann dran." Uſw.; 6 Strr., die letzte: „[6.] Und naht dann der Winter heran ſich Mit Regen und Stürmen und Schnei'n, Wie ſitzt's da ſich nett und behaglich Im heimiſchen Alpenverein. Drum möge er wachſen und blühen Und wunderbar herrlich gedeih'n, Ein floreat, crescat et vivat [akademiſcher Einfluß!] Dem hieſigen Alpenverein!", Unterſchrift: „Section Pfalzgau". Die übrigen Rubriken ſind: „I. Feſtldr., III. Heitere Vereinsldr., IV. Ernſte Wanderldr., V. Heitere Wanderldr., VI. Minnldr., VII. Humoriſtiſche Ldr., VIII. Trinklieder." — Vorn eine poetiſche Widmung an Rudolf Baumbach!

Fidelitas.

Weniger umfangreich iſt das: Karlsruher Lb. „Fidelitas". Hrsg. v. d. Section Karlsruhe des Deutſchen u. Öſterreichiſchen Alpenvereins.[2] Karlsruhe 1905 (Dr. u. Verl. v. J. J. Reiff), mit hübſcher Titelvignette; 18 Nrr.: „Es ſind durchweg Originallieder, nach bekannten Sangesweiſen." (Vorwort, Juli 1896, G. B.), die Nrr. 14 u. 18 (ein Pſeudo-Scheffel: „Wenn Du an Pult und Tiſche geſchafft", 5 Strr.) haben Noten, ſind alſo Original-Kompoſitionen (Fritz Brehm, G. Becker). Wir nennen die Nr. III: „Tiſchlied zum 3. Dezember 1894" (von Heinr. Allers, Mel. bekannt): „1. Preiſend mit viel ſchönen Reden Der Vereine Wert und Zahl, Saßen viele Präſidenten Einſt in dem Muſeumsſaal."; 8 Strophen, die letzte: „8. Und es ruft der Sangesbruder, Ruderer und Radfahrfreund: „Alpiniſt! Ihr ſeid der Erſte! Alles iſt bei Euch vereint!!!"

Enzian.

Dieſe kleine Sammlung ſpielt ſchon ziemlich in das kunſtmäßige Gebiet hinüber. Noch in höherem Grade beim Lbb. der „Section Anhalt": Enzian. Ein neues Alpenlb. 2. Tauſend. Deſſau o. J. (Herausgeber iſt der Verleger: Herm. Oeſterwitz.) Die Lieder ſind nicht numeriert, Noten fehlen, wir ſtoßen auf VI Rubriken (VI: „Schnadahüpf'l"); der Dialekt iſt reichlich vertreten. Auf S. 97 (in II: „Wander- und Alpenlieder") haben wir ein richtiges [*witu-liod] (vgl. oben S. 146!): „Der Holzknecht" (Mel.: „Im ſchwarzen Walfiſch zu Ascalon"): „[1.] Ih bin a armer Holzknechtbua Und bin im Wald dahoam, :,: Da ſing' ih meine Liadln froh Und ſchlag' dabei die Boam. :,:"; uſw., 4 Strr., die letzte: „[4.] Und wann ih bei mein Dirndl bin, Dann bin ih ſoakriſch reich, :,: Dann is mir af der ganzen Welt Ka oanz'ger Menſch nit gleich. :,:"; Autor: Richard Kraftel-Wien.[1]) Wir erwähnen ferner (aus IV: „Alpine Volkslieder") S. 235f.: „Auf der Alm da gibt's koa Sünd!"; 3 Strr., die erſte: „[1.] Von der Alpe ragt ein Haus,

[1]) Dieſe Gattung (der *slage-liet) iſt unweigerlich anzuſetzen! Vgl. auch noch: Lieder-Texte zum Mitſingen des Geſamtpublikums. Karl Kamberger, Feſtwirt in München-Kiefersfelden. (Mit Portrait.) Berlin SW. o. J. (60 Nrr. o. N.); darin Nr. 56: Tiroler Holzknecht (Marſch): „Im grünen Wald", mit Jodlern und Händeklatſchen.

Niedlich über's Thal hinaus, Drinnen wohnt mit frohem Sinn Eine schöne Sennerin; Senn'rin singt so manches Lied, Wenn durch's Thal ein Nebel zieht. Horch, es klingt durch Luft und Wind: :,: Auf der Alm, auf der Alm, ja Auf der Alm, da gibt's koa Sünd. :,: Holdi e i di holdi e i di." (Die Melodie wird scheinbar als bekannt vorausgesetzt; vgl.: „O du himmelblauer See!"). — Diese Sammlung „Enzian", in welcher übrigens das parodistisch-satirische Element ebenfalls bereits ein wenig vertreten ist, zeigt auf dem Vorderdeckel eine hübsche, kolorierte Titel-Vignette (Alpenlandschaft).

Karl Röhrig.

Illustrationstechnik und poetische Kunstmäßigkeit sind noch gesteigert zu finden in dem Büchlein: Aus der Welt der Berge. Schweizer und Tiroler Lieder von Karl Röhrig. Mit Buchschmuck von Priska von Graisowska. Gera, Reuß (Englert u. Ruckdeschel) o. J.; Widmung: „Meiner treuen Hede, der Genossin auf der Bergfahrt des Lebens!" Wir nennen (S. 12): „Alpenblumen" (5 Strr.; Farbensymbolik): „[1.] Drei Blumen sind der Alpe Preis: Enzian, Rose, Edelweiß." (Blau, rot, weiß.) „[5.] Drei Alpenblumen, nimm sie hin Und übe ihren tiefen Sinn."

500 Schnadahüpfln.

Ein richtiges Liederbuch, durch die am Schlusse (für Nachträge) angefügten leeren, weißen Blätter (von Schreibpapier) direkt zum praktischen Gebrauch einladend, ist das Büchlein: 500 Schnadahüpf'ln, Oberlandler Liadln, Österreicher G'sangln u. Walzer nebst Gesängen aus den Alpenscenen: 's letzte Fensterln. I. Ges. von Touristen. Regensburg (Stahl) o. J. (auch o. N.); das meiste aber wohl halb-künstliches Gut (von J. G. Entmooser, J. Wiedemann, Franz v. Kobell etc.[1])

Tirol.

Umfangreicher und volksmäßiger ist die Sammlung: Heitere Volksgesänge aus Tirol. Tisch- u. Gesellschaftslieder. Mit Melodien. Im Volke gesammelt und zus. gestellt von Franz Friedrich Kohl (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. Hrsg. von E. K. Blümml. Heft.) Wien (Rudolf Ludwig) 1908; wissenschaftlich wertvoll.

Fritz Gundlach.

Wirklich populär darf aber wohl erst die kleine Sammlung von Fritz Gundlach genannt werden: Tausend Schnadahüpfln. Ges. u. m. Einl., erklärendem Wörterverzeichnisse und acht Singweisen hrsg. v. Fr. G.; Lpz. o. J. (Reclams Univ.-Bibl. Nrr. 5101—02, auch separat, in Orig.-Bd.); die „Einleitung" ist beachtenswert! Neben größeren Rubriken („Trutzliedln", „Allahand durchanand") finden sich kleinere, jenen größeren untergeordnet („Tr.ldln. d. Buabn, d. Diendln"; „Sprüchln" etc.). Es sei genannt Nr. 245 [„Allahand valiebt's Zeug".

[1]) Diese Sammlung besitzt mehr Affektionswert; vgl. z. B. auch Grabschriften u. Marterln. Ges. u. hrsg. v. Ludwig v. Hörmann. Siebentes Tausend. St. u. B. (Cotta) 1905. Kl. 8°.

„'s Busserln"]: „Wal d' hast a' Bussl kriegt, Brummst wie a' Bär. Wannst es nit ha'm willst, So gieb's wieder her." (Castelli.)

In Quer-Oktav (aber einstimmig, also nicht für Männer- Der Bayerwald.
gesang, sondern für Klavier berechnet!) präsentiert sich: Wald-bleamerln. Bayerwald-Lb. Enthaltend hundert schöne Lieder mit ihren Singweisen. Gedruckt u. hrsg. von Eugen Bauer. [So der Umschlagdeckel; der Buchdeckel anders, das.: Wald-kirchen . . . 1904.]; Nr. 63: „Still ruht der See, die goldnen Sterne [,] sie leuchten klar am Himmelszelt, der Glocken Klang in weiter Ferne verkündet Ruh' der schönen Welt." [:,:] Das Lied hat 4 Strr., die letzte heißt: „4. Still ruht der See, reicht euch die Hände, Vergeßt die Sorgen und die Pein, Wir geh'n, ist unsere Zeit zu Ende, zu einem bess'ren Leben ein." — Das hübsche Buch nennt die Autoren gar nicht, die Komponisten nur selten.

Die Schönheit und Einsamkeit des Waldes regt den Gesang Der Thüringer-
an („Wer hat dich" etc.); nicht nur in Süd-, sondern auch in Mittel- wald.
deutschland. Auf den Bayerwald folge der Thüringerwald (bezeichnend für das Heimatsgefühl ist die Schreibung in einem Worte!); vgl. Thüringerwald-Vereins-Lb. Hrsg. vom Zweigverein Schmalkalden.[3] Schmalkalden 1903 (Selbstverlag), 100 ungezählte Nrr. o. N. Vielgesungen ist (S. 48): „Rudelsburg": „[1.] An der Saale hellem Strande Stehen Burgen stolz und kühn." (4 Strr., von Franz Kugler; Volksweise); dies Lied kam von Jena und eroberte alle akademischen Kreise. Weniger bekannt ist (S. 84 f.) das „Studentenlied" (Mel.: ‚Gaudeamus igitur'): „[1.] Brüder, laßt uns lustig sein, Weil der Frühling währet [,] Und der Jugend Sonnenschein Unser Laub verkläret. Grab und Bahre warten nicht; Wer die Rosen jetzo bricht, Dem ist der Kranz bescheret." (4 Strr., Chr. Günther. 1695—1723.) Hübsch ist das aufgenommene „Schwäbische Volkslied": „Das Lieben bringt groß' Freud, Das wissen alle Leut. Weiß mir ein schönes Schätzele Mit zwei schwarzbraune Äugele, Die mir, die mir, Die mir mein Herz erfreut." Im Refrain, der stets variiert erscheint, könnte ein Arbeitsgeräusch stecken; die bekannte Eigentümlichkeit des schwäbischen Zimmermannsliedes (vgl. oben S. 192 ff. u. ö.)!

Das Lied des Waldes und der Berge wird von den Söhnen Herr
der Sandfläche parodiert; oft aber mit mehr Unverstand als von Stritzow.
Geschick, oft übrigens auch unwillkürlich! Die Figur des „Herrn von Stritzow" (in den österreichischen Alpen) aus dem Vaudeville (Singspiel): „Das Versprechen hinter'm Herd" (von Alex. Baumann) ist weitbekannt, nicht minder der „Salontiroler" (Gemälde von Defregger, 1882, Nationalgalerie). Gleich der Tracht und der Sprache des Gebirgsvolkes erfährt nun auch ihr Lied eine groteske Umformung, die zum Spott herausfordert. So entwickeln sich durch geographische Verschieden-

heiten ebensogut „Lieder“ und „Anti-Lieder“, wie durch kulturelle oder sonstige Unterschiede (vgl. oben S. 68 ff.).

Berliner Zipfel-Lied.

Hier sei angeschlossen ein Ausschnitt aus der „Braunschweigischen Landeszeitung“ (April 1903), durch welchen diese Art der Poesie vortrefflich illustriert wird:

„Berliner Zipfel-Lied. Unter dieser Bezeichnung bringt die Münchener „Jugend“ eine gelungene Verspottung des Renommier-Berlinertums als Text zu einem sehr ulkigen Bilde von Paul Rieth. Das Blatt schreibt dem Liede folgende Bemerkung vorauf: Eins der Organe Scherls brachte folgenden Bericht über einen Berliner Alpenball: „Es ist keine Frage, und wer die Verlustlisten verfolgt, die alljährlich über Abstürze veröffentlicht werden, der weiß es, daß die kühnsten Bergsteiger aus der Ebene stammen, welche gleich hinter Westend und Spandauer Bock beginnt und sich bis ans ewige Meer ausdehnt ....“

[1.] So'n Alpenball hier in Berlin heroben,
Wie jroßartig der is, det is nich zu jlooben!
Janz naturjetreu jemalt von Künstlerhand
Steht det Jemsjebirge an der Wand.
Holdrio hurra! Hurra! Duliö hurra!
Holdrio hurra! Hurra! Duliö!

[2.] Und wir selber stehn davor mit bloßen Knieen
Mitten mang de Zipfel, die wir schon bestiejen!
So wat Echtes kann ja nur man Eener sehn,
Der det Jlück hat nach Berlin zu jehn!
(Jodler.)

[3.] Denn det is doch ausjemacht, daß Keener kihner
Im Jebirjesteijn is als wir Berliner:
Dolomiten — Mongblang — Kaiser — janz ejal.
Een Berliner macht det allemal!
(Jodler.)

[4.] Und wenn irgendwo zum Beispiel is zu lesen,
Daß mal irjendwo is Eener ob'n jewesen
Und herabjestürzt is — und er war nich hin! ...
Det war sicher Eener von Berlin!
(Jodler.)

[5.] Denn die jrößte Zipfelkunst besteht vor allen
Nich im Ruff-Jekletter, sondern Runter-Fallen!
Een Jebirgsbewohner kann det jar nich, nee,
Det kann nur een Sohn der jrünen Spree!
Holdrio hurra! Hurra! Duliö!

A. D. N.“

Und dergleichen mehr.

Mit dieser einen Probe mag es genug sein; die erwähnte Dichtungsart ist aber wohl reichhaltiger vertreten, als man zu glauben geneigt ist.

Auf ſolchen Wegen kann nun auch die Erkenntnis der geographiſchen Verbreitung (vgl. oben S. 192, 202 u. ö.) eindringlich gefördert werden. Dem gleichen Zwecke dienen die (nicht ſehr zahlreich vertretenen) provinziellen oder lokalen Sammlungen, denen wir uns jetzt zuwenden müſſen.

Bereits erwähnt und immer noch vorbildlich iſt das Buch von Dr. Otto Böckel: Deutſche Volkslieder aus Oberheſſen. Geſ. und mit kulturhiſtoriſch-ethnographiſcher Einleitung hrsg. von; Marburg (Elwert) 1885: 122 Nrr. o. N. Das Jägerlied (die Kollektiv-Nrr. 56 u. 108!) ſowie das Soldatenlied (die Kollektiv-Nr. 113!) ſind zahlreich vertreten; eigentliche Rubriken fehlen; (doch vgl. z. B. die Kollektiv-Nr. 118: „Der Liebe Glück und Leiden", A—D; desgl. Nr. 51: „Liebes Luſt und Leid", A—J). Die Einleitung umfaßt nicht weniger als CLXXXVIII Seiten und bietet wertvolles Material; dasſelbe gilt von den „Anmerkungen", S.[107]—126 (Nachweiſungen zu allen Liedern). Im „Index" (von E. Heuſer), S. 127 f. iſt der Verſuch gemacht, die Motive zuſammenzuſtellen. Wir heben aus dem reichen Inhalt nur hervor die Nr. 109: „Deutſches Kundenleben": „1. Weißt du wieviel Kunden laufen, [sic!] Auf der Welt und Soruf ſaufen, Wieviel Dippelſchickſen ſtreichen, [sic!] In dem großen deutſchen Reichen? Denn die Bettelmuſikanten, Die Zigeuner und Schnurranten, Mausfallskrämer und Hauſirer, Auch Seiltänzer, Orgelſpieler, Die gehören gar nicht mehr, [sic!] In das deutſche Kundenheer." (Uſw.; 10 Strr., hſ.lich aus Gießen, Anlehnung an: „Weißt du, wieviel Sternlein ſtehen.") — Vgl. dazu bei Böckel aaO. S.[122]—126 das „Wörterbüchlein der Kunden-Sprache. (Geſammelt in Heſſen.)"[1] — Frank Wedekind hat verſucht, das Dirnenlied praktiſch wieder neu zu beleben (unter Direktor Reinhardts Leitung); im Sommer 1907 zu Peſt (Gaſtſpiel des „Deutſchen Theaters"-Berlin). Kaum für muſikaliſchen Vortrag berechnet ſind die: Dirnen- und Gaſſen-Lieder, aufgeleſen und aus-

Otto Böckel.

Das Kundenlied.

Das Dirnenlied.

[1]) Die Poeſie der Fahrenden iſt noch keineswegs zur Genüge erforſcht. Über den gegenwärtigen Stand der Hauptfrage orientiert kurz: B. Lundius, Deutſche Vagantenlieder in den Carmina Burana. Diſſ. Kiel (Zſfdf.) 07. — Moderne Kunſtprodukte ſind hier heranzuziehen, wie z. B.: H. Fr. von Oſſen, Lieder einer Vagantin.[4] Berlin o. J. (Mit Portrait u. Widmung: „Meiner ariſtokratiſchen Mutter in herzlicher Zuneigung von der ungeratenen Tochter"); Ed. Soederberg, Gaſſenlieder. Autoriſierte Ueberſetzung von Max Bamberger. Straßburg i. E. 1902; Hans Oſtwald, Lieder aus dem Rinnſtein. Geſ. von; Lpz. u. Berl. 1903, darin sub „Straßenleben": „Die drei Zigeuner" von Lenau. Manches ſing- oder doch komponierbare Stück iſt in der Sammlung zu finden. Wir nennen (S. 135 f., mit „Arbeitsgeräuſch" [!] im Refrain): „Wiegenlied" von Margarete Beutler (7 Strr.): „[1.] Sauf, Karnickel, Det macht Spaß. Vata is een ollet Aas — raus den Proppen! Lutſch man feſt, wat er in de Pulle läßt — Sauf!" (Unter der Rubrik: „Großſtadt.") — Vgl. noch: Kalliſtophanes von Theben, Bänkel-Lieder. Lpz.-Lindenau o. J.

gelesen von Egon Hugo Strasburger. Bilderschmuck von Richard Scholz. Zürich 1903. (Verlag Caesar Schmidt.)

O. L. B. Wolff

Unter den lokalen Sammlungen ist die Auswahl nicht schwer; es liegt nur wenig Material vor (für das In- und Ausland). Erst in der neuesten Zeit beginnt es sich lebhafter zu regen. Aus der älteren Periode sind zwei Bücher nennenswert; sie haben zum Verfasser den bekannten Improvisator Osk. Ludw. Bernh. Wolff (seinerzeit Professor der neueren Literatur in Jena): 1. Altfranzösische Volkslieder, . . . Lpz. 1831; 2. Proben altholländischer Volkslieder, . . . Greiz 1832 (von demf. besitzen wir auch noch: Sammlung historischer Volkslieder der Deutschen. St. u. Tüb. 1830). Auf dieser Bahn (Franzosen und Holländer) schritten die älteren Germanisten weiter vor. Hoffmann v. F. gab heraus: Holländische Volkslieder. Breslau 1833 (2 u. d. T.: Niederländische Volkslieder. Hannover 1857); später folgte das: Antwerpener Lb. v. Jahre 1544. Hannover 1855 (Horae Belgicae XI), nach dem Wolfenbütteler Unicum (mit Reproduktion des alten Titelblattes nebst Holzschnitt), 221 Nrr. o. N. umfassend. Nach Moriz Haupts Tode († 1874) kamen als opus postumum heraus: Französische Volkslieder, Lpz. 1877. (Die Kunstlieder sind praktisch stets scharf zu sondern; vgl. z. B. Charloun Riéu, Provenzalische Lieder. Deutsch von Hans Weiske. Halle a. S. 1907.) An dritter Stelle tritt erst das englische Lied hinzu.

Adolf Klages.

Für die Praxis ist wichtig das Buch von Adolf Klages (Gesanglehrer am Realgymnasium I zu Hannover): Fremdländisches Lb. für gemischten Chor. Fünfzig englische u. französische Volksweisen mit den Originaltexten und metrischer deutscher Übersetzung. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten ausgewählt u. bearb. (Op. 16.) Berlin-Groß-Lichterfelde W. o. J. (Chr. Friedrich Vieweg); 4st. Satz (Nr. 38: Le Roi d'Yvetot von Béranger, 1813; Nr. 47: La Brabançonne, Belgische Nationalhymne v. J. 1830).

Die Siebenbürger Deutschen.

Eine „Diaspora"-Sammlung (vgl. oben S. 311 f.) ist das: Lb. d. Siebenbürger Deutschen. Hrsg. von J. F. Geltch. Ersten Bandes Erstes Heft [mehr nicht erschienen?]. Hermannstadt o. J. [1847]; 116 Nrr. o. N. Man höre das „Bundeslied" (S. 204 f.): „[1.] Unter Wechseln mancherlei Ist ein Jahr emschwunden, Frühling ist schon wieder neu, Bringt uns frohe Stunden, Denn die einst ein guter Stern Brüderlich verbunden: Männer aus der Näh' und Fern' Haben sich gefunden" (5 Strr., Autor: „F. W. S—r"; nach der Weise: „Ich will einst bei Ja und Nein!"). — Bemerkenswert ist (S. [15]—27) das „Sprechlied": „[1.] An unsre hasenfüßigen Zweikreuzerpolitiker" von dem Herausgeber J. F. Geltch: „Heraus! Ihr winselnden Kastratenseelen! Heraus! Heraus! aus dem Versteck heraus! Mit euren kraftberaubten Jammerkehlen Dürft ihr das Ohr uns fürder

nicht mehr quälen! Ihr seid des Deutschen Schande, Pest und Graus! —“ (23strophische Abschnitte zu je 11 Zeilen.)

Anton Mauritius.

Einen politischen Beigeschmack trägt auch die wohl meist kunstmäßige Sammlung: Anton Mauritius, Ukrainische Lieder. Berlin 1841; 25 z. T. unstrophische Stücke o. N., nebst Prolog und Epilog. Metrisch bemerkenswert erscheint Nr. 22: Die Saporoger auf dem schäumenden Dniepr. (Ukrainische Form.): „[1.] Welle, Du hüpfender Schaum, Lecke den küssenden Saum, Schnelle den Kahn Hurtig hinan — Gelle Geschrei Tönend dabei! [2.] Brause, Du glänzender Schwan, Eilig dem Ruder voran, Sause zum Chan, Künd' uns ihm an, Hauset er frei, Sind wir dabei! [3.] Sing' ihm vom eigenen Blut, Sag', es spritzt unserem Muth, Spring vor uns her, Fort bis zum Meer Kling' es entlang Hurragesang! —“

Aus der Heimat des bekannten Komponisten Franz v. Koschat stammt die Sammlung: Deutsche Volks-Lieder aus Kärnten. Ges. u. hrsg. von Dr. E. Herrmann und Dr. V. Potaschnigg. Salon-Ausgabe. Graz 1884; Kunst- und Dialektgedichte o. N., nach Rubriken geordnet. Vgl. S. 219, unter der Rubrik: „Brenteln“, sub „Entschluß und Aufbruch“, das erste selbständige kleine Lied (1 Strophe): „Stanmüeder kimm i ham, Leg is mi nieder, Kummt de verbannte Liab, Auf mueß i wieder [.]“ Diese kleinen Kabinetsstücke erinnern häufig an die oben S. 360 f. besprochenen Schnadahüpfl.

Franz Mair.

Für die österreichische Jugend ist berechnet: Franz Mairs Liederstrauß. Neu bearb. von Adolf Kirchl.[3] Wien 1906; 93 Nrr. m. N. (2-—3-st. Satz), 3 Kanons m. 1-st. S., „Singlehre“ von Kirchl. Wir konstatieren mit Befriedigung das Vorhandensein der schönen Nr. 67: „Zufriedenheit“: „1. Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! Gibt Gott mir nur gesundes Blut, so hab' ich frohen Sinn und sing' aus dankbarem Gemüt mein Morgen- und mein Abendlied.“ (4 Strr., von Johann Martin Miller, Volksweise). Auch sonst ist altes Gut gerettet.

Die Steiermark.

Die Erwachsenen sollen sich dagegen erfreuen an praktischer „Volksmusik der deutschen Steiermark“. Unter diesem Titel erschien als Bd. I in 4 Lfrgn.: 444 Jodler und Juchezer aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiete ges. von Dr. Josef Pommer.[1]) Wien o. J. [1901.] Wir nennen Nr. 367: „Sein ma na lusti!“ (Jodlerlied), sub VI: „Beginn mit dem sechsten Ton der Durleiter“, Str. 2: „Mei Vâda hâd gesâgt, I sollt' besser hauf'n, Sollt's Katzerl verkaf'n, Sollt' selber mauf'n.“ (Die Jodlerstimme lassen wir bei Seite.) „Vorau, 13. August 1893. Aufgeschrieben und mitgeteilt von Herrn Karl Liebleitner, Bürger-

[1]) Der Herausgeber ist mehrfach als Komponist hervorgetreten (Volksliedertexte für Männerchor u. dgl.); auch gibt er eine „Zs. z. Pflege des deutschen Volksliedes“ heraus, desgl. Flugblätter; vgl. Uhl, D. d. L., S. 306.

schullehrer in Wien. Gesungen von der „Michlin auf der Eb'n".“ Hier ist ebenfalls der Charakter des Schnadahüpfls ganz getreu vertreten, nur musikalisch verstärkt.

Das Egerland. Dasselbe gilt zum Teil auch von der netten, kleinen Sammlung: 28 Egerländer Volks-Lieder, dem Volksmunde abgelauscht von Josef Hofmann, Bürgerschullehrer in Karlsbad. 1. Auflage 1901. 5 Bändchen, Selbstverlag; der Herausgeber sagt S. [3]: „Noch ist Zeit zum Sammeln, aber auch die höchste!“ Es sind Noten beigegeben (1-st. S.); das Gewerbe-Motiv (der Arbeitsklang) tritt mehrfach hervor. So z. B. in Nr. 2: „Schützenlied. (Volkslied), gesungen von Herrn Hans Richter, senior, Karlsbad. ♀!)“; 5 Strr., die erste: „Wenn a Freischößen is, kenn' ich kein Bleib'm! :,: Nimm' ich ma langa Büchs' zan Zeitvatreib'm! :,:“ Dazu die Notiz: „Nun folgt ein Tusch und zum Schluß ein Schuß.“

Franz Herfurth. Lehrreich ist die Entstehungsgeschichte des handlichen Werkchens: Sächsisches Volkslb. Hrsg. von Franz Herfurth. Hermannstadt. Dr. u. Verl. von W. Krafft. 1895; 290 Nrr. o. N.[1]) Das Büchlein ist für die Kreise der Lehrer berechnet; zur Beschaffung der Melodien werden u. a. empfohlen: Thüringisches Volkslb. Gotha (Schlößmann) 1895 (Ausgabe A m. N.); Vom Fels zum Meer. Taschenlb. f. d. deutsche Jugend. Quedlinburg (Vieweg) o. J.; Große Missionsharfe, Gütersloh (Bertelsmann) o. J. Der Charakter dieser Sammlung bestimmt sich nach verschiedenen Rücksichten. Das „Vorwort“ des Herausgebers beginnt: „Dieses Volksliederbuch will unsrem sächsischen Volke in Siebenbürgen einige Perlen des großen deutschen Liederschatzes und zugleich etliche bescheidene Blüten der heimischen Liederdichtung vermitteln. Durch das Lied vor allem wird das geistige Band um die Stammesgenossen geschlungen. Singen müssen wir noch mehr, als es bislang geschehen ist. Der einstimmige Volksgesang ist vielleicht sogar im Rückgang begriffen.“ Ferner heißt es daselbst S. VI: „Eine dankbare Zugabe für Viele werden die Feuerwehrlieder in Gruppe III und die geistlichen Volkslieder in Gruppe VI sein. [Die Sammlung ist in VI Rubriken eingeteilt.] Fast in jedem Orte haben wir Feuerwehren. Jede neue Vereinigung will ihr Wesen auch im Liede zur Geltung bringen.“ In Siebenbürgen spielt vermutlich die Feuerwehr eine ganz besondere Rolle (wegen der leichten Holzbauart der Häuser?); man sieht, welche praktischen Gesichtspunkte oft bei der Zusammenstellung der Lbb. mitwirken. Wo soll man eine solche Sammlung nun in einer nach dem jeweiligen Inhalt disponierten Abhandlung unterbringen? Wir haben hier nämlich tatsächlich nicht mehr und nicht

[1]) Im „Vorwort“ wird eine Notenausgabe in Aussicht gestellt, die ein Freund des Herausgebers, Herr Musikdirektor R. Lassel, vorbereitet. Sie ist wohl noch nicht erschienen?

weniger vor uns als ein: „Christlich-patriotisch-sächsisch-siebenbürgisches Feuerwehr-Jugendlb."! — Wir nennen daraus Nr. 196: „1. Wie könnt' ich dein vergessen! Ich weiß, was du mir bist, wenn auch die Welt ihr Liebstes und Bestes bald vergißt, ich sing' es hell und sag' es laut: Mein Vaterland ist meine Braut! Wie könnt' ich dein vergessen, ich weiß, was du mir bist." (3 Strr., Hoffmann v. F.; Weise: „Ach wenn du wärst mein eigen.") Dieses Lied steht sub V: „Heimat, Volk, Vaterland"; von den übrigen Rubriken seien genannt: VI: „Singet dem Herrn!" und besonders IV: „Der Liebe Lust und Leid." Frei von falscher Prüderei hat man hier viele schöne Stücke für ein Jugendlb. gerettet (z. B. Nr. 123: „Die drei Röselein": „1. |: Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber net; :|", 6 Strr.).[1])

Zensurstückchen.

In Preußen ist man vielfach geneigt, solche Stücke aus der Jugendlektüre und dem Jugendgesang auszuschalten; wobei manchmal wohl etwas zu ängstlich vorgegangen wird. (Eine ständige Rubrik gewisser Blätter betrifft unkontrollierbare „Zensurstückchen"; darunter sogar Umdichtungen oder Veränderungen, wie z. B.: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad, mein Onkel ist verschwunden, der dort gewohnet hat." etc. [ein „Kladderadatsch"-Witz?!].) Offizielles Material bietet die kleine Sammlung: Gedichte, vom Preußischen Unterrichtsminister für die Volksschulen vorgeschrieben, mit Verteilung auf die verschiedenen Stufen der Volksschule, hrsg. von Rektor A. Hirtz. Hamm i. Westf. 1907; o. N., darin z. B. auf S. [16]: „Des Knaben Berglied", von Ludw. Uhland: „[1.] Ich bin vom Berg der Hirtenknab', Seh' auf die Schlösser all' herab. Die Sonne strahlt am ersten hier, Am längsten weilet sie bei mir: Ich bin der Knab' vom Berge." (5 Strr., sub: „A. Für die Mittelstufe geeignet.")

Westfalen.

Mit dieser Sammlung ist zu vergleichen das: Liederheft für die Volksschulen der Provinz Westfalen. Enthaltend 100 Volkslieder in Noten. Schüler-Ausgabe, Dortmund 1900; [5]06 (Dr. u. Verl. von W. Crüwell), mit 2-st. Satz. Als Nr. 53 haben wir Joh. Martin Millers „Zufriedenheit" (6 Strr.) in der Komposition von Christian Gottlob Neefe; Nr. 78 ist das hübsche Schweizerlied: „1. In der Heimat ist es schön!" (3 Strr., K. Krebs-Andreas Zöllner.)

A. L. Gaßmann.

Aus der Schweiz nennen wir: A. L. Gaßmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland. Aus dem Volksmunde ges. u. hrsg. von (Schriften d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde IV), Basel 1906. — Kleine praktische Liedlein bieten jetzt die Reklame-Postkarten der Firma Suchard

[1]) Daselbst Nr. 120: „Aufmunterung zum Gesang": „1. Gesang erfreut das Leben, Gesang erfreut das Herz;", 3 Strr., aus: „Wilks Liederstrauß."

(Chokolat u. Cacao); z. B.: „Emmenthaler Lied", „Guggisbergerlied", „Schweizerpsalm" usw.; alles mit 2-st. Satz (man findet diese Postkarten zuweilen in Restaurants [als Eigentum des Gastes], wo sie an die Menü- oder Speisenkarte „angebogen" sind). Man höre den „Schweizerpsalm" (as-dur, „Feierlich", $^3/_4$-Takt): „Trittst im Morgenrot daher, seh' ich dich im Strahlenmeer, dich du Hocherhabener, Herrlicher! Wenn der Alpen Firn sich rötet, betet [,] freie Schweizer [,] betet. :|: Eure fromme Seele ahnt: Gott im hehren Vaterland." (Mit beigefügtem französischen Text, daneben ein Landschaftsbild: Gletscher und Tannen.)

Die Schweiz und Österreich.

Die Unsumme der schweizerischen (und österreichischen!) Sammlungen kann hier natürlich auch nicht im entferntesten angedeutet werden.[1]) Immerhin aber wolle man, beim eigenen Forschen, die praktischen Lbb. streng sondern von den gelehrten Sammlungen und sonstigen gelegentlichen Publikationen.

Das baltische Lied.

Weniger dicht gesäet sind die Lbb. in slawischen und baltischen Landen. Ein russisches Lb. vermag ich augenblicklich nicht nachzuweisen. Für die Ostseeprovinzen seien genannt (gewissermaßen also auch „Diaspora"-Lbb.!): 1. Baltischer Liederkranz. Ausgewählte Lieder zum Gebrauch für den Gesangunterricht. Hrsg. von Joh. Reinfeldt, Organist an der Martins-Kirche in Riga[4]. I. II. Reval 1907 (Franz Kluge); I: Nrr. 1—150, II: Nrr. 151—216 (2-—3-st. S.); 2. Das kleine Gesangbuch für Schule und Haus. Zus. gestellt und mehrst. bearb. von J. Bach, Lehrer in Riga. Erschienen in deutscher u. lettischer Ausgabe. Riga 1906 (J. Deubner); 242 Nrr. m. N. (1- bis 3-st. S.), vorn die Exemplar-Nummer (1506) und die Approbation der russischen Regierung, am Schlusse die Liturgie. Der Choral wird bevorzugt, er ist meist für gemischten Chor bearbeitet (Sopran, Alt, Bariton).

Joh. Reinfeldt.

Aus der Reinfeldtschen Sammlung nennen wir I, Nr. 91: „1. Erwacht von süßem Schlummer, gestärkt durch sanfte Ruh, jauchzt Vater, frei von Kummer, Preis unser Herz dir zu." (6 Strr., Überschrift: Scholinus); II, Nr. 177: „Am Grabe": „1. Im Grabe ist Ruh! Drum wanken dem tröstenden Ziele [:] der Leidenden viele so sehnsuchtsvoll zu. :" (5 Strr., Überschrift: Claudius.) [Die Sammlung ist durch beide Teile durchnumeriert]; aus dem Bachschen Buche (Anordnung der Rubriken nach den Abschnitten des Kirchenjahres; Autoren und Komponisten sind nicht genannt): Nr. 50:

[1]) Viel Material ist in den letzten Jahren zusammengebracht und harrt der Verarbeitung. Die „Zs. d. Ver.s f. Volkskunde" ist systematisch abzusuchen (Johannes Bolte), auch die lokalen folkloristischen Publikationen. Für Österreich kommt besonders in Betracht: Friedr. S. Krauß. Der Volksmund. I, III, IV. Lpz. 00; vgl. auch K. E. Blümml, Volkslied-miszellen. I II. Herrigs Archiv 118, 1907. — Gelegentlich mehr (passim)

„1. Eins ist not; ach, Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch!" (3 Strr.), Nr. 31: 1. „Weil ich Jesu Schäflein bin, Freu' ich mich nur immerhin Über meinen guten Hirten, Der mich schön weiß zu bewirten, der mich liebet, der mich kennt Und bei meinem Namen nennt." (3 Strr.) Die beigefügten Zahlen (Nrr. 223, 410) sind die Nummern des Gesangbuches. Beide Lieder stehen unter der Rubrik; „Jesuslieder", zwischen: „Neujahrslieder" und: Epiphaniasfest". Die Sammlung ist, laut „Vorbemerkung", als Handbuch gedacht; für den Lehrer bei feierlichen Gelegenheiten, für den Hausvater bei Hausandachten.

H. Frischbier.

Weiter nach Westen hin schließen sich an: Preußische Volkslieder in plattdeutscher Mundart. Mit Anmrkgn. hrsg. von H. Frischbier. Königsberg i. Pr. 1877 (Hartung); 44 Nrr. o. N., aber mit wertvollen Nachweisen. Eine Kollektiv-Rubrik ist die Nr. 40: „Spelleder", darin 1: „1. Op de grene Wese Fariromm! Steit e Bom möt Näte, Fari fara fer Näwelke, Fer wunderschönet Knäwelke, Fari fara faromm!" (8 Strr., Litauen.)

Die Landdrostei Lüneburg.

Für die westlicheren Teile der preußischen Monarchie seien hier nur zwei kleinere Sammlungen genannt: 1. Liederschatz für Schule und Haus. Hrsg. vom Vorstande der Lehrer-Witwen- und Waisenkasse für den Bezirk der vormaligen Landdrostei Lüneburg.[51] Hannover u. Leipzig (Hahn 1899), 110 Nrr. o. N. (Nr. 110: 5 Kanons), Nr. 52: „1. Des Morgens in der Frühe, la, la, la, la, la, la, la, la, da treiben wir die Kühe, la, la, la, la, la, la, la, la, la..." (also ein Hirtenlied!); 2. Sammlung von 31 Kirchenliedern für Nordschleswigsche Schulen mit dänischem Religionsunterricht. Hrsg. von der Königlichen Regierung. Schleswig. Julius Bergas Verlag und Druckerei. 1905; 31 Nrr. o. N., mit der Vorbemerkung: „Die Sammlung von 31 Kirchenliedern ist ausschließlich für die Hand der Schüler in Nordschleswig bestimmt, die neben wöchentlich 4 Stunden dänischem 2 Stunden deutschen Religionsunterricht erhalten. (Nachdruck verboten.)" Darin ist Nr. 29 (425) das „preußische Königslied": „1. Vater, kröne du mit Segen unsern König und sein Haus, führ durch ihn auf deinen Wegen herrlich deinen Ratschluß aus! Deiner Kirche sei er Schutz, deinen Feinden biet' er Trutz; sei du dem Gesalbten gnädig, segne, segne unsern König!" (7 Strr., Autor: Wilh. Hülsemann, Mel.: „Freu dich sehr, o meine Seele".) — Man wird schon aus diesen geringen Proben zu beurteilen imstande sein (beachtenswert ist stets die meist auf dem Titelblatte zu ersehende lokale Provenienz der Lieder-Sammlungen), wie heterogen die Elemente sind, die in den vielen verschiedenen Distrikten Großpreußens dem gemeinsamen Gesange zu Grunde liegen!

Wohnsitz und Beschäftigung.

Ringsum in Deutschlands Gauen beschäftigt sich zudem die Bevölkerung verschieden, je nach der örtlichen Beschaffenheit des betreffenden Wohnsitzes (vgl. oben S. 202 f.). Die Seeanwohner

oder Küstenvölker betreiben z. B. außer der Schiffahrt noch den Fischfang. Hier scheint das eigentliche Gewerbelied sich aber erst im Sport entwickelt zu haben.

Das Anglerlied.

Vgl. z. B.: Anglerlieder. Ein Lb. f. Deutsche Angler u. Anglerinnen, hrsg. vom Deutschen Anglerbunde E. V. in Berlin. Verlag des Deutschen Anglerbundes E. V. Berlin 1903; die Lieder o. N., nicht numeriert, in X Rubriken; XI (Anhang): „Angelkalender" von Hucho Versifax; XII: Reklamen. Das Motto, der Handwerksruf des Anglers lautet: „Petri Heil!", die erweiterte Devise: „Es lebe was auf Erden stolziert am grünen Strand Und schwingt die Angelrute mit fischgerechter Hand!" (Nachdichtung des bekannten Jägerliedes: „Es lebe was auf Erden stolziert in grüner Tracht".) Wir heben hervor das „Anglerlied" (Mel.: „Ich bin ein Preuße"): „1. Ich bin ein Angler, schweife in die Ferne. Die Rute führ ich wie der Bursch' die Kling! An Bach und Fluß verweile stets ich gerne, Wo ich so manches munt're Fischlein fing. Das Wasser ist mein Leben, Doch lieb ich auch die Reben. Mein Blick ist frei, und die Natur ist mein, Ich bin ein Angler, will ein Angler sein." (5 Strr., Autor: Carl Paeske. 1901.) — Die Sammlung ist gewidmet: „Dem Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg" vom „Deutschen Anglerbund", zum 25jährigen Jubiläum des Vereins. Als „Redaktion" zeichnen die „Praefatio" (Ostern 1903): Dr. Horst Brehm, Rektor Carl Jablonski, Carl Paeske und Frau Julie Brehm, geb. Knops.

Die Fischerei-Vereine.

Weniger umfangreich ist (und vermutlich für Vereinszwecke privatim gedruckt): Lb. f. Fischerei-Vereine. Hrsg. von Prof. Dr. Franz Hulwa, o. O. u. J. Nachdruck verboten; 20 Nrr. o. N., Nr. 14: „Der ertrunkene Fisch" (Mel.: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten"): „[1.] Die Menschen, sie werden zu Henkern der Fischlein, so munter und lieb, Indem sie die Wässer verstänkern Durch industriellen Betrieb; Will uns 'mal kein Wasser behagen, Dann greifen wir fröhlich zum Bier — Doch wie soll den Mangel ertragen Das hilflose Wassergetier?" (Anonym [Hulwa?], 9 Strr.) — Den Übergang zu den Festland-Beschäftigungen vertritt das: Lb. f. Aquarien- u. Terrarienfreunde. E. Sammlg. v. Aquarien- u. Volksliedern. Erste Auflage. — Diese Sammlung wird fortgesetzt. Hrsg. und zu beziehen von Hans Welke, Dortmund. Selbstverlag, o. J. 56 Nrr. o. N. [1906.] Im „Vorwort" berichtet der Herausgeber über das Resultat eines vom Verein „Triton" zu Berlin im Jahre 1904 ergangenen Preisausschreibens (drei Preise). Aus dem Inhalt heben wir hervor Nr. 23: „Den Manen Nitsches" (Mel.: „Hipp hipp hurra"): „1. Ein mutig Volk — ich sag' es an — haust in der Stadt Berlin, das kürte einst, wie sich's geziemt, 'nen großen Paladin, und stand fest eines Geistes da zum Kampf in Reih' und Glied; :,: es hatte ja den besten Mann, der Einheit tücht'gen

Schmied, :,: weil ihm ein Nitsche war geboren, :,: hipp hipp hurra! :,: den leider es so früh verloren, :,: hipp hipp hurra! :,:" (5 Strr., Autor: B. Ruprecht, Braunschweig. Den hier als Refrain verwendeten „Schlachtruf" (des Vereins „Triton"?) fanden wir bereits oben S. 346 f. beim Radfahrerliede; es ist doch ein Seemannsruf?

Das Ruderlied. Das Ruderlied sei hier angeschlossen, eine nicht eben allzu häufige Erscheinung! Akademischer und sportlicher Einfluß machen sich deutlich bemerkbar. Vgl. z. B.: Lb. des Ruderers. Hrsg. vom Elbinger Ruder-Club Vorwärts. Elbing 1904; 213 Nrr. o. N. (darunter auch Lieder anderer Vereine), Nr. 32 das beliebte: „Ruderei, frisch und frei, ho, hi, ho! .... :|: Baller man los! :|:" (6 Strr., Autor: L. Edw. B. [Edwin Bormann?]). Der zweite Endreim erinnert an das Soldatenlied: „O wie schön, wie schön ... bist du Marie" (E.-B. Nr. 1388); vgl. oben S. 233. Selbstverständlich wird nicht beim, sondern erst nach dem Rudern gesungen; das Charakteristikum der Club- oder Vereins-Poesie! Für das mangelnde Arbeitsgeräusch kommt dann als Surrogat die Devise auf; doch könnte in dem genannten Liede der erste Endreim („ho, hi, ho!") sehr wohl auf einen Seemannsruf zurückgeführt werden.

Das Imkerlied. Berufs- und Club-Poesie sind oft nicht leicht zu scheiden. Die erste Gattung zeigt deutlich den Arbeitscharakter, während die zweite, oft nur für gelegentliche Zwecke bestimmt, auf die „Schlachtenbummler" Rücksicht nehmen muß. Um z. B. mit den Bienenzüchtern zu den Festland- (oder Binnen-) Beschäftigungen zurückzukehren, so gehört scheinbar der ersten Gattung an: 18 Imkerlieder. Von H. Greve in Lankow bei Schwerin i. M.[4] Schwerin i. M. 1901 (mit Portrait); 18 Nrr. (Original-Poesien) o. N., aber mit Angabe der Melodie. In Nr. 12 („Imkerlied", Mel.: „An der Saale hellem Strande", Anfang: „Wenn die Imker sind vereinet, singen sie ein frohes Lied, ..."; 4 Strr.) tritt in Strophe II die Biene, historisch richtig, als Maskulinum auf („Wollen sonst nichts weiter singen, als von ihrem lieben Bien, . . ."); in Nrr. 3 und 4 lernen wir einen terminus kennen: „die Lagd, Bienenlagd." Die letzte Nr. (18) heißt: „Schlußlied des Verfassers" und lautet: „[1.] Ich hatte mich entschlossen zum Imkerliederbuch, drum hab' ich unverdrossen die Verse hingegossen, und nun ist es genug. [2.] Nun singet, Imkerbrüder, vom Anfang bis zum Schluß die neuen Imkerlieder mit Freuden immer wieder. Und nun habt treuen Gruß!"

Die Imkerfeste. Der zweiten Gattung scheint sich wenigstens etwas zu nähern: Lb. f. fröhliche Imker. Ein Strauß von 25 der schönsten u. heitersten Imkerlieder für Vereinsversammlungen u. Imkerfeste. Ges. u. hrsg. von Th. Gödden, Millingen (Kreis Moers). Selbstverlag, resp. Fritzsche & Schmidt, Lpz.-R., o. N., aber mit Melodien. Man höre Nr. 21: „[1.] Deutsche Frauen,

deutsche Bienen Ueber alles in der Welt, Wenn man stets zu Freud' und Segen Schwarmgerecht zusammenhält. Von der Maas bis an die Memel, Von der Etsch bis an den Belt, Deutsche Frauen, deutsche Bienen Ueber Alles in der Welt." (3 Strr., Mel.: „Deutschland, Deutschland über Alles", Unterschrift: „Aus Schröers Liederbuch".)

Der Biene Vorbild.

Die 25 Nrr. dieser Sammlung sind sämtlich „Anlehnungen"; vgl. namentlich Nr. 14: „Der Biene Vorbild" (Mel.: „O wie lieblich ist's im Kreis"): „[1.] O, wie lieblich ist's im Kreis Trauter Imkerleute! Mensch und Welt gewinnt dabei Eine beff're Seite; Und das ganze Lebensbild Wird so herrlich, wird so mild: :,: Jeder muß es lieben. :,:" (6 Strr., Unterschrift: Rheinische Bierzeitung. K.) Siehe dazu oben S. 315! — Ob es auch eine Imker-Devise gibt, etwa: „Gut Schwarm!"? — Quien sabe? —

Gut Rauch!

Alle Imker wissen den Wert des Tabaks zu schätzen, der sie unter Umständen vor Bienenstichen bewahren kann und auch beim Ausräuchern dienlich ist. So sei denn hier eine Sammlung angeschlossen, die das Motto: „Gut Rauch!" führt: Liederkranz für Rauch-Vereine, enthaltend: Rauchlieder und eine Sammlung ausgewählter Volkslieder. Hrsg. vom Schlesischen Raucher-Verbande durch dessen Präsidenten R. Knoll [der das Vorwort als „Rauchrex" unterzeichnet].[6] Hamburg 4 o. J. (Verlag von Steudel & Hartkopf); 40 [!] Rauch- und 30 Volkssind 70 Lieder o. N., ohne Dichter u. Komponisten, aber mit Angabe der Melodien. Es sind 1 meist „Anlehnungen" vereinigt; wir nennen Nr. 11 (Mel.: „Freiheit die ich meine"): „[1.] Tabak, deine Blätter, [sic!] Raucht, wer rauchen kann, Schmeckst bei jedem Wetter Einem jeden Mann. Ob gerollt, geschnitten, Gern wirst du gebraucht Und nach alten Sitten Ueberall geraucht." (6 Strr.)[1] Das Gedicht: „Gott grüß euch, Alter!" („Die Tobakspfeife", 1783, Pfeffel, 15 Strr.) fehlt in der Sammlung, vermutlich weil es nicht singbar ist.

Die Kompositionen der Tabakspfeife.

Gibt es Kompositionen? Die erste Veröffentlichung, im: Musen-Almanach für 1785. Hrsg. von Voß und Goeking [sic!]. Hamburg (Carl Ernst Bohn), S. 159—62, ist ohne Musikbeilage erfolgt. An sich wäre eine „Vertonung" wohl nicht undenkbar. André (1775) komponierte Bürgers weit umfangreichere „Lenore", allerdings „durch"[2]; eine strophische Melodie zur „Tobakspfeife" (von Pilz, 1794) steht denn auch bei Böhme in den „Volksthüml. Ldrn." (Nr. 583); vgl. daselbst über die ferneren Schicksale der Komposition, die sich offenbar nicht recht eingebürgert hat. Weitere Literatur bei: Stieglitz in Stegliß

[1] Auf dem Umschlagdeckel sieht man vorn, als Emblem, zwei über der Lyra gekreuzte lange Pfeifen.

[2] Vgl. den Aufsatz von Professor Dr. Rudolf Meißner, Eine alte Komposition von Bürgers Lenore. Königsberger Blätter für Lit. u. Kunst. (Beil. d. Kgsbg.er Allg. Ztg.) Nr. 15; 14. Juni 1907 (mit Lit.).

[Arthur Kopp], Die Friedenspfeife. In rhythmischen Ringelwölkchen allen sinnigen Tabaksfreunden vorgeraucht durch St. in St. Steglitz: Selbstverlag „Stieglitz" 1893 (28 Nrr. o. N., aber mit wertvollen Anmerkungen und ebensolchem Anhang); darin Nr. 7. Vgl. daselbst besonders noch Nr. 10: „Cnaster ist mein Element!" von Sperontes (1743) und 14: „Nahrung edler Geister, Aller Sorgen Meister, Du mein Element!" (Günther 1695—1723; „Lob des Knaster-Tobacks"), desgl.: Nr. 27: „Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht." (5 Strr.) Diese ältere singbare Rauchpoesie scheint in der heutigen Praxis ganz verschwunden zu sein. Doch findet sich von dem zuletzt besprochenen Liede auch eine (5-strophige) Fassung beim „Rauchrey" (Nr. 15); Mel.: „Wir winden dir den Jungfernkranz", Refrain: „:,: Schöner gelber, schöner gelber Pfeifenkopf. [Ursprünglich wohl: „Rauchtabak!"?] Juchhe! :,:"

Der gelbe Kanaster.

Der Kanaster ist gelb; vgl. Lpz.er Cb.[26] (1887) Nr. 109: „1. Ça. ça. geschmauset, laßt uns nicht rappelköpfisch sein" (11 Strr.); woselbst es (Str. 6) heißt: „Knaster, den gelben, hat uns Apolda [dafür gelehrte Variante: „Apollo"] präparirt und uns denselben recommandirt!" Refrain: ‚Edite, bibite, collegiales' etc., für den dritten Genuß, das Rauchen, hatten die Römer noch keine Bezeichnung!

Die Friedenspfeife.

Ein Rauchverein erscheint durchaus nicht mehr so seltsam,[1]) wenn man z. B. an das Tabakscollegium denkt oder an den Kriegsrat der Indianerhäuptlinge, wo die Friedenspfeife herumgeht. (Mit richtigem Gefühl hat Kopp seine hübsche Sammlung so getauft!) In der Tat schimmern auch hier wieder die ethnologischen Beziehungen „herdurch", auf die wir schon öfters hinweisen mußten; vgl. z. B. oben S. 303 f. (Bismarck!)

Gut Holz!

An das Motto: „Gut Rauch!" möge sich anschließen das Motto: „Gut Holz!" Diesen Titel führt eine Sammlung: Lieder für deutsche Kegelbrüder. Mülheim a. d. Ruhr (Bagel) o. J.; Bild: die Katze, ringsherum Kegel und Kugeln. Es sind 56 Sport + 70 Vaterlands-, Volks- u. Commerslieder = 126 im ganzen, o. N., mit Angabe der Melodien. Autoren und Komponisten sind nach Kräften berücksichtigt. Aus I sei genannt Nr. 35: „[1.] Laßt uns treiben, wack're Kegelbrüder [,] Unser edles Spiel mit Leidenschaft!", 3 Strr., Autor: Rudolf Lumbe, Kegelklub „Globus", Wien (Mel.: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren"); aus II die Nr. 50: „[1.] O wie lieblich ist's im Kreis" etc. (dieses Stück entpuppt sich demnach als ein richtiges winiliod!) und die

[1]) Jedenfalls gibt es noch viel seltsamere Vereine! Ein Verein der Kahlköpfigen existiert hie und da in Großstädten; auch bildete sich kürzlich in Berlin ein Verein „der 29sten Februarer", d. h. der an diesem Tage Geborenen! (Vgl. oben S. 71 f. über die „Vereinsmeierei".) Ob auch solche Vereine Liederbücher edieren? Ob auch die Briefmarkensammler („die Philatelisten")? Die Chemiker singen manchmal scherzhafte Lieder, welche nur aus Fremdwörtern bestehen (resp. aus chemischen Formeln).

Nr. 70: „[1.] Zwischen Felsen, die voll Schnee, Dulje, dulje, dulje, dulje, haha, haha“ (3 Strr., Aus: „Das verwunschene Schloß“ von Millöcker [Operette]). Aus dieser letzten Nr. ersieht man, daß die Kegelbrüder, die ja ebenfalls einen „Sport“ betreiben, zu den „Bergkraxlern“ in gewissen Beziehungen stehen!

Die Wohlfahrts-Bestrebungen.

Der Zusammenschluß der „Biederleute“ möge uns hinüberleiten zu den heute so modern gewordenen „Wohlfahrts-Bestrebungen“! (Um neue Rubriken darf ein Bearbeiter des winiliod niemals verlegen sein; bildet doch diese Frage, die Gruppierung nach Abteilungen, eine der Haupt-Schwierigkeiten in so mancher Sammlung.) Eigenartig und handlich ist das: Liederbuch. Zusammengestellt von Mitgliedern des Vereins „Volksheim“ in Hamburg. Hamb. 1903 (Verlag v. C. Boysen); 120 Nrr. o. N. Hier trifft man viele sonst weniger beliebte Stücke (meist Kunstprodukte), neben alten Kunst- und Volksliedern; die Aufnahme solcher Sachen ist aber sehr zu billigen. Wir nennen z. B. Nr. 85: „1. Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ (3 Strr., Goethe, Komponist: H. Werner), Nr. 112: „1. Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen“ (4 Strr.; E. Geibel-F. G. Klauer); es fehlt auch nicht Schillers: „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ (Nr. 71; 3 Strr., B. A. Weber). Die Grundstimmung ist patriotisch (Nr. 34: „Die Wacht am Rhein“; Max Schneckenburger-Carl Wilhelm); wenig bekannt ist (zu Unrecht) Nr. 100: „1. Und hörst du das mächtige Klingen von der Ostsee bis über den Rhein, das Lied mit den sausenden Schwingen? Tief dringt es durch Mark und durch Bein! Was brauchen wir weiter zu fragen? die klopfenden Pulse sie sagen: : es ist das Lied vom deutschen Vaterland. :“ (4 Strr., „Karl Rinne-Franz Abt.) Auf den unschuldigen Jugend-Übermut ist die gebührende Rücksicht genommen (ohne jedoch akademischen Bräuchen Platz zu gönnen); vgl. z. B. Nr. 52: „1. Horch! was kommt von draußen 'rein? Hollahi, hollaho? Wird wohl mein Feinsliebchen sein? Hollahihaho! Geht vorbei und kommt nicht rein hollahi, hollaho! Wird's wohl nicht gewesen sein? Hollahihaho!“ („Volkslied“) [mit Seemannsruf?], auch von Studenten viel gesungen, 5 Strr., die letzte: „5. Wann ich einst gestorben bin, hollahi, hollaho! trägt man mich zum Grabe hin, hollahihaho! setzt mir einen Leichenstein hollahi, hollaho! pflanzet Rosen und Vergißnichtmein. Hollahihaho!“ — Niederdeutsche Eigentümlichkeiten sind Nr. 58: „Ik weit einen Eikboom, . . .“ (6 Strr., Fritz Reuter-W. Bode) und das „Hamburger Volkslied“: „1. Her Lammers nut de : Lammer-Lammer-straat :“ (6 Strr.); ein musikalisches Quodlibet (vgl. oben S. 259 f.) hier noch dazu polyglottisch zurechtgemacht. — Schließlich sei aus dieser Sammlung noch als wichtig angeführt Nr. 91: „Vereinslied der Lehrlingsvereine des Volksheims in Hamburg“: „1. Sonntag ist's. Dem frohen Treiben öffnet wieder Tor

Das Hamburger Volksheim.

und Haus! |: Sagt, wer will da ferne bleiben? ſchließt vom muntern Tun ſich aus? :| Strebten auf des Werktags Stätte wir mit frohem Mut und Trieb — |: heut beim Schachbrett, beim Quartette wird das Spiel uns wieder lieb. :|" (Autor: P. Schwingel, Weiſe: „Auf, ihr Brüder"); 4 Strr., die letzte: „4. Und nun gilt's ein Lied zu wählen, da wird ſich nicht lang bedacht, und es dringt aus hundert Kehlen Lützows wild' verweg'ne Jagd. Noch ein Lied! Noch ein paar Lieder! Dann jedoch — ach es ſchlug zehn! Und ſo trennen wir uns wieder auf ein frohes Wiederſehn."

Die Abſtinenten.

Die Ziele des Hamburger „Volksheims" ſind verwandt mit der Mäßigkeits-Tendenz. Es ſei daher hier angeſchloſſen das: Lb. f. heitere Abſtinenten. Hrsg. zum Beſten des Agitationsfonds. Nachdruck verboten. Fünfte weſentlich vermehrte Auflage. Preis 25 Pfg. Berlin 1905. Verlag des Alkoholgegnerbundes Landesgruppe Deutſchland. Geſchäftsſtelle Berlin N. 28; 58 ungezählte Nrr. o. N., S. 9f.: „Ein neues Lied vom Rauſch" (Nach alter Melodie): „Wer niemals einen Rauſch gehabt, Fürwahr, der iſt ein Mann!" (5 Strr., Autor: Franziskus Hähnel); S. 23: „Ihr Wunſch", 4 Strr., aus dem Engliſchen überſetzt von H. Gerold für den „Bremer Mäßigkeitsverein" (Melodie im Verlage von Präger & Meyer, Bremen); der Kehrreim (von allen zu ſingen) lautet: „:: „Trink mein Wohl in friſchem Waſſer, wie ich jetzt dir trinke zu!" ::" — Die Preſſe machte ſich manchmal über ſolche Poeſien luſtig; vgl. z. B. eine Zeitungs-Notiz (Juli/Auguſt 1903):

Alkoholfreie Trinklieder.

„Alkoholfreie Trinklieder wird man in der nächſten Zeit zu hören bekommen. Der erſte deutſche Abſtinententag wird nämlich vom 8. bis 10. Auguſt in der Reichshauptſtadt ſeine Sitzungen abhalten, in denen u. a. der bekannte Pſychiater Prof. Dr. Forel ſowie Eiſenbahndirektor de Terra, der Gründer des Vereins abſtinenter Eiſenbahner, ſprechen werden. Ohne geſellige Feſtlichkeiten kann man auch hier nicht auskommen, und auf ihnen werden denn herzerhebende Lieder zum Preiſe der Enthaltſamkeit geſungen werden. Ergreifend harft z. B. Hubert Röver-München:

Kampf der Sitte, die nur Wehe
Leid und Gram den Menſchen bringt,
Die ins Heiligtum der Ehe,
Zwiſchen Kind und Eltern dringt,

Die dem Volke Milliarden
Steuern jährlich auferlegt,
Und trotzdem von Wirtshausbanden
Wird geprieſen und gepflegt!

Sozialpolitiſch tief wird der Dichter in der Strophe:

An des Reiches feſtem Turme,
An des ganzen Volkes Wohl
Frißt gleich einem gift'gen Wurme
Der Verderber Alkohol;

Er vernichtet Frucht und Blüten,
Die der Frühling uns verſprach,
Und ſein unbarmherzig Wüten
Ruft das Tier im Menſchen wach!

Bruno Hüttchen-Berlin faßt die Sache ſchon munterer an:

Das Klingen der Gläſer gar viele beſtrickt —
Wir wiſſen, was reiner die Seele entzückt!

Uns hebet die Herzen zu festlicher Stund
Ein silbernes Lachen aus lieblichem Mund!
Juvivallera!

Man hat zwar „Asketen" uns höhnisch genannt —
Das sagen nur Leute, die nie uns gekannt;
Denn wer uns jetzt siehet und wer uns belauscht,
Der meinte ganz sicher, wir seien berauscht!
Juvivallera!

Doch stammt unser Rausch nicht vom Bier, nicht vom Wein,
Er kommt uns vom Rauschen der Freude allein!
Die regt sich im Innern und will an das Licht —
Wir jubeln darüber und wehren ihr nicht!
Juvivallera!

Das Lob des Wassers.

Dabei bekommt man fast Lust, „einen Guten" zu trinken. Aber wehe! Gleich hinterher in dem Liederverzeichnis kommt ein düsterer Kantus zum Lobe des Wassers. Offenbar nach „Lützows verwegener Jagd" zu singen.

Was wandelt Gesang zu der Tiere Gebrumm,
Bis die Sänger oft kriechen auf Vieren?
Was macht dem Philister den Rücken so krumm?
Was hält den Bruder Studio dumm?
Das Gift in den Weinen und Bieren!
Und fragt Ihr, was Freiheit und Kampflust uns schafft?
Wasser, Wasser,
Wasser, das gab uns Kraft!

Wer sein Vaterland liebt, der trinkt es nicht mehr,
Das Gift von den Brennern und Brauern!
O, stöß es hinab doch ins fernste Meer,
Dann wären die Taschen, die Schädel nicht leer,
Manch' Witwe braucht nicht zu trauern!
Was erhält unserm Vaterland Reichtum und Kraft?
Wasser, Wasser,
Wasser, das alles uns schafft!

Mit dieser Wasserpoesie ist weder Staat noch Propaganda zu machen.

Zur Erlangung eines wirklich guten Abstinentenliedes würde sich vielleicht ein Preisausschreiben empfehlen (oder ist vielleicht etwa bereits ein solches ergangen, und welches war in diesem Falle das Resultat?).

Die Gastwirts-Gehilfen.

Als Gegensatz (gewissermaßen!) folge alsdann: Lb. f. deutsche Gastwirts-Gehilfen. Hrsg. von Franz Günther und C. Kyffhausen. Dritte Auflage. Die erste Auflage hieß: „Kommers-Liederbuch deutscher Gastwirts-Gehilfen". Lpz. P. M. Blüher o. J. (Blühers Sammel-Ausgabe von Gasthaus- und Küchen-Werken. Band 19); 270 Nrr. o. N. in 7 Rubriken (E. Trink-Lieder). Die Vorrede zur ersten Auflage ist datiert: „Berlin,

im November 1887", zur zweiten: „Berlin, Juni 1892"; beide sind gezeichnet: Franz Günther.

Gellert.

Die Sammlung beginnt mit dem Choral: „1. Auf Gott, und nicht auf meinen Rat, . . ." von Gellert (Weise: „Was Gott thut"), sub [A]: „Religiöse und ernste Lieder"; bemerkenswert ist (sub [C]: „Fach-Lieder") Nr. 60: „Der Gastwirt" (Weise: „Von allen den Mädchen"): „1. Ein Gastwirt, das ist doch ein echt deutscher Mann, Er sorgt für die Kehl' und den Magen." (4 Strr., Autor: Fritz Stolt; 1. Aufl. Nr. 71.) Die Weihnachtslieder (Nrr. 10. 15. 18. 22. 86. 236.) erinnern an die schöne Sitte der reisenden Kaufleute; vgl. oben S. 350! Auch sonst findet sich noch manches hübsche Stück in der Sammlung (Nr. 97) sub [C]: „Vereins-Lied", 4 Strr.: „1. Wohl auf dem ganzen Erdenrund . . ." Genfer Verein, Sektion Aachen (1. Aufl. Nr. 204).

Schmerzlich vermißt wird augenblicklich noch ein „Lb. f. das Bedienungs-Personal in alkoholfreien Restaurants"!!)

Hotel- und Hausbesitzer.

Das berechtigte Selbstgefühl des Kellners und namentlich des Kochs tritt auch im Liede zu Tage; aus beiden Ständen rekrutieren sich oft die großen Hotel- und also Hausbesitzer, die ebenfalls Vereine gründen und singen (vgl. oben S. 345). Wie die Kaufleute ihren Merkur, so haben die Kellner und Köche ihren Ganymed. Namentlich der Koch fühlt sich durchaus als Künstler, wie schon die Komposition „Kochkünstler" besagt (Alexandre Dumas père z. B. betrieb den Kochsport bekanntlich aus Passion, ähnlich Pauline Lucca).

Das Künstlerlied.

Unter den Künstlern im engeren Sinne versteht man gewöhnlich die Maler allein (Schutzpatron: Lukas); doch werden unter Umständen auch Musiker und Schauspieler hinzugerechnet. Spezielle Lbb. für Maler, Musiker und Schauspieler sind mir wenigstens nicht bekannt. Die Künstler-Lbb. haben Ähnlichkeit mit den Lbb. der Architekten; hier führt eine Spur zum Zimmermannsliede hinüber (vgl. oben S. 189 ff.!). Höchst bezeichnend ist es, daß die Theaterleute von einem Zunftgenossen oder eifrigen Habitué sagen: „Der gehört auch zum Bau!" Hier sieht man das alte Herrenhaus noch ragen: — als Maler-Atelier, Tonhalle oder Schauspielhaus. Der Theater-Direktor, der „Prinzipal", ist durchaus eine zünftige, d. h. handwerksmäßige Hoheit! (Vgl. oben S. 190 f.!)

Dichter und Sänger.

Nahe verwandt mit den Künstlern sind die Dichter und Sänger; weshalb denn in solchen Lbb. (namentlich auch der

[1]) Auch andere Lücken machen sich noch bemerkbar. Ein Lb. für Photographen, speziell für Amateur-Photographen, habe ich bisher noch nicht gesehen; ebensowenig ein solches für Barbiere, Friseure und Perrückenmacher. Gibt es Lbb. für Apotheker und Droguisten (pharmazeutische Vereine)? Wie bei den Ärzten, so wird auch bei den Apothekern das fliegende Lb. überwiegen! (Hebammen-Verse sind nachweisbar.)

älteren Zeit) oft poetisches Gut mit Illustrationen auftritt. Vgl. z. B.: Künstler-Lieder, der schweizerischen Künstlergesellschaft in Zofingen gewidmet.[2] (Mit 44 Vignetten.) Basel 1826. Später dringt das praktische Lied mehr durch; auch macht sich der akademische Einfluß bemerkbar. So wird die „Schlaraffia" (Hauptsitz München?) ihr Lb. haben, gleich der „Hütte" oder der „Latte" (akademische Architekten-Vereinigung in Charlottenburg); auch neigt gerade diese Korporationsart (mit periodisch wechselndem Versammlungsort?) zur Entwickelung des „fliegenden" Lb.es.

Liederbuch für deutsche Künstler.

Sehr hübsch ist die Sammlung: Lb. f. deutsche Künstler.[1] Berlin 1833. Vereins-Buchhandlung. (Den Vereinen der jüngeren Künstler zu Berlin und zu Düsseldorf gewidmet von den Herausgebern Franz Kugler, R. Reinick, Maler.) Das Buch umfaßt 203 Nrr. in III Rubriken (I. Geselliges Treiben, Nrr. 1—75; II. Wanderschaft, Nrr. 74—112; III. Lust und Leid, Nrr. 113—206); meist sind Noten beigefügt (1-st. Satz), oder die Melodie wird angegeben. Im inneren viele Vignetten, vorn ein Titelbild: Altdeutsche Tafelrunde in einer Landschaft, gotische Arabesken, oben Albrecht Dürer; Unterschrift: „Froh mit Gesellen bei gutem Wein, Mägdlein küssen und singen gut, Wandern in alle Welt hinein, Das ist der rechte Künstlermuth!"

Maler-ABC.

Gewisse Beziehungen zu dem oben S. 352 f. besprochenen „Lb. f. Architekten" sind ganz unverkennbar. Wir heben hervor I, Nr. 28: Maler-ABC von R. Reinick: „Den Anfang macht Akademie, Den Akt studire spat und früh!"; II, 63: „[1.] Hier sitz ich auf Rasen, mit Veilchen bekränzt" (7 Strr.); III, Nr. 147: „[1.] Ich wollt' ein Sträußlein binden, da kam die dunkle Nacht, kein Blümlein war zu finden, sonst hätt' ich dir's gebracht." (Clemens Brentano-Luise Reichardt; 6 Strr.)

Otto Fiebach.

Ebenfalls sehr hübsch, aber naturgemäß viel moderner, ist das: Künstler-Lb. Im Auftrage des Königsberger Künstlervereins zum 50jährigen Jubiläum hrsg. von Otto Fiebach, Königl. Musikdirektor in Königsberg i. Pr. Verlagseigentum von Carl Merseburger in Lpz. 1896; 124 Nrr. o. N., die Schluß-Nr. 124 ist sehr beliebt: „1. Strömt herbei, Ihr Völkerschaaren [,] Zu des deutschen Rheines Strand!" (4 Strr., C. O. Sternau: „Eigene Melodie"). Aus dem reichen Inhalt heben wir hervor Nr. 48: „Bildhauerlied": „1. Ihr Maler, haltet die Mäuler mal! Jetzt kommen wir an die Reih'! Wir schwingen unsern Bierpokal Zu Ehren der Bildhauerei:" (7 Strr.); Autor: H. Krueger (aus „Remblem), Miel.: „Im schwarzen Walfisch" etc. Der Abteilungen sind vier: 1. Ernste Künstlerlieder. 2. Heitere Künstlerlieder. 3. Heitere allgemeine

[1] Dankbar benutzte ich das Exemplar der hiesigen „Königlichen und Universitäts-Bibliothek", aus Friedrich Gotthold's Nachlaß, Signatur: 24594 (Gh.) 8°.

Kneiplieder. 4. Vaterlandslieder. Vorn der Umschlagdeckel zeigt Lukas im Himmel mit dem Maßkrug [!] an der Staffelei (vgl. Nrr. 17—21). Beachtenswert ist auch hier wiederum die Kategorie der ernsten Weihnachtslieder (Nrr. 17—20).

Das Kunstgewerblerlied.

Etwas abweichend präsentieren sich die: Kunstgewerbler-Lieder. 1878—1903. Karlsruhe 1903 (Machlot); 26 Nrr. o. N. (meist frühere Bier-Zeitungs-Beiträge von F. S. M., publiziert zum 25jährigen Jubiläum der Karlsruher Kunstgewerbeschule). Wir nennen (S. 56 f.): „Musterzeichnerlied" (Mel.: „Preisend mit viel schönen Reden"): „1. Unsre Welt ist nicht von Leder; Unser Reich ist von Papier, das mit Pinsel, Stift und Feder Musterhaft regieren wir." (5 Strr.) — (Das Wort: „Kunstgewerbelied" fehlt!)

Die Freimaurer.

Die Freimaurer zeigen im allgemeinen im Ton ihrer Lieder stets oder doch oft einige Ähnlichkeit mit den Gesängen des Baugewerbes (vgl. oben S. 190!); weshalb sie hier angereiht werden. Das älteste Exemplar meiner Sammlung ist: Auswahl von Freimaurerliedern zum Gebrauch der gerechten und vollkommenen Loge Günther zum stehenden Löwen im Orient von Rudolstadt. Gedruckt in der Hofbuchdruckerey daselbst, 1794; 77 Nrr. o. N., die letzte: Feyerlied zum Johannis-Feste (4 Strr., Soli und „Alle"). Bemerkenswert ist Nr. 64: „Bundeslied": „1. Wir reichen, Brüder, uns die Hand zum schönen Bund der Liebe! Uns Maurer knüpft ein festes Band Der reinsten Freundschafts-Triebe. Wir wollen treue Freunde seyn Und uns dem Dienst der Menschheit weyhn." (4 Strr.); desgleichen das an ein „berühmtes Muster" erinnernde „Tafel-Lied" (Nr. 65): „1. In diesem Bruderbunde Kennt man das Laster nicht, Sanft herrscht in unsrer Runde Die Freude mit der Pflicht. Drum klingt so rein beym frohen Mahl Der weisen Freude Gold-Pokal." (7 Strr.) Handwerksmäßig muten uns an die Depositionslieder Nr. 60 („Lehrlingslied"; vgl. Nr. 74: „Lehrlings-Aufnahme"), und Nr. 61 („Gesellen-Lied"); lehrreich sind die „Armen-Lieder" (Nr. 67. 69) und die „Schwestern-Lieder" (Nrr. 72. 73). Der Humor tritt völlig zurück.

Auserlesene Lieder.

Zeitlich folgt: Sammlung auserlesener Lieder für Freymaurer. (Vignette: das Handwerkszeug.) Magdeburg, bey Christian Jacob Hänel 1808 (Widmung an Christian Friedrich Schewe); 150 Nrr. o. N., ohne Überschriften; Nr. 95: „[1.] Nicht bloß für diese Unterwelt Schlingt sich der Freundschaft Band, Wenn einst der Vorhang niederfällt, Wird ganz ihr Wert erkannt."; 6 Strr., die letzte: „Dann wird für dich mein letzter Blick, Mein letzter Hauch noch flehn; Dann tröstet mich das größte Glück Ein frohes Wiedersehn". Autoren und Komponisten sind nicht genannt (ebensowenig wie in der unmittelbar vorher besprochenen Sammlung; es scheint dies eine Eigentümlichkeit der älteren Freimaurer-Lbb. zu sein. Beides fehlt z. B. auch in: Maurerische Lieder vom Br.

Stolp. Hermann Waldow, Mitgliede der Loge zur Morgenröthe des höheren Lichtes im Orient Stolp. Stolp 1837. Gedruckt bei W. Delmanzo; 33 ungezählte Nrr. o. N., S. 94 f: „[1.] Ich bin ein Maurer, kennt ihr meine Farben? Mit Blau und Weiß schmückt sich der heilge Bund" etc. (Treue und Unschuld, 6 Strr.). Mel.: „Ich bin ein Preuße".

Plauen. In den jüngeren Sammlungen sind Autoren und Komponisten dagegen durchweg genannt; so z. B. in dem: Lb. der F. M. Loge Pyramide in Plauen. (Vignette: Pyramide.) Plauen. Für die Loge gedruckt von Moritz Wieprecht. 1867; 100 Nrr. o. N., Nr. 32 (Mel.: „Denkst du daran" etc.: „1. Der Maurer feiert [sic!] im stillen Heiligthume Gar manches Fest, das geistig ihn erhebt; Geräuschlos blüht ihm hier der Freude Blume, Wenn er der Pflicht der ganzen Menschheit lebt, In heitrem Glanz die Gegenwart ihn fliehet, Und vor dem Blick sich teilt der Zukunft Flor. — Und so ein Tag ist's, der uns heut' umglühet; Grüßt, Brüder, ihn, den herrlichen, im Chor!" (5 Strr., Autor: Br. Freytag; ein Rezeptions- oder ein Johannislied? Rubriken fehlen.) Als Nr. 27 finden wir hier eine fünfstrophige Fassung des Liedes; „1. Ich bin ein Maurer", mit der Unterschrift: Br. Waldow; auch die Melodie ist abweichend („Wo Mut und Kraft").

Naumburg. Fünf große Rubriken umfaßt die: Lieder-Sammlung der Loge zu den drei Hammern im Orient Naumburg. Naumburg. Druck von Br. H. Sieling. 1880; 160 Nrr. o. N. Die Rubriken heißen: „I. Gott. II. König, Protektor und Vaterland. III. Maurerei im Allgemeinen. IV. Maurerei im Besondern. V. Lieder der Geselligkeit, des Frohsinns etc." Die Rubrik IV. zerfällt in die Unter-Abteilungen: „National-Mutterloge. Johannisfest. Maifest. Stiftungsfest. Trauerfeier. Jahresschluß. Aufnahme. Dem Meister. Jubiläum. Abschiedslieder. Armenlieder. Den besuchenden Brüdern. Schwesternlieder. Schlußlieder." Wir nennen (aus V): „Die drei Sterne des Lebens": „[1.] Es blinken drei freundliche Sterne In's Dunkel des Lebens herein; Die Sterne, sie funkeln so traulich, :,: Sie heißen Lied, Liebe und Wein. :,:" (5 Strr., Th. Körner); Überschrift: „Mel.: Wir sitzen so (Erk, G. f. F. Nr. 112 Schulz, S. d. b. F.-G. Nr. 87." Vor der Rubrik I steht noch ein besonderes Blatt, mit dem „Motto": „Befiehl du deine Wege" etc. (2 Strr.) Also eine christliche Sammlung!

Otto Urban. Mit Noten ausgestattet (2- bis 4-stimmiger Satz) ist: Allgemeines Lb. für Freimaurer-Logen bearb. u. hrsg. von Br.: Otto Urban, Herzogl. Anhalt. Chordirektor. Als Manuskript für Brr. Freimaurer und Logen. Drittes Tausend. Dessau u. Lpz. o. J. Rich. Kahle's Verlag, Inh.: Herm. Oesterwitz; 177 Nrr. in V Rubriken, ähnlich der vorigen Sammlung. In IV ist noch die Unterabteilung p. „Schlußlieder" (Nrr. 149—155) besonders hervorzuheben; daraus Nr. 152: „1. Wir folgen dem schönsten der

Triebe, der Menschen mit Menschen verband, und reichen zur Kette mit Liebe wohlthätig einander die Hand." (Blumauer-Nolde, 3 Strr.; vgl. über die „Kette" oben S. 303 f.!)[1])

Einige freimaurerische Ähnlichkeit zeigen: Auserwählte Gesänge der Vertrauten Gesellschaft. (Vignette: Storch mit zwei Wickelkindern im Schnabel.) Lpz. 1841 (Brockhaus); steifes Papier mit Rand- und Kopfleisten. 24 Nrr. o. N.: Gelegenheits-Poesien zu Privatfestlichkeiten der ursprünglich (1680) als „Kind-Tauf-Consortium" gegründeten „Vertrauten Gesellschaft". Der eigentliche Lokalpoet ist hier Prof. Dr. Adolf Wendler, als Komponisten finden wir Johann Adam Hiller. Man höre Nr. XII (Mel.: „Wir winden dir den Jungfern-Kranz"): „[1.] Wir feiern heut' den Kindtaufs-Kranz Als längst vertraute Leute, Und weihen ohne Spiel und Tanz Beim Becher uns der Freude. Schöner, alter Kindtaufs-Kranz! Ehrenwerthe Brüder!" (10 Strr.) Ein „Musikalisches Quodlibet für vertraute Männer" finden wir in Nr. XIV (Vier Stimmen: „[1.] Im Herbst, da muß man trinken!", also nach dem Quartett aus Marschners Oper: „Der Vampyr" [Text von Wohlbrück]); hier ist die Spur, die uns zu den Picander und Menantes hinüberführt. Doch fehlt hier der sonst in Leipzig unvermeidliche akademische Einfluß fast ganz (nur an „Quodlibet" könnte man denken)! Außer der (fingierten?) Kindtaufe ist als festliche Gelegenheit einmal „Königs Geburtstag" vertreten; sonst handelt es sich stets um den „Eintrittschmaus" oder den „Normalschmaus". Die Kindtaufe scheint den Eintritt zu bedeuten; die Gesellschaft hatte im übrigen einen leichten politischen Anstrich. Den „Normalschmaus" zu spenden, scheint die einmalige Pflicht aller Mitglieder gewesen zu sein. Man vgl. noch oben S. 283 ff. (über Wiegen- und Krippenlieder).

Die Vertraute Gesellschaft.

Dem Eintritt in die Welt steht der Austritt aus der Welt gegenüber. Für die „letzte Ehre" gibt es bestimmte Gesänge, meist Kirchenlieder. Weil die Leidtragenden aber nicht alle Lieder im Kopfe haben können, und weil auch das Mitbringen der Gesangbücher für das Gefolge zu umständlich sein würde, so hat man (lokal) zusammengestellt ein: Begräbnißlb. Auszug aus dem Neuen Gesangbuch für Evang. Gemeinden Schlesiens. Mit Genehmigung der Kirchenbehörde. Breslau 1889. Verlag von Wilh. Gottl. Korn; 100 Nrr. o. N., aber mit Angabe der Melodien (beigefügt ist jedesmal die Gesangbuch-Nummer). Geburts- und Todesjahr der Dichter finden wir sorgfältig angegeben; der Einband des Büchleins ist ganz

Das Begräbnislied.

[1]) Zwei bekannte Lieder entpuppten sich jüngst als Freimaurerlieder: Schillers „Lied an die Freude" (vgl. Gotth. Deile, Lpz. 1908) und Lortzings „Zarenlied"; dieses letztere wurde bs.lich in der Loge zu Osnabrück aufgefunden. (Zeitungsnotiz vom 22. Nov. 1907.)

schwarz, das Format hoch und schmal (für die Paletot-Taschen berechnet). Wir nennen Nr. 49 (Mel.: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende"): „[1.] Ich werfe mich in deine Hände, ach, treuer Vater, halt' mich fest, verlaß den nicht an seinem Ende, der ewig sich auf dich verläßt. Du bist mein Gott von Jugend auf, beschließ auch meinen Lebenslauf." (7 Strr.); Autor: Ehrenfried Liebich (1713—1780).

Toten- und Sterbelieder.

Das „Totenlied" war bis vor kurzem eine noch ziemlich vernachlässigte Gattung; die „Sterbelieder"-Abteilungen in den katholischen und protestantischen Gesangbüchern (vgl. auch Mh. Lb. Nr. 80: Der Todtengräber usw.) wurden wohl meist, sehr mit Unrecht, spöttisch belächelt. Ganz neue, eigentümliche Bezüge deckte zuerst auf E. K. Blümml (Wien) in seinem bereits oben S. 174 genannten Aufsatze: Germanische Totenlieder mit besonderer Berücksichtigung Tirols. Archiv für Anthropologie — N. F. V, 3. 4, Braunschweig 1906, [149]—181. Zahlreiche Literatur-Angaben und Beispiele erhöhen den Wert dieser Arbeit, die sich in 2 Haupt-Abschnitte gliedert: I. Germanische und verwandte Totenlieder. II. Totenlieder aus Tirol; mit drei Rubriken: 1. Sprechlieder (der Tote spricht), 2. Trost- und Ergebungslieder (die Überlebenden sprechen), 3. Seelenlieder, (4. Zukunftslieder). Zum Schluß sind 42 Texte mitgeteilt, endlich folgen zwei Totenlieder aus Steiermark, mit Noten (1-st. S.): „Nachtwachlied" und „Hebelied". Jenes ist: „überliefert durch die Nachtwachsängerin Agatha Kandler in Donnersbachwald, die bei Nachtwachen dieses Lied zu singen pflegte." Dieses zeigt uns in der ersten Worthälfte wieder den Verbalstamm: die Bedeutung ist: „Sarghebelied", vgl. Blümml aaO. 165[b]f. (das Wort „Hebelied" fehlt im DWB. IV, 2 (Lpz. 1877), also ein Begräbnislied (ebenda ist 159[a] die Komposition weinleich mindestens recht beachtenswert).

Das erotische Lied.

Derselbe Autor hat außer dem Totenliede auch das „Lebenslied", wie man es nennen könnte (oder lebeliet, im Gegensatze zu sterbeliet) sorgfältig traktiert; wir meinen das Geschlechtslied, vgl. oben S. 299. Die Sammlung führt den Titel: Erotische Volkslieder aus Deutsch-Österreich. Mit Singnoten. Ges. u. hrsg. von E. K. Blümml. Privatdruck o. O. u. J. [Wien 1907] (die Exemplare numeriert); Inhalt: 80 gezählte Nrr., dazu: III. Melodien [57] separat (1-st. Satz); meist wohl Dirnen-, Gassen- und Soldatenlieder, aber auch Schnadahüpfl und Trutzliedln (alles aus mündlicher Überlieferung oder nach hs.lichen Ebb.). Die „verzögerten Verierwörter" (vgl. oben S. 277) erscheinen hier mit besonderer Pointe; vgl. IV (Mel. 1), Str. 2: „Ich ließ es mich gelüsten, Zu greifen an die Brü-, Brü-, Brillant'nen Schnallen, Die zierten sie vor allen" (8 Strr., S. Wolfgang in O. Ö., 1849. Liederhs. des H. Reichel Nr. 1); mit Literatur, darunter

auch die hier mehrfach zitierten Jbb.: „Anthropophyteia", ed. Dr. Friedr. S. Krauß, Lpz. 1904—07; bisher 4 Bände (Privatdruck. Auflage: 1100.). Man sieht: die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auf die Germanisten und Folkloristen sich erstreckt. Bisher galt die Sammlung derartiger Sachen als ein schönes Vorrecht der Lebemänner und Sonderlinge (jüngst auch der „Bibliophilen"!), desgleichen der Unmündigen und Kinder. Uebrigens hütet auch das Zunftgeheimnis solche und ähnliche Stücke mit ängstlicher Scheu; vgl. oben S. 90! Das „hs.liche Lb." wird so nach und nach dem größeren Publikum zugänglich gemacht; die breite Öffentlichkeit versteht allerdings den mystischen Hintergrund solcher Menschheits-Dokumente meist nicht zu würdigen. Den Forscher kann es äußerst peinlich berühren, wenn er frivole Witze über diese angeblich „unanständigen" Lieder vernehmen muß. Dieselbe Pietätlosigkeit offenbart sich im Angaffen der ägyptischen Königsmumien, die man einst vor Jahrtausenden auf ewig in den Pyramiden zu verbergen glaubte, während sie jetzt in den Museen allen profanen Blicken ausgesetzt sind. Der Forscher fühlt sich eben noch als Priester und als Tempelwächter, als Besitzer von Heiligtümern, die er sorgfältig zu hüten hat. Indessen muß die Wissenschaft notwendig Allgemeingut sein, wenn sie auch von Toren mißbraucht wird. (Mephisto: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen.") Übrigens geht die Tagesfrage der „sexuellen Aufklärung" mit den Bestrebungen der „Anthropophyteia" parallel.

Ich grüße dich!

Wie „harmlos" präsentiert sich dagegen die kleine Sammlung: Ich grüße dich! Die schönsten Lieder der Liebe. (Nr. 558.) Styrum a. d. Ruhr u. Lpz. Verlag von Ad. Spaarmann; 59 Nrr. o. N.; S. 28: „[1.] Ach, wie ists möglich dann, Daß ich Dich lassen kann!" (3 Strr., Thüring. Volkslied), S. 37 f.: „[1.] Mir thut's so weh im Herzen! Ich bin so matt und krank! Ich schlafe nicht vor Schmerzen, Mag Speise nicht und Trank. Seh' alles sich entfärben, Was schön war, rund umher. Nichts, Molly, als zu sterben, Nichts, Liebchen, wünsch' ich mehr." (3 Strr., Autor: Bürger!) Wir finden ferner u. a. Heine, Freiligrath, Storm, Goethe, v. Zedlitz; der Umschlagdeckel zeigt den Troubadour im Burghofe eine Serenade bringend, am Fenster die Schöne. Der Preis der Sammlung beträgt 20 Pfennig; die Numerierung (hier Nr. 558) fanden wir bereits oben S. 357. Ob dies eine Eigentümlichkeit der kleinen Lbb. ist, oder überhaupt aller solcher kleinen Verlags-Artikel im allgemeinen (Punktierbüchlein, Briefsteller, Traumbücher usw.)?

Hetärenlieder.

Ein drastisches Gegenstück dazu aus der Neuzeit: Hetären-lieder von Danny [masc.!] Gürtler. O. O. u. J. [Frankfurt a. M. ca. 1906—07]; o. Nrr. u. Noten. Einige Nrr. scheinen jedoch singbar (resp. komponierbar) und für den Vortrag in „Cabarets"

berechnet zu sein (laut den vorbehaltenen Rechten). Man höre (S. 26): „Lude und Dirne. [1.] Ihr „Lude" schlug sie krumm und lahm — Wenn sie ohne Geld nach Hause kam. [2.] Erst gestern hat er sie wieder geschlagen, — Man mußt' sie halbtot vom Platze tragen, [3.] Den „Luden" hat man in's Zuchthaus gebracht — Nun weint sie um ihn die ganze Nacht. —" Hier ist also ein Zuhälter-Lied zu konstatieren! Die Liebe zur „Nutte" dagegen (minderjähriges Mädchen) ist gleich im folgenden Stücke das Sujet (S. 27 f.): Erziehung. (Berliner „Nutten"-Ballade.): „[1.] Meine Mutter war eine gescheute Dirn', Das läßt sich nicht bestreiten — Mit vierzehn Jahren durft' ich schon Sie auf den „Strich" begleiten. [2.] Ganz kurze Röckchen trug ich noch [,] Man sah meine Beinchen, die drallen — Auch sonst war ich nicht übel gebaut [,] Und ich mußte den Männern gefallen." (7 Strr.)

Antinous- und Astartenlieder.

Die homosexuelle Liebe ist mehr in Kunst-Liedern behandelt worden; diese sind eben „intimer"! Man vgl. I (männlich): Antinouslieder mit Anhang [:] Die Insel der Seligen. von [sic!] Eugen Stangen. Zürich. Verlag von Caesar Schmidt. 1903 (o. Nrr. u. N.); II (weiblich): Hermione von Preuschen, Astartenlieder. Zürich. Verlag von Cäsar [sic!] Schmidt. O. J.; mit Nrr. u. Noten. Die Titelbilder auf den Umschlagdeckeln dieser beiden Sammlungen sind recht verheißungsvoll. Wir nennen aus I (S. 25): „[1.] Komm her, ich will dich küssen, hörst du nicht? Will schaun in deiner Augen blaues Licht." (4 Strr.); aus II die Nr. 35: „Darben. [1.] Mein ganzes Leben ein Darben nur, ein Darben der Sinne, nun kommt sie brennend, auf letzter Spur [,?] die blutende Minne." [Vgl. oben S. 168 f.] (2 Strr.) Von der Verfasserin von II gibt es noch eine andere Sammlung, über welche die folgende Zeitungs-Notiz zu vergleichen ist:

Kreuz des Südens.

„Kreuz des Südens". Gedichte von Hermione von Preuschen. Verlag Continent, Berlin. 112 S. Ungekünstelte Resignation scheint den Grundton für diese Reihe von Gedichten zu bilden, die fast ohne Ausnahme wahr empfunden sind und sich in ihrem Gesamtcharakter wohl seltenen Blumen eines farbenbunten Straußes aus fernen, südlichen Ländern vergleichen lassen. „Im Schatten der Sappho" sind ja die einen gewachsen, die andern „Durch Glut und Geheimnis" erzeugt; so wenigstens heißen die zwei Kapitel des empfehlenswerten Buches. Dasselbe gewährt uns jedenfalls den Einblick in eine reiche, weibliche Seele, die „allerhand mystischem Sinnieren nicht abhold" ist und deren leis erotisches Beben, trotz des darüber gebreiteten Schleiers reiner Sprache, dem empfindsamen Leser dennoch erkennbar wird. Enttäuscht dürfte sich wohl kaum jemand vom „Kreuze des Südens" abwenden; wenigstens keiner, der die Verfasserin schon von früher her schätzte und darum von ihrer Muse anderes [sic!], Höheres denn eintönigen Singsang oder gar leckeren Ohrenschmaus zu erwarten pflegt. Als ganz charakteristisch für der Dichterin versonnene Eigenart glauben wir mit Recht ihr „Schwester, wann kommst du?" hier wiedergeben zu sollen. Es lautet:

„Goldene Pfeile versandte die Sonne! —
Ich lag in den Blüten,
den Myrtenblüten
— Brautbett der Liebe. —
Unter mir schwindelnde Tiefen,
senkrecht stürzende Klippen,
Grotten wellendurchschluchzt. —
Sprühende weiße Schäume
um türkisleuchtende Schleier,
Schleier der Thetis,
Thalatta rings! —
Aus Wellenschluchzen tönt leise
leise Stimme, süß-dunkel:
„Schwester, wann kommst du?
Für unsere Flammen
gibt's keine Kühlung,
wie nur hier drunten. —
Dann aber zieh'n sie
zu Uranos Sternen
und leuchten ewig! —
Schwester — wann kommst du?"

-hl- 1907. Sonntags-Feuilleton Ostpr. Ztg. Nr. 24."

Sadisten- und Masochistenlieder.

Lbb. für Sadisten und Masochisten (vgl. oben S. 123) habe ich bisher nicht auftreiben können; desgleichen auch noch keine Lieder, welche die geschlechtliche Liebe reifer Frauen zu minderjährigen Knaben als Gegenstand aufweisen. Ob solche Lieder existieren? Es ist zu vermuten.

Der Streit um das Liebeslied.

Alles dies darf uns nicht anfechten. Das „Liebeslied" hat eben eine etwas andere Façon, als die Ästhetiker unter den deutschen Philologen ihm vor 20 Jahren zuschreiben zu müssen glaubten. Der Streit, der uns heute ganz müßig erscheint, drehte sich damals hauptsächlich um die Frage nach der Priorität der heimischen Lyrik oder des romanischen Einflusses. Dabei wurde unsere Kapitularstelle von beiden Parteien ins Feld geführt.[1] Vieles wurde erst verständlicher durch die kleine Schrift von Reinhold Becker, Der mittelalterliche Minnedienst in Deutschland. Halle a. S. 1897 (Resultat bei R. M. Meyer, Anz. 1897, 167; adlige Sänger bewarben sich um Mädchen).

Das „Venus-Gärtlein".

Eine typische (wenn auch nicht originelle) Sammlung von Liebesliedern der älteren Neuzeit ist das: Venus-Gärtlein. Ein Lb. des XVII. Jh.s. Nach dem Drucke von 1656 hrsg. von Max Freiherrn von Waldberg. Halle a. S. 1890 (Braunes Neudrucke Nrr. 86—89; vgl. oben S. 99 ff.); 170 Nrr. o. N.[2] Zuweilen ist der „Thon" angegeben. Die meisten dieser Lieder sind wohl für männlichen Solo-Vortrag (in

[1] Vgl. Rich. M. Meyer, Alte deutsche Volksliedchen. Zf. 29 (1885), 121—236. Arnold Berger-Leipzig, Die volkstümlichen Grundlagen des Minnesangs. Zfdf. 19 (1887), 440—86 (Priorität der heimischen Lyrik, der richtige Standpunkt). Dagegen: E. Th. Walter, Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältniß zur Volksdichtung. Germ. 34 (1889), 1—74. 141—56; das. p. 3 f. manche brauchbare Bemerkung über winileod und verwandte Fragen.

[2] Moderne Imitationen sind kürzlich mit mehr oder weniger Glück versucht worden. Vgl. z. B.: H. Landsberg, Das Venusgärtlein. Ein Lb. a. d. galanten Zeit. Berlin (Pan-Verlag) 1906; Max Müller-Melchior, Galante Musenkinder 2. 3. Leipzig (Teutonia-Verlag) 1906. (In: Eros. Sammlung kultur- und literaturgeschichtlicher Neudrucke.)

Herren- und Damengesellschaft) berechnet gewesen; doch fehlt es auch (wie aaO. gezeigt wurde) keineswegs an „Wechseln", resp. „Gegensätzen".

C. F. Becker. Wenig bekannt scheint zu sein: Neues Lb. für Freunde des Gesangs. Ein frohes Lied, ein reiner Scherz, Führt, wie die Tugend, himmelwärts. (Vignette.) Mannheim, bei Schwan und Götz in Commission. 1794; der Herausgeber ist C. F. Becker-Ulm, der selber einige Lieder beigesteuert hat; im Anhang hinterlassene Gedichte von Andreas Harpprecht, in den Liedern Verbesserungen von Prof. Miller. Noten fehlen, dafür ist zuweilen die Melodie angegeben; sehr häufig heißt es aber: „Neue Melodie". Die Lieder sind nicht gezählt. Man höre S. 196 ff.: „Schmauchlied" (von Blumauer, neue Melodie): „[1.] Dem edeln Schmaucherorden In Ost, Süd, West und Norden Stimm' ich dieß Liedlein an: Es soll den Schmaucher lehren, Wie er mit allen Ehren Und Vortheil schmauchen kann." (10 Strr.; bei Kopp in der „Friedenspfeife" ist das Lied als Nr. 3 zu finden.) Die Namen der Autoren sind meistens genannt (hinten im Register), doch nicht immer; so fehlt diese Angabe z. B. bei dem Liede „Der Liebesbund" (S. 152f.), dessen Anfang uns lebhaft an die oben S. 181 mitgeteilte Strophe erinnert: „[1.] Bester Jüngling, meinst du's ehrlich, O so bin ich deine Braut. Aber ist es nicht gefährlich [,] Wenn man Jünglingsschwüren traut! Bis ihr unser Ja erlauschet [,] Seyd ihr alle fromm und gut; Aber dann, ach dann vertauschet Ihr den sanften Lämmermut." (3 Strr., „Neue Mel. auch nach: Eins nur Daphne etc.") — Die Periode der Anakreontik und der philanthrophischen Dichtung ist in dieser Sammlung hübsch repräsentiert.[1])

J. M. Bauer. Mehr ins patriotische Genre spielt hinein die reichhaltige Sammlung: Auswahl der schönsten Lieder und Gesänge für fröhliche Gesellschaften, ges. u. hrsg. von J. M. Bauer.[3] Nürnberg 1827 (bei Bauer und Raspe); 257 Nrr. o. N., vorn ein Titelkupfer: musizierende Tafelrunde (Herren und Damen), mit poetischer (aus Nr. 33) Unterschrift. Die 16 (!) Rubriken dieser Sammlung erscheinen bemerkenswert: „I. Vaterlandsgesänge. — II. Lieder an die Natur. — III. Lieder im fröhlichen Kreise. — IV. Trinklieder. — V. Tischlieder. — VI. Liebeslieder. — VII. Jagdlieder. — VIII. Soldaten- und Kriegslieder. — IX. Lieder zu Familienfesten. — X. Schifferlieder. — XI. Lieder beim Jahreswechsel. — XII. Abschiedslieder. — XIII Akademische Trinklieder. — XIV. Ernsthafte Lieder. — XV. Gesänge aus

---

[1]) Auch dieses Gebiet hat moderne Imitationen gezeitigt; vgl. namentlich: Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Lpz. 1886; [2]87 (Grunow); o. Nrr. u. N., der Herausgeber ist Gustav Wüstmann. Inhalt: I. Fabeln und Erzählungen. II. Lieder. III. Aus dem Theater. (Am Schlusse: „Anmerkungen und Inhaltsverzeichniß.")

beliebten Opern. — XVI. Vermiſchte Lieder.“ Unter dieſen Rubriken erſcheint uns wohl als die wichtigſte: „X. Schifferlieder“ (Nrr. 127—134); wir heben daraus hervor die noch heute (wenigſtens was Zeile 1 und 2 betrifft!) nicht vergeſſene (aber wohl meiſt nur verſpottete!) kurze Nr. 132 („Eigene Melodie“): „Chor: Ein Vergnügen reiner [von mir geſperrt. U.; dafür jetzt gewöhnlich: „eigner“] Art Iſt ſo eine Waſſerfahrt; An der Gegend ſich zu weiden Und die Fluthen zu durchſchneiden, Alles flieht vor unſerm Blick [,] Und das Ufer weicht zurück. Solo: Sanft und ruhig wie die Welle, Iſt des guten Menſchen Seele: Ungetrübt und klar und rein Muß ſie wie das Waſſer ſein.“ Auch dieſe letzten Zeilen ſcheint man parodiert zu haben. Kennt jemand eine Stelle: „Schneeig, weiß und rein Muß des Mädchens Buſen ſein“ (oder ſo ähnlich)? — Autoren und Komponiſten ſind in der ganzen Sammlung nicht angegeben, nur wird manchmal die Melodie genannt. Ein brauchbares alphabetiſches Regiſter (nach den Anfängen) erhöht den Wert dieſer Sammlung aus der „Biedermeierzeit“, deren Koſtüme man auf dem Titelkupfer ſtudieren kann.

Beginn der Kritik.

Um dieſe Zeit beginnt man auch bereits Kritik zu üben; die Sammlungen werden jetzt mehr planmäßig zuſammengeſtellt. Wichtig iſt die: Auswahl deutſcher Lieder. Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder! Böſe Menſchen haben keine Lieder. (Vignette.) Verlag von Friedrich Auguſt Serig. 1825; 175 Nrr., meiſt m. N. (1-ſt. Satz) oder doch mit Angabe der Melodie, Nr. 176: „Abſchied vom Leſer“ von Th. Körner (ohne Muſik). Beſonders wertvoll ſind S. 272ff. die „Nachweiſungen“, ſowie S. 275—78 das: „Verzeichniß der Liederbücher, welche bei dieſer Sammlung benutzt oder verglichen ſind.“ Daſelbſt heißt es gleich im Anfang: „1793. Lieder zur Erhöhung geſelliger Freude. (Ohne Weiſen; befriedigt unſre Zeit nicht mehr.) Nürnberg, bei Stiebner. „1795. Auswahl guter Trinklieder oder Töne der Freude etc. Halle, im Hendelſchen Verlage. 16 Gr. (Ohne Weiſen; höchſt unbrauchbar [.]) „1808. Lieder, im geſelligen Kreiſe zu ſingen. Greifswalde. (Iſt das Roſtocker Liederbuch. 51 Lieder ohne Weiſen und ohne Werth.)“ — In dieſem ſcharfen Tone geht der Index weiter; eine rühmliche Ausnahme macht: „1820. Trink- und Heldenlieder der Deutſchen. Gießen, bei Müller. 16 Gr. (151 Lieder ohne Weiſen; vortrefflich.)“

K. Follen.

Aus der „Auswahl“ wählen wir aus Nr. 6: (Weiſe: „Heil dir im Siegerkranz“ etc.): „1. Brauſe, du Freiheitsſang, brauſe wie Wogendrang aus Felſenbruſt! Feig bebt der Knechte Schwarm, uns ſchlägt das Herz ſo warm, uns zückt der Jünglingsarm voll Thatenluſt.“ (5 Strr., Autor: K. Follen; Quelle: „Aus den freien Stimmen friſcher Jugend, Jena 1819“.)

Die Einigung Deutſchlands.

Die Einigung Deutſchland, ein hohes Ziel, wird allmählich auch im Liede die ſtehende Idealforderung; doch will jede Partei das Problem auf andere Weiſe gelöſt wiſſen. Des Zukunfts-

traumes allmähliche Erfüllung geht nun mit der weiteren Entwickelung des deutschen Liedes parallel.

Deutsche Lieder. Sehr beliebt scheint folgende Sammlung gewesen zu sein: Deutsche Lieder mit ihren Melodien. I. Vaterlandslieder. II. Burschen- und Trinklieder. III. Volkslieder. Lpz., bei Robert Friese. 1843; 75 + 93 + 84 (+ 3) = 255 Nrr. m. N. (1-st. Satz). Wir nennen II, Nr. 44: „Rheinweinlied": „[1.] Wo solch ein Feuer noch gedeiht, und solch ein Wein noch Flammen speit, da lassen wir in Ewigkeit uns nimmermehr vertreiben. Stoßt an, stoßt an! der Rhein, und wärs nur um den Wein, der Rhein soll deutsch verbleiben!" (5 Strr., G. Herwegh). — Bezeichnend ist das Motto zu I: „O Deutscher ohne Vaterland! O Vogel ohne Nest! O Träumer an der Klippe Rand, Wie ist dein Schlaf so fest! J. A. Pfitzer."

Das Volksgesangbuch. Vom liberalen Standpunkte aus war gleichfalls angelegt die heute ganz unentbehrliche Sammlung: Deutsches Volksgesangbuch von Hoffmann von Fallersleben. Mit 175 eingedruckten Singweisen, und Nachrichten über die Dichter und Tonsetzer. Lpz., Verlag von Wilh. Engelmann.[1]) 1848 (178 Nrr.); auch Nachweisungen kommen vor. Das kurze Vorwort ist beachtenswert, der Satz der Weisen ist ein- bis dreistimmig. Aus dem Inhalt ragt hervor Nr. 25: „1. Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich, im unterirdschen Schlosse hält er verzaubert sich." (8 Strr.; Autor: „Friedrich Rückert. Zwischen 1814 und 1817", Komponist: „Joseph Gersbach. Um 1824.") — Daneben z. B. solche Stücke wie Nr. 27: „Das Lied vom deutschen Philister" (Volksweise): „1. Der deutsche Philister das bleibet der Mann, auf den die Regierung vertrauen noch kann, |: der passet zu ihren Beglückungsideen, der läßt mit sich Alles gutwillig geschehn, geschehn. :| Ju vivallera, ju vivallera, ju vivalle ralle ralle ra! Ju vivallera, ju vivallera, ju vivalle ralle ralle la!" — Überschrift: „Bewegt"; beim Refrain: a tempo. (7 Strr.)

Hase-Dahn-Reinicke. Für das neue Reich wurden, nach 1870/71, in den wenigen dann abermals noch aufgelegten Lbb. die notwendigen Änderungen vorgenommen. Vgl. z. B.: Lb. d. Deutschen Volkes. Hrsg. von Carl Hase, Felix Dahn und Carl Reinicke. Lpz. (Br. u. H.) 1883. Neue Auflage (die Vorrede zur ersten Auflage ist mit abgedruckt; Verf.: Hase, Datum 1843); 1000 Nrr., meist mit Noten (1-st. Satz), in XII Rubriken. Man höre Nr. 829 (sub X: Gedächtnis-, Helden- und Ehrenlieder): „1. Preis dir, Hermann, Volkserretter, der wie Gottes Donnerwetter in die Feinde Deutschlands schlug, der die Knechtschaft und die Schande sammt der Zwingherrn frecher Bande aus dem deutschen Lande jug." (Autor: K. K. Hoff-

[1]) Auf dem Umschlag sind noch sieben andere Liedersammlungen Hoffmanns angezeigt (meist im gleichen Verlage); darunter: 37 Lieder für das junge Deutschland. (Mit Singweisen.) Lpz., Engelmann. 1848. 9 Ngr.

mann, Weise: „Unterm Klang der Kriegeshörner"; 4 Strr.) — Nach dem siegreichen Frieden wagt sich auch der (unpolitische) Humor wieder etwas breiter hervor. So umfaßt hier die Rubrik XI („Scherz- und Schelmenlieder") nicht weniger als 78 Nrr. (889—966, worunter „Berufslieder" die Nrr. 889—914).

A. Musiol.

Beliebter als dieses Riesenwerk sind jetzt aber meist kleinere Sammlungen; vgl. z. B.: Lb. f. d. deutsche Volk. E. Sammlung von Liedern u. volkstümlichen Liedern. (Vaterlands-, Gesellschafts-, Trink-, Liebes-, Wander-, Natur- und Ständelieder, Balladen.) Hrsg. von A. Musiol.[1]) Groß-Strehlitz. Verlag von A. Wilpert, o. J.; 251 Nrr. o. N., Nr. 132: „Bundeslied": „1. In allen guten Stunden, erhöht von Lieb' und Wein, soll dieses Lied verbunden von uns gesungen sein! |: Uns hält der Gott zusammen, der uns hierher gebracht, erneuert unsre Flammen, er hat sie angefacht. :|" 5 Strr., die letzte: „5. Mit jedem Schritt wird weiter die rasche Lebensbahn, und heiter, immer heiter, steigt unser Blick hinan. |: Uns wird es nimmer bange, wenn alles steigt und fällt, wir bleiben lange, lange, auf ewig so gestellt. :|" Autor: „J. W. v. Goethe. (1749—1832.)" Die Weise fehlt, wie in dieser Sammlung fast durchgehends.

Abends am See.

Sehr beliebt ist Nr. 187: „Abends am See": „1. Still ruht der See; die Vöglein schlafen, ein Flüstern nur, man hört es kaum. Der Abend naht, es senkt sich nieder |: auf die Natur ein süßer Traum. :| 2. Still ruht der See; durch das Gezweige der heil'ge Odem Gottes weht. Die Blümlein an dem Seegestade, |: sie sprechen fromm ihr Nachtgebet. :| 3. Still ruht der See; vom Himmelsdome die Sternlein friedlich niederseh'n. O Menschenherz, gib dich zufrieden, |: auch du, auch du, wirst schlafen gehn! :|" Autor: „Heinr. Pfeil (1845—?)" Die bekannte ansprechende Weise fehlt. (Vgl. oben S. 361 beim Bayerwald!)

Ludwig Jacobowski.

Ein glücklicher Wurf war die kleine Sammlung des frühe verstorbenen Dr. Ludwig Jacobowski: Neue Lieder der besten neueren Dichter für's Volk zusammengestellt von. Buchschmuck von Herm. Hirzel. Verlag von M. Liemann in Berlin. C. 25, o. J.; viele moderne Lieder, o. Nrr. u. N. Manches Stück wartet nur auf den Komponisten. Sehr hübsch ist (S. 64 f.): „Heimliche Liebe" von Heinrich Leuthold: „[1.] Da liegt im Schatten der Linden Einsam das Gotteshaus; Glockenklang mit den Winden Zittert ins Land hinaus. [2.] Es sprudeln und plätschern die Bronnen Wohl um die alte Abtei; Im Klostergarten die Nonnen Wandeln zwei und zwei. [3.] Die eine, die mich betrachtet, Senkt tiefer den Schleier auf's Kleid;.. Doch tiefer noch umnachtet Die Seele mir Reue und Leid." (Erinnert an Uhland und Eichendorff, leider ist der Schluß etwas

[1]) Auf S. [3] die Bemerkung: „Die mit * bezeichneten Lieder und Weisen findet man im „Schulliederbuch von A. Musiol" (Preis 10 Pf.; Ausgabe mit Noten 60 Pf.), die mit ** bezeichneten Lieder jedoch mit abweichendem Wortlaut." (Der Verlag ist derselbe.)

matt?) Auf Seite 142 finden wir den „Sang des Schiffermädels" von Otto Julius Bierbaum; vgl. oben S. 343.

Das Gesellschaftslied.

Das „Gesellschaftslied" (vgl. oben S. 73 f.) scheint als besondere Gattung heute kaum noch allgemein bekannt zu sein; dagegen lebt das „volkstümliche" Lied wohl in allen Kreisen. Das Adjektivum „volkstümlich" soll vom Turnvater Jahn geprägt worden sein und geht also auf die Stimmung der Befreiungskriege zurück; heute hört man dafür oft die schrecklichen Bildungen: „völkisch" oder gar „volklich".

Hoffmann v. F.

Hoffmann v. F. ließ die Sammlung[1]): „Unsere volksthümlichen Lieder" zuerst 1857 erscheinen; beachtenswert ist, was er dort S. XXI über die Buchhändlerspekulationen sagt. Die zweite Auflage kam 1860 heraus, die dritte 1869 (Lpz., Engelmann; 1142 Nrr. o. N.); die vierte besorgte Karl Hermann Prahl, Lpz. 1900 (1350 Nrr. o. N.). Die vollständigen Texte sind nicht mitgeteilt, nur die Anfänge; der Wert des Buches beruht in den Nachweisungen (Motto: Suum cuique), die Register sind unentbehrlich. Nachträge finden sich in allen Auflagen. Stets heranzuziehen ist die als Manuskript gedruckte Übersicht (414 Nrr. o. N.) vom Privatdozenten Dr. John Meier (1898, jetzt Professor in Basel), die ebenfalls alphabetisch nach den Anfängen angeordnet ist.

Germania.

H. v. F. rühmt als Muster für alle Sammlungen (p. XXXII der Vorrede) das vorbildliche „Deutsche Volksgesangbuch" von Ludwig Erk, Potsdam (Otto Janke) 1856 (232 Nrr.; 2. Aufl., mit Melodien, u. d. T.: „Germania". Dtsch.es Volksgesgb. Berlin 1868.). Wichtig ist bei H. v. F. auch die vorangestellte Übersicht: „Reihenfolge der Lieder nach der Zeit ihrer Entstehung." (Fehlt sonst meist!)

Carl Türk.

Aus neuerer Zeit sind nur wenig ähnliche Sammlungen zu nennen. Zwei will ich hier anführen: 1. Lb. E. Sammlung der schönsten Volkslieder u. beliebtesten volkstümlichen Gesänge. Für den Schulgebrauch bearb. und hrsg. von Carl Türk, Herzogl. Musikdirektor. Coburg 1905 (210 Nrr. m. N. [1-st. S.]), darin Nr. 112: „Sommer-Abendlied": „1. Willkommen, o seliger Abend, ..." (4 Strr.) von Fr. v. Ludwig, komp. v. Gottl. Becker. Mehr feminin gehalten ist (bestimmungsgemäß) die Sammlung: Auswahl von Gedichten und volkstümlichen Liedern für höhere Mädchenschulen[3] .... von Dr. H. Rademacher, Direktor .... in Bromberg. Hannover u. Berlin 1907 (o. N., nach Dichtern geordnet); S. 15: „Aufmunterung zur Freude" von Ludwig Hölty: „1. Wer wollte sich mit Grillen plagen, Solang uns Lenz und Jugend blühn? Wer wollt' in seinen Blütentagen Die Stirn in düstre

[1]) Ursprünglich war diese Arbeit ein Aufsatz im „Weimarischen Jahrbuche" VI, Hannover 1857, S. 85—215. Erst die 2. Aufl. erschien separat.

Falten ziehn?" 5 Strr., die letzte: „5. O, wunderschön ist Gottes Erde Und wert, darauf vergnügt zu sein; Drum will ich, bis ich Asche werde, Mich dieser schönen Erde freun!" (Die unterstrichenen Wörter scheinen für den Vortrag berechnet zu sein und die Betonung andeuten zu sollen!) Hier überwiegen die Lieder aus der anakreontischen und romantischen Periode.

W. Petr.

Das volksmäßige Element ist dagegen etwas stärker vertreten in der: Liedersammlung für die Oberklassen höherer Mädchenschulen. Hrsg. von W. Petr, Großh. Hofkonzertmeister, . . . Lpz. Verlag von G. Freytag. 1903; 139 Nrr. m. N. (2-st. Satz), Nr. 67: „Etwas wünschen und verlangen, etwas hoffen muß das Herz; etwas zu verlieren bangen und um etwas fühlen Schmerz" (3 Strr., Friedrich Rückert, Volksweise). Auch französische Lieder sind in dieser Sammlung zu finden (109b: Partant pour la Syrie, 4 Strr., Hortense de Beauharnais). Die Abteilungen sind nach den Schuljahren eingerichtet („Stufen"). Hübsch ist Nr. 3: „Abendlied froher Landleute": „1. Kühl und labend sinkt der Tau auf die Fluren nieder, rings auf blumenreicher Au' tönen Hirtenlieder; Flötenklang ergötzt das Ohr, Abendglöckchen hallen, und im Haine schlägt ein Chor sanfter Nachtigallen" (3 Strr., Friedrich Voigt-F. L. Seidel; gemächlich).

Heimatklänge.

Mehr christlicher Natur ist: Heimatklänge. Lb. f. evangelische Frauen und Jungfrauen und deren Vereine. Textausgabe. Hrsg. von O. Pfennigsdorf[1]), Diakonus in Dessau.[3] Dessau 1899; 258 Nrr. o. N. in X Rubriken (V: Gemeinschaft u. Verein, VIII: Natur u. Wandern), Nr. 36 (sub I: Kirchliche Zeiten und Feste) das schöne Passionslied: „[1.] Hohes, heil'ges Marterbild, Sei in aller Not mein Schild! Wenn die Sünde mich verklagt, Wenn mir Leib und Seel' verzagt: Sei in aller Not mein Schild, Hohes heil'ges Marterbild!" (4 Strr.) Autor und Komponist sind hier nicht genannt. (Sonst heißt es bei diesem Liede: „Eigene Melodie".)

J. Wolf.

Auch das Wander- und Turnlied taucht jetzt zuweilen schon in Mädchenschul-Lbb. auf; vgl. z. B.: Lb. f. Mittelschulen, Töchterschulen u. die Oberklassen gehobener Elementarschulen. Ausgew. u. bearb. von J. Wolf, Seminar-Oberlehrer. Op. 27. Straßburg 1903. Druck u. Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel); 72 Nrr. m. N. (1-—3-st. Satz), Nr. 23: „Reiselied": „1. Durch Feld und Buchenhallen, bald singend, bald fröhlich still, recht lustig sei vor allem, wer's Reisen wählen will! Wenn's kaum im Osten glühte, die Welt noch still und weit: da weht recht durchs Gemüte die schöne Blütenzeit!" (3 Strr., J. v. Eichendorff,

[1]) Der Herausgeber ließ die „Heimatklänge" auch erscheinen als: „Lb. f. christliche u. patriotische Vereine". Textausgabe[3]. Dessau 1899; ebenfalls 259 Nrr. o. N. Über die Notenausgabe etc. unterrichten den Leser die am Schlusse hinzugefügten Anzeigen.

komp. v. N. W. Gade; ziemlich lebhaft.) Im Vorwort ist diese Sammlung als Fortsetzung des J. Wolfschen „Lb.s f. Volksschulen" charakterisiert (22 i. gl. Verl.), welches seit 1891 (bis 1903) in circa 40,000 Exemplaren verbreitet war.

Anton Kuzela.

Ähnlich angelegt, doch im Innern mehrfach nicht unerheblich abweichend ist die österreichische Sammlung: Lb. Smmlg. ausgewählter zwei- und dreistimmiger Gesänge zum Gebrauche an Lehrerinnenbildungsanstalten, Mädchenlyceen, Töchterschulen und verwandten Lehranstalten. Hrsg. von Anton Kuzela.[2] Czernowitz 1905 (Pardini); 100 Nrr., Nr. 70 („Abendglocken"): „1. Die Abendglocken klingen, das Tagwerk ist vollbracht, es sinkt auf heil'gen Schwingen herab die stille Nacht. Sie spendet süßen Schlummer, versüßt uns Leid und Kummer, |: ein Gott im Himmel wacht :||: in stiller Nacht." (2 Strr., J. J. Leuthi-Franz Abt; langsam u. feierlich.)

Das Liliput-Format.

Durch ihr Liliput-Format (und den niedrigen Preis: 10 Pf.) offenbaren sich als direkt für den praktischen Gebrauch berechnet die folgenden beiden Sammlungen: 1. Sang und Klang. 52 Lieder für Ausflüge von Schulklassen. Nebst 10 Jugendspielen. Ausgewählt von einem praktischen Schulmanne. 57. bis 66. Tausend. G. Winckelmanns Buchhandlung u. Lehrmittelanstalt G. m. b. H. Berlin o. J. (dem Titel nach also ev. auch für Mädchenschulen bestimmt), o. N., Nr. 32: „O Tannenbaum, o Tannenbaum!" (3 Strr.); 2. Lb. f. wandernde Schüler (entsprechendes Bild auf dem Umschlagtitel). Siegbert Schnurpfeil, Lpz. o. J. (61 Nrr. o. N.); Nr. 32: „Lepus, ein Hase, sedebat, er saß, in via, auf der Straße, edebat [,] und fraß. Und custos, ein Wächter, sedebat, er saß [,] in turri, auf 'm Turme, cum tuba, mit der Blas." (Komplett.) Derartige Stücke (lat.-dtsche Mischpoesie für humanistische A-B-C-Schützen!) fehlen in der sub 1 genannten (ev. auch für Mädchen bestimmten?) Sammlung gänzlich (Zufall?); das ist jetzt aber gar nicht mehr zeitgemäß, da es ja längst Mädchen-Gymnasien gibt (vgl. im übrigen oben S. 73. 262!). — Ein Register ist in den beiden Büchlein, wegen der Knappheit des Raumes, nicht angefügt; dafür sind die Lieder selber nach den Anfangsworten geordnet, eine praktische Einrichtung!

Das loyale Lied.

Diese unschuldigen Poesien sind staatserhaltend, so lächerlich das klingt; vermutlich stammen sie allerdings auch nur aus sog. „besseren" Schulkreisen (mittlerer und höherer Bürgerstand!). Gegenteilige Bestrebungen wurden bereits oben S. 337 ff. besprochen; vgl. dazu noch eine Notiz der „Ostpr. Ztg." vom 21. Sept. 1905:

„Der Gesang der Jungen. Die seinerzeit mehrfach erwähnten Versuche der Sozialdemokratie, auch die Unmündigen in ihrem Sinne zu „erziehen", scheinen zum Teil doch Erfolg gehabt zu haben. Wenigstens konnte am Sonnabend in der Berliner Brauerei Friedrichshain das erste

Stiftungsfeſt der „Berliner Jugendorganiſation“ gefeiert werden. Zur Erhöhung der Stimmung war das Pokulieren durch einen „Geſang der Jungen“ eingeleitet, in dem es u. a. heißt:

„Wir ſind der junge Staat, erzeugt
Vom Proletarierweibe.
Uns hat die Mutter Not geſäugt
An ihrem dürren Leibe.
Aus elendsdunkler Hütte Schoß,
Mit wunden Füßen, nackt und bloß,
Sind wir emporgeſtiegen.
Vor uns der ſonnetrunkne Tag,
Nun gehts hinein mit Schwerterſchlag
Zum Sterben oder Siegen.““

Der politiſche Turner.

Tempora mutantur! Vor ungefähr 60 Jahren galt das Turnen wohl noch als ſtaatsgefährlich; jetzt gilt es als ſtaatserhaltend! Obrigkeitlich werden ſolche kleinen Sammlungen begünſtigt wie z. B. die folgende (Vignette: Das vierfache F im Kranz.): Deutſcher Sang. Lb. f. d. turnende Schuljugend. Hrsg. von der Turnvereinigung Berliner Lehrer. Berlin 1899 (R. Gartners Verlagsbuchhandlung. Hermann Heyfelder); 73 Nrr. o. N. in III Rubriken (I. Natur und Leben. II. Turnen und Wandern. III. Heimat und Vaterland.), Nr. 46 (sub II): „1. Lieder ſtimmt an! Grüßt die geſchiedenen Stunden, die uns ſo eilig entſchwunden; Freunde, heran! 2. Spiele ſind aus. Freudig in freudigem Schwarme ſtärkten wir Herzen und Arme, ziehn jetzt nach Haus.“ (5 Strr.; aus: Lieder für deutſche Turner. Darmſtadt 1817.) Die letzte Strophe lautet: „5. So lebt denn wohl! Wenn uns die Sonnen auch ſinken, werden uns neue doch winken. Freunde, lebt wohl!“ (Preis der Sammlung: 10 Pf.)

Liederbuch für höhere Schulen.

Umfangreicher (und in weit größerem Formate!) präſentiert ſich die Sammlung (Kart. M. 1,60): Lb. f. höhere Schulen. Hrsg. von Otto Kirmſe, Ernſt Reiße, Theod. Salzmann, Fritz Stang, Heinr. Wahls. Lpz. 1906 (Dieterichſche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher); 183 Nrr. m. N. (1-—2-ſt. Satz), als „Anhang“ (Nrr. 184—189) einige franzöſiſche und engliſche Lieder. Das Titelbild zeigt zwei wandernde und ſingende Jünglinge. Der Inhalt bietet manches ſonſt weniger bekannte Stück; ſo z. B. Nr. 57: „Mailied“ von Chriſtian Ad. Overbeck, komp. von Rob. Schumann, Anf.: „1. Komm, lieber Mai und mache die Bäume wieder grün ....“, 2 Strr., vgl. auch Nr. 59: „1. Laßt das deutſche Lied erklingen durch den weiten Eichenwald“ (3 Strr.) von ungenanntem Dichter, komp. von Joh. Peter Schulz. (Bei den Dichtern und Komponiſten iſt meiſt das Geburts- und, falls ſie bereits verſtorben, auch das Todesjahr angegeben.) — Gegen den Schluß hin (Nr. 180) erſchallt („kräftig, in breiter Bewegung“) das „Bismarck-Lied“ (Paul Heyſe-Reinhold Becker, mit Klavierbegleitung bei C. A. Klemm, Leipzig): „1. Wer hat das Reich uns aufgebaut, daß hoch die Zinnen ragen? Germania, du Kaiserbraut, wer hieß dich Krone tragen? Durchs deutſche Land frohlockend ſchallt's, es lauſcht die Welt und widerhallt's: Das hat mit Macht, das hat mit Macht

der Eine vollbracht, von dem wir ſingen und ſagen" (4 Strr.) — Als Nr. 181 finden wir: „Das Lied" von H. Schütz, komp. von Ludwig Spohr: „1. Wie ein ſtolzer Adler ſchwingt ſich auf das Lied, daß es froh die Seele auf zum Himmel zieht. |: Weckt in unſrer Bruſt hohe, heil'ge Luſt, ja :|" (3 Strr.; eine Parodie dieſes Liedes haben wir bereits oben S. 333 kennen gelernt, unter den „ſüddeutſchen Soldatenliedern".)

Das weibliche Turnlied.

An die unmittelbar vor dieſer letzten Sammlung beſprochene Publikation („Deutſcher Sang") erinnern der Ausſtattung nach die: Turnlieder für Frauen und Mädchen. Mit einem Anhang: Spiellieder nebſt Erläuterung der Spiele. Hrsg. vom Ausſchuß für das Frauen- und Mädchenturnen des Männer-Turnvereins zu Friedenau.[2]) Friedenau bei Berlin. Dr. u. Verl. von Herm. Brücker. 1899. Die Lieder ſind o. Nrr. u. N. (numeriert ſind dagegen die 10 Spiele), S. 12: „Das Herz am Rhein" (Weiſe von Edwin Schultz): „1. Es liegt eine Krone im tiefen Rhein, gezaubert von Gold und von Edelſtein; und wer ſie erhebt aus tiefem Grund, den krönt man in Aachen zur ſelbigen Stund; vom Belt bis zur Donau die Lande ſind ſein, :,: dem Kaiſer der Zukunft, dem Fürſten am Rhein. :,:" (3 Strr., Autor: K. Dippel.)

J. Ch. W. Hahn.

Die „turnende Jugend" kann alſo heute beiderlei Geſchlechtes ſein; früher war das nicht der Fall, männlich (allein) ſind ohne Zweifel die: Lieder für die turnende Jugend. Zweiſtimmig bearbeitet von J. Ch. W. Hahn. Op. 16. 1. Heft. Heilbronn, C. Drechslerſche Buchhandlung. 1846; 20 Nrr. m. N.; 2. Heft (ebda 1846: „zweiſtimmig geſetzt"), 24 Nrr. Sehr beliebt iſt noch heute I, 13: „Wanderlied" ([1.] „Turner zieh'n froh dahin, wann die Bäume ſchwellen grün." 6 Strr., J. F. Maßmann-Volksweiſe), desgl. I, 2: „1. Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang" (4 Strr.), gedichtet und komp. (1813) von A. Methfeſſel (vgl. Böhme Nr. 47). Beide Lieder haben zwei Menſchenalter überdauert und ſich dennoch jugendfriſch erhalten. Dasſelbe gilt von I, 1: „Hochgeſang" (Claudius-Reichard [!]): „1. Stimmt an mit hellem, hohen Klang, ſtimmt an das Lied der Lieder, ..." (5 Strr.); hier ſind ſogar drei bis vier Menſchenalter (faſt ſpurlos) an einem lebendigen Liede vorbeigerauſcht![1]) Dasſelbe trifft allerdings noch für mehrere andere Lieder zu, die ebenfalls der anakreontiſchen Periode angehören.

Des deutſchen Turners Liederbuch.

Weit verbreitet iſt übrigens (um das hier noch nachzutragen): Des deutſchen Turners Lb. Hrsg. von Franz Weber. Breslau (Franz Goerlich); 456 Nrr. o. N., Nr. 220: „[1.] In der großen Seeſtadt Leipzig, ha, ha, ha, war einſt eine Waſſersnot, ha, ha, ha; Menſchen ſtürzten ein wohl dreißig, Häuſer waren mehr noch tot."

[1]) Das Lied ſtammt aus dem Jahre 1772 und wird meiſt geſungen nach Methfeſſels Melodie (1818); vgl. Böhme Nr. 5. — Aus welchem Jahre ſchreibt ſich die Kompoſition von Reichardt her?

(5 Strr.); Sammler und Herausgeber sind uns bereits wohlbekannt (siehe bei den Radfahrern und Buchhändlern). — Der Turner huldigt also, wie man sieht, manchmal auch der scherzhaften Seite des Gesanges. (Vgl. oben S. 330 über eine andere editio!)

Weber und Goerlich.

Franz Weber als Herausgeber, Franz Goerlich als Verleger: — dieser Zusammenstellung können wir überhaupt noch öfters begegnen! Man vgl. z. B.: Franz Webers Taschenlb. f. Lehrer. Eine Sammlung der beliebtesten Volks-, Gesellschafts- und Standeslieder.[2] Breslau o. J. (356 Nrr. o. N.; laut Titel in drei Rubriken, welche Eigentümlichkeit vielleicht bei allen Weberschen Lbb. zutrifft), Nr. 307 (sub: „Standeslieder"): „Den Kamelen" (Mel.: „Es kann ja nicht immer so bleiben."): „[1.] Es gibt ein Völklein von Leuten, die sagen dir schon im August: „Was Schulblatt schreibt im November, :,: das haben wir lange gewußt."; 7 Strr., die letzte: „Hübsch fern [,] ihr fertigen Leute — das stehende Wasser wird faul, wir lieben die muntre Bewegung :,: und fliehen das fertige Maul. :,:"; Unterschrift: Siegener Lehrerfestliederbuch. Eine „Anlehnung" ist Nr. 324 (nach bekanntem Vorbilde gedichtet): „[1.] O, wie lieblich ists im Bund biederer Kollegen, wenn in heit'rer Tafelrund' sie den Frohsinn pflegen; wenn in jeder Lehrerbrust schlägt das Herz in hoher Lust, das sind Festesstunden." (5 Strr.) Autor: H. Juds, Melodie (und Vorbild!): „[1.] O, wie lieblich ist's im Kreis."

Die katholischen Lehrervereine.

Im Titel und in der Ausstattung ist ganz ähnlich angelegt die Sammlung (ebenfalls Weber-Goerlich): Taschenlb. f. katholische Lehrervereine. Breslau o. J.; 366 Nrr. o. N. (der Umschlag ist bei meinem Exemplar gelb, während er bei der vorigen Sammlung rot ist; ob in dieser Ausstattung Einfluß der gelben „Görres-Blätter" angenommen werden darf?), Nr. 238: „Wunschlied" (Mel.: ‚Gaudeamus igitur!'): „[1.] Sei gegrüßt, du Jubilar, heut zur guten Stunde! jeder dich willkommen heißt aus des Herzens Grunde. All die Deinen, all die Gäste wünschen Dir am Jubelfeste jetzt noch viele Jahre." (4 Strr.); Unterschrift: „Aus den Liedern der Geselligkeit für Lehrerkreise." Der Anhang (Nrr. 344—366) bringt geistliche Lieder, darunter Nr. 357: „Papst und Kaiser" (Nach dem Hoch auf Papst und Kaiser. Mel.: „Heil dir im Siegerkranz"): „[1.] Heiliger Vater, dir, Pius, dir weihen wir der Liebe Gruß! Möge dir Gott verleihn Friede und Sonnenschein, daß du noch manches Jahr die Kirche lenkst! 2. Heil dir auf Deutschlands Thron, du edler Zollernsohn, heil, Kaiser, dir! Regierst mit starker Hand stets weise unser Land zu deines Volkes Wohl. Heil, Kaiser, dir! 3. Herr, höre unser Fleh'n von deines Himmels Höh'n und segne sie! Laß sie noch lange Zeit führen in Einigkeit Kirche und Vaterland — der Welt zum Heil!"

Die Volksschullehrer.

Der deutsche Volksschullehrer hat neben der Pflege des Jugendliedes auch große Verdienste sich erworben hinsichtlich

der Verbreitung des mehrstimmigen Männergesanges.[1]) Mit den Elementarlehrern gehen die Kantoren Hand in Hand. Eine hübsche Sammlung ist: Lb. f. Männerchor. 145 vierstimmige Liedertexte zu fröhlichen Feiern. — Stimmumfang von G—g. — Bearb. u. hrsg. von J. Kindervater, Kantor in Königslutter. Brschwg. u. Lpz. (Hellmuth Wollermann.) 1900; Nr. 63: „Ein Mann — Ein Wort": „1. Wir wollen frei und einig sein, ein einig Volk von Brüdern! Ihr habt's gelobt so laut und rein in allen euren Liedern! Wohlan, jetzt werd' es mehr als Klang, Zur Männerthat flamm' auf der Sang! Ein Mann, Ein Wort!" (4 Strr., J. Frauenstein-H. Marschner), Nr. 72: „Bundeslied": „Wo Mut und Kraft" (3 Strr., K. Hinkel, 1815, = Volksweise von Souvent), Nr. 118: „Freud' und Leid" (Volkslied-Volksweise): „1. Das Lieben bringt groß Freud'! Das wissen alle Leut." (4 Strr.) — Der Hauptteil dieser Sammlung zerlegt sich in 21 Rubriken, die 14. umfaßt: „Zur Silberhochzeit und gold. Hochzeit: Nr. 103, sowie Lieder zur Hochzeit." Die Rubriken folgen aber nicht regelrecht aufeinander, sondern ihr Inhalt ist über die ganze Sammlung hin verstreut; das ist ein Vorzug!

Der Männergesang.

Der vierstimmige Chorgesang ist wohl so ziemlich in allen männlichen Berufen anzutreffen.[2]) Wein und Becherklang waren früher stets innig mit ihm verbunden. Das ist jetzt anders geworden, seit wir das „Blaue Kreuz" haben.[3]) Weit seltener tritt der dreistimmige Männergesang auf! Vgl. hierfür z. B.: 26 Kirchenlieder für dreistimmigen Männerchor insbesondere zum Gebrauch bei Predigerversammlungen hrsg. durch die Asketische Gesellschaft Zürich (Predigergesellschaft). Mit einem Anhang vaterländischer Lieder. Zürich. Evangelische Gesellschafts-Buchhandlung. 1903 (26+10 Nrr.) Als zwei- bis dreistimmiger „Männergesang" ist wohl der doppelte Violinschlüsselsatz berechnet in der Sammlung: Chorgesänge für höhere Schulen. Heft I: Gesänge für Schulfeierlichkeiten. Hrs. von Otto Kirmse, Ernst Reiße, Theod. Salzmann, Fritz Stang, Heinr. Wahls. Lpz. 1907 (44 Nrr.). Übrigens kommt auch 1- und selbst 4-stimmiger Satz vor (siehe vorn das „Verzeichnis nach Gruppen").

---

[1]) Einige Literatur: Jul. Bautz, Gesch. d. d. Männergesanges in übersichtlicher Darstellung. Frankfurt a. M. 1890; Louis Roothaan, Praktischer Wegweiser für Männer-Gesangvereine.[2] Bühl (Baden); Georg Schade, D. d. Männergesang. Cassel 1903.

[2]) Vgl. z. B.: Anton Maier, Das musik. A-B-C f. Männer-Chorgesang. Op. 34. Nürnberg o. J.; Karl Becker, Bergmanns-Lieder für vierstimmigen Männerchor leichtsangbar bearb.[5] Neuwied u. Lpz. o. J. (13 Nrr.); Josef Scheu, Arbeiter-Lb. f. vierst. Männerchor. Dresden o. J. (25 Nrr.)

[3]) Vgl.: Lobgesänge für Männerchor. Bern und Barmen 1899 (54 Nrr.). — Für Frauen fehlt dergl. ganz! (Anders oben S. 306.)

Der deutsche Männergesang erlebt seit kurzer Zeit eine Renaissance; diese Bewegung geht wohl mit der Strömung der „Bodenständigkeit" und der „Heimatkunst" zusammen. Im neuen Fahrwasser segelt bereits der: Sängerfreund. Eine Sammlung von Volks- und volkstümlichen Liedern. Den deutschen Männerchören gewidmet von Jos. Schiffels. Op. 28. Hamm i. W., o. J.; 80 Nrr. m. N. (4-st. S.), Nr. 59: „[1.] Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten, schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr." (3 Strr.: „Mäßig langsam"; Autor u. Komponist nicht genannt, wohl beide unbekannt, resp. nicht vorhanden!) Das Buch ist zu empfehlen, besonders für die männliche Jugend. Jos. Schiffels.

Auf einen engeren Kreis ist zugeschnitten: P. Woehl, Sammlung katholischer Kirchenlieder für vierstimmigen Männerchor. Für Seminare und kirchliche Männerchöre. Breslau, F. Goerlich, o. J. [1906]. Ein evangelisches Gegenstück ist: Reinhold Wörz, Neuer Liederborn. 60 Männerchöre. Reutlingen o. J. [1899]. Woehl und Wörz.

Weitaus die wichtigste Erscheinung der letzten (nicht nur auf dem Gebiete des Männergesanges, sondern des Volksliedes überhaupt) ist aber das „kaiserliche Volkslb." (vgl. G. Göhler, D. k. Vlb. Kunstwart 20, 14): Volkslb. f. Männerchor. Hrsg. auf Veranlassung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers Wilhelm II. (Vignette: die Kaiserkrone.) Bisher: Tenor I, zwei Bände, Lpz., C. F. Peters, o. J. [1907]; 610 Nrr. in 12 Rubriken: (Bd. I): 1. Geistliche Lieder (Nrr. 1—87). 2. Ernstes und Erbauliches (Nrr. 88—113). 3. Vaterland und Heimat (Nrr. 114—155). 4. Natur (Nrr. 156—211). 5. Wandern und Abschied (Nrr. 212—237). 6. Soldatenlieder (Nrr. 238 bis 286). 7. Lieder der Jäger, Schiffer, Bauern, Bergleute etc. etc. (Nrr. 287—309). — (Bd. II): 8. Festlieder (Nrr. 310—322). 9. Gesellige und Trink-Lieder (Nrr. 323—372). 10. Liebeslieder (Nrr. 373—547). 11. Balladen (Nrr. 548—574). 12. Scherz- und Spottlieder (Nrr. 575—610). — Vorn ist in beiden Bänden bemerkt: „Aufführungsrechte vorbehalten!" Dies ist wiederum eine Stütze für die oben S. 95 f. vorgetragene Hypothese über die Bedeutung des Verbums mittere. Heute noch wird der Vortrag eines mehrstimmigen Liedes ganz allgemein als eine Aufführung angesehen; wenigstens in den beteiligten Kreisen, und die sind hier allein maßgebend. Das kaiserliche Volksliederbuch.

Aus dem Inhalt eine Stichprobe zu nehmen, fällt schwer; l'embarras de richesse! (Vgl. C. Krebs, Die Gartenlaube. 1907, Nr. 13.)[1]) Genannt sei z. B. Nr. 200 (sub IV): „Säe- Die Stichprobe.

[1]) Über Einzelheiten aus der Entstehungsgeschichte der Sammlung vgl. man eine Zeitungsnotiz: „Die Arbeitskommission für ein Volksliederbuch beim Kaiser. Der Kaiser und die Kaiserin statteten am

spruch" (Conr. Ferd. Meyer-Bernhard Scholz, Op. 77, Nr. 1: „Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung! Die Erde bleibt noch lange jung. Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht. Die Ruh ist süß, es hat es gut. Hier eins, das durch die Scholle bricht. Es hat es gut, süß ist das Licht. |: Und keines fällt aus dieser Welt, und jedes fällt, wie's Gott gefällt." (Vgl. oben S. 171 f. u. ö.) Ferner Nr. 362 (sub IX): „Fiducit" (Elias Salomon-A. W. X. Briesewitz, Bearbeitung von Hermann Riedel): „1. Es hatten drei Gesellen ein fein Kollegium; |: Es kreiste so fröhlich der Becher in dem kleinen Kreise herum." (7 Strr.) — Besonders wertvoll sind die genauen Angaben über die Dichter und Komponisten. In der Rubrik X finden sich viele dialektische Stücke. Eine Unbequemlichkeit liegt darin, daß viele (245?) Lieder nicht „frei" sind; die Männergesangvereine sind hierdurch bereits in Konflikte geraten (mit den Verlegern). Augenblicklich schweben darüber Verhandlungen zwischen dem deutschen Sängerbunde und dem deutschen Verlegerbunde.

Das Rütli.

Neben der Ballade und dem historischen Soldatenliede pflegt also heute der Männergesang, wie man sieht, hauptsächlich das Trink-, Liebes- und Scherzlied; die patriotischen und Berufslieder treten, nebst den übrigen Rubriken, mehr in den Hintergrund. Das war vor 30 Jahren wohl noch anders; besonders allerdings in der Schweiz, wo die patriotischen und Natur-Lieder heute noch überwiegen. Die Scherzlieder treten gänzlich zurück oder fehlen vollständig. Vgl. z. B.: Das Rütli. Ein Lb. f.

Mittwoch [6. II. 07] Vormittag einen Besuch im Reichskanzlerpalais ab, und beglückwünschten die Fürstin Bülow zu ihrem Geburtstage. Der Kaiser hatte dann eine Besprechung mit dem Reichskanzler und empfing später im Königlichen Schlosse die Arbeitskommission für ein Volksliederbuch für Männerchöre. Beim Empfang derselben nahm der Kaiser das erste Exemplar des Liederbuches entgegen. Der Kaiser verlieh dem Vorsitzenden der Kommission Wirkl. Geh. Rat Freiherrn von Liliencron die Brillanten zum Roten Adlerorden erster Klasse mit Krone, Professor Felix Schmidt und Verlagsbuchhändler Hinrichsen-Leipzig den Kronenorden dritter Klasse, Professor Friedländer, Gymnasialprofessor Bolte, dem Direktor der Singakademie Schumann, Professor Kretzschmar und Musikdirektor Ferdinand Hummel den Roten Adlerorden vierter Klasse, dem Komponisten Hegar-Zürich und dem Ehrenchormeister Kremser-Wien sein Bildnis. In der Audienz sprach der Kaiser lange und eingehend über die Bedeutung des Volksliedes, dessen hohen erziehlichen Wert und dessen Pflege in der Schule er ganz besonders hervorhob. Sodann zeichnete er jedes einzelne Mitglied durch besonders huldreiche Ansprachen aus. Im Gespräch mit dem Ehrenchormeister Kremser rühmte er abermals die Vortrefflichkeit des Wiener Männergesangvereins, den er bekanntlich in diesem Winter im Schloß gehört hatte. Besonders herzlich begrüßte der Kaiser Dr. Friedrich Hegar, dem er lächelnd sagte: „Nun, Sie machen es ein bißchen schwer", und er zielte hiermit auf die bekannten Chöre Hegars hin, die der Kaiser für allzu kompliziert hält. Im Gespräch mit Herrn Professor Friedländer, der seinerzeit einen anderthalbstündigen Vortrag über das Volkslied beim Kaiser gehalten hatte, kam der Monarch auf diesen Vortrag besonders zurück."

Männergesang.[13] St. Gallen 1876; 268 Nrr., meist m. N., Nr. 119: „Wand'rers Nachtgebet": „Der du von dem Himmel bist" (Goethe-C. M. v. Weber). Über eine andere wichtige schweizerische Sammlung (Schäublin) vgl. oben S. 255!

Für das westliche Deutschland ist zu nennen: Troubadour. Sammlung ausgewählter Chöre und Volkslieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Hrsg. und redigirt von Aug. Reiser. P. J. Tonger's Verlag, Cöln a. Rh., o. J. [1880]. Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen des deutschen Reichs und von Preußen Friedrich Wilhelm ehrerbietigst zugeeignet. Das Buch hat eine sehr bemerkenswerte Einteilung in 3 Rubriken: I. Religiöse Gesänge (Nrr. 1—41), II. Gesänge vermischten Inhalts (Nrr. 42—159); diese beiden m. N. Über die letzte Rubrik (o. N.) sagt der Herausgeber in der Vorrede: „Abth. III. „Liedertexte, Anhang" gehörte eigentlich streng genommen nicht in diese Sammlung; doch glaube ich damit manchen Sängerkreisen eine nicht unwillkommene D'reingabe zu bieten. —" Also: — Lieder ohne Noten sind nicht zunftgemäß! Das richtige Volkslied schöpft aber zumeist nur aus dieser „dritten" Abteilung! Das zu erweisen, ist mit einer der Hauptzwecke der vorliegenden Abhandlung.[1] Aug. Reiser.

Diese „dritte" Abteilung findet sich schon in alten Sammlungen. Sie wurde denn auch mit Recht vorangestellt von Karl Goedeke und Julius Tittmann in der schönen Auswahl: Lb. a. d. sechzehnten Jh. Lpz. (Brockhaus) 1867; I: Volks- u. Gesellschaftslieder (175 Nrr.). II: Geistliche Lieder (40 Nrr.). III: Historische Lieder (21 Nrr.). IV: Meisterlieder (11 Nrr.). Vorn (p. XIX—XXVI) ein wichtiges „Verzeichniß der Quellen"; auch „Vorwort und Einleitung" sind wertvoll, desgl. die „Vorbe"- und „Anmerkungen". Leider fehlen die Noten gänzlich; doch ist zuweilen auf die Musik Bezug genommen (vgl. z. B. Vorbem. zu I, S. 5). Eine gute und vollständige Sammlung der alten Melodien steht wohl bisher noch aus. Zu den „Gedichten des Königsberger Dichterkreises" ed. L. H. Fischer, Halle 1883 (Braunes Neudrucke Nrr. 44—47) gab Rob. Eitner die Musik-Beilagen heraus, Heinrich Alberts „Arien und musicalische Kürbshütte" (1638—50) betreffend. Halle 1884 (aaO. Nr. 48). 15 Nrr.[2] Goedeke-Tittmann.

---

[1]) Über den Begriff „Volkslied" wird immer noch geschrieben, wenn auch nicht mehr so viel wie früher. Beachtenswerte Leitsätze liefert Karl Reuschel, Volkskundliche Streifzüge. Dresden u. Lpz. 1903, S. 43—165; eine neue Definition versucht Alfred Tobler, Das Volkslied im Appenzellerlande. Zürich 1903 (Schr. d. Schweiz. Ges. f. Volkskunde III, S. 6); vgl. dazu Otto Lauffer, Archiv f. Kulturgesch. II, 2. Berlin 1904, S. 247 f. — Vgl. noch: John Meier, Kunstlied u. Volkslied in Deutschland. Vortrag. Halle a. S. 1906; derſ., Kunstlieder im Volksmunde, ebda 06.

[2]) Neuere für den praktischen Gebrauch berechnete Publikationen, die dann gewöhnlich auch das Kunstlied mit berücksichtigen, können (wie

Wilhelm Köhler. Das Werk von Goedeke und Tittmann leitet uns direkt hinüber zu den eigentlichen Volkslbb. unserer Zeit. Diese sind schon äußerlich zu erkennen! Ein sehr umfangreiches Programm wird z. B. im Titel entwickelt von der Sammlung: Köhler's Taschen-Lb. f. d. deutsche Volk. Enthaltend 370 der beliebtesten Vaterlands-, Volks-, Studenten-, Trink-, Jäger-, Turner-, Liebes-, Post- und Telegraphen- [von mir gesperrt. U.], Radfahrer-, Kegel-, Vereins-, humoristische etc. Lieder. Jubiläums-Ausgabe. Mit einem Jubiläums-Eingangslied von Felix Dahn. Minden i. W. (Dr. u. Verl. von Wilhelm Köhler, für die Benennung wichtig); dazu Noten-Buch extra. Darin Nr. 56 für Artilleristen, Nr. 135 (u. ö.) für Stenographen, Nr. 140 endlich ein Postlied (vgl. oben S. 237 u. ö.!): „[1.] Gäb's keinen Postmann in der Welt, wär' sie gelähmt und kalt gestellt, wo blieben da die Briefe und was uns sonst noch anvertraut, wenn keine Post mehr liefe?" (11 Strr., Autor: C. A. Schmitt, Mel.: „Es steht ein Wirthaus an der Lahn"; aus dem „Bierwagen zum Postlb.", letzteres erschien, hrsg. von C. A. Schmitt, bei Mahlau u. Waldschmidt, Frankfurt a. M.: „Eine Liedersammlung zum Gebrauche bei geselligen Vereinigungen und in Familienkreisen der deutschen Post- und Telegraphenbeamten".), Nr. 164: „Ich bin der kleine Postillon" (3 Strr., nach H. Francke), Nr. 210 für Radfahrer, Nr. 223 das „Bienenhaus" (Verlag von Otto Teich in Leipzig). Rubriken fehlen. Ein Lied für Pioniere ist Nr. 254: „[1.] Pioniere sind stets munter, . . ." (Autor: Pionier-Leutnant Lommatsch); nach welcher Melodie? Ein älteres Postlied, von Joseph Freiherrn von Eichendorff, ist Nr. 255: „[1.] Posthorn, wie so keck und fröhlich brachst du einst den Morgen an! Vor mir lag's so frühlingsselig, daß ich still auf Lieder sann. [2.] Dunkel rauscht es schon im Walde, wie so abendkühl wird's hier, Schwager, stoß' ins Horn — wie balde sind auch wir im Nachtquartier!" (Wir denken dabei an Goethes „Schwager Chronos" und an den Schluß von „Über allen Gipfeln". Vielleicht ist von hier aus zum wineleás guma eine Brücke zu schlagen [vgl. oben S. 297]; Charon?) Ein hübsches Postlied ist endlich noch Nr. 347 (ebenfalls a. d. Schmittschen Postlb.): „[1.] Wer die erste Post erfand [,] juchheidi, juchheida, ist der Welt nicht recht bekannt, juchheidi, heida; wie man glaubt, ein Perser-Schah, Nasred-Dius [sic!] Urpapa. Juchheidi, etc. heida!" (12 Strr., historisch; in Str. 9 wird die Liebespost der Maria

natürlich) das vollständige Noten-Material beibringen. Im „Klavierformat" präsentieren sich: 1. Theodor Rückert, D. d. L. im Volkston. Lpz. (Rühle & Wendling) o. J. [1904], 24 Nrr.; dann besonders das 3. u. 5. Sonderheft der Woche; 2. Im Volkston. Moderne Volkslieder komp. f. Die Woche. Berlin 1903, 30 Nrr., Nr. 1: „Rosmarin" (Aus des Knaben Wunderhorn), komp. von Eugen d'Albert; 3. Im Volkston. II. Sammlung. Moderne Preislieder für die Woche. Berlin 1903, 30 Nrr., Nr. 1: „Lebe wohl, mein Lieb" von Uhland, komp. von Bortz. — III. 04.

von Burgund erwähnt (vgl. Kadmos, S. 349; historischer Sinn auch bei den Stenographen!), in Str. 12 die Unterzeichnung des Allgemeinen Postvereinsvertrages zu Bern [9. Okt. 1874] durch Heinrich von Stephan).

Der lustige Sänger.

Ebenfalls recht verheißungsvoll (im Jahrmarktstone gehalten) klingt der folgende Titel: Der lustige Sänger. Eine Sammlung der schönsten, bekanntesten und beliebtesten Volks-, Vaterlands-, Studenten-, Turner-, Jäger-, Soldaten-, Wander-, Gesellschafts- und Trinklieder für fröhliche Kreise. M. Gladbach. Dr. u. Verl. von A. Riffarth; 248 Nrr. o. N., mit netten kleinen Vignetten. Beliebt ist das Soldatenlied Nr. 97: „[1.] Ich bin ein lust'ger Musketier, Juchheidi, Juchheida, niemals meinen Mut verlier'! Juchheidi, Juchheida! Ich diene meinem König treu und meinem Mädchen auch dabei! Juchheidi, Juchheida, Juchheidi, Heidalala etc." (8 Strr., anonym.)

Das Taschenformat.

Damit sind wir also bei jener Gattung endlich angelangt, welcher die Bezeichnung: „Lb." so recht eigentlich allein zukommt! Trotz dem umfangreichen Inhalte wird gerade bei dieser (eben für den praktischen Gebrauch berechneten!) Sammlung häufig das Taschen-Format angewendet; Noten und Rubriken fehlen, letztere sind im Titel angedeutet. Vgl. z. B.: 1. All-Deutschlands Taschen-Lb. enthaltend 527 Volks-, Vaterlands-, Turner-, Schützen-, Studenten-, Trink- u. Gesellschafts-Lieder, Operngesänge, geistliche und Concertlieder. Nebst Angabe der Dichter u. Componisten. Hrsg. von F. Schubert.[14] Berlin. S. Mode's Verlag, o. J.; 2. Neuestes Taschenlb. enthaltend: die auserwähltesten u. beliebtesten Vaterlands-, Volks-, Soldaten-, Jäger-, Liebes-, Turner- u. Gesellschafts-Lieder. Für alle Freunde des Gesangs. Stereotyp-Ausgabe. Dr. u. Verl. von Rob. Bardtenschlager, Reutlingen, o. J. (o. N. u. Nrr.)[1])

Die kleinen Heftchen.

In diesen und ähnlichen Werken sehen wir nun die „Volksliederbb. κατ' ἐξοχήν"! Noch beliebter sind aber in weiten Kreisen (die sozial allerdings wohl eine Stufe tiefer stehen!) jene kleinen Heftchen à 10 Pf., auf deren Titel die Anzahl der mitgeteilten Lieder (nachzählen wird sie niemand!) in fetten Buchstaben zu lesen ist. Die ersten Anfänge dieser Gattung waren recht bescheiden; vgl. z. B.: 1. Zum Mitsingen. III. Sammlung! Vox populi! (Stimme des Volkes). 160 volkstümliche Tanz-, Opern-, Studenten-, Chor- u. neue Konzert-Lieder-Texte. Lpz. o. J. (Rühle u. Wendling, Musik-Verlag). Preis 10 Pfge. Klavier-Ausgabe dazu: M. 1,50 (man sieht leicht, wie bedeutungsvoll ein solcher

[1]) Nur wenig größer (etwa doppelt so umfangreich?) ist das aus demselben Verlage hervorgegangene Werk (mit Umschlagbild: singende Männer-Runde): Großes Volkslb. E. Smmlg. d. bekanntesten u. beliebtesten Volks-, Vaterlands- u. Gesellschaftslieder f. alle Gelegenheiten; o. J., o. N., o. Rubr., o. Nrr.

Preisunterschied für die Praxis werden muß!); 2. Deutschlands Liederschatz. Drittes Bändchen. 245 Volkslieder-Texte (Preis 10 Pfg. Elegant cartoniert 20 Pfg.), Rich. Krüger, Verlagsanstalt, Berlin SW. 48, o. J. (Klavier-Begleitung M. 1,50); 3. In dulci Jubilo! 313 Volks- u. Kommerslieder-Texte,.... (Preis 10 Pf., Klavier-Ausg. M. 1,—, resp. 1,40), Lpz. (R. & W.) o. J.; u. dgl. m.[1])

Die Schleuderware.

Später wachsen die auf dem Umschlagdeckel der Liedersammlungen angegebenen Ziffern ins riesenhafte und übernatürliche Gebiet hinein (Vorspiegelung falscher Tatsachen!); wahrscheinlich unter dem Einfluß der großen Ramsch-Bazare und Warenhäuser. Das deutsche Lied wird zur Schleuderware, gelangt aber immer noch an den richtigen Mann und findet seine dankbaren Abnehmer.

Beispiele.

In bescheidenen Grenzen hält sich noch: Was wir singen wollen! Ein Lieder-Wegweiser für Vereine, Gesellschaften, Commerse, Ausflüge etc. Ueber 600 Liedertexte[2]) zus. gest. von Otto Kramer. Berlin NO. 42. Dr. u. Verl. von A. Weichert, Neue Königstr. 9. Dann aber ist gleich ein bedeutender Sprung zu konstatieren: Deutschlands Liederschatz. Erstes Bändchen. 3555. Die neuesten Schlager und Liedertexte. „Nimm mich mit" für 10 Pf. Berlin o. J. (Richard Krüger [Walther Frey], Verlagsanstalt G. m. b. H.; vgl. oben bei den kleineren Sammlungen sub 2. Der Betrieb ist demnach wesentlich erweitert![3]) — Ähnlich angelegt (auch im Titel gleichlautend) ist ein Konkurrenz-Unternehmen: Deutschlands Liederschatz. 3777. Trink'n wir noch: ein Tröpfchen: Immer noch ein Tröpfchen — für nur 10 Pfg. — wie die Neuesten Schlager u. Liedertexte. Magdeburg o. J. (Heinrichshofen, Breiteweg 171/172.) — Als drittes Unternehmen mit dem gleichen Ober- und Untertitel finden wir: Willst du mein Couſinchen ſein? [Aktuell, mit Bild; der „Fall Puttkamer"!] und über 3888 andere Modeliederreime. Ausgabe 1907. Verlag v. Alfr. Michow, Verlagsges. m. b. H., Berlin W. 35, Karls-

[1]) Ein Verdrängungsversuch, gegen diese Gattung gerichtet, ist offenbar: Dreiunddreißig Lieder aus Des Knaben Wunderhorn ges. v. L. Achim von Arnim u. Clemens Brentano. München u. Lpz. 1904 (Georg Müller); in: Grüne Blätter für Kunst u. Volkstum, Heft 10/11. — Übrigens war auch das alte Wunderhorn bereits ein Verdrängungsversuch, gerichtet gegen das „platte oft unendlich gemeine" Mh. Lb.; vgl. die Stelle aus dem Briefe Brentanos an Arnim vom 15. Febr. 1805, bei Ferd. Rieser, D. K. W. und seine Quellen. Dortmund 1908, S. 11.

[2]) Später heißt es, in einer kaum erweiterten Ausgabe derselben Sammlung, vorsichtigerweise auf dem Titel: „Ueber 3500 Lieder-Reime"; was man leicht übersieht!

[3]) Auf der Innenseite des vorderen Umschlagdeckels werden noch 11 andere Sammlungen angezeigt; darunter Nr. 7: 113 Schwimmerlieder, Nr. 11: 56 Original-Theater-Couplets, etc. etc.

bad 4. — Wer hat die Priorität dieſer offenbar lukrativen Idee? (Zu nennen iſt auch noch die Firma: Hellmuth F. B. Kruſe-Stettin.)

Kaſino und Vilja.

Endlich iſt hier noch der „Höchſt-Rekord" (?) zu verzeichnen: Deutſchlands Liederſchatz mit Sang und Klang. Nimm mich mit! für 10 Pf. 3900. [Bruſtbild einer Dame.] „Dann zieh ich zum Kaſino hin!" „Willſt Du mein Couſinchen ſein!" wie die neueſten Schlager u. Liedertexte. Walther Frey, Verlagsanſtalt G. m. b. H. Berlin SW. 48. Friedrichſtr. 223 (S. 62: „Du biſt zu ſchön, um treu zu ſein", S. 64 das Vilja-Lied: „1. Es lebt eine Vilja, ein Waldmägdelein"). Hier liegt noch viel ungehobenes Gut verborgen; man glaube nicht, daß der Berliner Gaſſenhauer überwiege! (Noch mehr: Mägdelein hör' meine Mahnung u. über 4000 andere Modeliederreime. Berlin 1907 (ed. Alfred Michow), Dtſchlds Lſch.: 1.)

Der Teſſaro-Verlag.

Etwas abweichend, aber doch verwandt, ſind die Publikationen vom „Teſſaro-Verlag", Berlin SW. 68, Ritter-Straße 75; vgl. z. B.: Deutſchlands Liederſchatz. Erſtes Bändchen. Ueber 2700 Coupletlieder. Walzerlieder. Klapphorn [.] Wirthaus a. d. Lahn. Holadrio. Schnadahüpfel. Poſtkarten- u. Stammbuch-Verſe. Preis 10 Pfg. Eleg. cart. 20 Pfg. Salon-Ausgabe mit 581 Liedern 25 Pfg.

Auch dialektiſche Sachen ſind in ähnlicher Ausſtattung vertreten; vgl. z. B.: Liederbüchel für gemittliche Leute. 1. Heft. 100 Lieder aus der Schläſing ausgewählt von Robert Sabel. Striegau 1902 (A. Hoffmann); 2. Heft: Zweites Hundert Ldr. a. d. Schl. ausgew. v. R. S., ebda 03 (102 Nrr.). Beide Hefte „mit Melodienangabe".

Von hier aus zweigen ſich ab: 1. die humoristica (reich vertreten!), 2. die fliegenden Lbb.; beide Gattungen (als Gelegenheits-Poeſie!) häufig ineinander übergehend (wobei dann eine dritte, gemiſchte Art zu konſtatieren iſt).

Das humoriſtiſche Lied.

Die erſte Gattung tritt häufig als „Anhang" auf; z. B. in dem wichtigen Buche: Liederſchatz des deutſchen Volkes. Textbuch. Eine ausgewählte Sammlung der beſten und beliebteſten Vaterlands-, Soldaten-, Kriegs-, Studenten-, Turner-, Commers-, Tafel-, Jagd- u. Volks-Liedern nebſt allen bekannten National-Hymnen und National-Liedern aller Völker der Erde. Mit einem Anhange: Curiosa-Humoristica enthaltend eine Auswahl humoriſtiſcher u. ſatyriſcher Geſangsſcherze u. Spiele. Insgeſammt 588 Lieder u. Geſänge. Hrsg. v. Herrmann Starcke. Dresden-Potſchappel (Bellmann & Thümer) o. J.; o. N. (da ja eben ein „Textbuch"!), mit dem beherzigenswerten Motto: „Iſt dein Geſang auch kein Kunſtwerk, Hat ihn Thalia geweiht, iſt er ſelbſt Göttern genehm!" — Wonach zu achten.

Ein hübſches, aber leider ziemlich ſeltenes Werkchen iſt: Illuſtrirtes Taſchen-Lb. enthaltend die beliebteſten Volkslieder, Gaſſenhauer, Studenten-, Bummel-, Trink- u. Leierkaſten-Lieder. Hrsg. v. Hans

Durſtemann.[10] Verlagsdruck v. E. Bartels, Neu-Weißenſee, Generalſtr. 8. — Berlin O., Blumenſtr. 70. — Das Leierkaſtenlied hat oft einen politiſchen Beigeſchmack; vgl. z. B.: Muſenklänge aus Deutſchlands Leierkaſten. Mit feinen Holzſchnitten.[17] Reutlingen (Enßlin & Laiblin) o. J.; o. N. (II Rubriken: Lyriſches, Epiſches.) Darin S. 130ff.: „Die Huſſiten vor Naumburg", S. 176ff.: „Eine entſetzliche Mordgeſchichte von dem jungen Werther,..." — Hierher gehören auch Sammlungen von reinen Kunſtprodukten; vgl. z. B.: Ludwig Eichrodt, Lyriſcher Kehraus, 2 Bde. Lahr 1869; [2]70; derſ., Hortus deliciarum, Lahr o. J. (1877—79); beides bei Schauenburg, im „Kehraus" ſteht: „Biedermaiers Liederluſt", aus den „Fl. Bll." — Carnevaliſtiſches Lb. Sammlung neuer u. neueſter Carnevals-Lieder. Geſ. u. hrsg. v. Edmund Wallner. Erfurt o. J. (Univerſum des Witzes u. der ungeheuern Heiterkeit, Bd. XIX.) — Karl Knortz, Humoriſtiſche Gedichte.[2] Glarus 1889. — Lachende Lieder. Dichtungen von Rich. Schmidt-Cabanis. Erſte Volks-Ausgabe. Nach der vierten, vom Verfaſſer durchgeſehenen Auflage. Berlin 1906 (Boll u. Pickardt); mit Portrait. —

Das Erzgebirge.

Unter den „fliegenden" Lbb. ſtellen wir voran: Erzgebirgiſches Feſtlb. Liedertexte hrsg. zum Berg- u. Waldfeſte auf dem Pöhlberge am Sonntag, den 3. September 1905 anläßlich der Feier des 25jährigen Beſtehens des Sächſiſchen Erzgebirgs-Zweigvereins Annaberg mit Originalbeiträgen des erzgebirgiſchen Meiſterſingers A. Günther, Gottesgab. Annaberg, Erzgeb. Graſerſche Buchhandlung (Rich. Lieſche). Commiſſions-Verlag; 55 Nrr. (für ein fliegendes Lb. eine ſehr hohe Zahl!) o. N. in VI Rubriken (!): I. Allgemeine Stimmungslieder, gottesfrohe u. patriotiſche Lieder (Nrr. 1—8). II. Annaberger Heimatslieder (Nrr. 9—11). III. Erzgebirgiſche Heimatslieder u. Erzgebirgsvereinslieder (Nrr. 12—19). IV. Von Jugendglück, Minne u. Minnefahrten, Frauenlob u. Verwandtem (Nrr. 20—29). IV.[1]) Vom Wandern (Nrr. 30—34). V. Allerlei Beſchauliches, Heimſeliges. Deutſcher, beſonders erzgebirgiſcher Humor, Herzensheiteres und Weltüberlegenes (Nrr. 35—45, lauter Dialektſachen). VI. Erfidulitätslieder. Letztes Leuchten, Selbſterkenntnis, Stumpfſinn u. Abtönung. (Nrr. 46—55).

Das Allianzlied.

Ein „ſtehendes fliegendes" Lb. iſt offenbar die zweiſtimmig geſetzte Sammlung: Allianz-Lieder. Lieder für die Verſammlungen der Evangeliſchen Allianz in Baſel. September 1879. Mit den Melodieen. Baſel (Spittler); 74 Nrr., wo von Nrr. 52—60 franzöſiſch, Nrr. 61—68 engliſch, Nrr. 69—74 italieniſch. Daneben präſentiert ſich nur als Doppelblatt: Ein-

[1]) Die Rubrikenzahl IV tritt doppelt auf; ein bibliographiſches Unikum! Das kleine Lb. hat wohl ſeine beſondere Geneſis und wird auch als „ſtehende" Sammlung verwendet ſein oder noch werden.

ladung zur 9. Königsberger Gemeinschaftskonferenz am 23., 24., 25. und 26. Oktober 1906 in Königsberg i. Pr., Steindamm Nr. 11 (mit 5 Liedern o. N.); auf dem zweiten Blatte werden die „Reichslieder mit Anhang" empfohlen, als das „Lb. d. Gemeinschaftsbewegung"; vgl. oben S. 301 ff., bes. S. 302.

Die Philologen-Versammlung.

Mit besonderer Pünktlichkeit pflegt auf den (alle zwei Jahre wiederkehrenden) Philologen-Versammlungen ein fliegendes Lb. zu erscheinen (z. B. 45ste: Bremen 1899; 47ste: Halle a. S. 1903; 48ste: Hamburg 1905). Das alte schöne Erbteil der Schule tritt hier ganz deutlich zu Tage. Niemals ist der Philologe ein ἄμουσος, wie denn ja auch im Studentenliede nur er ganz allein den Kuß der filia hospitalis davonträgt; die übrigen drei Fakultäten treten hinter ihm zurück.

Das Lied, als Jugend-Bildungsmittel (vgl. oben S. 337), verleiht dem ganzen Lebenslauf ein besonderes Gepräge. Nicht ohne Grund stellte der Sprachgeist liod allitterierend zu got. laisjan (nebst seinen Ableitungen). Dieser Zug des „Leitens" (ebenfalls allitterierend!) ist dem deutschen Liede auf allen Stufen eigentümlich; so begleitet es den Germanen durchs Leben!

Das pädagogische Lied.

Es gibt Sammlungen für primitive und Elementarzwecke[1]), wie für höhere Ziele[2]); es gibt Sammlungen mit besonderer pädagogischer Tendenz[3]), wie für besondere (namentlich Lehrer-) Berufe (hier ist die Sammlung als Vorbereitungs-Hilfsmittel gedacht).[4]) Es gibt endlich solche Sammlungen auch mit provinzieller Färbung, und zwar scheint sich hier wiederum das „rote" Königreich Sachsen ganz besonders hervorzutun.[5])

[1]) Vgl. z. B.: Deutscher Liederschatz. 311 Liedertexte [also o. N.!] für Schule und Haus. Aus den Quellen zusammengestellt von Karl Weise, städt. Lehrer in Berlin.[3] Berlin o. J. [1902]; Deutscher Sang. Lb. f. d. turnende Schuljugend. Hrsg. v. d. Turnvereinigung Berliner Lehrer[2]; Berl. 03, 102 Nrr. o. N.

[2]) Lb. f. deutsche Gymnasien. Pforta 1857. Druck v. C. H. Sieling in Naumburg; 400 Nrr. o. N., mit Notizblättern für Nachträge (vgl. oben S. 90).

[3]) F. H. Lüthje, Lb. f. höhere Schulen I[3]. Heft II: Vorschule. II[3]: Serta u. Quinta. III[3]: Quarta u. Tertia. (Neueste Orthographie.) Hamb. o. J.; H. A. Stoffregen, Deutscher Liederschatz für Schule, Haus u. Leben. I—III. Hildesheim 1900. 03; Paul Schöne, Denksingen. I—III. Dresden 1905. 05. 05. 06; Gustav Abel, Lb. Übungen u. Gesänge f. achtklassige Schulen. I—III. Berlin o. J. (Nicolai.)

[4]) Männlich: Deutscher Sang u. Klang. 68 vaterl. u. Volks-Lieder, für gemischten Chor [,] zum Gebrauch an höheren Lehr-Anstalten u. in Gesang-Vereinen gesetzt v. Dr. Jul. Schubring[4]. Berlin 1893; Ein fröhlicher Bursch. Lb. f. d. geselligen Abende an deutschen Lehrerbildungsanstalten. Hrsg. von Chr. Tränckner. Oldesloe 1904; Liederbüchlein f. Schüler landwirtschaftlicher Lehranstalten. Zus. gest. v. Hans Albrecht, Stuttg. 1905. — Weiblich: Lb. f. mittlere u. höhere Mädchenschulen u. Lehrerinnenseminare m. e. Gesanglehre. Bearb. u. hrsg. v. E. Dercks.[2] I—III. Breslau 1907. 06. 06. („Stufen"!)

[5]) Schul-Choralbuch f. die Provinz Sachsen. (Auszug a. d.

Liederstrauß. Das volkstümliche Lied wird heute vielleicht mehr als früher in Schule und Haus gepflegt; im Männergesang ist es dagegen etwas zurückgetreten (vgl. oben S. 398!). Ein kleines, nettes Büchlein ist: Liederstrauß. Eine Sammlung der verbreitetsten Volks- u. volkstümlichen Lieder f. Schule u. Haus. Zus. gestellt von E. Schneider.[2] Marburg (Elwert) 1903 (122 Nrr. o. N.); zweispaltig gedruckt nach Art der Gesangbücher (was immer mehr abkommt!), die erste Zeile als Überschrift fett gedruckt.

Gustav Hecht. Sehr hübsch ist auch: Frisch gesungen! 90 Volkslieder u. volkstümliche Lieder. Für höhere Lehranstalten zum Gebrauche in fröhlichen Feierstunden hrsg. v. Gust. Hecht. Quedlinburg o. J. („Seinen lieben Camminer Seminaristen gewidmet von ihrem Lehrer G. Hecht"); m. N. (4-st. Satz!) Solche (oder ähnliche) für Internate oder Alumnate, resp. dergl. Institute[1]) berechneten Sammlungen haben immer einen familiären Zug, weil ja das Pensionat dem Knaben oder Jüngling die Familie zu ersetzen bestimmt ist.

Robert Bardtenschlager. Eine ganz eigentümliche Gattung, die wir als letztes Überbleibsel aus der anakreontisch-patriotisch-volkstümlich-romantischen Periode bezeichnen möchten, blüht heute noch in Süd- und Mitteldeutschland (o. Nrr. u. N.); der Umfang dieser Büchlein ist gering, das Absatzgebiet scheint der niedere Mittelstand zu sein. Es betätigt sich hier hauptsächlich wieder die Firma Rob. Bardtenschlager in Reutlingen, von welcher drei Erzeugnisse zu nennen sind: 1. Nr. 210: Lieder für gesellige Kreise aus alter und neuer Zeit. Vierzehnte Auflage [!]. Autoren und Komponisten sind nicht genannt, wie auch bei 2.; S. 15: „[1.] Hab' oft im Kreise der Lieben, Im duftigen Grase geruht, |: Und mir ein Liedlein gesungen, Und Alles war hübsch und gut. :|" (4 Strr.); 2. Neuestes Lb. f. fröhliche Sänger u. Sangesfreunde. E. Sammlung beliebter Lieder. Mit Deckelbild (Serie B. 34). S. 10 f.: „[1.] Singe, wem Gesang gegeben, In dem deutschen Dichterwald!" (3 Strr.); 3. Heitere Lieder u. Gesänge. E. hübsche Auswahl des Neuesten u. Besten. Stereotyp-Ausgabe, S. 23: „[1.] Als wir achtzehnhundertsiebzig sind nach Frankreich hin marschiert, Hat die Guste, die bewußte, mir ein Butterbrot geschmiert, ..." (3 Strr.) Die Dichter sind zuweilen genannt, Gassenhauer und Coupletlieder dringen hier schon ein.

In demselben Genre scheinen die folgenden (größeren) Sammlungen sich ungefähr zu „bewegen" (alle o. J.): 1. Nr. 574[c]:

Choralmelodienbuch.) Amtliche Ausgabe. Wittenberg 1903. — Deutsches Lb. (Leipziger Schullb. I. Ausg. A. 28. Lpz. 1904.

[1]) Gibt es auch Lbb. für die Kadettenkorps? — Von den Alumnaten kommen besonders die Fürstenschulen in Betracht; vgl. oben S. 405, Anm. [2]) das „Pförtner-Lb." Vielleicht ist hier auch heranzuziehen: Schullb. Hrsg. v. J. F. Dieffenbacher. Neu bearb. v. Graf.[5] Ulm 1906. Für die höheren Lehranstalten Württembergs berechnet!

552 der neueſten u. beliebteſten Lieder u. Geſänge des deutſchen Volksliederſchatzes für ſangesluſtige Kreiſe. Stereotyp-Ausgabe. Hrsg. in Verbdg. m. Ludolf Waldmann, Reutlingen. Dr. u. Verl. v. Enßlin & Laiblin (Nr. 269): „[1.] Ich gehe meinen Schlendrian Und trinke meinen Wein, Und wenn ich nicht bezahlen kann, So iſt die Sorge mein." (3 Strr.); 2. Illuſtr. Lb. f. frohe u. heitere Kreiſe.[13] Thorn (Ernſt Lambeck) o. J. 366 Nrr., nebſt Anhang: lat. u. engl. Lieder, zuletzt die franz. Marſeillaiſe; Motto: „Wo man ſingt, da laßt euch ruhig nieder Böſe Menſchen haben keine Lieder"; S. 266 f.: Text zu Kosciuzko's Polonaiſe. In deutſcher Ueberſetzung. 3. Deutſcher Liederſchatz. Samml. von 544 der ſchönſten Lieder. — Preis 50 Pfg. — Verl. v. H. Zimmermann, Waldshut. Darin manches ſeltenere Stück, z. B. Nr. 68: „Das deutſche Handwerk." (Im Sommer 1870.): „[1.] Aus der Werkſtatt all heraus, Neue Kunden warten draus, Wollen ſie bedienen! Arbeit iſt da viel beſtellt: Liefern's billig, ohne Geld; Wohl bekomm es ihnen." (9 Strr., jedes Handwerk bearbeitet nach ſeiner Art die Franzoſen.)

Sechzig Weiſen.

Zur ſelben Gattung gehören zwei kleinere Sammlungen, mit numerierten Liedern: 1. Sechzig Weiſen zum Singen in fröhlichen Kreiſen.[4] Höxter a. W. (Otto Buchholtz) o. J. (mit Bild: „Höxter im Jahre 1563"), Nr. 49: „[1.] Strömt herbei [,] ihr Völkerſcharen, zu des deutſchen Rheines Strand, wollt ihr echte Luſt erfahren, o ſo reichet mir die Hand. Nur am Rhein, da will ich leben, nur am Rhein geboren ſein, :,: wo die Berge tragen Reben [,] und die Reben goldnen Wein, :,:" (4 Strr., Autor: C. O. Sternau); 55 Lieder für fröhliche Deutſche. Elberfeld (Baedeker) o. J., Nr. 33: „So pünktlich zur Sekunde" (3 Strr., von O. v. Reichert, Mel.: „Friſch auf, ihr deutſchen Scharen", oder: „Wenn alle untreu werden"), auf der Rückſeite des hinteren Umſchlagdeckels ſind noch 2 ähnliche Lbb. angezeigt. — Beide Sammlungen o. N.

Aehnliche Sammlungen.

Noch andere Sammlungen von dieſer Art und von dieſem kleinen Umfange ſind hier anzureihen; vgl. z. B.: 1. Neues Volks-Lb. E. reichh. Samml. d. beliebteſten u. bekannteſten deutſchen Volkslieder. Neue Auflage. Dr. u. Verl. v. G. C. Hoffmann, Hainichen in Sachſen o. J. (Titelvignette: Tafelrunde), o. Nrr. u. N.; 2. Die neueſten Lieder des Deutſchen Volkes. (Schwarz-weiß-rote Flagge, Lyra), Verl. v. Ad. Spaarmann in Styrum (Rheinld.), 164 Nrr. o. N., im Reklameteil angezeigt: „Mir oder Mich?"; 3. Des Volkes Lieblings-Lieder. (Vignette: Noten u. Inſtrumente.) Preis 10 Pfennige. 1905. Dr. u. Verl. v. Rob. Raab, Crimmitſchau; 79 Nrr. o. N. — Derartige kleine Bücher werden von der Volksliedforſchung meiſt gänzlich vernachläſſigt, ſehr mit Unrecht; man findet hier manchmal halb verſchollene Lieder! So ſteht z. B. in einer militäriſch „aptierten"

Sammlung dieser Art, nämlich in: Neue Soldaten-Lieder (Unterhaltungsbücher f. d. Jugend Nr. 32. Preis 10 Pfg.), Reutlingen, Bardtenschlager o. J., auf S. 22 noch das alte: „[1.] O du Deutschland, ich muß marschieren, O du Deutschland, du machst mir Mut!" (6 Strr.)

Das Studentenlied.

Im breiten, wenn auch oft nicht allzu bequemen Geleise wälzt sich dagegen die Studentenlied-Forschung einher; ihr sichert das akademische Prestige ein dauerndes allgemeines Interesse. Wir dürfen uns also hier um so kürzer fassen.[1]) Die beiden landläufigen Kommersbücher sind im Verlaufe dieser Arbeit mehrfach zitiert worden; das Lpz.er[26] (1887) enthält 467 Nrr., z. T. m. N. (1-st. Satz), das Lahrer[51] (o. J.) (von Ludwig Eichrodt früher geleitet!) 811 Nrr., fast durchweg m. N. (1-st. Satz), beide mit Rubriken.

Müller von der Werra.

Neuerdings gesellte sich als drittes standard-work hinzu: Allgemeines Reichs-Cb. für Deutsche Studenten. Begründet von Müller von der Werra. Unter Mitwirkung von Dr. M. Rauprich neu hrsg. v. Felix Dahn u. Carl Reinecke.[9] M. e. Titelbilde von Anton von Werner. Lpz. 1895 (Br. u. H.); meist m. N. (1-st. Satz), die Lieder sind innerhalb der einzelnen Rubriken durchnumeriert. Dieses Kb. scheint die Interessen der sog. „Finkenschaft", d. h. der „nichtfarbentragenden" Studenten, gegenüber S-C (Lpz.er Cb.) und D-C (Lahrer Kb.) vertreten zu sollen. Vgl. auch oben S. 171 f., Anm. 1. — Als vierte größere Sammlung sei noch genannt: Alt Heidelberg. Auswahl der beliebtesten Studenten- u. Volkslieder Deutschlands nach Wort u. Tonweise aus Vergangenheit u. Gegenwart ges. v. Alfr. Michow [ein alter Bekannter! vgl. oben S. 402 f.]. Alfr. Michow. Verlagsgesellschaft m. b. H. Berlin W. 10 o. J. [1904/05]; 594 Nrr., meist m. N. (Klaviersatz), Anhang: 15 Nrr. o. N. Das Studentenlied tritt hier etwas zurück, Rubriken fehlen. Im Vorwort wird S. 5 von der „kulturellen Mission" des Buches gesprochen; vgl. Nr. 509: „Kille, kille, Karline!" Humoristische Gesangs [-] Polka. (4 Strr., v. Carl Wappaus.)

Weit instruktiver als die größeren sind aber die kleineren Kbb., von denen wir die wichtigsten kurz erwähnen müssen.

Hier ist vor allen Dingen zu konstatieren, daß die kleineren Sammlungen entweder als „Kb." auftreten, oder aber als: „Studentenlb."; der erste Titel ist der umfassendere. So gibt es z. B. von unserem alten Freunde Franz Weber ein „Dtsch.es

---

[1]) Commersbuch. Hrsg. u. m. krit.-hist. Anmrkgn. versehen von Max Friedländer, Lpz. (C. F. Peters) [1892]; [2][97]; [3] o. J. (Edition Peters No. 2666, die Vignette fehlt nicht), 180 Nrr. m. N. (1-st. Satz); das sog. „kritische Commersbuch". — Mancher wichtige Aufsatz in den „Burschenschaftlichen Blättern" (D-C) und den „Academischen Monatsheften" (S-C).

Kb.", Breslau (Goerlich) o. J., und ein „Studentenlb.", ebda o. J. In Reclams Universal-Bibl. ist das „Studentenlb." (Nr. 2870) erschienen als zweiter Teil vom „(kleinen) Kb." (Nr. 2610); beide im Originalband vereinigt. Das Studentenlb. ist also mehr speziell („fachmännisch!"), andererseits aber auch international wie das Kommerslied; vgl. Franz Weinkauff, Almania .... Dreisprachiges Studentenlb. Zwei Hefte. Heilbronn 1885 (außer der deutschen sind noch die beiden akademischen, resp. klassischen Sprachen vertreten). Solche Lieder dienen oft zur Eröffnung eines Festes und geben das Thema für die Rede her; nach Analogie des geistlichen Liedes und der Predigt (welche Analogie jedoch nichts für das höhere Alter der geistlichen Institution beweist; vgl. oben S. 320ff. über das Familienbuch). Sehr praktisch (!) ist das Buch: Silentium! Trinksprüche u. Reden unter Anknüpfung u. Zugrundelegung bekannter Kommers- u. Volkslieder. Für fröhliche und ernste Gelegenheiten geschrieben von F. W. Kunze. Erfurt (Bartholomäus) o. J. (o. Nrr. u. N.).

Teutsche Burschensänge.

Unter den mittleren Sammlungen eigentlicher Studentenlieder sind zu nennen: Teutsche Burschensänge. Wer will denn alles gleich ergründen! Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden. Hier hilft nun weiter kein Bemühn — Sind's Rosen — nun sie werden blüh'n. Goethe. Erste Sammlung. In Commission bei C. H. Reclam. Lpz. 1819; 37 Nrr. o. N. Darin Nr. 10: „Burschenlied" (Mel.: „Frisch auf [,] Kameraden auf's Pferd etc."): „[1.] Für Ehre, Freiheit und Vaterland Sind wir Brüder innig verbunden, Das schwarz roth goldene Bruderband Hat uns Alle traulich umwunden. Sie stehet nun da in teutscher Kraft [,] Die muthige, teutsche Burschenschaft." (6 Strr., später mehrfach parodiert; Autor: E. K. E—dt; zum „Bruderbunde" vgl. oben S. 303 f. über den „Bund".

Robert und Richard Keil.

Noch älteres Gut finden wir bei: Dr. Rob. Keil und Dr. Rich. Keil, Deutsche Studenten-Lieder des siebzehnten u. achtzehnten Jh.s. Nach alten Hss. gesammelt u. mit einleitenden Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Studentenliedes versehen. Lahr (Schauenburg) o. J.; 71 Nrr. o. N.[1])

Sehr brauchbar und hübsch ausgestattet (Schwabacher Type!) ist das Lb. f. Deutsche Studenten.[5] Heidelberg (Winter) o. J.; 204 Nrr. o. N. in IV Rubriken: I. Vaterlands-, Studenten-, Volks-, Fidulitätslieder; hinten als „Anhang" leere Notizblätter für Nachträge (ist dies das Organ des V. D. St.?). Als Gegenstück bietet sich dar die zierliche, nette Sammlung: Kleines Kb.

[1]) Vgl. auch das bereits oben S. 93, Anm. [1]) zitierte Buch von Arthur Kopp; ferner: Dr. [Herm.] Prahl, D. d. Studentenlied. (Berlin 1900: Burschenschaftliche Bücherei V.), dazu meine Besprechung: DLZ. 1901, 1239—41; Oskar Wiener (Prag), D. d. St.l. (Prag 1906: Sammlung Gemeinnütziger Vorträge Nr. 329.)

f. d. deutschen Studenten. Hrsg. von Franz Ewald Thiele. Lpz. 1897 (Teubner), o. Nrr., meist m. N. (1-st. Satz); S. 62: „Gesellschaftslied": „[1.] Es kann ja nicht immer so bleiben" (7 Strr., Aug. Ferd. von Kotzebue 1882-Friedr. Heinr. Himmel 1803). Von demselben editor besitzen wir (in gleicher Ausstattung): Bummellieder des deutschen Studenten. Ausgewählt u. hrsg. von Franz Ewald Thiele, Lpz. 1899 (Teubner), darin S. 52: „Das kleinere Übel": „Soll ich denn mein junges Leben einer alten Jungfer geben? |: Lieber wollt ich, daß ich flink bei der Wurst im Rauchfang hing, bei der Wurst im Rauchfang! :|" (Aus Studentenmunde. — Entschlossen. Weise: Die Hussiten zogen vor Naumburg etc.) Hierzu wolle man die oben S. 101 mitgeteilte Strophe vergleichen; die Variante: „ich flink" etc. gibt zu denken. — Das Bild des Umschlagdeckels zeigt uns zwei Musensöhne, verfolgt vom Affen und Kater, in einer Wandel-Allee von riesigen Maßkrügen dem unendlichen, schwarzen Horizonte entgegenstrebend. Dasselbe Umschlagbild auch (usurpiert?) vorn auf dem Deckel der nichtakademischen Sammlung: Commers-Lieder. Feucht-fröhliches für den Buchhandlungs-Gehilfen-Verein. Ges. von A. Urlaub u. P. Dreßler. [Heft I] u. Heft II. Lpz., Verlag d. Buchhandlungs-Gehilfen-Vereins o. J. (o. Nrr. u. N.).

Das Bummel- und Anstichlied.

Das studentische „Bummellied" (erste Worthälfte Verbal- oder Nominalstamm?) scheint so ziemlich identisch zu sein mit dem akademischen „Anstichliede" (erste Worthälfte Verbal- oder Nominalstamm?). Vgl. z. B.: Alte u. neue Anstichlieder. Vollständigste Ausgabe. Lahr 1896 (Schauenburg), o. Nrr. u. N.; S. 42 sozusagen ein „Geschlechtslied" (vgl. oben S. 299) mit brünstigem Endreim: „Reich mir das Weib vom Stamme der Tscherkessen, das jüngst ich meinem Harem einverleibt, in ihrem weichen Arm will ich vergessen die schweren Sorgen dieser bösen Zeit. Heidiwidiwei, diwidiwalla kassalla, kassau diwidiwau, diwidiwitsch, witsch, witsch, witsch, heidiwidiwei, diwidiwalla kassalla, kassau, diwidiwau, diwidiwum!" Ein richtiger, schöner winnasangh; vgl. oben S. 111—13, 169 f. 299.

Georg Schramm.

Geringer an Umfang ist die Sammlung: Anstichlieder. Marburg a. L. Oskar Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung. Georg Schramm; 52 Nrr. o. N., Nr. 20: „Graf Bodo" (Mel.: „Stimmt an mit hellem hohen Klang" oder „O Tannenbaum"): „Graf Bodo saß im Ahnensaal gewappnet und geharnischt. Er leert den Krug wohl zwanzig Mal und sagt: Das ist noch garnischt!"

Das Marburger Taschenliederbuch.

Im gleichen Verlage erschien — und damit sind wir bei den lokalen Kbb. angelangt! — das hübsche: Marburger Taschenlb.[10] Marburg a. L. 1903; alphabetisch geordnete Lieder o. Nrr. u. N. in 9 Rubriken: meist ist die Tonart angegeben (z. B. C-dur), zuweilen auch die Dichter und Komponisten. Auf S. 79 das vielgesungene: „[1.] Was die Welt morgen bringt?

ob sie mir Sorgen bringt, Leid oder Freud'? Komme, was kommen mag, Sonnenschein, Wetterschlag, morgen ist auch ein Tag, heute ist heut." (4 Strr., G-dur, Autor u. Komponist nicht genannt.) — Unter den lokalen Kbb. ist noch zu nennen: Dresdener Akademisches Taschen-Lb. Dresden-A. (Verl. v. Ernst Engelmanns Nachf.), 141 Nrr. o. N. u. o. Rubr., klein und handlich (die Verszeilen nicht abgesetzt, nur die Strr., wie häufig in solchen miniature-Sammlungen); mit Angabe der Tonart. Die Bestimmung des Büchleins (für eine technische Hochschule?) ist am Inhalt kaum zu erkennen (Nr. 114 ein Canon).[1])

Die moderne „Goldschnittlyrik" (mit allen ihren Auswüchsen) hat dem Studentenliede sehr geschadet! Der „fahrende Schüler" (Scheffel, Wolff, Baumbach) wird ganz unhistorisch aufgefaßt, wie sich bereits aus der beliebten Benennung: ‚Vagantes scholastici' ergibt; die Leute haben selbstverständlich immer nur ‚vagantes' geheißen. Die Goldschnittlyrik.

Ältere Kunstprodukte der Art sind nicht allzu häufig. Vgl. z. B.: Schmetterlinge, Tag- und Nachtfalter des Lebens von J. Lasker (Julius Sincerus), Danzig 1839 (Gerhard); o. Nrr. u. N., darin I: Lieder eines Studenten. II: Bunte Flügel. Schmetterlinge.

Auch der akademische Gesang muß es sich gefallen lassen, daß er als Ramschware verschleudert wird. Vgl. z. B.: 1. Deutschlands Liederschatz. 2. Bändchen: 222 Commers- u. Studentenlieder. — Preis 20 Pfg. — Rich. Krüger, Verlagsanstalt, Berlin SW. 48; 2. Alfred Michow's Taschen-Kb. 222 Commers- u. Studentenlieder für Klavier zu 2 Händen (mit unterlegtem Text), gesetzt von Gustav Steffens u. Th. Thiele. Preis 25 Pfg. Verl. v. Alfr. Michow, Charlottenburg [die Zahl 222 spielt, als Doppelsumme von 111, im studentischen Leben eine ominöse Rolle!]; 3. Gaudeamus. 193 ausgew. Volks- u. Kommerslieder-Texte sowie Texte beliebter Gesellschafts- u. Vortrags-Lieder. (Klavier-Ausgabe M. 1,50; Textbuch M. 0,10.) Verl. v. Anton J. Benjamin, Hamburg. Alterwall 66. — Sämtliche 3 Ausgaben o. J.; Nr. 2 ist in ihrer Art wirklich „einzig dastehend", als die billigste (?) aller vorhandenen Klavier-Ausgaben (M. 0,25). Die Ramschware.

Talmi-academica bietet fast durchweg: Crambambuli! Ganz neue Kneip-, Kommers-, Sport- u. Gelegenheitslieder. Hrsg. v. Ad. Behling. Klavier-Arrangement von H. Necke. (Zum Mitsingen arrangiert.) Lpz., Rühle & Wendling o. J. (Klavier-Ausgabe M. 1,50; Textbuch M. 0,10); 45 Nrr., Nr. 26: Crambambuli.

[1]) Allgemeine Kbb. für einzelne Orte sind wohl deshalb so selten, weil sich lokale Sammlungen meist auf eine bestimmte Vereinigung konzentrieren; vgl. z. B.: Musenklänge aus dem Karlsruher Künstlerbund. Lpz. 1902 (R. Voigtländer), Kunstprodukte mit Bildern.

„Kümmel mit Rum". Text von Adolf Behling. Musik von R. Eilenberg. Melodie: Schmeichelkätzchen. — Dies Büchlein erinnert an solche Sammlungen, wie z. B.: Allerneueste Berliner u. Münchener Lieder u. Couplets.[1]) Neu-Weißensee bei Berlin. Dr. u. Verl. von E. Bartels, Generalstraße 8, o. J. [1900], ohne Seitenzahlen [!] darin fol. [6b]f.: Weißt du Muatterl, was i träumt hab. „[1.] Bei ihrem schwer erkrankten Kinde Da sitzt die Mutter still und weint, Weil für sie in diesem Leben, Noch nie die Sonne hat gescheint [!]" etc. (3 Strr.); alle Lieder o. Nrr. u. N. — Reine Kunstprodukte endlich finden wir in: Vivat laetitia! — 20 — neue hochdeutsche Kommerslieder nach bekannten Melodien. In helle Reime gebracht von Edwin Bormann und in künstlerisches Dunkel gehüllt von Meister Arthur Lewin. Lpz., Edwin Bormanns Selbstverlag. 1903 (o. N., Edwin Bormanns Illustr. Humor-Bibliothek. Bd. 1). Der Inhalt ist —: „Geschmackssache"!

Burschen heraus!

Es folgen die akademischen Taschen-Ausgaben; z. B.: Allgemeines Kb. Burschen heraus! (Taschen-Ausgabe.) 1—10tes Tausend. Hrsg. u. verlegt von: Otto Hostmann, Verlag. Rostock 1895 (mit Widmung an Rudolf Baumbach); 533 Nrr. o. N., o. Rubr., doch mit Angabe der Liedart im Register, z. B.: K = Kneiplied, F = Fidulitätslied usw. Auch Lieder „besonderen Inhalts" sind dort (S. VII) registriert; z. B.: „Pennälerlieder" (so Nr. 399: „[1.] Stoßt an, Sexta soll leben! Hurra hoch!" 7 Strr.; Autor: Goldschmit). Im Anhang Anstich-Lieder.

Karl Küffner.

Sehr beliebt scheint zu sein: Taschen-Lb. f. d. studierende Jugend von Professor Dr. Karl Küffner. III. auf das Doppelte vermehrte Auflage [101; 203]. Nürnberg 1905 (C. Koch); der Titel führt jedoch etwas irre (es handelt sich im wesentlichen um die Kgl. Kreisrealschule Nürnberg). Das Vorwort zur ersten Auflage beginnt: „Angesichts der großen Verbreitung banaler Gesänge und sogenannter Gassenhauer...."; das ganze in 3 Abteilungen m. N.: A. Ein- u. zweist. Ldr. (Nrr. 1—69). B. 3- u. 4-st. Knabenchöre. C. 3- u. 4-st. gemischte Chöre (B. u. C.: Nrr. 1—33), zus. 132 Nrr.

Das Taschenliederbuch.

Das Taschen-Lb. ist auch in den außer-akademischen Kreisen häufig zu finden. Vor 80 Jahren war in Süddeutschland vielfach im Gebrauch: Das Taschen-Lb. Eine Auswahl von Liedern, die am liebsten gesungen werden. Mit den Melodieu der Lieder- u. Guitarrebegleitung. Passau 1828. Dr. u. Verl. von P. Ambrosi. 12° (123 Nrr. [m. N.], darunter auch „Land-

[1]) Das häufig als Gassenhauer auftretende Coupletlied (obwohl meistens ein winiliod, d. h. Kampflied) müssen wir wegen Mangel an Raum übergehen. Vgl. z. B.: Neuestes Couplet-Lb. Reutlingen, Bardtenschlager, o. J.; Deutschlands Liederschatz[12]: 51 Soloscenen. Berlin, Tessaro-Verlag.

manns-Lieder"; vgl.: Sammlg. v. hervorragenden Seltenheiten ... Versteigerung: 4.—6. Okt. 1906 durch Max Perl, Berlin SW. Nr. 643).

Das Westentaschenliederbuch.

Zeitlich folgt dann etwa: Westentaschenlb.[3] Jena, bei Carl Hochhausen, 1841; o. Nrr. u. N.; jüngeren Datums sind: 1. Neuestes Taschen-Lb. Enthaltend 265 der besten u. beliebtesten Vaterlands-, Volks-, Studenten-, Jäger-, Liebes-, Turner-, Schützen-, Soldaten-, Trink- u. Gesellschafts-Lieder nebst Angabe der Dichter u. Komponisten.[5] Lpz. (Ernst) o. J.; 2. Taschenlb. f. Mädchenschulen enthaltend 200 Lieder, Sing- u. Jugendspiele f. Ausflüge von Schulklassen. Ausgew. v. E. Kluth. Guben (Koenig) o. J. [1903], 184 Nrr. o. N.; Nr. 174: „1. Wie könnt' ich ruhig schlafen in dunkler Nacht, wenn ich, o Gott und Vater, nicht dein gedacht? Es hat des Tages Treiben mein Herz zerstreut; bei dir, bei dir ist Frieden und Seligkeit!" (3 Strr., Dichterin: Agnes Franz); 3. D. d. Volksl. E. Taschenlb. enthaltend 166 der schönsten Volks-, Gesellschafts-, Vaterlands-, Studenten- u. Wanderlieder mit besonderer Berücksichtigung beliebter schwäbischer Volkslieder. Stuttgart (Paul Mähler) o. J. [1904]. (166 Nrr. o. N.)

In weite Kreise scheint aber erst hineingedrungen zu sein die billige Sammlung (Preis 25 Pf.): Köhlers Taschenlb. f. d. d. Volk. Enthaltend 250 der beliebtesten patriotischen Volks-, Gesellschafts- u. Soldaten-Lieder. (40 [.] Auflage — 400,000 Exemplare). Minden i. W. Dr. u. Verl. v. Wilh. Köhler (vgl. oben S. 400!). — Zu Reutlingen, bei Bardtenschlager, erschien in 18. Aufl.: Neuestes Lb. Ein Blumenstrauß für Sänger u. Sangesfreunde, o. J.; dieses Büchlein trägt auf dem bunten Umschlagdeckel (Tafelrunde) den Titel: Neuestes Taschenlb. (das Werk ist o. Nrr. u. N.; eine Spezialität der Bardtenschlagerschen, so recht volksmäßigen Lbb.).

Franz Edler.

Aus Österreich sei genannt: Taschen-Lb. f. Österreichs deutsche Jugend. Bes. f. Ausflüge zus. gest. v. Dr. Franz Edler.[3] Teplitz-Schönau 1907 (Adolf Becker); 108 Nrr. m. N. (1-st. Satz.)[1]) Das kleinste aller Lbb. ist: Ausgewählte Lieder von Paul Gerhardt. Lpz. 1907 (Schmidt & Günther, Druck v. Osc. Brandstetter), in der „Liliput-Bibliothek".

Das Kinderlied.

Auf die (bisher nicht im Zusammenhange betrachteten) Kinderlbb. kommen wir jetzt am Schlusse der Arbeit noch kurz zu sprechen. Das Kinderlied (vgl. L. Hirschberg, Vom deutschen Kinderlied. Mit 5 Abb. D. lit. Echo IX, 6.) hat seit den Tagen Hoffmanns[2]) wohl immer viel Interesse erweckt,

[1]) Als Taschenlb. ist auch anzusehen: Liederborn. Zweihundert Volks- und volksthümliche Lieder in zwei- u. dreist. Satz. Hrsg. v. Georg Scherer. Diamant-Ausgabe. M. e. Titelbild v. Paul Thumann, Berlin (Grote 1880).

[2]) Die zahlreichen Kinderlbb. Hoffmanns v. F. vereinigte L. von Donop in einer editio, Berlin 1877; gute Auswahl von Dr. Max Mendheim (m. Einl.), Reclams Un.-B. Nr. 4796, o. J. [1906].

ist aber eigentlich erst in letzter Zeit wieder salonfähig („modern"!) geworden.[1]) In wissenschaftlicher Hinsicht hat die Lokal-Forschung viel beigesteuert; vgl. z. B.: 1. Friedr. Drosihn, Deutsche Kinderreime u. Verwandtes. Nach s. Tode hrsg. v. Carl Bolle u. Friedr. Polle. Lpz. (Teubner) 1897 [für Pommern]; 2. Otto Frömmel, Kinder-Reime. Lieder u. Spiele. 2 Hefte. Lpz. 1899. 1900 [für Berlin]; 3. Oskar Dähnhardt, Kinderlieder aus Sachsen [von mir gesperrt. U.]. Lpz. 05; vgl. auch oben S. 278. (Desgl. Frischbier, oben S. 369).

Klumpp und Wolgast.

Nicht provinziell sind die empfehlenswerten Sammlungen: 1. Otto Klumpp, Kinder-Lieder alter u. neuer Zeit ges. v.;[2] Stuttg. 53 (Chelius); 2. Schöne alte Kinderreime. Für Mütter u. Kinder ausgewählt v. Heinr. Wolgast, Hamburg 1902. Preis 15 Pf. Selbstverlag.

Sehr häufig spielt das Kinderlied ins christliche Lied hinüber; vgl. z. B.: 1. Kath.: Theod. Queling. Weihnachts-Album. I. II. Paderborn o. J. [1907]. 2. Evang.: Für die Kinderstube. Alte bekannte Weihnachtsklänge, Kinderliedchen u. Gebete. Ges. v. A. Leite, Elberfeld 05; 65 Nrr. m. N. (2-st. S.), Nr. 59: „Weil ich JEsu Schäflein bin, freu ich mich nur immerhin über meinen guten Hirten, der mich wohl weiß zu bewirten, der mich liebet, der mich kennt, und bei meinem Namen nennt." (3 Strr., Autor: C. v. Hayn.) Die Nrr. 1—27 sind Weihnachtslieder[2]); diese Gattung wird der Grund gelegt für die später im Berufsleben sporadisch auftretenden Erinnerungen; vgl. oben S. 350. 377. Andererseits hat das Kinderlied, als Abendlied, auch Berührungspunkte mit dem Nachtwächterliede (die „Ammenuhr"!) gemeinsam; vgl. oben S. 280 ff. und dazu jetzt noch: Die Stundenlieder der Nachtwächter in der alten Deutschordens-Stadt Lauchheim. Hrsg. v. Aug. Gerlach, Ellwangen 1907 (Franz Bucher).

Kindergesangbuch und Kinderharfe.

Nennenswert ist das: Kindergesangbuch.[3] Berl. 07 (A. Haack); 126 Nrr. o. N., mit geistlichen Rubriken. Die Anlage dieses Büchleins erinnert an die sog. „Kinderharfen"; vgl. z. B.: 1. Kinderharfe. Lb. f. evang. Kindergottesdienste (Sonntags-Schulen). [22] Berl. 84, [31] ebda 88; 147 Nrr., meist

---

[1]) Z. T. allerdings im Kabaret-Stil (Dehmels „Fitzebutze"!). Oder künstlerische Ausstattungswerke dienen dem guten Zwecke: Kling-Klang-Gloria. Wien u. Lpz. 07 (46 Nrr.); „Kindersang, Heimatklang". Mainz 1906. 07; 60 Nrr. (Beide Werke mit Illustrationen.)

[2]) Vgl. auch noch: Alte u. neue Weihnachtslieder für Schule u. Haus. Ges. u. z. T. neu bearb. von Caroline Wichern. 66.—75. Tausend. Hamburg 1904. Agentur des Rauhen Hauses. 60 Nrr. m. N. (2-st. S.); das 17. u. 18. Jh. sind reich vertreten; auch neuere beliebte Stücke finden sich; z. B. Nr. 46: „Morgen, Kinder, wirds was geben" oder Nr. 42: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind"; alle oder doch die meisten Nrr. mit Angabe der Autoren u. Komponisten.

m. N. (1-st. S.); 2. Kinderharfe f. d. Sonntagsschulen Ost- u. Westpreußens. Königsberg 07; 100 Nrr. o. N., gesangbuchartig in 2 Spalten gedruckt, mit geistlichen Rubriken.

Die Missionsharfe

Vorbild war die namentlich im Rheinlande und in Westfalen auftretende „Missionsharfe", sowie die Missionslbb. überhaupt; vgl. z. B.: 1. Kleines Hannoversches Missionslb. Hrsg. vom Verband Hannoverscher Missionsvereine.[3] Hann. 99; 50 Nrr. o. N. u. o. Rubr. 2. Vierundneunzig Lieder für Missionsgottesdienste.[6] Vermehrt um den litauischen Choral „Didelis Prarake". Kgsbg. i. Pr. 99. Eine litauische etc. „Gesangbuchbewegung" scheint für den Osten bevorzustehen (vgl. auch oben S. 321 ff.); man sehe die folgende Zeitungs-Notiz vom 6. März 1908:

„Neue evangelische Gesangbücher in Ostpreußen. In Litauen hat sich kürzlich eine Gesellschaft gebildet, die den Zweck verfolgt, ein neues litauisches Gesangbuch herauszugeben und zwar in einer Sammlung von 400 bis 500 sortierten Liedern. Das Manuskript ist bereits fertig und wird in nächster Zeit dem Druck übergeben werden. — Desgleichen befindet sich jetzt auch eine Auflage neuer deutscher Gesangbücher für Ost- und Westpreußen im Druck und zwar ohne Genehmigung des Königlichen Konsistoriums."

Das Sektenwesen ist in Ostpreußen sehr verbreitet. Aber auch an anderen Orten scheint das geistliche Lied (und mit ihm also ein großer Teil des Kinderliederschatzes!) eine Renaissance zu erleben; sehr erfreulich! Vgl. z. B.: Friedens-Lieder. Ges. u. hrsg. von H. M. und C. P.[3] Neukirchen, Kr. Moers 98; zweispaltig, 290 Nrr. mit geistlichen Rubriken, die Anlage erinnernd an die „Reichslieder" (vgl. oben S. 302 ff.).[1])

Das Kinderspiel.

Mit dem Kinderliede ist auch das Kinderspiel kürzlich wieder zu neuem Leben erweckt worden. Bewegungsspiele und Reigen-Aufführungen werden in Knaben- wie Mädchenschulen eifriger betrieben denn je zuvor. Lokale Literatur ist zu Böhmes großer Sammlung (1897) reichlich nachzutragen, auch pädagogische. Vgl. z. B.: 1. Das Ryti-Rößli-Lied. Vorläufige Probe aus der im Werk begriffenen Sammlung schweizerischer Kinderlieder und Kinderspiele. Von Gertrud Züricher. Bern 1906; 2. Ringelreihe. Herzige Kinderlieder von Udo Siegfried Fessel. Hannover 1907.

---

[1]) Es ist auch hier wohl wiederum die „Gemeinschaftsbewegung" von Einfluß (vgl. oben S. 302), die überhaupt das geistliche Lied mit dem weltlichen in Konkurrenz bringt, ohne dieses jedoch verdrängen zu wollen. Ich nenne noch im allgemeinen: F. W. Sering, 185 der besten deutschen Volkslieder u. geistl. Lieder f. d. Mittel- u. Oberstufe d. Volksschule[5] (ed. Rob. Linnarz), Lahr (Schauenburg) o. J., m. N. (2-st. S.); Näher zu Gott! Geistliche Lieder, dem christlichen Hause wie Singchören dargeboten von M. Urban. Striegau o. J., 12 Nrr. m. N. (4-st. S.); Zweiunddreißig neue Schullieder, komp. u. hrsg. v. Herm. Knape. Lpz. 03.

B. Herkenrath. Mit dieser Bewegung geht zum Teil Hand in Hand der neue Kultus der Nacktheit; vgl.: B. Herkenrath, Bewegungs- und Unterhaltungs-Spiele im Lichtluftpark für jung und alt. Crefeld o. J. [1906]. (Berlin, Lebensreform); eine ganz kleine Schrift (18 S., Preis: 20 Pf.).

Oskar Häring. Neben dem Reigen behauptet aber auch der Kanon, als Kinder-Unterhaltung (mit geistlichem Anstrich) immer noch seine alte Autorität; vgl.: Oskar Häring, Liederheft für Volksschulen.[10] Stolp 1905, darin Nr. 149 a—e. Der Reigen fehlt in dieser wohl für Knaben bestimmten Sammlung gänzlich und scheint sich daher hauptsächlich an den Mädchenschulen entwickelt zu haben.[1])

Die Ammenreime. So knüpft das (weibliche) Kinderspiel wieder an die alte Gattung des Schlummerliedes an (siehe oben S. 283 ff.); vgl. z. B.: Kinder- u. Ammenreime in plattdeutscher Mundart. (Hrsg. v. Heinr. Smidt.)[8] Bremen o. J. [06]. Friedr. Fröbel, Mutter- u. Kose-Lieder. Wien o. J. [07]. Die männliche Jugend „inkliniert" aber immer noch mehr für die Wissenschaft als für die Bewegungsspiele („Fußball!"). Dem jungen Humanisten erscheint eine solche Beschäftigung nicht recht würdig. Sein Stolz ist von anderer Art, was auch in der Kunstdichtung oft zum Ausdruck gelangt; vgl. z. B.: Jos. Könne, Neue Lieder für A-B-C-Schützen. Krotendorf o. J. [04].

Der Kindergarten. Der „Kindergarten" (Fröbel!) ist ein wichtiges Element in der Entwickelungsgeschichte des Liedes! Vgl. oben S. 304, Anm. 1) die Arbeiten von Karl Groos; dazu noch: Aug. Köhler, Die Bewegungsspiele des Kindergartens. Nebst e. Anh. v. Ball-, Kugel- u. Bauliedern.[12] (ed. Adalb. Weber). Weimar 05; Schöne alte Singspiele. 100 volkstümliche Spiel- u. Tanzlieder in Wort-, Sing- u. Spielweise. Aus Kindermund ges. M. farb. Bildern v. J. Mauder. München, Verl. d. Jugendbll. (07).[2])

Der Wettstreit. Im Kindergarten erhebt sich stets aufs neue ein ewiger Wettstreit; jedes Kind will „das Beste tun" (Nürnberger Handwerks-terminus des 15. Jh.s, vgl. oben S. 133) und die anderen überflügeln; vgl. Il. VI, 208: αἰὲν ἀριστεύειν καὶ

[1]) In der Belletristik ist während der letzten Jahre (1906/07) dies Thema öfters behandelt; vgl. z. B.: Spohr, Kindertänze. In: Deutsche Kultur II, 21; Hedda Sauer, Schöne alte Kinderlieder. Österr. Rdsch. VI, 76/77. — Auch Teubners pädagogischer Verlag hat sich kürzlich diesem Felde zugewendet: Tanzspiele u. Singtänze. Ges. v. Gertrud Meyer. Lpz. 08. (Vgl. dazu oben S. 281 f.) — Vgl.: Fidus, Tänze. Verlag „Schönheit".

[2]) Gleichzeitig also ein Bilderbuch! Vgl. auch: Georg Lang, Kinderlieder, mit der Jugend für die Jug. verf. Mit Bildern nach Zeichnungen v. Alb. Hendschel u. anderem Bilderschmuck. Frankf. a. M. 06; G. v. Koch, Kinderspiele. 2 Bdchn. M. Abb. Lissa (06). Inzwischen ist auch Schlägers [so] „Nachlese" fortgesetzt worden (vgl. oben S. 276, Anm. 1)); siehe aaO. 17 (1907), 387—414; 18 (1908), 24—55.

ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων, zu welcher Stelle Seiler, Homer-Wb.[7] (Lpz. 72), 98[a] bemerkt: „Hildebrand Beitr. zur Sittengesch. des Mittelalters S. 7 vergleicht damit das altdeutsche daz beste tuon. Durch das Bestreben, im Liede (mit Spiel und Tanz verbunden!) das Beste zu tun, wird eben das winiliod erzeugt. So ist die Wirkung solcher Exerzitien direkt dem Erfolg eines Preisausschreibens gleichzusetzen (vgl. oben S. 341 f. beim Flottenliede, S. 347 beim Radfahrerliede!).

Das Winnfeld.

Im Leben der Völker ist ein solcher Wettbewerb gleichfalls häufig zu konstatieren. Das „Winnefeld" (über den Familiennamen wurde bereits oben S. 123 gehandelt) ist als Ortsname seit 1815 ein Begriff von mythischer Bedeutung; es wird darunter das Leipziger Schlachtfeld verstanden, von welchem die Wiedergeburt Deutschlands ausgehen sollte (die preußische Verfassung!). In diesem Sinne verwendete das Wort der cand. theol. Riemann in seiner auf dem Wartburgfeste gehaltenen Rede (18. 10. 17), in diesem Sinne erscheint es wohl auch beim „Turnvater" Jahn in dem 6-strophigen Liede: „Der Altvorderen Trinksprüche" (Weise: „Stimmt an mit hellem, hohen Klang"), wo die letzte Strophe lautet: „[6.] Im Winnfeld sühnt' einst uns're Schmach Hort Hermann's Blutvergießen; Drum soll ihn noch beim Festgelag Der letzte Hochklang grüßen." (Siehe Nr. 96 in dem oben S. 330 genannten, empfehlenswerten Büchlein des Verlages von Evenius, Brandenburg.) Hier ist die Varusschlacht antitypisch dem Leipziger Völkerkampfe gegenübergestellt; zwei wichtige, wenn nicht die wichtigsten Daten der deutschen Geschichte. Langjähriges „Winnen" fand hier wie dort durch die Befreiung seinen Abschluß; die Erinnerung tönt im Liede weiter. Vom Arminius heißt es bei Tacitus (ann. II, 88): canitur (que) adhuc barbaras apud gentes: — nämlich im winiliod (vgl. z. B.: E.-B. Nr. 1279!); ähnlich erklingt das „Winnelied"[1]) seit 1815, wenn auch nicht immer an eine bestimmte Figur angeknüpft. Das historische Element gehört demnach mit zum wesentlichen Charakter des Winneliedes.

Das Bundeslied.

Als ein winiliod im gedachten Sinne können wir z. B. etwa den Einzeldruck ansehen (3 Bll.: Doppelblatt, Titelblatt): Bundes-Lied. 1816. Braunschweig, gedruckt bei Johann Heinrich Meyer; 10 Strr., Autor: W. — Gepriesen wird (ohne

[1]) Ein Beleg für das Wort fehlt bisher noch (wenigstens aus der Zeit des Befreiungskampfes), es wird sich jedoch sicher einmal ein solcher finden (Parallele zu „Winnfeld", also vielleicht: „Winnlied"); über das jüngere Vorkommen des Wortes vgl. oben S. 300! In der Bedeutung: „Befreiungslied" schimmert noch der alte Sinn von got. winnan „herdurch" (Maßmann, Jahn's jüngerer Kollege, besang den Arminius in gotischen Allitterationsversen!); vgl. noch über got. vinnô, vinnan: Georg Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie.[4] Lpz. 73, 322.

Namensnennung) Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, der am 13. Februar 1805 die Armenanstalt zu Braunschweig stiftete (nach hamburgischem Beispiel) und 1806 bei Auerstedt tötlich verwundet ward; als Volksbefreier ein zweiter Arminius (ein Volkslied auf den „Sieger von Crefeld und Minden" s. oben S. 341!) und zugleich ein Vater der Bedrückten. Seine Stiftung ward namentlich von dem Dichter des „Julius von Tarent", von Joh. Anton Leisewitz († ebenfalls bereits 1806), dem Vertrauensmanne des Herzogs liebevoll gepflegt (der scheinbar in dem genannten Liede u. ö. zugleich mit seinem Fürsten hypostasiert) und hat vielfach den Gründungstag durch Herausgabe eines solchen Bundesliedes (oder gar Liederbuches [z. B. 1814]!) würdig gefeiert. Es erinnern diese Lieder an den Gesang der Freimaurer! Ähnlich im Ton sind z. B.: 1. Lieder des Vaterlandes u. der Geselligkeit. (Vignette: Das eiserne Kreuz, mit Emblemen.) Mit Gott für König und Vaterland. Berlin 1814 (Nicolai). 2. Lieder für die Bürgergarde. Erste Lieferung. Braunschweig 1831.

Die Lebenskraft des Liedes.

Das Winnelied ist bis auf den heutigen Tag urlebendig geblieben. Ja, es scheint, als ob die Lebenskraft des Liedes noch im stetigen Wachsen begriffen sei! Diese Hypothese ergibt sich ganz ungezwungen nach regelmäßiger Durchsicht des von der J. C. Hinrichschen Buchhandlung in Leipzig edierten, unentbehrlichen Nachschlagewerkes: „Wöchentliches Verzeichnis" (66. Jg. 1907); und zwar sind alle 17 Rubriken dieses Werkes gleichmäßig abzusuchen: 1. Allg. Bibliographie etc. bis 17. Verschiedenes. Dann erst merkt man so recht, wie ungeheuer hoch die Zahl der jährlich neu erscheinenden oder neu aufgelegten Lbb. notwendig angesetzt werden muß.[1]) Oft kommen die seltsamsten Gattungen vor; vgl. z. B. Hinr. 07, 16 (sub: „14. Haus-, Land- u. Forstwirtschaft"): „Brunen Kohl!" Zubereitung m. Zutaten. Hrsg. v. Lucullus (dem jüngsten). Nebst Anh.: „Kohllieder" v. weil. Mädchensch.-Rekt. L. Johanns. 1.—5. Tausend. (36 S.) kl. 8°. Oldenburg, E. Bültmann 06. M. 0,50. — Das ist, wie gesagt, nur ein Beispiel!

Das „Lied" im Buchtitel.

Eine weitere Beobachtung! Im Titel von Gedichtsammlungen scheint das Wort „Lied" jetzt (seit etwa 30 Jahren) weit häufiger vorzukommen als früher[2]); allerdings wird augen-

[1]) Große Stöße von Excerpten und Collectaneen muß der seufzende Autor unbearbeitet zurücklassen; dazu gesellen sich wahre Berge (gleichfalls noch unverarbeitet!) von Lbb. und Antiquariats-Katalogen, darunter auch recht wertvolle (der wertvollste: Documente frühen deutschen Lebens. Erste Reihe / Das deutsche Lied / geistlich und weltlich bis z. 18ten Jh. Katalog III von Martin Breslauer in Berlin. U. d. L. 16. 1908. Preis: 8 M.

[2]) Wiederum bleiben viele Zettel unerledigt zurück (haufenweise), meist aus der Lektüre der „Litteratur-Journale" „gewonnen"! Vielleicht wird einer meiner akademischen Schüler diese Massen dermaleinst aufarbeiten. — Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

blicklich wohl auch mehr gedichtet als früher! Man benennt also „Kunstprodukte" mit dem Ausdruck: „Lied" (statt mit dem Ausdruck: „Gedicht"); selbst dann, wenn diese Schöpfungen kaum für den Gesang berechnet sind!

Kabaret und Überbrettl.

Bei der ganzen Kabaret- und Überbrettl-Literatur ist diese Bezeichnung ja allerdings sehr wohl angebracht; vgl. z. B.: Rudolf Bernauer, Lieder eines bösen Buben. Berl. o. J. [07]; ob hier anzureihen: Lieder eines modernen Teufels. Von Mephisto. Berl. 07 (vielleicht ein Sadistenlb., vgl. oben S. 385)? Etwas verdächtig klingt auch der Titel: Viktor Menzel, Moderne Lieder eines Unmodernen. Dresden 05 (ob komponierbar?). — Die Gattung des erotischen Lb.es (Inhalt ohne weiteres nicht sangbar) ist übrigens nicht neu; vgl.: Vielliebchen. Lb. eines Viel liebenden Philosophen. Von Heinrich Lier. Bremen 5[(Franz Schlodtmann); aus Gotthold's Vermächtnis auf der Königsberger Bibliothek, Signatur: Bbε [2 (Gh) 8° (mit Eintrag des früheren Besitzers „Schade um Band und Goldschnitt, Druck und Papier!" etc.).

Die „Nicht-Sangbarkeit".

Gänzlich (oder doch wenigstens teilweise) ausgeschlossen erscheint jedoch die Sangbarkeit z. B. bei folgenden Sammlungen: Julius Meyer, Durstige Lieder. Lpz. 76 (à la Eichrodt!), dazu sei als Gegensatz genannt: L. W., Graue Lieder. Lpz. 77[1]); vgl. ferner: Gerhard Meyer, Kleine Reiselieder. 78 (Ort? Vgl. Kat. 92. Schaper, Hannover, Nr. [338); 40 Lieder von einem Deutschen. Dresden 9[; G. Lehnert, Lieder eines Soldaten. Dresden 99; Fritz Lienhard, Burenlieder. L. u. B. 00 (Flugschriften der Heimat, Heft 2); K. v. Wolfsberg, Neue Lieder. 66 ausgewählte lyrische Gedichte. Dresden-A. 04.

Die letzten drei Jahre.

Ganz besonders häufig ist diese Erscheinung etwa seit drei Jahren zu konstatieren; vgl. z. B.: Karl Wieland, Lieder eines Arbeiters. Stuttg. 04; Fritz Gräntz, Lieder u. Bilder. Lpz. 05; Hans Freimark, Bunte Lieder. Lpz. 05; Ernst Rust, Lieder u. Gedichte. Gera 06 (darin allerdings auch viel singbares Gut, für die Feste der Reservisten von berittenen Truppenteilen berechnet); K. E. Knodt, Ein Ton vom Tode u. ein Lied vom Leben. Gießen 06 (man beachte die Allitteration!); Ant. Aug. Naaff, Zehn Sommer. Lieder u. Gedichte a. d. Lebensbuche eines Wandernden. Wien 06/07 (6. Sammlg: Neue Dichtungen aus [895—[906), also auch im Untertitel tritt das „Lied" auf.

Das „Lied" in Zusammensetzungen.

Auch in Zusammensetzungen tritt „Lied" auf; vgl. z. B.: Friedr. Schaefer, Heimatlieder (wo und wann?); Carl Spitteler, Glockenlieder. Gedichte. Berl. (06?); Georg Busse-Palma,

[1]) Motto: „Pessimistisch-fidel". — Beachtenswert ist das: Pessimisten-Gesangbuch. Hrsg. von Otto Kemmer. Minden i. W. [884; eine Anthologie. — Meist singt aber nur die Freude!

Brückenlieder. Ein Gedichtbuch. München 06; J. Hindes, Wehmutslieder über die verirrte Menschenseele. II. Buch. Dresden (07).[1])

Kurze und lange Titel.

Kurz und bündig heißt es: Franz Janssen, Lieder. Lpz. 07; sonst meist kompliziert: Gerd Gero, Lieder von Tod und Liebe. Dresden (07); Wilder Wein und Schelmenklänge. Lieder von Hasso. Berl. 07; ja sogar: Leo Littmann, Gedanken in Liedern. Lpz. 06. Die „Nicht-Sangbarkeit" ist bereits im Titel angedeutet: Leo Weiß, Lieder ohne Noten. Dresden, Pierson; angezeigt als „künftig erscheinend" im „Hinrichs" vom 31. Januar 07. Poetisch lautet ein Titel: Saitengold u. Lieder. Gedichte. Autor: Paul Tschurtschenthaler. Innsbruck 07.

Dichtende Damen.

Die Damen sind reichlich vertreten; vgl. z. B.: Elisabeth Bartzsch, Träume u. Lieder (o. O. u. J.); Paula Rösler, Fahana. Neue Lieder.[2]) München (-Schwabing) 06; Luise Maria Hensel, Lieder.[10] Billige Volksausgabe. Paderborn 07; Marie Kupffer, Blumenlieder. Lpz. 07.[3])

Parallelen.

Manchmal finden sich Parallelen; vgl. Hans Wendt, Erste Lieder. Halle (06); Margarete Steiner, Junge Lieder. B. u. L. 06; Margarethe von Versen, Meine jungen Lieder. Großenhain 06 (ähnlich bereits vor 40 Jahren, im Untertitel: G. v. Oertzen, In Sonnenschein u. Wind. Neue Lieder [o. O?] 1868).[4])

Seltener ist der Gegensatz; vgl.: Franz Haymerle, Alte Lieder. Wien o. J. [05].

Anthropologische Lieder.

Anthropologisch sind zu erfassen die beiden Sammlungen: 1. Anna Claud, Backfischlieder u. Allerlei; Dresden, Pierson, angekündigt: Hinr. 07, 172, erschienen: 396; 2. Walther von Hafften, Junggesellen-Lieder. Dresden 07. Man vgl. hierzu etwa oben S. 68ff.; auch der Männergesang ist heranzuziehen! Gibt es bereits Lieder für „alte Männer"? Solche Gesänge wären dann etwa für männliche Stifts-Insassen[5]) bestimmt;

---

[1]) Meistens ist also, wie man sieht, im Titel solcher Sammlungen das Wort „Lied" mit Substantiv-Stämmen komponiert; doch fehlt es auch nicht ganz an Verbal-Kompositionen. Vgl. z. B.: H. Grieben, Rheinische Wanderlieder.[3] Heilbronn 84; Falk v. Sonnenfels (L. v. R.), Wanderlieder. Lpz. 07.

[2]) Vgl. dazu den Untertitel der Sammlung: P. Timoth. Kranich, O. S. B., Goldne Fernen. Neue Lieder. Münster 06.

[3]) Vgl.: Chr. Wagner, Blumenlieder u. -Märchen. Schwäb. Hall. W. German. Angekündigt: Hinr. 1906, 916. (Ob schon erschienen?)

[4]) Vielleicht sind hierunter jedoch sog. „altdeutsche" Lieder gemeint? Diese Richtung ist modern (bes. geistliche Lieder werden aufgefrischt; vgl. noch: J. Knipfer, D. kirchl. Volksl. i. s. geschichtl. Entwickl. Bielef. u. Lpz. o. J. [74/75]); kleinere Sammlungen: Karl Becker, Sechs ad. Vll. Neuwied o. J. [94], Ludw. Kageler, Dtsche Vll. a. d. 15. b. 19. Jh. Lpz. 04; größere (Prachtwerke): Heinr. Scherrer, Dtsche Balladen u. Volksll. zur Guitarre. München 05. 16 Nrr. in Fol.; älteres Buch: Deutsche Lieder. Illustr. v. Carl Lossow. Eingel. v. Herm. Kurz. München u. Berl. o. J.

[5]) Der technische Ausdruck für ein derartiges Institut heißt: „Ledigenheim"; große Städte planen die Anlage solcher Institute (gegen das „Schlaf-

die alten Jungfern erbauen sich dagegen wohl meistens am Gesangbuch der Landeskirche.

Die Abwechselung.

Für Abwechselung in der Titelgebung ist bestens gesorgt! So dichtet z. B. Erich Hoffmann: Lieder u. Balladen[1]), Dresden (07), Victor Laverrenz dagegen: Balladen u. Lieder. (Zeichnungen von Adolf Wald.) B. u. L. (08.) Als Untertitel: Walther Bosselmann, Heimatklänge. Lieder u. Balladen eines Deutschen im Auslande. Lpz. 07.

Örtliche Sammlungen.

Dies führt uns hinüber zu den örtlichen Sammlungen, bei denen oft Kunstprodukte von historischen oder lokalen Publikationen schwer zu scheiden sind (wenigstens rein äußerlich, dem Titel nach). Vgl. z. B.: Morris Rosenfeld, Lieder des Ghetto. Illustr. von E. M. Lilien. Berl. o. J. [etwa 98?]. Autor. Übertragung aus dem Jüdischen von Berthold Faiwel.[6] B. o. J.; Lieder aus dem Allgäu. Kempten 1906; B. Pompecki, Weichselrauschen. Lieder eines Westpreußen. Stuttg., W. Kohlhammer, angekündigt: Hinr. 1905, 1302; Georg Boenisch, Lieder aus dem Osten. Dresden 07; Otto Muenzer, L. für Deutschlands Osten. Lissa (07); Otto Michaeli, „Maulbronner" Lb. Stuttg. 07 (eine „Ausgrabung"!) Vgl. auch noch: Karl Röhrig, Hunsrücker, Lb. Gedichte. Simmern (06); Ders., „Aus der Welt der Berge". Schweizer u. Tiroler Lieder. Gera (07?). Mit 9 Vollbildern von Priska von Graisowska. — „Strandlieder" von C. M. Raiquel wurden angezeigt von F. Stahn-Berlin; Hinr. 06, 916 (schon erschienen?). Nach Rußland führt uns die lyrische Sammlung: Lieder u. Gedichte von Ewald Simson. Berlin 07. — Eine lokale Publikation ist dagegen z. B.: P. Klemenz, Schlesische Hirtenrufe, -Sprüche u. -Lieder. In: Mittlgn. d. schles. Gesellsch. f. Volksk." 1906. 15/16. (Hirtenlied: oben S. 65!); desgl.: Odenwälder Spinnstube. 300 Volkslieder a. d. Odenwald. ... ges. v H. Krapp. Darmstadt 04. — Andererseits haben wir wieder eine „Ausgrabung" vor uns in dem Aufsatze von A. Kopp, Ein Lb. a. d. Jahre 1650. In: Zsfdf. 39, 1907, 208-222[2]).

Das „Liederbuch" in der Kunstlyrik.

Die Bezeichnung: „Liederbuch" (oder ähnlich) kommt auch nicht selten in Sammlungen der Kunstlyrik vor; von Heines

---

burschen"-Elend!). In Berlin-Charlottenburg wurde kürzlich das erste „Ledigenheim" errichtet, resp. eingeweiht (in der Danckelmann Straße); vgl. auch: „Altmännerhaus", Gemälde von Max Liebermann. — Die Theorien von Heinrich Schurtz (vgl. oben S. 68[1]) finden so ihre praktische Bestätigung. — Die Schlafburschen können alt oder jung sein!

[1]) Auch die Ballade lebt wieder auf; vgl.: Neuer deutscher Balladenschatz. 8. Sonderheft der „Woche".

[2]) Vergl. auch in der Belletristik, vgl. Herm. Hesse, „Unterm Rad". Berlin 06, 138. 154; woselbst ein Schreibheft von Hans Heilner (Alumnus im Kloster zu Maulbronn) erwähnt wird, betitelt: „Lieder eines Mönches"; Fiktion? Die genannte Edition von Michaeli ist anderer Natur.

B. d. L. (1827) bis auf Otto Roquette, Lb., Stuttg. 52, und Em. Geibel, Klassisches Lb. 7 Stuttg. 06. Unter den Zeitgenossen sind zu nennen: Karl Henckell (Mein Lb. f. u. B., o. J.; vgl. von Dems: Mein Lied. Berl. 06) und Börries von Münchhausen, Ritterliches Lb. (Gött. 06?); vgl. auch: Aug. Sturm, Deutsches Lb. Lpz. 94 (Zweite Aufl. von: Pereat tristitia! Gütersloh 82). Der Dichter ist der Sohn von Julius Sturm; vgl. oben S. 337[1]), dazu noch vom Vater: 1) Fromme Lieder I: Lpz. 52,[12] 93; II: 58,[4] 92; III: 95 (die Angaben nach Brockhaus)[1]); 2) Lieder u. Bilder II. Lpz. 70,[2] 92; 3) Kinderlieder. Nürnberg 1894. — Vgl. noch: J. von Miller, Lieder und Idyllen. München (08?).

Walter Kinkel. Als ein Gegenstück zu den Wanderliedern sei genannt: Walter Kinkel, Lieder eines Wandermüden. Gießen 07. (Eigentlich eine contradictio [vgl. oben S. 148!], doch könnte man allenfalls die Schlummerlieder entgegen halten!) Desgl.: Heinr. Bredow, Lieder eines Heimkehrenden. o. O. u. J. [Hamb. 08.]

Seltenheiten. Von anderen Seltenheiten, resp. Kuriositäten, seien hier angeschlossen: 1) Lb. f. fröhliche Fälscher. .. Hrsg. vom Vorstande des Allg. Vereins zur Verfälschung von Lebensmitteln, Waren etc. B. 78; 2) Berliner Schachlieder. Hrsg. v. d. Berl. Schach-Gesellsch. (gegr. 1827) aus Anlaß ihres 75jähr. Bestehens, B. 02; 5) Deutscher Sang. Lb. f. Sprachvereine. .. hrsg. von Dr. Bernhart Maydorn. Thorn 1902 (vgl. dazu: Zs. d. Allg. Dtsch.en Sprachvereins 22, 1907, 29); 4) 1879—1904. Programm un Leeder tor Sülweern Hochtid von'n Plattdütschen Vereen — fiert am 24. Februar 1904. 1. Kommersleeder. 2. Slüngelleeder. Pris 2 Gröschen. Verlag W. Otto, Hannover[2]); 5) I Paul Hildebrandt, Lustige Chansons für die verschiedenen kaufmännischen Branchen. Humoristisches Reklame-Handbuch. Frühjahr 1904 (Berlin); 6) Rotdeutschlands Aufstieg. Wahlkampf-Lieder von C. M. Scävola. B. 07. Verlag: Buchhandlung Vorwärts[3]). Vgl. oben S. 337—40!

Die Urzeugung. Alle diese Titel offenbaren uns eine unzweifelhafte Tatsache: — die noch heute so gut wie einst in der Urzeit mit Gewiß-

[1]) Vgl. auch von Dems.: Dem Herrn mein Lied. Bremen 84. — In dieser Gattung gehört auch wohl: Psalter u. Harfe. Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. I., II. Lpz. o. J. (I + II)[50] Bremen; zuerst: I. Pirna 33. II. Lpz. 44.

[2]) Vgl.: Plattdütsche Schipperleeder. För vergnengte Seelüd. Von Hein Schacht. Hamburg 1903 (Hamborger Volksböker. 3); neuestes Seemannslb. Vollständigste Sammlg. von ernsten u. heiteren Seemannsliedern. M. e. Anhang von Liedern f. d. technische Schiffspersonal. Hrsg. v. Heinr. Binder. Reutlingen (Enßlin & Laibling) o. J.; Lb. Hannover 04 (Feesche) für Seemannsheime.

[3]) Zwei Gegenstücke: 1) Pfennigsdorf, Lb. f. christl. u. patriotische Vereine. Textausgabe. Dessau o. J., Ev. Vereinshaus 16; 2) Max Goudefroy, „Gott mein Heil". Geistliche Lieder. Hermannsburg 1906.

heit existierende Lebendigkeit des Winneliedes. Das Lied besitzt, gleich der Sprache, die Kraft der „Urzeugung" (Jacob Grimm)! Dafür ein „aktuelles" Beispiel aus jüngster Zeit. Als in der Neujahrsnacht 1906/07 eine Menschenmasse vor dem Schloß und dem Reichskanzler-Palais in Berlin aufzog, da formte sich im Nu ein neues Lied mit dem Refrain: „Centrum pfui! Centrum pfui!" (Zeitungs-Notiz.) Über diese Gattung („ein leidig Lied, pfui ein politisch Lied!", so möchte man mit Goethe ausrufen) handelten wir oben S. 336 ff., besonders S. 336, wo über die katholischen Lieder gesprochen wurde. Dazu ist noch eine Zeitungs-Notiz vom 25. August 1907 zu vergleichen (Ostpr. Ztg.): „Blüten ultramontaner Dichtung. Aus Stolberg in der Rheinprovinz wird dem Hannov. Cour. geschrieben: Zur Feier der Einführung eines katholischen Pfarrers wurde u. a. auch ein Festliederbuch herausgegeben. In diesem heißt es im Lied 5, Vers 1:

Nie werd' ich bang verzagen, Mag Galle auch der Lib'ralismus spei'n, —
Selbst in den schwersten Tagen, Ich bin katholisch, will katholisch sein.

Und weiter heißt es im Vers 4:

Nie leugn' ich meine Fahne, Der Kirche treu, bis man mich senket ein,
Ich bin Ultramontane, Ich bin katholisch, will katholisch sein.

Diese köstlichen Strophen wurden dann in einer Festversammlung gesungen, der das gesamte Stadtverordnetenkollegium (übrigens mit liberaler Mehrheit und andere Personen beiwohnten, die nicht der katholischen Kirche angehören und als Anhänger anderer politischer Parteien bekannt sind"). [1])

Curiosa.

Drei undatierte Curiosa o. Nr. u. N. mögen den Schluß machen: 1) Alte und neue Lieder für Sanitätskolonnen. Dessau o. J. (Oesterwitz)[2]); 2) Lieder-Sträußchen f. Freunde der Natur.[3] Oranienburg bei Berlin. Verlag von Wilhelm Möller [dem Herausgeber]; 5 Rubriken, die erste: „Lieder für Naturheilvereine u. Gartenpächter"; 3) Lotterie-Poesien. Gereimtes u. Ungereimtes. Ein launiges Lb. f. glückliche u. unglückliche Lotteriespieler. Anthologie deutscher Dichterstimmen über das Lotteriespiel. Hrsg. v. Herm. Oesterwitz [dem Verleger!]. Dessau o. J.

Jüngere Abhandlungen.

Von jüngeren Abhandlungen resp. Monographien wären vielleicht noch zu nennen: Alfred Kitt, D. d. Liebeslied i. d. zweiten Hälfte des XIX. Jh.'s. Lpz. o. J.; Erwin Kircher, Volksl. u.

---

[1]) Von katholischer Literatur nennen wir noch: K. Hoppe, 20 Kirchenlieder. Breslau o. J.; Paul Gaide, 100 der gebräuchlichsten Kirchenlieder. Langensalza o. J.; Fest-Lieder zum 25jährigen Papst-Jubiläum Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. Essen-Ruhr o. J.; Liedersammlung für den katholischen Volksverein. Freiburg i. B., Geschäftsstelle des Charitasverbandes f. das kathol. Deutschland. M. 0,10 (Partiepreise).

[2]) Die Sanitätskolonnen könnte man vielleicht mit entsprechenden mittelalterlichen Einrichtungen vergleichen; siehe z. B.: Dr. jur. Ernst von Moeller, Die Elendbrüderschaften. Ein Beitr. z. Gesch. d. Fremdenfürsorge im Ma. Lpz. 06 (ellende = „fremd", nicht = „krank"!). Auch soziologisches Material (nebst urchristlicher Forschung) bleibt in Menge zurück!

Volkspoeſie i. d. Sturm- u. Drangzeit. (Diss. Freiburg i. Br.) Straßburg 02; muſikaliſch: H. Biſchoff, D. d. Lied. (Berlin o. J.), in: „Die Muſik“ ed. Rich. Strauß 16/17 (m. Abb.). Wichtig iſt ein Aufſatz über das von Goethe geplante „Deutſche Nationalbuch“ von Dr. Erich Petzet in den „Bll. f. d. Bayeriſche Gymnaſialweſen“ 07; am Schluſſe dieſes leider nicht zu Stande gekommenen Werkes ſollten Studenten- und Handwerkslieder publiziert werden, auch Necklieder (ein ſolches z. B. im „Freiſchütz“ Akt I, 1820/21).

Der Schluß.

Nun ſtehen auch wir am Schluſſe, allerdings rein äußerlich nur (da doch eben einmal abgeſchloſſen werden muß!); nach beinahe 15jähriger Arbeit. Seit einem halben Menſchenalter hat der Autor das Wort winiliod „ruminiert“, um dieſen Schopenhauerſchen Lieblings-Ausdruck hier paſſend zu verwenden. Dabei gelang es ihm, wie ſchon bemerkt, leider nicht, ſämtliche Nachträge in den Anmerkungen oder ſonſt anzubringen. Ehe und bevor jedoch die Ökonomie zerſtöret würde, will ich mich lieber mit den Worten Oskar Schades beſcheiden (Daz buochlin von der tohter Syon. I. Diss. Halle. Berl. [49], p. 62): Ceteram adnotationum copiam in scriniis propter spatii exiguitatem (in unſerem Falle ca. 27 Bogen Groß-Oktav!) reservandam esse doleo.

Literatur.

Die erſte Andeutung meiner winiliod-Hypotheſe gab ich in dem Buche: D. d. Lied (1900), 131; dann äußerte ich mich beſtimmter: DLZ 02, 26. Es folgte mein Hamburger Vortrag vom 6. Okt. 05 (48. Verſ. dtſch. er Philol. en u. Schulmänner, german. Sektion); vgl. den offiziellen Bericht in den „Verhandlungen“ etc., edd. Dr. K. Diſſel u. Dr. Roſenhagen, Lpz. 06, 117—19; woſelbſt ich S. 119 Karl Bücher genannt habe. Kürzer faſſen ſich Franz Schultz-Bonn (Zsfdf. 38 [06], 123)[1] und Hans Vollmer-Hamburg (Zs. f. d. Gymnaſ.-Weſ. 60 [N. F. 40], Berl. 06, 192). Man wolle auch heranziehen, was ich in meiner Beſprechung von Hoffmanns v. F. „Volkstüml. Ldr.[4]“ (ed. Prahl) ausgeführt habe (Zsfdf. 38 [06] 376—381). So wuchs dies Buch heran.

Der Torſo.

Damit ſtelle ich denn meine Arbeit öffentlich zur Schau; einen Torſo zwar nur, aber hoffentlich von Marmor. Mir ſelber gewann ich mit dieſem Buche viel, möge es nun auch nach außen Gewinn bringen![2])

---

[1]) Mit dieſer Quelle begnügt ſich Franz Joſtes-Münſter, alswelcher Forſcher s. t.: Winileodes in der Zsfda. 49 (1907/08), 306—14 ergötzliche Purzelbäume ſchlägt, die zu bewundern kein Germaniſt verſäumen möge. Es erinnern dieſe (gewiß gutgemeinten) Kunſtſtücke in ihrer Art durchaus an den ſeligen Veit Amerpach (vgl. oben S. 268[1]); aber der wird doch hoffentlich wenigſtens gewußt haben, daß leudus an ludus angelehnt iſt.

[2]) Die wertvollen Artikel „Gewinn“ und „Gewinnen“ von Hermann Wunderlich (DWB IV, 1, III, 5861—5956) konnte ich leider nicht mehr berückſichtigen; doch ſcheinen ſie häufig Beſtätigung zu bieten.

Nachträge.

S. [1]. Meine Atheteſe des „Freudenleeren" wird jetzt bekrittelt von Anton Wallner-Graz, PBB. 33,3 (1908), 544—46; ganz ohne Grund. Der Dichter der „Meerfahrt" iſt (gegen von der Hagen und Lambel) niemals in Wien geweſen (50 ff., 56); daher kann im (47) nur auf den Gewährsmann gehen. In den mitgeteilten Anfängen wechſelt die erſte mit der dritten Perſon zwar grammatiſch, aber nicht, wie in unſerem Falle, phyſiſch, gegenſtändlich. Die Konſtruktion des erſten Beiſpiels erklärt ſich aus dem Relativſatz. Die beigebrachten Composita (vröude-) ſind ſehr willkommen; ſie alle zeigen uns irdiſche Anſchauung auf himmliſche Zuſtände übertragen (wie etwa Chriſtus im Heliand als Sachſenherzog oder Maria bei Otfrid als altdeutſche Edeldame auftritt.) Imperativiſche Perſonennamen ſind zum Vergleiche nicht heranzuziehen (hoffentlich erklärt doch Wallner unſer Wort nicht als: „Freu' den Leeren!"). Das Citat aus MSH. 2, 169b [ſo] beweiſt nichts, da hier kein Appellativum, ſondern ein Adjektivum vorliegt; zudem iſt der (offenbar geſuchte) Gegenſatz (leb ich vröude lôser) ganz unverkennbar, ein Wortſpiel! Es wird ſchon bei der Lesart gemachet (46) bleiben müſſen; hat doch auch niemand an dem gemachet kunt (29) Anſtoß genommen. Das mhd. machen bedeutet: „veranlaſſen" (hier durch mündliche Überlieferung). — Bei dieſer Gelegenheit ſei auch Wallners Erklärung des Winlibildes (C), wenn auch nicht aitiologiſch, ſo doch etymologiſch abgewieſen (aaO. S. 507, in dem Aufſatze: „Herren und Spielleute"). Der Held iſt höchſtens in zweiter Linie der Frauenliebling; vornehmlich präſentiert er ſich aber als Gewinner (mit ſchweizeriſchem Diminutiv: -li, winneli) und empfängt ja im Bilde auch den Turnierdank von zarter Hand.

S. 15 ff. Über die mit wini (an erſter oder zweiter Stelle) komponierten Perſonen-Namen iſt des Autors Material inzwiſchen beträchtlich gewachſen. Auf einzelne Nachträge wird hier jedoch verzichtet.

S. 112. Zur Gemination ſiehe jetzt Schatz, Altbairiſche Grammatik 101, 114.

Zu S. 129: Das erwähnte exotiſche „Geſchlechtslied" (vgl. S. 299 l) zieht auch Erich Schmidt heran: Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker. In: Die Kultur der Gegenwart I, VII. Berl. u. Lpz. 06, 1—27; daſ. S. 14, wo das Lied für die auſtraliſchen Watſchandi reklamiert wird (im Anhang einige Literatur, darunter auch Reiſebeſchreibungen). Vgl. jetzt: Ferdinand Freiherr v. Reitzenſtein, Urgeſchichte der Ehe. Ihre Bildung und ihr Entwickelungsgang. (Kulturgeſchichte der Ehe I.) Stuttg., Franckh, o. J. [08]; daſ. S. 24: „Das große Karaofeſt der Watſchandi Weſtauſtraliens . . ."

S. 131 f. Im Sprachgebrauch der Kriegerkaſte iſt auch vom „Gou-

verneur" Königlicher Prinzen die Rede, wie vom Gouverneur von Festungen u. s. w. (Also Prinzen und Festungen, Menschen und Sachen sind eins!)

S. 145 f. Zu den beiden Abschnitten: „Die „Zeitlose"" und: „Die Unrechtmäßigkeit" vgl. noch: Ignaz Zingerle, Diu Zitelôse. Innsbruck 1884. (Stellen-Sammlung und botanische Namen-Studien.)

S. 147, Anm. [1]). Meringer drückt sich so aus: „Das Anbohren des Bodens mittelst eines spitzen Holzes ... und darauf folgendes Anfreißen des Bodens".

S. 149. Von Julius Sahrs praktischem Büchlein wird soeben die dritte Auflage angekündigt.

S. 152 ff. vgl. man den instruktiven Aufsatz von Dr. A. Lipschitz: „Die Unterschiede von Wiesen und Weiden", in der „Landwirtschaftlichen Rundschau" (Beilage der „Ostpreußischen Zeitung") vom 21. März 1908; daselbst wird zitiert: Falke, Dauerweiden. Bedeutung, Anlage und Betrieb. Hannover 1907.

S. 168 f. Höchst bemerkenswert erscheint die Verwandtschaft zwischen der Bezeichnung des Jungfernhäutchens und dem Namen (ὑμήν) des Hochzeitsgottes; vgl. Serv. ad. Virg. Aen. 4, 99 (hymenæus). (Vgl. Georges I[7], 1879, 2876.)

S. 222[1]); 229[1]). Herr Professor Dr. Thuran weilt augenblicklich in Greifswald.

S. 233, Z. 9 ff. v. o. Die „Rosenlieder" des Fürsten Eulenburg werden häufig mit Klavierbegleitung gesungen.

S. 271 ff. (Geistliche Verbote): Herr Dr. E. K. Blümml nannte mir freundlichst: Johann Ilg, Gesänge und mimische Darstellungen nach den Konzilien des Ma.s Progr. Urfahr 06.

S. 290, Z. 12 v. o.: Man denke an den „Wachtelschlag!" — Z. 14 (18) v. u. lies: „mit dem Waschbleuel".

Zu S. 291 Anm. (Fortsetzung von S. 290[2]): Zu Homer scheint hier dennoch ein Weg zu führen; vgl. Böckel, Volkslieder. Einleitung CLXXIII f. Die Rhythmik des Urhexameters (vgl. Herm. Usener, Altgriechisch. Versbau Bonn 1889) könnte außerdem sehr wohl zur Spinn- oder Backstubentätigkeit in Beziehung gestanden haben.

S. 298. Zur Neidhartstelle vgl. jetzt noch: Rich. Brill, Die Schule Neidharts. Berlin 08 (Palaestra 37), 59[2]).

S. 300. Volks- und Kunstgesang können wir also jetzt zwanglos zusammenfassen in die Reimformel: „Winnelied und Minnelied." — Z. 17 v. o. lies: „ocellos" statt: „ocellus".

S. 305 f. Vgl. jetzt noch: Lb. f. deutsche Jünglingsvereine. 124 geistl. u. weltl. Gesänge f. drei- u. vierst. Männerchor .. in Gemeinschaft mit dem Bundesagenten des Ostdeutschen Jünglingsbundes Herrn Past. Ernst Wartmann sorgfältig ausgearbeitet von Rudolph Palme op. 70. Lpz. (Hesse) o. J. [07?]; 22 Rubriken.

S. 313 f. Unter den Ausgaben des „Wunderhorns" ist auch noch zu nennen die zu Lpz. o. J. erschienene Edition in Reclams „Universal-Bibl." (Nrr. 1251—56).

S. 320. Als ein richtiges Familienbuch ist gedacht und angelegt die Sammlung: Unsere Lieder. Musikalischer Hausschatz bearb. v. Franz Abt, Vinzenz Lachner und Ludwig Liebe. I—IV. Lahr (Schauenburg) o. J. (Singstimme mit Klavierbegleitung.) Der Titel erinnert an „Fink-Tschirch" vgl. oben S. 199, 204.

S. 338. Zur sozialdemokratischen „Anlehnung". Von wem rührt das Lied her: „Das Teilen ist des Bruders (Sozi's?) Lust, das Teilen. Das muß ein schlechter Bruder (Sozi?) sein, dem niemals fiel das Teilen ein, Das Teilen". (Frei nach Wilhelm Müller!)

S. 358. Hier ist nachzutragen: Lieder für Bergleute. Ges. u. hrsg. von der Gesellsch. „Glück auf Arschleder" zu Berlin. B. 59. (In Kommission bei W. Moeser. [Stall-

schreiber-Straße Nr. 34]). Auf dem Titel die Grubenhämmer und das Arschleder; 63 Nrr. o. N. in 3 Rubriken, leichter akademischer Einschlag. Die Autoren sind meist genannt; von A. Hengstenberg ist Nr. 13 Schlepperlied: „[1.] Wenn ich meinen Wagen roll', Von gehäuften Kohlen voll, Denk' ich: So bei frohem Sinn, Rollt ja auch das Leben hin". (4 Strr.).

S. 383, Anm. [1]). Vgl. noch: Das Lustwäldchen. Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit. Ges. u. hrsg. v. Franz Blei München 08.

S. 387. Das Motto: „Wo man singt" etc. rührt von Seume her, wie andere Lbb. wohl gelegentlich verraten (so z. B. die oben S. 423 genannte Versammlung: „Liedersträußchen für Freunde der Natur", auf dem Titelblatte!

S. 403. Dieser „Höchst-Rekord" ist inzwischen glänzend geschlagen worden: **7777** Taschen-Lieder-Buch. Nr. 1. (Bild: Mädchen, die Geige spielend.) Walzertraum. Leise ganz leise — Märchen und Träume — Piccolo, tsin-tsin — Ackerlied — Heut' ist ja noch heut' — Schorschel, kauf' mir ein Automobil! und andere der neuesten und beliebtesten Schlager und Modelieder zum Mitsingen. Preis 10 Pfg. Kartonniert 20 Pfg. Verlag von Hermann Augustin, Berlin C., Gertraudtenbrücke. (In Wirklichkeit nur 509 Lieder!) — Die in Österreich augenblicklich gangbaren „Schlager" findet man zusammengestellt in der Kreuzzeitung vom 10. Mai 1908.

S. 408. Über das Lied: „O du Deutschland" vgl. E.-B. Nr. 1375 (umgedichtet von Arndt).

S. 409. Vgl. noch: Auswahl deutscher Lieder, mit ein- und mehrstimmigen Weisen.[5] Lpz. 43 (Serig); 2 Teile (106 + 180 = 286 Nrr.), meist m. N.

S. 413 f. Sehr brauchbar zum Nachschlagen ist die kleine Sammlnng: Neuestes und reichhaltigstes Universal-Taschen-Buch, in welchem eine Auswahl von mehr als 1000 der beliebtesten Volks- und Gesellschaftslieder nebst Trinksprüchen aus alter und neuer Zeit in neun Abteilungen enthalten ist, (6 Bergmanns-, Reiter- u. Jägerlieder; 9 Dialektlieder.) Wien und Lpz. (A. Dorfmeister) 1853 (o. N.).

S. 414, mit Anm. [1]): Elise Stoll, Kinder- und Volkslieder, Reime und Sprüche aus Stadt u. Kanton Schaffhausen. Zürich 07. — Macht auf das Tor! Reime, Scherze und Singspiele. Hrsg. von Maria Kühn. Düsseldorf u. Lpz. o. J. [08], Karl Robert Langewiesche. (Ueber fünfhundert alte deutsche Kinderlieder. Mit einhundertundzehn Melodien. M. 1,80.) — Vgl. jetzt auch „Eugen Tharis kritische Sichtung des vorhandenen Schriftenstoffs der Kinderliederbücher" (Zeitungsnotiz): in „Flugschriften des Dürerbundes"; München, Callwey.

S. 423. Neuerdings sind vielfach kleine Büchlein o. N. beliebt, wie folgende: 40 Liedertexte zum Gebrauche bei vaterländischen Festen, Abgangsfeiern, Spaziergängen usw. der Fortbildungsschule. Hrsg. von A. Koch, Leiter der gewerbl. und kaufm. Fortbildungsschule in Gardelegen. Dortmund 1904 (Ruhfus); 28 Lieder für patriot. Feste. (Vignette: Reichsadler.) Reutlingen. Druck und Verlag von Rob. Bardtenschlager o. J. (Nr. 93.) — Über diese Zählung der Liedertexte (die Angabe der Liederzahl auf dem Titelblatte) vgl. oben S. 407.

Julius Abel, Königl. Universitätsbuchdruckerei
in Greifswald.

Teutonia

Arbeiten zur germanischen Philologie

herausgegeben

von

Dr. phil. Wilhelm Uhl
ao. Professor an der Albertus-Universität
zu Königsberg

5. Heft, Supplement

Winiliod

Zweiter Teil

Von

Wilhelm Uhl

Mit einem Portrait und neunzehn Tafeln
sowie einem Register zu beiden Teilen

Leipzig 1913
In Kommission bei H. Haessel, Verlag

Winiliod

Supplement

Von

Wilhelm Uhl

Mit einem Portrait und neunzehn Tafeln
ſowie einem Regiſter zu beiden Teilen

Leipzig 1913
In Kommiſſion bei H. Haeſſel, Verlag

Thuanus.

Vorwort.

Tantae molis erat, Romanam condere gentem.
Vergil.

Eine gute Vorrede hat bekanntlich den Zweck, übler Nachrede vorzubeugen (um dieſen alten akademiſchen Witz hier zu wiederholen). Im vorliegenden Falle können wir aber wohl der vielen Worte entraten, da die Tatſachen hoffentlich für ſich ſelber ſprechen werden. (Siehe Tafel XVII. Man beachte, wie ſchon den ſpätkarolingiſchen Schreibern das Weſen der alten Ligaturen völlig unbekannt war. Sie holten die übergeſetzten Striche herunter!)

Es bleibt uns alſo nur eine angenehme Dankespflicht zu erfüllen übrig, zunächſt gegenüber den Herren, die mir bei der oft ſchwierigen Beſchaffung der Original-Photographieen in ſo liebenswürdiger Weiſe behilflich waren. Ihre Namen ſollen hier, gleichſam wie auf einer Ehrentafel, für immer proklamiert werden. Wir ordnen die Namen gemäß der bei uns durchgeführten Reihenfolge der Handſchriften. Es braucht alſo wohl kaum noch hervorgehoben zu werden, daß allen Herren der gleiche Dank gebührt.

1. Sangallensis.
   Stiftsbibliothek zu Sankt Gallen. Bibliothekar: Dr. phil. Adolf Fäh in Sankt Gallen.
2. Monacensis 14468.
   Königliche Hof- und Staatsbibliothek zu München. Handſchriften-Abteilung: Oberbibliothekar Dr. Georg Leidinger.
3. Monacensis 19416.
   Desgleichen.
4. Parisiensis 4613.
   Bibliothèque Nationale, Paris.
5. Gothanus.
   Herzogliche Bibliothek zu Gotha. Bibliotheks-Direktor Prof. Dr. Rudolf Ehwald, Gotha.
6. Parisiensis 9654.
   Bibliothèque Nationale, Paris.
7. Eporediensis 34.
   Archivio capitolare del Duomo. Bibliothekar: C. G. Clerico in Ivrea.

8. Eporediensis 33.
Desgleichen.
9. Vaticanus.
Biblioteca Vaticana, Roma. Franz Ehrle.
10. Mutinensis.
Reale Biblioteca Estense. Bibliotecario: Prof. Comm. Giuseppe Fumagalli. — Biblioteca Capitolare del Duomo. Monsignore Bernardino Ricci, Canonico. — Modena.
11. Bruxellensis.
Bibliothèque Royale de Belgique à Bruxelles, L'administrateurinspecteur: Louis Stainier.
12. Blankenburgensis.
Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel: Herr Oberbibliothekar Professor Dr. Gustav Milchsack, Wolfenbüttel; vgl. unten S. 47 f. (Auch Guelferbytanus genannt.)

Für gütige Reproduktions-Erlaubnis (in Bezug auf das Titel-Portrait) sind wir der Königlichen Bibliothek in Berlin zu Dank verpflichtet: Herr Geheimrat Direktor Dr. Paul Schwenke; vgl. unten S. 16, Anm. 2).

Als eine Ungerechtigkeit würde ich es empfinden, wenn hier die Namen (oder Firmen) der wackeren Photographen fehlen sollten, die bei dem Werke mitgeholfen haben. Auch ihnen sei an dieser Stelle unser Dank abgestattet.

1. Sangallensis.
a) Schobinger und Sandhen, Sankt Gallen. Photographische Artikel und Ateliers.
b) Max Kiby, Königsberg. Atelier für künstlerische Portrait- und Landschafts-Photographie. Theaterstraße Nr. 8.
2. Monacensis 14468.
Max Kiby, Königsberg.
3. Monacensis 19416.
Dieselbe Firma.
4. Parisiensis 4613.
Maison Berthaud Frères, Catala Frères Successeurs. 31 Rue Bellefond (IXe). Paris.
5. Gothanus.
Hofphotograph W. Zink & Sohn. Inh.: Selma Jandt, Gotha, Augustastr. 7. Tel. 246.
6. Parisiensis 9654.
Dieselbe Firma wie sub 4.
7. Eporediensis 34.
Diese Photographie wurde zwar anscheinend „amateurmäßig", aber dennoch sehr gut und deutlich, fast künstlerisch im Domkapitel zu Ivrea hergestellt; auf die Veranlassung, sowie unter der Aufsicht des oben S. [V] sub. 7 genannten

hochwürdigsten Herrn (vielleicht gar von ihm persönlich). Wir sind ihm dafür zu großem Danke verpflichtet.

8. Eporediensis 33.

Desgleichen.

9. Vaticanus.

Fotografia Artistica diretta dall' Operatore Fotografo Pompeo Sansaïni, Roma, Via Corsi N. 45 p. p.

10. Mutinensis.

Reale Fotografia Editrice ditta P. Orlandini e Figli di Umberto Orlandini. Via Castellaro 6—8 (Casa propria). Modena. Telefono 1—69.

11. Bruxellensis.

Photographie R. Pardon, Rue de la Pépinière 18, Bruxelles.

12. Blankenburgensis (Guelferbytanus).

Photograph Adolf Herbst, Wolfenbüttel, Alter Weg 19.

Endlich (13.) das Titel-Portrait betreffend, so ist dieses hier in Königsberg, im Atelier Max Kiby reproduziert worden; nach dem uns gütigst zu diesem Zwecke überlassenen Exemplare der Königlichen Bibliothek zu Berlin; vgl. oben pag. VI; unten S. 16, Anm. 2).

Hiernach danken wir der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg, die unser Werk in tatkräftigster Weise unterstützte. Sowohl der Herr Direktor wie auch sämtliche Herren Beamten trugen unermüdlich zum Gelingen des Ganzen bei, so daß ich auch hier eine Ehrentafel aufrichten möchte; mit Nennung des jeweilig konsultierten „Spezialfaches".

Direktor: Dr. Alfred Schulze. (Allgemeines Bibliotheks-wesen und technische Fragen.)

Bibliothekare: Dr. Otto Schultz, Oberbibliothekar. (Italienisches Bibliothekswesen.)

Dr. Georg Herrmann, Oberbibliothekar. (Bücherkunde.)

Dr. Hans Ohlrich, Oberbibliothekar. (Italienische Korrespondenz.)

Dr. Heinrich Preuß. (Alphabetischer Katalog.)

Dr. Emil Ettlinger. (Palaeographie und Photographie.)

Dr. Gustav Rieken. (Auswärtiger Leihverkehr.)

Wissenschaftliche Hilfsarbeiter: Dr. Hugo Reinhold, Oberlehrer a. D. (Systematischer Katalog.)

Dr. Hermann Riesen. (Ausleihestelle).

Bibliotheks-Sekretär: Wilhelm Rindfleisch. (Spezial-Nachweisungen.)

Die beiden Monacenses und den Sangallensis konnte ich hier auf der genannten Bibliothek einsehen und kollationieren; auch wurde von dort aus die photographische Reproduktion

dieser Hss. vermittelt. Doch ist bei der Wiedergabe des Sangallensis auch eine Sankt Galler Firma beteiligt (s. o. S. VI).

Durch reges Interesse förderte mein Buch Herr Universitäts-Oberbibliothekar Prof. Dr. Theodor Ritter von Grienberger in Czernowitz; nicht minder mein verehrter Lehrer, Herr Prof. Dr. Wilhelm Meyer in Göttingen, welchem ich, außer der palaeographischen Anregung, auch eine ausführliche Interpretation der beiden Fortunatus-Stellen verdanke (s. u. S. 137f.).

Dankbar erwähnen muß ich auch die hilfreiche Unterstützung, die mir das „Auskunftsbureau der Deutschen Bibliotheken", Berlin N.W. 7, Königliche Bibliothek, zu Teil werden ließ. (Dorotheenstraße 97.)

Der Verlag Eduard Avenarius in Leipzig und die Königliche Universitäts-Buchdruckerei von Julius Abel in Greifswald haben bei der schwierigen Herstellung dieses Supplementes in hervorragender Weise mitgewirkt.

An letzter, aber nicht an schlechtester Stelle (um dieser englischen Redewendung mich hier zu bedienen) danke ich herzlichst dem verdienten Nibelungenforscher, Herrn Theodor Abeling in Berlin, der nicht nur die Korrektur in sorgfältigster Weise mitlas, sondern sich auch durch die mühsame Ausarbeitung eines zuverlässigen Registers zu beiden Teilen, sowie eines eben solchen Inhalts-Verzeichnisses zum zweiten Teile, um das Zustandekommen des vorliegenden Werkes in ganz hervorragender Weise verdient gemacht hat. Wenn schon gemeinsame Lebensarbeit die Menschenschicksale mit einander verkettet, so ist dieses ideale Zusammenwirken in der „Teutonia" gewißlich kein leerer Wahn, sondern eine Vorstufe zur höheren Ethik. ‚Viribus unitis!' ist unser Wahlspruch.

Ein Wermuthstropfen fällt endlich dennoch in den Freudenbecher: — Moriz Heyne ist nicht mehr. Wie hätte ihn dieses Resultat befriedigt! Seinen Manen widme ich dieses Buch.

Königsberg, am 16. Juni 1913.

Wilhelm Uhl.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . V—VIII

Inhalt . . . . . IX—XIII

Berichtigungen XIV

Einleitung . . . . . 1—2

Ein lächerlicher Zwischenfall — Das Kapitular Karls des Großen — Pertz und Boretius S. 1. — von Grienberger — Der Standpunkt des Autors S. 2.

1. Amerbach . . . . . 3—9

Die Praecipvae Constitvtiones — Herkunft und Schicksal S. 3. — Humanismus und Forschung S. 4. — Amerbach in Ingolstadt S. 5. — Das Latein der Karolinger — uini leoddas — Der Interpretationsversuch Amerbachs S. 6. — Kritik desselben — Erklärung desselben — uuini leodds eine Mischbildung S. 7. — leodds loden, lode — Heinrich Klenz — Moriz Heyne — Rudolf Hildebrand — Amerbachs romantische Vorstellung S. 8. — Anti-Klosterlieder und Klosterlieder — Hartmann Schedel und der Standpunkt der Germanisten — Die Ligaturen als Fehlerquelle S. 9.

2. Die sechs alten Handschriften (Pertz) . . . . . 10—43

Die 14 Handschriften — Bezeichnung bei Pertz und Boretius — Die sechs Handschriften bei Pertz — Amerbach und Baluze S. 10. — 1. Die St. Galler Handschrift S. 12. — 2. Die St. Emmeraner Handschrift S. 12. — 3. Die Tegernseer Handschrift S. 13. — 4. Die Pariser Handschrift 4613 S. 14. — Albé Sirmond — Jaques Auguste de Thou der Ältere — Thuani historia sui temporis S. 15. — J. A. de Thou der Jüngere — François-Auguste de Thou S. 16. — Die Königliche Bibliothek zu Paris — de Thous Privatbibliothek S. 17. — Capitula Regum Franciae — Die Entstehung der Bibliothek de Thous S. 18. — Samuel Buckley — Pierre Pithou S. 19. — Colbert S. 20. — Menarsus — Ludwig XV — Der Katalog der National-Bibliothek S. 21. — Ius civile italicum S. 22. — Ius civile Francicum S. 23. — varia — Der Charakter der Handschrift — Kaiser Karl und die Liebesbriefe der Nonnen S. 24. — Die „Akribie" — Eine Handschrift allerersten Ranges — Schriftprobe S. 25. — Petrus Pithoeus S. 26. — Falsche Angaben — Colbert und de Ménars S. 27. — Die Pariser Nationalbibliothek — Leopold Delisles — Amyot — Jean Gosselin — Isaac Casaubonus — Nicolas Rigault (der Ältere) S. 28. — Die Bibliothek der Katharina von Medizi — Die Bibel Karls des Kahlen — Das Kloster Corbie S. 29. — Jacob Püterich von Reicherzhausen S. 30. — Ex libris — Weiter die Königliche Bibliothek S. 31. — Pierre Dupuy S. 32. — Die Bibliothek Dupuy — Nicolaus Rigaults Katalog —

Seite

Die Bibliotheca Thuana S. 33. — Franz von Thou, Jérôme Bignon — Colbert S. 34. — Etienne Baluze — Mazarin S. 35. — Bernard de Montfaucon — Nicolas Clément S. 36. — Louvois — Melchisedec Thévenot — Die Colbertschen Manuscripte gelangen in die Königliche Bibliothek S. 37. — Der zehnbändige Katalog — Die Provenienz der codices — Die Bibliotheca Thuana S. 38. — Menarsus — Die Handschriften-Abteilung S. 39. — Dr. Johannes Merkel S. 40. — 5. Die Gothaer Handschrift S. 40. — Beschreibung — ueni leudus S. 41. — 6. Codex regius Parisiensis inter Supplementa latina N$_t$ 75. S. 42.

3. Die sechs neuen Handschriften (Boretius) . . . . . 43—49

Zusammenstellung S. 43. — 7. Eporediensis 34, Boretius nr. 1. — 8. Eporediensis 33, Boretius nr. 2 S. 44. — 9. Boretius nr. 6. — 10. Boretius nr. 10. — 11. Boretius nr. 12. — 12. Boretius nr. 14. S. 46. — Übersicht der Tafeln S. 48.

4. Das Verwandtschaftsverhältnis der zwölf Handschriften . 49—65

Der Stammbaum — Die Handschrift A S. 49. — Tironische Noten-Brouillons — Ludwig Traube — Franz Steffens S. 50. — Die karolingische Minuskel S. 51. — Die merowingische Schrift — Th. R. v. Sickel — Der liber diurnus — Die paläographische Bedeutung des codex S. 52. — Die Kürzungen — „Doppelsiglen" — „Kontraktionen" S. 53. — Der Archetypus — Die Kanonisierung der karolingischen Minuskel — Alkuin S. 54. — Die Pertzischen „Schrifttafeln" — Der codex annalium Laureshamensium — Die Siglen in den Annalen S. 55 — Die Lorscher Annalen — Johannes Mabillon S. 56 — Das Dechiffrier-System — Mißverständnisse — Die Ueberlieferung — Die Verwandtschaftsverhältnisse der Hss. S. 57. — Die beiden Pariser Manuskripte — B und der Mettensis — Die Kapitelzählung — Alter und Wert der recensio AB S. 58. — Hs. D — Die zweite Klasse — Der Wert der Hss. der zweiten Klasse S. 59. — Anlage und Orthographie der Hss. — AB und D S. 60. — G. Krätzinger — Die Karolingische Reform S. 61. — Urkundenlehre und Paläographie — Die Epoche der Mißverständnisse — Der Parisiensis 4613 S. 62. — Heinrich Bergner — „Anleitung zur deutschen Paläographie" S. 63. — Literatur zur Paläographie S. 64. — Ergebnis S. 65.

5. Die Lesart des Archetypus . . . . . 66—71

Das Ur-Brouillon — die drei Abkürzungen — die erste Kompositions-Hälfte S. 66. — ibi — eine Handzeichnung als Erklärung — der Druck Amerbachs — Paläographie und Photographie: Literatur S. 67. — Das „photographische Archiv" — Ludwig Traube — M. Tangl — F. A. Ebert S. 68. — Weitere Literatur — Lexicon Abbreviaturarum S. 69. — Wilhelm Meyer — von Grienberger — die Schlußzeile der Kapitularstelle S. 70.

6. Du Cange . . . . . 71—87

Die Lexikographie der mittelalterlichen Latinität — die Benediktiner — „Spezialwörterbücher" — das glossarium S. 72. —

Seite

Ludwig Traube S. 72. — claustra fem. sing. — bei Du Cange und Pertz — was claustra bezeichnet S. 73. — clausura — Felix Dahn — „Klöster im engeren Sinne" S. 74. — Die Formulae Merovingici et Karoli Aevi — der Thesaurus linguae latinae — das Glossarium mediae et infimae latinitatis — Claustra feminini generis — das Glossarium Manuale S. 75. — Pertz und Boretius — Zurück zur Textkritik! — die derivata von claustrum — die beiden abgeleiteten Adjektiva S. 76. — claustrarius — praesumere — von Standespersonen gebraucht — unser Kapitular zum Teil eine Abwehr gegen die Übergriffe der geistlichen Würdenträger S. 77. — Kneiperei und Minnetrinken — die Glockentaufe — der römische Schuh S. 78. — Die vita communis — praesumere ist praeter solitum sumere — praesumptor Rädelsführer — die Adjektive — das Wort findet nicht auf die Nonnen Anwendung S. 79. — Die Rechtslage der Nonnen: Literatur — nonnanes keine Kanonissen — keine Nonne darf die claustra verlassen — der presbyter S. 80. — praesumere im Liber Diurnus — in der Benediktiner-Regel — nullatenus S. 81. — praesumptuositas — praesumere auch von geistlichen Würdenträgerinnen gesagt — der Kreis der praesumentes S. 82. — incauta praesumptio — indebita praesumptio — inlicitae presumtiones (Dämonenkult) — de clericorum percussoribus S. 83. — praesumptor „Nassauer" — Modernist — Missetäter — praesumptiose — die statuta decretalia — „Steuerhinterzieher" — die Bedeutung von praesumere ist „sich gewisse Rechte anmaßen, die nur einer höheren Instanz gebühren" S. 85. — Die Kapitularien lehnen sich im Sprachgebrauch an die Benediktiner-Regel an — die zwölf Thesen unserer „General-Interpretation" der Kapitularstelle S. 86.

7. Das Arbeitslied . . . . . 87—131

Die Arbeitslieder in den Klöstern, scribere und mittere — unser Kapitular ein orthodoxes Dokument S. 87. — Laienschwestern und Nonnen — das lebenslängliche Verweilen in der Klausur — Ordinierte und Nichtordinierte — sie saßen promiscue S. 88. — Dieser Konfundierung will unser Kapitular entgegenarbeiten — die praktische Seite daran — die juristische Seite — unsere Kapitularstelle hat mit „Liedern" absolut nichts zu tun S. 89. — Besprechungen und Anzeigen, die das „Winiliod" erfahren hat S. 90. — Zusätze, die sich inzwischen für die Winiliod-Hypothese ergeben haben: Zu S. 151, Christian Hostmann S. 91. — Georg Gruppe — Rud. Meringer — Richard Braungart — L. Jacobi — Carl Brasch — Eduard Meyer — Eduard Hahn S. 92. — S. R. Steinmetz — nochmals Eduard Hahn — die Frau beim Hackbau — Heinrich Schurtz — das Verbum winnan S. 93. — Landwirtschaftliche Metaphern — anziehend und einnehmend — Scherz und Humor in der Muttersprache S. 94. — Wilhelm Fleischmann und Robert Gradmann — die Egge in der Wandlung der Technik S. 95. — Das winiliod — „Knochenmühle" — Valtyr Guðmundsson über „Ackerbau" — Hehn S. 96. — Erich Blume — Blümner — Wilhelm Fleischmann — K. Walther — Chr. Ed. Langethal — Alfons Dopsch — Joh. Franck — winnen: „das Feld bearbeiten S. 97. —

Das „Magdalénien“ — Moritz Hoernes — B. Crane — Seite
Heyne zu ecchol — die Egge in der Heraldik — Justus
Jolly S. 98. — Das „Ereggte“ und der „Erdrutsch“ —
nochmals Ed. Hahn. — Zu S. 152. — Zu S. 161. —
Zu S. 165. — Zu S. 167, — Zu S. 169. S. 99. — —
Zu S. 170 — Carl Siebs. — Zu S. 172 — Schnitterlied
von A. Gubalke. — Zu S. 175. S. 100. — — Zu S. 176.
— Zu S. 180. — Zu S. 181. — Zu S. 185. S. 101. — —
Zu S. 188[1]. — Zu S. 190[2]. — Zu S. 192. — Eine histo-
rische Überwurst. — Zu S. 194. S. 102. — — Zu S. 204.
— Zu S. 205. — Des letzten Turmwächters Tod. — Zu
S. 207. S. 103. — — Zu S. 211. — Zu S. 215. — Zu
S. 234. — Zu S. 235. S. 104. — — Zu S. 238. — Zu
S. 258. — Zu S. 262. — Zu S. 267. — Zu S. 274. —
Der Klang handwerklicher Werkzeuge S. 105. — — Ost-
preußische Glockensprache. S. 106. — — Zu S. 275. — Zu
S. 276. — Zu S. 277, Anm. [1]). — Zu S. 280f. — Alt-
schwäbische Wächterrufe. S. 107. — — Zu S. 282. —
1. Cris de Paris. S. 108. — — 2. Bruno Lehmann —
3. Adalbert Bezzenberger — 4. Hedwig Schirmer —
5. Wilhelm Kleefeld. — Zu S. 285. — Zu S. 284. — Zu
S. 286. S. 109. — — Zu S. 287. — Zu S. 288. — Zu
S. 290. — Zu S. 292. — Zu S. 294. — Simon Dachs'
Schützenlied. S. 110. — — Zu S. 297. — gud wine —
Zu S. 299[1]. S. 112. — — Zu S. 300. — Zu S. 302. —
Zu S. 304. — Zu S. 305. — Zu S. 306. — Zu S. 307.
Zu S. 316. — Zu S. 326. — Zu S. 327. S. 113. — —
Zu S. 333. — Zu S. 341. — Zu S. 342. — Zu S. 343.
Zu S. 351. — Zu S. 352. — Zu S. 363 Anm. [1]). S. 114.
— — Zu S. 366. — Zu S. 370. — Zu S. 371. — Zu
S. 383 — Die „Anthropophyteia“ — „Danny“. — Zu
S. 385. — Zu S. 388. S. 115. — — Der Kuckucksruf in
der Tonkunst S. 116. — — Zu S. 396. — Zu S. 398. —
Zu S. 400. — Zu S. 402. — Zu S. 415. S. 117. — —
Zu S. 417. — Zu S. 418. — Zu S. 420. — Zu S. 421.
S. 118. — — Nachträge, die sich auf den „Positiven Teil“
(B) des Winiliod (S. 60—151) beziehen. S. 118. — —
Zu S. 61. — Zu S. 63. — Zu S. 65. — Zu S. 67. —
Zu S. 68. — Zu S. 69. — Zu S. 70. — Zu S. 71. S. 119.
— — Zu S. 72. — Zu S. 73. — Zu S. 74. — Zu S. 75.
— Zu S. 77. — Zu S. 80. — Zu S. 82. — Zu S. 87. —
Zu S. 89: Übertragung. — Das Senden von Zelle zu
Zelle. S. 120. — — scribere. — Zu S. 91. — Zu S. 92:
Der Aberglauben. — cantica rustica „Landwirtschaftliche
Lieder“. — Zu S. 93. — Zu S. 94. — Zu S. 96. — Zu
S. 97. — Zu S. 98. — Zu S. 100. S. 121. — — Zu
S. 101. — „Auff!“ — Zu S. 103. — Zu S. 105. — Zu
S. 112. — Zu S. 113. — Zu S. 116. S. 122. — — Zu
S. 121. — Zu S. 122. — Zu S. 123. — Zu S. 124:
winnan wundarquâla — Weibliche Kräfte in der Landwirt-
schaft S. 123. — — Karl Steinbrück — Georg Friedrich
Knapp — Ludwig Stephinger. — Zu S. 125. — Zu S. 129.
— coire S. 124. — — Zu S. 131. — Zu S. 132. — Zu
S. 133. — ritzen — Zu S. 134: 1. Wenk — 2. F. Müller-
Lyer — 3. Max Moßkowski — Herm. S. Rehm S. 125.
— — Zu S. 134 — Zu S. 137. S. 126. — — Zu S. 139:
Die Ausdrücke der depositio — verschleißen — Das Spott-
lied — Die ungeschickten Bewegungen. S. 127. — —

Bürgers Webelied — Das Kinderspottlied — Zu S. 141. Die Rodung — Nachbar und Gewinner S. 128. — — 1. Winning Words — 2. K. Woltereck — 3. Friedrich Kaufmann — Des Landwirts Last und der Wirtschaft Schande — Zu S. 142 — carmina rustica — Zu S. 143 — Lied der Spinnerinnen S. 129. — — Zu S. 145 — Zu S. 146 — Zu S. 146 f. Eggen — Zu S. 147. S. 130. — — Zu S. 149. — Zu S. 585. S. 131. Seite

8. Die Eigennamen . . . . . 131—133

Weitere Sammlung von „modernen" Personen- (und Orts-) Namen S. 131.

9. Die Königsboten . . . . . 133—134

(missi dominici.) Diese Bezeichnung hatte ursprünglich keinen edleren Beigeschmack — erforderten später eine pekuniär unabhängige Stellung — Paul Alberdingk Thijm S. 133. — Die Einhardstelle daselbst — F. Platz — Der Kompetenzkonflikt S. 134.

10. Diverse Nachträge . . . . . 134—141

A. Zum Winiliod. Zu S. 2. Helle S. 134. — Ludwig Waehler — F. A. Pischon — Beginn der modernen Hypothese: Wackernagel — Geibel — Wilhelm Leonhardt — Wolfgang Golther: „Das Schreiben und Versenden von winiliod" — Zu S. 58 f. J. F. Böhmer-Mühlbacher-Lechner S. 135. — — Zu S. 155: Consuetudines monasticae S. 136.

B. Zum Supplement. Zu S. 13 f. Die Münchener Fulgentius-Hs.: Otto Friebel. — Zu S. 44 f. — Zu S. 65: Edward Maunde — Aloys Meister — Zu S. 96 „Egge" (Johannes Hoops) S. 136. — — Säende Bauern. — Zu S. 97. Albrecht Thaer — A. H. v. Steindel. — Zu 100. Das Lied von der Mühle. — Zu S. 110 (Fortunatus). Prof. Dr. Wilhelm Meyer über die Fortunatus-Stellen S. 137. — — Zu S. 131. S. 138.

Bausteine: 1. C. Hentze. — 2. Wir Weibgesellen. — 3. Zum „Werbelied". — 4. Alfred de Vigny. — 5. Das Steinsetzerlied S. 139. — — 6. Ein neues Bonner Studentenlied S. 140. — — 7. Zu S. 363. Kallistophanes von Theben — 8. Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten — 9. Zum Supplement S. 134. — 10. Zum Winiliod S. 65 — 11. Eggen S. 141. — — 12. Johann Ilg. — 13. Chr. Johnen. — 14. W. Heinz. — 15. Das Fleischerquartal. — 16. Willy Rath S. 142.

Register . . . . . 143—155

Beilagen: ein Portrait und neunzehn Tafeln.

Berichtigungen.

(Vor Beginn der Lektüre nachzutragen).

Seite 12, Zeile 19 v. o. lies: Tafel 5 und 6.

Seite 13, Zeile 17 v. o. lies: Tafel 8.

Seite 14, Zeile 24 v. o. lies: Tafel 9.

Seite 43, Zeile 2 v. u. lies: Vorzug.

Seite 56, Anmerkung 1, Zeile 3 setze eine Klammer hinter „Dombibliothek".

Seite 57, Zeile 5 v. u. lies: extenso, statt extensio.

Seite 65, Norm. Die Zeile ist zu glätten, da die erste Hälfte beim Druck „verrutschte".

Seite 66, Anmerkung 1. Das hier an erster Stelle aufgeführte Zitat ist irrtümlicher Weise später wiederholt (Seite 70, Zeile 6 f.)

Seite 67, Zeile 2 v. o. lies: uuini statt uuine.

Seite 70, Zeile 7 v. o. setze am Schluß eine runde Klammer. (Vgl. S. 66, 1).

Seite 79, Zeile 16 v. u. lies besser: Wisigoth. statt Wisi goth.; die Trennung der beiden Hälften fällt dem „kleinen" Du Cange zur Last, der hier diplomatisch wiedergegeben werden sollte.

Seite 80, Zeile 25 v. o. lies: monachis statt monacis. (Doch ließe sich monacis vielleicht rechtfertigen.) — Ebenda Zeile 11 v. u. lies: Dispensation.

Seite 86, Anmerkung 1: Statt 1911 lies 1910!

Seite 90, Zeile 1 v. u.: Der Hauptschriftleiter der „Deutschen Tageszeitung" heißt allerdings: Dr. Georg Oertel!

Seite 92, Zeile 30 v. o.: Hier ist hinter dem Worte „Feldbestellung" ein Komma zu setzen.

Seite 93, Zeile 11 v. o.: Statt „Heidelberg 190 " ist zu lesen: „Heidelberg 1908". — Zeile 12 v. o.: Statt Uns lies: Aus.

Seite 101, Zeile 7 v. o.: Statt Ramsch lies: Ranisch.

Seite 105, Zeile 3 v. o. lies: Zu S. 236.

Seite 106, Zeile 22 v. u. lies: Ähnliche.

Seite 110, Zeile 18 v. o. lies: „Moriz" statt „Moritz".

Seite 110, Zeile 25 v. o. lies: Dr. Paul Rhode.

Seite 121, Zeile 16 v. o.: Statt Landwirschaftliche lies: Landwirtschaftliche.

Seite 125, Zeile 11 v. o. lies: Menschen und Sachen.

Seite 125, Zeile 18 v. u.: Statt Teutologie lies: Tautologie.

Seite 125, Zeile 21 v. o. lies: „Moriz" statt „Moritz".

Seite 126, Zeile 1 lies: Zu S. 135.

Einleitung.

Motto:

Tant de bruit pour une omelette!

Die Geschichte der Wissenschaften ist reich an lächerlichen Zwischenfällen. Einer der lächerlichsten dieser Art hat sich jedoch jüngst in der deutschen Philologie ereignet. Es lohnt schon der Mühe, hier etwas weiter auszuholen.

Weit über ein Jahrtausend reicht das Kapitular Karls des Großen zurück, um welches es sich hier handelt. Das nur fragmentarisch angelegte Stück war als „Zwischen-Instruktion" für die Königsboten bestimmt[1]); es ist zu Aachen datiert vom 23. März 789 (letzte Ausgaben bei Pertz 68ff., Boretius 62ff.). Aber nur knapp ein halbes Jahrtausend (genau sogar nur seit 365 Jahren!) ist dieser „Gesetzes-Entwurf" in der wissenschaftlichen Welt bekannt. Unser erstes Kapitel handelt über Amerbach und seine Ausgabe. Sie gilt mit Recht als antiquiert. Aber auch die kritischen Editionen, die uns jetzt zu Gebote stehen (Pertz und Boretius), leiden immer noch an Unvollständigkeit des Varianten-Apparates, so daß eine gewisse Willkürlichkeit in der Textkonstitution, bei Boretius insbesondere, zu Tage tritt.

Es war in der wissenschaftlichen Welt schon lange die Tradition herrschend, daß Pertz weit zuverlässiger sei als Boretius[2]). Seine Editionen gelten als die korrekteren, wenn auch Boretius weit mehr Material an der Hand hatte; gerade dieser Umstand mag ihm zuweilen den freien Überblick getrübt haben! Pertz ist der Meister in unerschütterlicher Handhabung der philologischen Akribie, die von Boretius zuweilen außer Acht gelassen

[1]) Vgl. über alle diese Verhältnisse W. Uhl, Winiliod (Teutonia V), Lpzg. 1908, S. 31—60; mit Literatur-Angaben.

[2]) Im „Winiliod" habe ich dies ausdrücklich hervorgehoben; vgl. S. 44 Anm. [1]): „... (Pertz ist auch hier wieder in der Anordnung zuverlässiger als Boretius!)". Das sollte also heißen, daß der Text bei Boretius besser sei. Nunmehr kommt auch diese Ansicht ins Wanken!

Typus, der sich öfters wiederholt.) Er macht die bekannten Humanistensorgen durch: frühe Heirat, zahlreiche Familie, wirtschaftliche Schwierigkeiten. Die Gelegenheitsdichtung dieser Kreise ist ihm nicht fremd; er sucht und findet Mäcene. Einst Luthers Anhänger, kehrt er später, vom Schicksal gebeugt, in den Schoß der Kirche zurück. So konnte seine Produktivität sich nicht einheitlich entfalten. Gute Ansätze gehen verloren, wertvolle Errungenschaften werden verdunkelt. Bei alledem (das muß nachdrücklich betont werden!) weit mehr Licht als Schatten. Eine höchst anziehende Gestalt der Spätrenaissance; würdig einer Monographie, wie sie uns Carl Krause über Eoban geschenkt hat (Helius Eobanus Hessus. Sein Leben und seine Werke. Zwei Bände. Gotha 1879).

Die geschilderten Widersprüche im Wesen Amerbachs (ich behalte lieber diese Schreibung bei, statt der unleidlichen Zwitterform: „Amerpach")[1]) erweisen sich ganz besonders deutlich, wenn wir seine Beschäftigung mit den karolingischen Altertümern ins Auge fassen.

Conrad Celtes hatte durch seine Ausgabe der Werke Hroswithas (Nürnberg 1501) das Interesse für die ottonische Periode geweckt; nun drängte es den humanistischen Spürsinn, zeitlich noch höher hinaufzugreifen. Die fränkischen Zustände waren damals eine völlige terra incognita. Aber das Weltreich Karls V. forderte zu einer Vergleichung mit dem imperium des großen Namensvetters gebieterisch heraus; namentlich die Geschichte der Wissenschaften in beiden Zeitaltern erheischte eine Parallele. Hatte doch auch Karl der Große so unendlich viel für die geistige Hebung des Volkes geleistet; teils im Bunde mit der Geistlichkeit, teils im antiklerikalen Kampfe. Die populäre Überlieferung hat später beide Gestalten zusammengeschweißt; das geheimnisvolle Runenschwert Karls des Großen (in Immermanns „Münchhausen") ist ein Beweis hierfür. Dergleichen Raritäten hegten die Habsburger gern (die Ambraser Sammlung!) Auch die Einhard und Alkuin haben ihre entsprechenden Abbilder im Secento; die Amerpach und Pithoeus konnten sich mutatis mutandis als Hofhistoriographen fühlen! In seiner praefatio dicatoria hat Veit Amerbach „hochpolitische" Töne angeschlagen; so z. B. A_3 IIII^{a}f., wo er von der Türkengefahr spricht. Dieser humanistische Zug, das halb unbewußte Streben nach Einfluß (im „Umgang" mit den Großen) ist ein bezeichnendes Symptom

[1]) Oder ist „Emmerpach" als deutsche Nebenform gesichert? Johannes Emmerpach (1443—1513) scheint jedoch ebenfalls eine abgekürzte Latinisierung im Namen zu führen. — Vgl. im Allgemeinen: Th. Burckhardt-Biedermann, Bonifacius Amerbach und die Reformation. Basel 1894. (Mit Literatur.) Daselbst ein Portrait des Bonifacius Amerbach!

der literarischen Renaissance. Dieses Streben beginnt schon am Hofe Karls des Großen, weshalb man seine Zeit nicht mit Unrecht als „Proto-Renaissance" bezeichnet hat. So vereinigt ein gemeinsames Etwas diese beiden so weit auseinanderliegenden Epochen; ihr Grundzug ist durchaus antik.

Amerbachs Tätigkeit zu Ingolstadt, woselbst er 200 Gulden Gehalt bezog, war überwiegend von philologischer Natur[1]). Als Autor pflegte er die Ciceronianische Schreibart. Sein Lehrauftrag forderte zwei sechsstündige collegia von ihm (Rhetorik und Aristoteles). Das Verhältnis zu den Amtsgenossen war ein gutes. Nur ein einziges Mal scheint eine geringe Reiberei vorgekommen zu sein![2]) Wenn man die Geschichte des Humanismus betrachtet, so wird man zugeben müssen, daß hier eine friedfertige Natur lange segensreich gewirkt hat. (Amerbach † 1557. Wie anders tritt uns z. B. der kampflustige Eoban entgegen!) Und zwar hatte unser Poet vermutlich die sogenannte Eloquenz-Professur inne; er war also professor poeseos, worauf das Kolleg über Rhetorik hindeutet. Aristoteles gehört (mit Logik, Metaphysik etc.) ebenfalls zu den sieben freien Künsten. Die Grammatik (nebst Dialektik) wird ergänzt durch die Philosophie (mit Astronomie, Musik etc.); so repräsentiert die Rhetorik das trivium, Aristoteles das quadrivium. Amerbach war demnach der „liberale Artist", wie Eoban, mit Unterschied natürlich, von 1517 bis 1526 in Erfurt[3]). Amerbach und Eoban sind beide Latinisten gewesen; im Gegensatz z. B. zu dem Gräzisten Joachim Camerarius, Melanchthons Lieblingsschüler, der 1526, gleichzeitig mit Eoban, an die neugegründete Nürnberger Stadtschule berufen wurde.

---

[1]) Vgl. Dr. Carl Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. Zwei Bände. München 1872. Vgl. daf. I, 212 f., 227; II, 489 (wo sub no. 39 das Jahr der Berufung nach Ingolstadt irrtümlich mit der Zahl 1543 angegeben wird, während I, 212 richtig 1543 steht.

[2]) Prantl I, 213 berichtet darüber Folgendes: „Während seiner zwölfjährigen [hiernach wäre also 1543 doch nicht richtig?] anregenden Wirksamkeit (bis zu seinem Tode 1557) finden wir ihn einmal (1549) in einem Conflicte mit dem Senate wegen eines komischen Gedichtes unter dem Titel „Doctor", in welchem man eine Verhöhnung der Universitäten überhaupt und insbesondere der Ingolstädtischen erblickte; in dem die Erklärung des Verfassers, daß er das Gedicht dem Rector Erasmus Wolf gezeigt habe[,] und dieser es mit Vergnügen nach Augsburg in die Druckerei geschickt habe, den Senat nicht zu beschwichtigen vermochte, wurde Amerbach verurtheilt, die Exemplare auf seine Kosten vom Buchdrucker zurückzukaufen und zu vernichten." (Arch. d. Univ., D, III, Nr. 7, f. 177.)

[3]) Krause I, 219 ff.: Eoban erhielt „einen besoldeten Lehrstuhl der classischen Sprachwissenschaft", doch beschränkte er sich auf das Lateinische! So auch Amerbach; daß er trotzdem über Aristoteles las, wird einem Kenner der damaligen Zustände nicht verwunderlich sein.

Die Beschäftigung mit dem Latein der Karolinger mußte einem damaligen Philologen große Schwierigkeiten bereiten; erstens wegen der oft mangelhaften Vorbildung der Forscher, zweitens wegen des fast gänzlichen Fehlens von Hilfsmitteln. Letzteres ist ein Übelstand, der sich noch heute recht deutlich fühlbar macht. Aber auch was unsere „Vorbildung" betrifft (die wir doch jetzt so herrlich weit es gebracht haben!), so versagt sie noch immer in vielen Fällen vollständig! Ein lehrreicher Beweis für diese Behauptung ist ja eben die vorliegende winiliod-Schrift. Der Germanist soll auch Palaeograph sein!

Die erwähnte kleine Sammlung Amerbachs kennzeichnet sich bereits im Titel als Auswahl (Praecipvae Constitvtiones); innerhalb der einzelnen Gesetze ist aber wohl durchweg vollständige Mitteilung aller Paragraphen angestrebt. So wurde denn auch unser Capitulare Generale A. 789 nicht im Auszuge, sondern in extenso wiedergegeben; vgl. Amerbach p. 37[a]—40[b] (= MG, Legum Tomos I, Hannoverae 1835, hrsg. von Georg Heinrich Pertz, p. 68f.), wo sämtliche 21 §§ zu finden (der 21ste ist bei Amerbach an den 20sten angegliedert). Als Quelle (resp. Vorlage) weist Pertz (p. 67)[1]) einen Tegernseer Codex nach (jetzt in München), den Amerbach auch sonst noch benutzt hat (vgl. Pertz p. 81, 117); er ist als die hauptsächlichste, resp. einzige Quelle der Amerbachschen Publikation anzusehen. Auf fol. 38[a] bei Amerbach steht nun das fragliche Wort uini leodđas; so habe ich wenigstens im „Winiliod" S. 268, Anm. [1]) die Transskription desselben herstellen lassen. In Wirklichkeit scheint aber der vorletzte[2]) Buchstabe der zweiten Hälfte kein durchstrichenes đ, sondern ein auf den Kopf gestelltes p zu sein; und zwar ein p mit dem Häkchen nach links (Ligatur für pro). Die ganze Stelle lautet aaO. wie folgt [37[b]]:

III.

De monasterijs, ubi Nunanes sine regula sedent, uolumus, ut in uno loco cõgregatio fiat regularis, & Episcopus præuideat, ubi fieri possit, &, ut nulla abbatissa forás monasterio exire præsumat sine nostra iussione, nec sibi subditas face-[38[a]]re permittat, & earum claustra sint bene firmata, & nullatenus ibi uini leodđs scribere, uel mittere præsumat, & de pallore earum propter sanguinem nouationem.

Mit dem hierauf unmittelbar folgenden Interpretations-Versuche des Herausgebers brauchen wir uns hier nicht weiter

---

[1]) Woselbst es heißt: C.[odex] bibl. reg. Monacensis inter libros Tegernseenses, unde Amerpachii editio manavit. Pertz gab diesem Kodex die dritte Stelle, also: „3." (akzeptiert von Boretius).

[2]) Sehr bemerkenswert ist es, daß zwischen đ und s der Vokal fehlt; dies spricht dafür, daß dort ursprünglich eine Ligatur stand, die mißverstanden wurde. Irrig ist die Auflösung im Index (F_5 III[b]): Vini leodas.

abzuquälen[1]); für den Fall jedoch, daß Jemand Spezialstudien anstellen will, setze ich sie her.

Hic locus est obscurus & corruptus. Opinor autem prohiberi admonitiones, quæ fiant a temulentis mulieribus de pallido colore monialium corrigendo per sanguinis nouationem, aut minutionem (ita n. [*am*] erat etiam hic adscriptum & si non integre minuationem) uelut instrumentum luxus, & lasciuiæ, ut uini leodds nomen sit Germanicum, à uine (quot latinum est in nostra lingua, & lodde, uili, aut nihili muliere, ut dicimus Lodesack, Weinschlauch, & similia. Deinde post uerbum præsumat) & coniunctionem abijciendam, & pro sanguinem, scribendum sanguinis.

Es ist nicht leicht zu verstehen, wo Amerbach hinauswill. Im ersten Satze macht er eine zweifellos richtige Bemerkung: „Diese Stelle ist dunkel und verderbt"[2]). Des Weiteren verbricht er jedoch zwei Athetesen (zu Unrecht!); nämlich die Wörter praesumat und propter, meint er, seien zu streichen. Dafür macht er zum Schluß aber noch eine treffende Emendation, indem er sanguinis für sanguinem vorschlägt (sanguin für sanguinē, eine graphische Besserung!). Endlich merkt er noch an, daß zu dem Worte nouationem wahrscheinlich minuationem hinzugeschrieben war (also: „nouationem auf Rasur"?!); auch dieses wiederum eine streng philologische Beobachtung.

Wie aber denkt sich unser Herausgeber denn eigentlich nun den Sinn dieser „dunklen und verderbten Stelle"? Er sagt: „Ich meine aber, daß hiermit etwaige Anfechtungen[3]) verboten werden, die von berauschten Weibern vorgebracht [oder „erhoben"] werden gegen den Gebrauch, die bleiche Farbe der Nonnen durch den Aderlaß zu verbessern; als ob nämlich dieser Gebrauch ein Beförderungsmittel der üppigen Vergnügungssucht und der Ausgelassenheit sei[4]); so daß uini leodds ein deutsches Wort sei, von uine [lies: uini!], welches lateinisch ist, in unserer Sprache [d. h.: „welches lateinische Wort hier, als erste Kompositionshälfte, mit einem Worte unserer Sprache, als zweiter Kompositionshälfte, verbunden auftritt"!], und lodde, d. h. von einem feilen und nichtswürdigen Weibe; wie wir [auch] sagen: „Lodesack, Weinschlauch und Ähnliches." (Die Interpunktion, die offenbar im Texte nicht geordnet ist, haben wir, wie der Leser wohl bemerkte, an einigen Stellen ändern müssen.) Man sehe die Tafeln.

Amerbach hat also, wie aus dem Gesagten hervorgeht, in uini leodds eine lateinisch-deutsche Mischbildung, resp. eine

---

[1]) Die Stelle ist zum Teil ausgehoben im „Winiliod" 268[1]); die romantische Idee von den „blassen Klosterfrauen", die noch bis auf Uhland (ebda. 164f.) und weiterhin spukt, hebt hier an.

[2]) Wir wollen doch nicht vergessen, daß Amerbach, als Erster, dies hier ausdrücklich konstatiert hat!

[3]) Ich weiß für admonitiones kein passenderes Wort zu finden; „Ermahnungen" und „Vorstellungen" klingt mir Beides zu schwach.

[4]) Oder dürfen wir, was wohl dem Sinne nach besser ist, das uelut zurückbeziehen auf admonitiones: „da diese Anfechtungen ein Beförderungsmittel . . . sind?"

Zwitter-Kompoſition vermutet; wobei vini von ihm al
Sing. des lat. Neutrums vinum angeſehen wurde. Ode
es könnte vielleicht auch der Laut der zweiten Silbe bere
Ableitungsvokal von ihm aufgefaßt worden ſein, wof
ſchwankende Schreibung uini, uine zu ſprechen ſcheint.

In der zweiten Hälfte wird ein bairiſcher Provinzia
verwendet; vgl. DWB 6, 1116 s. v. loden, lode, m
Tuchmacher nennen loden die noch haarigen, ungewalkten Tücher; i
burg iſt es eine wollene Fußdecke, vergl. unten lodweberei; ſonſt
Fetzen ſolches oder ähnliches Zeuges: lod, lump, frustum panni
Friſchlin bei Friſch 1, 619ª; ſchwäbiſch der lode. Schmid 300." L
liche Übertragung des Wortſinnes hat hier ſtattgefunde
tertium comparationis war vielleicht die rauhe, zottige
ſeite, die vernachläſſigte Kleidung. Ähnlich ſagt man, m
gewendet: „Lump" (männlich), wohl auch: „altes
(weiblich). Verwandtſchaft mit lotter (adj.) „ſchlaff", u
lotter (mask.) nequam (DWB 6, 1210f.) iſt wohl un
haft anzunehmen; vgl. die mundartliche Nebenform lo
(fem.) zu lotterei (ebda. 1115, 1212f.). Man ſpricht j
auch von ſeeliſcher Schlaffheit; ein „ungeſchorener" Me
in der Tuchmacherſprache alſo dem „ungehobelten"
Tiſchlerſprache zu vergleichen. Siehe „Winiliod" S. 138f
Dr. Heinrich Klenz, Schelten-Wörterbuch. Die Beruf
ſonders Handwerkerſchelten und Verwandtes. Straßburg
woſelbſt S. 154f. s. v. „Scherkind" zitiert wird (Beiers
werks-Lexicon 1722, S. 361): „Es ſollen, der Sage nach, d
macher anfangs nicht nur gewürcket, ſondern auch geſchoren hab
jetzige beyde Handwercke damahls eins geweſen ſeyn." Vgl. auch
macher, Tudler" (Klenz S. 154, mit Belegen) als Sch
für einen unzünftigen oder untüchtigen Tuchmacher, der „
macht. Heranzuziehen iſt Moriz Heynes Artikel: lud
cadaver, vita dissoluta, DWB 6, 1231—34; verglich
luder m. (ebda. 1234), Nebenform zu ludel m. n. (ebda.
„Lumpen, zerfetztes Zeug." Vielleicht ſind dieſe Begriffe, den
nach, alle urverwandt. An toten Tieren fällt uns das ſt
Fell auf, das zerzauſte Gefieder; dies macht den Anblic
Kadavers für uns ekelhaft oder verächtlich, gleichwie das
loſe Treiben ungeſitteter Perſonen. Vgl. die Artikel von
Hildebrand: kotze f. meretrix (DWB 6, 1901) und: l
und m. (ebda. f.): „Grobes zottiges Wollenzeug, auch Decke od
davon." Auch zwiſchen dieſen beiden Wörtern ſcheint ein
liche Wahlverwandtſchaft in der Bedeutung vorzuliegen.

Amerbachs romantiſche Phantaſie hatte nun alſo be
Interpretation unſerer Kapitularſtelle ungefähr folgende Si
im Auge. Ein bacchantiſcher jugendlicher Menſchenh
welchem die Weiblichkeit überwiegt, zieht etwa zur Faſ

zeit oder im Herbst bei der Weinlese, berauscht und randalierend vor die Pforten eines Klosters, hinter dessen Mauern ehemalige Jugendfreundinnen der weiblichen Festteilnehmerschaft in harter Frohn schmachten. Hohn und Spott klingt zu den einsamen Büßerinnen empor: „Ihr müßt nun die strenge Klosterdisziplin üben, müßt fasten, beten, euch das Haar scheren und sogar zur Ader lassen, während wir uns bei Spiel und Tanz, mit Wein und Gesang ungezwungen vergnügen dürfen!" Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. — Ein blutrünstiges Bild aus der Periode der Schauerromane, würdig der deutschen Literaturgeschichte; zumal, wenn wir uns die grausame Freude bereiten, hinter den Fenstergittern (!) die bleichen Gesichter (!) der gequälten Himmelsbräute erscheinen zu lassen. Das „Körnchen Wahrheit", das in solchen Schilderungen stecken kann, wolle man im „Winiliod", S. 68—86 nachlesen; woselbst ich über die von mir sogenannten „Anti-Klosterlieder" gehandelt habe, in ihrem Verhältnis zu den „Klosterliedern". Amerbachs humanistische Anschauungen vom älteren deutschen Mittelalter erinnern ein wenig an die Holzschnitte in der Weltchronik des Nürnberger Stadtarztes Hartmann Schedel (von Michael Wohlgemuth?); Bilder, die uns u. a. die Fabelwesen der „Herzog Ernst"-Sage vorführen (deutsche Ausgabe der Chronik 1494, Nürnberg, Anton Koberger). Auf einem ähnlichen „vorsintflutlichen" Standpunkte oder Betrachtungsweise sind aber in der winiliod-Frage die Germanisten zum Teil noch bis heute stehen geblieben.

Wenn daher diese Angelegenheit an sich für uns nur noch den Wert einer Kuriosität besitzt, so ist andererseits das Aufspüren der Fehlerquelle, die für Amerbachs Irrtum in Betracht kommt, von großer Wichtigkeit für die germanische Wissenschaft. Diese Fehlerquelle ist nämlich auf dem Gebiete der mittelalterlichen Palaeographie zu suchen; ein Umstand, der bisher völlig außer Acht gelassen wurde. (Also erst in zweiter Linie kommt die Kulturgeschichte in Betracht.) Falsche Auflösung von Ligaturen hat in den Hss. die furchtbarste Verwirrung angerichtet und die merkwürdigsten Mißverständnisse hervorgerufen; Mißverständnisse, wie man sie im 20. Jahrh. nicht mehr für möglich halten sollte. Dies wird im Einzelnen zu begründen sein; wir wenden uns daher in einem neuen Abschnitt zur Betrachtung der Hss., die für die kritische Herstellung unserer Kapitular-Bestimmung heranzuziehen sind.

2. Die sechs alten Handschriften (Pertz).

Unser Kapitular ist in 14 (nicht in 19, wie im „Winiliod" 112[1]) irrtümlich angegeben) Hss. auf uns gekommen (Herzählung derselben bei Boretius S. 62); von denen jedoch zwei, nämlich nrr. 7 u. 13, hier nicht in Betracht kommen, weil unsere Bestimmung (der § 3, resp. 19) dort, mit andern, als unwichtig übergangen oder ausgelassen worden ist. Es bleiben für uns also noch 12 Hss., von denen Pertz (S. 58) nur 6 gekannt oder doch wenigstens nur für seine textkritische Herstellung des Kapitulars benutzt hat. Die Numerierung dieser 6 Hss. ist jedoch bei Pertz (S. 67) wenigstens zum größten Teil eine andere als bei Boretius; nur die no. 4 ist beiden Herausgebern gemeinsam, und diese wird uns im Folgenden besonders lebhaft beschäftigen. Pertz 1—3 und 5—6 führen also bei Boretius andere Zahlen, was immer anzumerken sein wird, um jede Konfusion zu vermeiden. Boretius dachte teilweise anders von dem kritischen Werte (oder dem Alter) dieser oder jener Hs., auch mußte er noch 8 (für uns 8) „neue", d. h. inzwischen bekannt gewordene (von Boretius beigebrachte) Hss. berücksichtigen; so verschob sich seine Zahlenreihe 1—6 gegen Pertz, mit Ausnahme von 4 (Paris. 4613., Perg., 10. Jh.). Wir wollen später Buchstaben, resp. Siglen, für sie einführen; nach guter alter Philologensitte. Dabei wird, was die Reihenfolge betrifft, Boretius nicht immer maßgebend sein. Die wichtigste Hs., 4 (so bei Pertz und Boretius), erhält bei uns naturgemäß die Sigle A.

Die sechs Pertzischen Hss. verteilen sich auf: Sankt Gallen, München, Paris und Gotha; München und Paris sind je zweimal vertreten. Der Herausgeber hat diese Hss. zumeist erst selber entdeckt (Praefatio XII: Exploravimus).

Von diesen sechs Hss. hat Amerbach nur eine gekannt und benutzt (no. 3); schon ein wenig mehr Hss. (nämlich nrr. 1 und 4, also zwei,) hat Baluze[1]) verglichen; vgl. Pertz aaO.: ‚Codices 1 et 4 Baluzius quoque inspexerat.' Es sind dies folgende:

[1]) Er kannte aber drei Hss.; worüber später! — Etienne Baluze (1630 bis 1718), seit 1668 Professor des kanonischen Rechts am königl. Kollegium zu Paris. Seine Ausgabe führt den Titel: Capitularia regum Francorum und erschien zuerst Paris 1677 in zwei Bänden; das. I, 243 unsere Bestimmung, mit der Form vuinileodes, also nach Hs. 1 (oder 4)?! Nach Hs. 1 (wo Pertz winileudos las)? — Baluze hat ebenfalls (wie nach ihm Pertz) das capitulare generale vom capitulare monasticum getrennt; jenes ist für ihn das dritte, dieses das zweite Kapitular seiner Serie. Selbstverständlich benutzte also Baluze für diese beiden Nrr., die ja stets zusammen überliefert sind, dieselben Hss.; ausdrücklich sagt er uns das (aaO., Notæ ad Capitularia, Spalte 1038): Capitvlare tertivm. In emendando isto Capitulari iisdem antiquis codicibus usi sumus cum quibus contulimus secundum; also den Sankt Galler Kodex Nr. 733 (1 bei Pertz) und noch zwei andere; vgl. ebda. Sp. 1037; hierüber später! Merkwürdiger Weise macht Baluze in seinen Notæ (Sp. 1038) nicht den geringsten Versuch, die Wortform vuinileodes zu erklären.

1. (= Bor. nr. 3): Sankt Gallen, Stiftsbibliothek, Nr. 733; Perg., Anfang des 9. Jh. (bei uns C.). Diese Hs. wird von Pertz mit nr. 1, von Boretius mit nr. 3 bezeichnet.

Pertz hat diese Hs. als die älteste vorangestellt; er legt ihr wohl auch den meisten kritischen Wert bei. Sie ist also seine „Leiths." (wie man jetzt sagt), auch für das voraufgehende capitulare monasticum a. 789, das Pertz noch irrtümlicher Weise von dem capitulare generale a. 789, in welchem unsere Bestimmung auftritt, getrennt hat; erst Boretius faßte die beiden Stücke als duplex legationis edictum zusammen (no. 23)[1]). (Vgl. hierüber: „Winiliod" S. 43f.). Wir müssen daher annehmen, daß die La.: winileudos, die Pertz in den Text setzt, vom Sankt Galler Kodex dargeboten wird; das ist auch die Ursache, weshalb die Form bei Pertz nicht im Apparat erscheint[2]). (Bei Boretius ist diese Form natürlich im Apparat aufgeführt, unter nr. 3.) In seiner Præfatio spricht Pertz von diesem Kodex auf S. XXV. Die Hs. ist in Oktav und paginiert; ein Pergamentband von 88 Seiten. Unser Kapitular steht (oder beginnt) auf S. 64 (vgl. Bor. S. 63)[3]). Die Paragraphen-Einteilung findet sich analog bereits bei Baluze, dem Pertz hierin auch sonst folgt (vgl. z. B. MG III, 18: Capitum distinctionem Baluzianem servavi; zum Capitulare Liftinense Karlmanns v. J. 7439; doch hat schon die Hs. sichere Anhaltspunkte. Der Ligaturen sind ziemlich viele; doch findet sich in der bei Pertz (Tab. I, nr. 4) mitgeteilten Probe kaum etwas Außergewöhnliches (pp & cuum hat am Wortschluß keine Ligatur). Die Schrift ist die steile karolingische Minuskel, noch etwas der alten „langobardischen" sich nähernd; die Ligaturen sind (wie aus dem angeführten Beispiel zu ersehen), ziemlich dünn gesät, das Pergament war eben damals noch nicht so sehr teuer. Vgl. über diese Schrift W. Wattenbach: Das Schriftwesen im Mia. Lpz. 71, 190, 250 (über Karls Bestimmung in c. 71 des großen Kapitulars v. J. 789 [capitulare ecclesiasticum], die Herstellung der theologischen Schriften betreffend, Pertz S. 65). Ders., Anleitung zur lat. Pälalographie[4] Lpz. 1886, 34ff. (mit reichen Literatur-Angaben, die wir im Folgenden stets dankbar

[1]) Aus diesem Unterschiede erklärt sich die abweichende Paragraphenziffer unserer Bestimmung (§ 3 bei Pertz, § 19 bei Boretius).

[2]) Pertz hat selber kurz über diese Hs. (die v. J. 825 datiert ist!) gehandelt im: Archiv d. Ges. f. ält. dtsche. Geschskunde V, Hannover 1824, 306; vgl.: Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen, Halle 1875, S. 241f., 639. An die Pertzische Beschreibung aaO. schließt sich an: Alfred Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich. Halle 1864, S. 28f.; vgl. Verzeichnis usw., S. 242.

[3]) Ein Faksimile der Schriftart dieser Hs. bringen die MG auf Tab. I, Band III, zwischen S. 18 u. 19 eingeheftet, von Pertzens eigener Hand (?) Die Unterschrift G. H. P. fehlt hier allerdings!); s. Verzeichnis 241.

benutzen). Die erste Aufzeichnung unseres Kapitulars (bei dieser Gelegenheit sei das hier angemerkt!) muß in eine Zeit fallen, in welcher die Schreibekunst noch wenig ausgebildet war; vgl. über die merowingische Schrift Wattenbach, Anl. 24ff. (26 über die sog. „langobardische" Schrift). Erst 787 errichtete Abt Gervold die Schreibschule zu St. Wandrille; später folgte Tours, wo 796—804 Alkuin die Schreibschule leitete (aaO. 34f.). Es sei daran erinnert, daß der Sankt Galler Kodex v. J. 825 datiert ist; er bringt also unser Kapitular in einer Niederschrift, die höchstens 36 Jahre jünger sein kann als die Konzeption (vorausgesetzt immer, daß diese nicht älter ist als 789, was jedoch unwahrscheinlich). Pertz hielt daher auch den Sangallensis für die kritisch wertvollste Hs.; erst Boretius stellte in der Reihenfolge des Apparates noch die beiden Eporedienses (33 und 34) voran. Doch hierüber später; vorerst wenden wir uns zur Betrachtung der zweiten Pertzischen Hs. (bei uns = G), die allerdings 4 Jahre älter als die erste, aber kritisch doch nicht so wertvoll ist. (Pertz hat no. 1 übrigens nicht selbst verglichen; vgl. Praef. XXV). Siehe das Faksimile auf Tafel I.

2. (= Bor. nr. 8): C.[odex] bibl.[iothecae] reg.[iae] Monacensis inter libros S. Emmerammi Ratisponensis E. 91. signati, qui anno 821 exaratus est (so Pertz 67; bei uns G). Diese Hs. trägt jetzt im Gesamt-Katalog der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München die (schon bei Boretius S. 62 mitgeteilte) Nummer 14468[1]); es ist ein Pergamentband in Quart aus der Regensburger Benediktiner-Abtei Sankt Emmeram, der auf Blatt 110[b] unsere Stelle bringt. Vorher lesen wir, oder besser gesagt: auf demselben Blatte (Vorderseite) ist eingefügt das „fränkische Gebet" (MSD 58)[2]), zwischen dem Schlusse des großen capitulare ecclesiasticum a. 789 (Pertz 67, 14) und dem Anfang des capitulare monasticum a. 789 (ebda. 67, 20). Die alte Signatur der Hs. war: Em. E 91; eine andere (Rat. S. Emm. 408) gibt M.[agda] Enneccerus, Die ältesten deutschen Sprach-Denkmäler. In Lichtdrucken hrsg. Frankfurt a. M. 1897, auf Tafel 31, woselbst das fränkische Gebet, nebst Schluß und Anfang des voraufgehenden, resp. folgenden Kapitulars

[1]) Vgl. Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae Monacensis IV. II (Catal. codicum latinorum b. r. M. II. II), Monachii 1876, p. 176f.; in diesem Bande hat unsere Hs. die no. 1449, während 14468 die fortlaufende Nummer ist.

[2]) Wie auch im Katalog (aaO.) S. 177 angemerkt ist. — Der Münchener Katalog geht im Allgemeinen auf die indices Andreas Schmellers zurück; für die Emmeramer Bibliothek war jedoch der sorgfältige index von Coloman Sanft grundlegend, auf welchem dann Friedr. Heinz weiterbaute. Ihm folgten Karl Holm, Georg Thomas und Wilhelm Meyer. (Vgl. ebda. 115 Anm.)

reproduziert ist. Pertz hat von diesem Kodex (der übrigens nur 112 Bll. zählt, unsere Stelle findet sich also ziemlich am Ende) keine Probe gegeben, wenigstens nicht auf den vier Tafeln des dritten Bandes der Leges; vielleicht erschien ihm die Schrift nicht charakteristisch genug. Der Ligaturen sind auch hier nur wenige; die Hs. schreibt sogar Konjunktionen (wie z. B. das uel) ganz aus, nur das traditionelle & erscheint häufig im Innern der Wörter: tempt&, deb&; quã ist gleich quam, usw. — zu vergl. ist über diese Hs. die Abhandlung von Prof. Kunstmann[1]) (Sitzung vom 17. Nov. 1860): Sitzungsberichte der königl. bayer. Akad., Hist. Kl., München 1860, S. 540—45. Über „eine im Auftrage des Bischofes Baturich von Regensburg geschriebene Canonsammlung." Baturich war 817—847 Bischof von Regensburg; über die codices, die er schreiben ließ, vgl. Massmann im Anz. f. K. d. d. Ma.s, Jahrg. 1832, Heft I (nach Kunstmann S. 540). Die kanonischen Partien der Hs. weisen auf gallische oder span. Herkunft. (G, Tafel II.)

3. C. bibl. reg. Monacensis inter libros Tegernseenses m. s. IX, unde Amerpachii editio manavit, (Pertz 67), Monac. 19416 (Boretius 62). Pergament, Mischband, 209 Bll.; vgl. Catalogus codicum manuscriptorum . . . IV, III (= Catalogus codicum latinorum . . . II, III), Monachii 1878, p. 244 (die Nummer innerhalb des Bandes ist 1951), woselbst auch die alte Signatur (Teg. 1416) verzeichnet und es weiter heißt: S. IX (= saeculi noni) Constitutiones Karoli Magni, quas ex hoc codice edidit V. Amerpachius a. 1545. cf. Mon. Germ. Leg. I p. XXV. Dort setzt Pertz den Kodex in's 10. Jh., entgegen seiner Angabe auf S. 67 (s. o.), woselbst er ihn dem 9. Jh. zuschreibt. Auf p. XXVI spricht Pertz über ein Versehen Amerbachs, das sich noch bei Goldast[2]) und sogar im 19. Jh. findet: Amerbach übersah, daß zwischem dem Kapitularien 147 und 150 fünf Seiten getilgt sind; was eine starke Konfusion ergab. — Der Kodex ist in Klein-Oktav geschrieben, für die damalige Zeit wohl noch eine Seltenheit! Bei Boretius trägt diese Hs. die nr. 9, bei uns hier die Sigle J. — Bezüglich des übrigen Inhaltes dieser ist Folgendes zu bemerken. Auf Bl. 91 setzt eine Hand des 10. Jh.s ein, die den ganzen Rest der Hs. geschrieben hat. Zuerst finden wir die Mythologiæ des

[1]) Siehe Katalog S. 77. — Kunstmann handelt zwar vornehmlich ‚de canonicis partibus' der Hs. (vgl. den Kat. aaO.), bietet aber auch für uns manches Wichtige; so die Signaturen: Cod. Emmer E. XCI (alte), Rat. S. Emmer 468, oder cod. lat. 14, 468. 4. (neue). Die Hs. steht unter den Cimelien (vgl. ebda.). Die Schrift ist breiter als in I.

[2]) In dessen: . . . Imperatorum . . . Constitutiones . . . III, Frkft. a. M. 1713 (à Melchiore Goldasto Haiminsfeldio), woselbst p. 152—163 nur wenige Kapitularien Karls ausgehoben sind; es fehlt auch das unsrige.

Fulgentius[1]); dann folgt, von Bl. 165 an, von Demselben: Allegoria librorum Virgilii. Den Schluß bilden: Disputatio regalis et nobilissimi cuuenis Pippini cum Albino scolastico (von Bl. 193[b] an), sowie endlich: Glosa Psalterii (Bl. 194). — Der Inhalt dieser Hs. ist also, wie man sieht, überwiegend weltlicher Natur; im Gegensatz zu Hs. 2 (= H), dort findet sich mehr Geistliches. Es ist vielleicht angebracht, hierauf zu achten; Hs. 1 (= C) war ebenfalls meist „kanonisch". Unser H hier ist also im Wesentlichen eine Fulgentius-Hs.! Solche der Unterhaltungslektüre dienenden Codicis sind wohl häufig, was ihren geistlichen Teil anbetrifft, von den Schreibern etwas vernachlässigt worden. Unsere Hs. bietet (mit drei andern, s. u.) die Lesart: winileodos, welche Boretius (S. 63) in seinen Text gesetzt hat; Pertz notiert jedoch in seinem Apparat (S. 68) für diese Hs. die Form vuinileodus, und Amerbach, der den Kodex für seine Ausgabe zu Grunde gelegt hat, schreibt gar uini leodds, wie wir gesehen haben (vgl. oben S. 6). Wie soll man sich diese höchst verdächtige Diskrepanz wohl erklären? Es sind eben die bösen Ligaturen, die schon den Schreibern und dann allen Herausgebern hier einen Streich gespielt haben! Nur das photographische Faksimile vermag deutliche Auskunft zu geben. Doch hierüber im Allgemeinen später![2]) Vorläufig liegt uns daran, dem Leser schnell einen Überblick über die Hss. zu ermöglichen. Wir schreiten daher einstweilen fort und wenden uns zum nächsten Kodex. (Faksimile von H auf Tafel III.)

4. C. bibl. regiæ Paris. Nr. 4613 membr. sec. X (Pertz 67); bei Boretius (62) ebenfalls nr. 4, bei uns = A. Format: Groß-Folio, Faksimile bei Pertz, Tafel III, 2; unsere Stelle auf Bl. 80. In der Praefatio (p. XXVII) bemerkt Pertz: ‚Codice ante me usi sunt Sirmondus, cuius schedis usus Labbeus nonnulla inde evulgavit, et Baluzius qui eum Thuaneum et Colbertinum vocat.' (Vgl. oben S. 10 mit Anm. [1]) —. Dies ist unsere Haupthandschrift (A). Schon ihre Provenienz weist deutlich auf maßgebende, authentische Überlieferung hin; der Kodex stammt unzweifelhaft aus der besten recensio! Das milieu, unter welchem er auftritt, weist direkt auf den einst karolingischen Königshof hin. Wir finden die Handschrift im Privatbesitz bedeutender französischer Staatsmänner unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV.; dieser Umstand allein gibt uns schon bessere Gewähr als das (angeblich?) höhere Alter der Sankt Galler und der beiden Münchener Hss. Unser Kodex hat das Interesse dreier Männer erregt, die in der Geschichte Frankreichs eine Rolle spielten: Sirmond, de Thou

[1]) Vgl. über ihn: Adolf Ebert, Allg. Gesch. d. Lit. d. Mas im Abendlande b. z. Beginne d. XI. Jhs I[2], Lpz. 1889, 476—82. (Mode-Lektüre!)

[2]) Eine kurze Erwähnung unserer Hs. findet sich, von H. F. Massmann stammend, im Anz. f. Kunde d. d. Mas I, München 1832, Spalte 31 f. (Abdruck des fränkischen Gebetes).

und Colbert. Der Abbé Sirmond war (seit 1637) der Beichtvater Ludwigs XIII.; wir verdanken ihm eine Sammlung von Kapitularien Karls des Kahlen und einiger seiner Nachfolger[1]). Von größerer Bedeutung war Jaques Auguste de Thou, der Ältere (Thuanus)[2]). Über sein Leben hat er uns selber berichtet: Thuani commentarius de vita sua, libri VI, Orléans 1620; ein Memoirenwerk, das aber wohl nicht ganz authentisch ist. (Eine deutsche Übersetzung bei Prof. Seybold, Selbstbiographien berühmter Männer, Erster Band: Thuanus. Winterthur 1796, S. [1]—553!) Vermutlich haben Männer wie Pierre Dupuy, Nicole Rigault u. A., bei der endgiltigen Redaktion die Hand im Spiele gehabt. Das Charakterbild des Thuanus schwankt in der Geschichte, wegen seiner scheinbaren Begünstigung der Hugenotten. Er war ein guter Katholik und Royalist, neigte aber zur Partei der sog. „Politiker"[3]), der „staatsgesinnten" Männer. Die „Geschichte seiner Zeit" hat uns de Thou selber beschrieben; in einem Werke, das (nach dem bekannten Sprichworte) seltsame Schicksale gehabt hat. Das Werk führte den Titel: Thuani historia sui temporis; es behandelte im Anfang die letzten Regierungsjahre Franz des Ersten († 1547) und sollte sich weiterhin erstrecken bis zum Ausgang Heinrichs IV. (ermordet 1610). Die ganze Arbeit war in 143 Bücher eingeteilt; die ersten 18 erschienen 1604 und umfaßten die Jahre von 1543—1560. Bis zum 49. Buche reichte die i. J. 1606 erschienene Fortsetzung (resp. die neue Ausgabe), die Jahre 1560 bis 72 umfassend. Weitere Partien kamen 1607 (die Jahre 1572 bis 74) und 1608 hinzu (die Jahre 1574 bis 84); nunmehr lagen 80 Bücher vor. Im Todesjahre de Thous (1617) war das Werk auf 138 Bücher angewachsen und reichte bis 1607; diese Ausgabe (letzter Hand) kam jedoch erst 1620 heraus (besorgt durch Dupuy und Rigault[4]). Viele Stellen waren schon bei des Verfassers Lebzeiten geändert worden, weil das Werk seit 1609 auf dem Index stand[5]). Aus dem Nachlaß

[1]) Jacobi Sirmondi Soc. Jesu presbyteri Opera Varia. Tomus Tertius. Venetiis MDCCXXVIII; darin Spalte 5—284: Caroli Calvi & Suecessorum aliquot Franciae Regum capitula.

[2]) Vgl. Dr. H. Düntzer, Jaques Auguste de Thous Leben, Schriften und historische Kunst verglichen mit der der Alten. Darmstadt 1837. — Thuanus lebte von 1553 bis 1617; er wurde 1588 Staatsrat, unter Heinrich III. Später Vizepräsident des Parlamentes (unter Heinrich IV.), war er beteiligt an der Abfassung des Ediktes von Nantes (1518). Maria von Medici ernannte ihn zum Finanzdirektor.

[3]) Vgl. Francis De Crue, Le parti des Politiques au lendemain de la Saint-Barthélemy. Paris 1892, 361[a].

[4]) Beachtenswert ist der spätere Druck dieser Edition, s. t.: Thuanus restitutus. Amsterdam 1663. (Mit authentischem Texte.)

[5]) Die oben erwähnte Selbstbiographie ist im Wesentlichen als Verteidigungsschrift anzusehen; gewissermaßen als ein Nachtrag zu dem Geschichtswerke.

de Thous führte Rigault die Arbeit bis zum Ziele. Das ganze Geschichtswerk ist dann vollständig in 7 Folio-Bänden herausgekommen, London 1733[1]). Auch als Poet war de Thou produktiv; wir kennen von ihm eine posthume lat. Gedichtssammlung: Posteritati. J. Aug. Thuani Poematium, . . . Opus . . . Notis . . . perpetuis illustratum Operâ . . . J. Melanchthonis. Amstel. 1678 (Berlin). Die ganze sympathische Figur atmet den Geist der holländisch-französischen Spätrenaissance; den Geist der Hemsterhuys, Valckenaer und Ruhnken, der Scaliger, Salmasius und Villoison. Ein schöner alter Humanistenbrauch, der laudatio, die Sitte hat sich denn auch im Angedenken an den Thuanus trefflich bewährt. Von Ruhnken besitzen wir ein elogium Hemsterhusii. Die memoria des de Thou ist aber weit öfter noch gepriesen; vgl. z. B. Bernard de Ballainvilliers, Discours sur Jacq. Aug. de Thou; Egger, Eloge; Chasles[2]), Patin, Guérard, Discours présentés au concours de l'Académie francaise; sämtliche Schriften vom Jahre 1824 (Paris). Die palmengeschmückten „Unsterblichen" blicken also mit Stolz auf ihn zurück.

Thuanus besaß (aus zweiter Ehe) zwei Söhne, von denen der jüngere, der nach dem Vater Jaques-Auguste hieß, von 1609 bis 77 lebte; er war Vorsitzender des Untersuchungs-Gerichtshofes (président aux enquêtes) und wurde 1657 Gesandter in Holland[3]). In der Geschichte hat er eine bei Weitem nicht so wichtige Rolle gespielt, allerdings auch keine so tragische, wie sein älterer Bruder François-Auguste de Thou (1607—42), der zu Lyon auf dem Schaffot endete, da er sich dazu hatte verleiten lassen, an einer (im Wesentlichen gegen Richelieu gerichteten) Verschwörung teilzunehmen; diese selbst ist wohl das merkwürdigste Ereignis unter der Regierungszeit Ludwigs XIII. Dieser älteste Sohn des Thuanus war mit Cinq-Mars[4]), dem ehemals beinahe allmächtigen Günstling des Königs, befreundet und teilte am 12. Sept. 1642 dessen Schicksal. Das jugendliche Alter der beiden zum Tode Verurteilten (de Thou war 37 Jahre alt, Cinq-Mars gar

[1]) Vgl. H. Hauser, Jacques-Auguste de Thou. In: La grande encyclopédie 31, Paris o. J., p. 40. (Mit Literatur-Angaben.) — Gute (anonyme) Artikel über de Thou auch im Brockhaus und Meyer.

[2]) Philarète Chasles, Discours sur la vie et les oeuvres de Jacques-Auguste de Thou, Paris 1824. — Vgl. auch J. Collinson, The Life of Thuanus, London 1807. (Aus diesem Buche stammt unser Titel-Portrait.)

[3]) Kurze (anonyme) Nachricht über ihn: La grande encyclopédie 31, Paris o. J. 40b; das. ausführlicher (ebenfalls anonym) über den älteren Bruder. — Vgl. über den Vater noch: Bayle, Dictionnaire hist. & crit.

[4]) Henri Coiffier de Ruzé, Marquis de Cinq-Mars, 1620—42; zweiter Sohn des ruhmgekrönten Marschalls von Frankreich, des Marquis d'Effiat. Von Richelieu selber protegiert, wollte er später den Untergang seines (allerdings egoistischen) Wohltäters; ihn ereilte die gerechte Strafe. Gute (anonyme) Artikel im Brockhaus und Meyer (auch mit einiger Literatur).

erst 22 [!]) erregte in weiten Kreisen Mitleid; desgleichen die Nebenumstände (de Thou's Mitschuld ward nicht völlig erwiesen, doch ist auch seine Rehabilitation allerdings nicht geglückt). Es kam hinzu, daß der Bruder des Königs, Gaston von Orléans, der an der Verschwörung beteiligt war, sein Leben retten konnte; wiewohl ein hochverräterisches Abkommen mit Spanien getroffen war. Die Poesie hat sich der beiden Figuren bemächtigt[1]), schon die zeitgenössischen Epigrammatiker — wieder ein humanistischer Zug! — besangen die Freunde in Distichen, antiker Vorbilder von Heldengröße durch die Wahl des Metrums gedenkend. So kennen wir von Hugo Grotius[2]) ein Sinngedicht:

Morte pari periere duo: sed dispare causa:
Fit reus iste tacens: fit reus ille loquens.

(Dies bezieht sich auf die verzwickte und keineswegs lautere Art des Verhörs, durch welches man die beiden Schuldigen überführt zu haben glaubte.)

Zur königlichen Bibliothek, deren Bestände den Hauptfonds der jetzigen Pariser National-Bibliothek repräsentieren, haben beide de Thou's, der Sohn wie der Vater, in engen Beziehungen gestanden. Thuanus wurde im J. 1593 ‚grand maitre de la bibliothèque du roi', er war Nachfolger von Jacques Amyot[3]); als eines seiner Hauptverdienste wird die Erwerbung der Bibliothek der Katharina von Medici gerühmt. Der jüngere de Thou folgte seinem Vater in diesem wichtigen Amte nach; ein getreuer Berater stand ihm dabei in der Person des Bibliothekars Pierre Dupuy[4]) erfolgreich zur Seite.

Als vornehmer Humanist besaß Thuanus auch eine fürstliche Privatbibliothek; sie kam nach seinem Tode (doch nur zum Teil und auf Umwegen) an Rohan-Soubise und wurde im Jahre 1789 für 260000 frcs. verkauft. Es gibt einen gedruckten Katalog derselben, ein wissenschaftliches Werk in 2 Bänden,

[1]) Alfred de Vigny, Cinq-Mars. ou un conjuration sous Lous XIII. 2 Bde. Paris 1826. — Der neue Pitaval IV, Lpz. 1843, 2—62. — Oper ‚Cinq-Mars' von Gounod, 1877.

[2]) Der neue Pitaval IV, 55. Daselbst noch ein anderes Epigramm, von Huygens; beide mit metrischer Übertragung.

[3]) Amyot lebte von 1513—93, er war Bischof von Auxerre und übersetzte den Plutarch, sowie den Livius. Vgl. Auguste de Blignieres' Essai sur Amyot et les traducteurs français au seizième siècle, précedé d'un éloge d'Amyot. Paris 1851; dazu: Ch. Marty-Laveaux, Bibliothèque de l'école des chartes. Troisieme série. Tome troisième. Paris 1852, 497—99.

[4]) Derselbe hat später eine Rechtfertigungsschrift seines Schützlings verfaßt: Mémoires et instructions pour servir à la justifier l'innocence de messire François-Auguste de Thou. — Vgl. auch: Christ. Dupuy, Thuana. Genf 1609. (War mir noch nicht zugänglich.)

von dem Pariser Bibliothekar Joseph Quesnel, Paris 1679[1]). Daselbst lesen wir im II. Bde., S. 430, unter: Manvscripti codices: ‚Capitula Regum Franciae, fol. In fine sunt multa non edita'. Dies ist offenbar unsere Haupths. A, welche direkt oder auf Umwegen, vielleicht erst nachdem sie im Privatbesitze Colberts gewesen war, in die National-Bibliothek gekommen ist; Baluzius nannte, wie wir uns entsinnen, die Hs. den ‚codex Thuaneus', aber auch ‚Colbertinus' (vgl. oben S. 14). Über die Beziehungen der beiden de Thous zur Kgl. Bibl. fließen die Quellen spärlich, da dieser Gegenstand nicht allgemein interessiert. So fehlen solche Notizen sogar in dem Buche von Dr. H. Düntzer (Preisschrift der Bonner philos. Fakultät, dem Andenken Niebuhrs gewidmet[2]); s. o. S. 15[2]).

Über das Heranwachsen der Privatbibliothek de Thous (die zum größten Teile später in die National-Bibliothek gekommen ist), erfahren wir, daß ihr Grundstock während jener 14 Jahre gelegt sei, als de Thou Kanonikus im Kloster unserer lieben Frau zu Paris war. Er hatte in diesem Amte seinen Onkel, den Parlamentsrat Nicolas de Thou beerbt, als dieser Bischof von Chartres wurde. Dies steht bei Nicéron-Baumgarten[3]). Kurz vor der „Bartholomäusnacht" (24./25. Aug.

[1]) Vollständiger Titel: Catalogvs // Bibliothecae // Thvanae // A // Clariss. VV. Petro & Jacobo Puteanis, ordine // alphabetico primum distributus. // TVM // Secundum scientias & artes à Clariss. Viro // Ismaele Bvllialdo digestus. // NVNC Vero // Editus à Josepho Qvesnel, Parisino // & Bibliothecario. // CVM INDICE ALPHABETICO // Authorum. // (Vignette.) // Parisiis // Impensis directionis: // Prostät in eadem Bibliotheca. // Et // Apud Dom. Levesque Directionis Notarium. via S. Severini. // M. DC. LXXIX. // CVM PRIVILEGIO REGIS. // — Königsberg, Königl. u. Univ.-Bibl. Signatur: Q 69. 8. I. II.; 510 + 631 S. — Nach diesem Titel scheint die Bibliothek des Thuanus auch noch unter Colberts, ja sogar noch unter königlicher Ägide, eine gewisse Selbständigkeit gehabt zu haben.

[2]) Wir finden auch nichts dergl. bei Hans Blum, Aus dem alten Pitaval. II, Lpz. 1885, 169—260: Die Verschwörung des Cinq-Mars und de Thou (Pitaval, Band VIII, S. 1—231). Blum spricht im Vorwort zum II. Bde. S. IV von der Unrichtigkeit früherer Darstellungen. Er hat die Avenelsche Sammlung der Briefe und Staatsdepeschen Richelieus benutzt, den er sehr günstig beurteilt. (Vgl. d'Avenel, Richelieu et la monarchie absolue. 4 Bde., Paris 1884—90.) Doch ist „Der neue Pitaval" immer noch zu vgl.; s. o. S. 17[1]); die Herausgeber waren Criminaldirektor Dr. G. E. Hitzig u. Dr. W. Häring (W. Alexis). Wer ganz sicher gehen will, der greife zum alten Francois Gayot de Pitaval (1673—1743): Causes célèbres et intéressantes. 20 Bde., Paris 1734ff. (u. ö.).

[3]) Johan Peter Nicerons Nachrichten von den Begebenheiten u. Schriften berühmter Gelehrten mit einigen Zusätzen hrsg. von Siegm. Jacob Baumgarten. Zehnter Teil, Halle 1754, S. 186. (Der ganze Abschnitt über de Thou das. S. 184—226.) Nicéron-Baumgarten ist namentlich wichtig für die Druckgeschichte der Schriften des Thuanus und kommt auch sonst für die ganze Zeit in Betracht; vgl. das. V, Halle 1751 S. 190—207: Peter Pithou, und ferner XIII, ebda. 1756, S. 59—82: Jacob Sirmond (mit Portrait).

1572), deren Greuel er teilweise miterlebte, kam de Thou nach Paris; jene 14 Jahre erstrecken sich also von 1572 bis 86, von seinem neunzehnten bis zu seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre (geb. 9. Okt. 1553, gest. 17. Mai 1617). Ob der adlige Sammler in so jungen Jahren bereits das Glück hatte, unsern wertvollen Kapitularien-Kodex für seine Bücherei zu erwerben, bleibt vorläufig unentschieden; doch ist es wohl nicht sehr wahrscheinlich. Diese Frage bleibt auch noch offen, wenn wir die Darstellung heranziehen, die bei Samuel Buckley in dessen Sylloge Scriptorum, London 1733, zu finden ist; daselbst führt der XII. Schlußabschnitt den Titel: De Jacobo Thuano. Deque bibliothecae Thuaneae fato (authentische Nachrichten, zusammengetragen von Freunden des Verstorbenen[1]); die Paginierung ist separat, 55 Seiten Folio. Alle zwölf Teile zusammen bilden den siebenten und letzten Band der Londoner Ausgabe des großen Geschichtswerkes (1733; s. o. S. 16).

In diesem zwölften Teile beginnen die Nachrichten über de Thou's Bibliothek auf S. 48 (vorher stehen Briefe des holländischen Gesandten de Thou, s. o. S. 16); und zwar finden wir zunächst einen Auszug (S. 48f.): Extrait du Traité des plus belles Bibliotheques par le P. Jacob, imprimé à Paris 1644, in 800, pagg. 565, 566, 570, 573 (ib. p. 566: mehr als 8000 Bände, darunter etwa 1000 Manuskripte, ‚tous de grande consideration'). Auf S. 49 erfahren wir (laut: Ibid. p. 573), daß der „Präsident" (des Parlamentes) de Thou (also des Geschichtsschreibers Vater?[2]), ‚achepta les Manuscrits anciens de la Bibliotheque de M. Pierre Pithou' (dieser lebte von 1539 bis 96). — Höchstwahrscheinlich ist auch unsere Haupths. A, der Parisiensis 4613, i. J. 1596 (oder bald hernach) aus der Bücherei des (verstorbenen) hervorragenden Juristen Pithou in die Thuana übergegangen; die Provenienz führt also auf die Kreise der Fachmänner hin! Gleichzeitig sehen wir, daß unser de Thou, der i. J. 1617 starb, erst im höheren Alter so wertvolle Hss. akquirierte; wie das ja denn auch naturgemäß ist.

[1]) Vollständiger Titel: Sylloge // Scriptorum // Varii generis et argumenti: // in qua // Plurima de vita, moribus, gestis, fortuna, scriptis, fa- // milia, amicis, et inimicis Thuani, scitu dignissima // continentur; ex quibus partim antehac editis, par- // tim ineditis, nunc vero primum collectis, atque huic // editioni Historiae additis, conficitur TOMVS SEPTIMVS. // Londini // Excudi curavit Samuel Buckley // MDCCXXXIII. //

[2]) Vielmehr muß hiermit (was zeitlich allein stimmen kann!) der Geschichtsschreiber selber gemeint sein, der ja gleichzeitig mit der Großmeisterschaft der Bibliothek die Vizepräsidentschaft des Parlaments erhielt. (Vgl. auch Prof. Seybold, Vorläufige Nachricht von dem Präsidenten Jak. Aug. von Thou und seiner Selbstbiographie [aaO.], S. 13: „Nach dem Tode seines Oheims, der im J. 1594 erfolgte, erhielt er den Titel eines Präsidenten à Mortier".)

Es folgt aaO. alsdann (S. 49f.) ein Abdruck der Praefatio aus dem oben S. 18 (mit Anm. [1]) angeführten Verkaufs-Katalog, vom Juni 1679 (Schluß: Scrib. in ipsis aedibus Thuanis, mense Jun. MDCLXXIX; dies bezieht sich auf die „Selbständigkeit", von welcher oben S. 18[1]) die Rede war). Diese Praefatio schildert kurz die Schicksale der Bibliothek bis z. J. 1679.

Im folgenden Jahre finden wir dann die Manuskripte und „die meisten Ausgaben" im Besitze des Staatsmannes Colbert († 1683)[1]), der nach schweren Schicksalsschlägen und politischen Mißerfolgen Trost in literarischer Betätigung suchte. Daß die Bibliothek überhaupt zum Verkauf gelangte, ist der prachtliebenden Lebensweise des jüngeren Sohnes de Thou's zuzuschreiben, welcher Gesandter in den Niederlanden gewesen war und nach seiner Heimkehr ungünstig gewirtschaftet hatte[2]). Nach dem Testamente des Thuanus hätte seine Bücherei intakt bleiben sollen, als Fideikommiß; Peter Daniel Huet, der selber einen Teil erwarb, vermittelte auf Bitten den Verkauf an Colbert; beklagt aber die Nichterfüllung des letzten Willens de Thou's[3]) und sucht seine eigene Bibliothek vor dem gleichen Schicksal zu bewahren. (Durch letztwillige Überweisung an eine Kongregation.)

---

[1]) Die Bibliothek de Thou's ward durch Kauf zerstückt und ging größtenteils „unter Preis" fort. Vgl. Buckley aaO. S. 50: ‚Ex Pet. Burmanni Sylloge Epistolarum Gudii, Sarravii, et aliorum doctorum Virorum, in 4to. Ultraj. 1697. p. 51. Ex Epistola Jo. Geo. Graevii ad Marq. Gudium, 7 Maii 1680. Indices [dies bezieht sich auf den Katalog: s. o. S. 18[1])] insignis illius Bibliothecae Thuanaeae, quae vendita est, credo te vidisse. Digni sane sunt qui videantur a te. Manu scriptos codices sibi vindicavit Colbertus, ut et plerosque editos. Sic ad alios dominos transiit tam pretiosa Bibliotheca, que longe vilius fuit vendita, quam involucra voluminum fuerunt olim a Thuano parata'. — Hiernach scheint sich also Colbert die Manuskripte sämtlich gesichert zu haben, mithin auch unsern Kodex (Colbertinus bei Pertz).

[2]) Vgl. Buckley S. 51: Ex Pét. Dan. Huetii Episcope Abrincensis Commentario de rebus ad eum pertinentibus. Amst. 1718. in 12° p. 390 et seq. [bis 392]: „... Ea autem fuerat liberalitas vitae, sumptuumque magnificentia, ut attenuatis rebus, ac prope accisis, de vendenda Bibliotheca sua cogitaret; ...' etc. (Buckley gibt die Orthographie des Commentarius nicht ganz genau wieder.) Ein Portrait Huet's bei Alfr. Gudemann, Imagines philologorum. Lpz. u. Berl. 1911, S. 11.

[3]) In dem genannten Briefe, bei Buckley aaO., direkt anschließend an die zuletzt zitierte Stelle: „...; ea. inquam. Bibliotheca. quam Jacobus Augustus Thuanus in testamento suo fuisse a se praedicat quadraginta amplius annorum spatio magna diligentia ac sumptu congestam. quamque integram conservari non familiae solum interesset suae. sed rei etiam literariae. ac proptereae dividi. vendi. et dissipari vetuerat. ..... Dolet nihilominus tam nobile intercidisse literarum decus, tamque parum ad eam conservandam valuisse Jacobi Augusti Thuani testamentum. cautionesque testamento adhibitas.' — Das Testament de Thou's (v. J. 1616) bei Buckley in der Sylloge. Teil VII: De Jac. Aug. Thuani Testamento et morte. p. 1f.; die Bestimmung über die Bibliothek gleich oben S. 2 beginnend. Für die Zeit der Minderjährigkeit der Söhne war Petrus Puteanus als Verwalter

Der nächste Besitzer, resp. Eigentümer dieser kostbaren Schätze war ‚Menarsus'; die Bibliotheca Thuana war nun die Menarsiana und ward ängstlich zusammengehalten, was ein Zeitgenosse rühmend erwähnt. Wir finden bei Jo. Bapt. Santolius Victorinus, Opera, Lutetiae 1729, 8°; Tom. I, p. 282ff. ein langes hexametrisches Gedicht: Bibliotheca Thuana nunc Menarsiana. Menarso, qui suam hanc fecerit, ne venditis sparsim voluminibus evanesceret, gratiarum actio. Dieses Carmen[1]) bringt auch sonst noch bio- und bibliographisches Material, auf dessen Mitteilung wir aber hier verzichten müssen[2]).

Endlich kauft i. J. 1730 Ludwig XV. die Manuskripte der Colbertina (vom Marquis de Seignelay); darunter also auch die Hss. de Thou's, die nun von jetzt an in der National-Bibliothek verbleiben und daselbst eine besondere Klasse bilden, obwohl sie nach den Fächern eingereiht werden[3]). Man verdankt es mithin hauptsächlich Colbert und dem genannten Marquis, daß die Manuskripte der Thuana ein halbes Jahrhundert lang zusammengehalten worden sind; von 1680 bis 1730! Die Pariser National-Bibliothek rühmt sich, alle Handschriften de Thou's, „fast ohne Ausnahme", zu besitzen[4]). Dieser Umstand ist wirklich bewundernswürdig und spricht ebensosehr für den fleißigen Hausvater- und Sammlersinn, wie für den Humanistengeist und die Munificenz der adligen Staatsmänner, welche diese Manuskripte zusammenbrachten, oder aber konservierten; in specie natürlich und vor allen Dingen ist gerade diese Abteilung der bibliotheca Thuana das allerberedteste ‚elogium Thuanum'![5])

Kurze Zeit nur war seit der Einverleibung der Thuana erst verflossen, als der prächtige Katalog der National-Bibliothek zu erscheinen begann: zehn stattliche Foliobände in Leder; jeder Band auf dem Vorder- und Rückendeckel mit dem goldenen

---

eingesetzt. Das Testament ist auch (als Anhang) abgedruckt bei J. Collinson, The life of Thuanus, . . . London 1807, 463—67! In diesem Werke findet sich übrigens auch ein Portrait de Thou's, welches wir in Reproduktion unserer Arbeit voranstellen.

[1]) Mitgeteilt bei Buckley S. 52—57.

[2]) Über Menarsus (le président Jean-Jaques Charron de Ménars) vgl. Léopold Delisle, Inventaire général et méthodique des manuscrits français de la bibliothèque nationale. Tom. I (Théologie), Paris 1876, p. CLV.

[3]) Vgl. Buckley S. 55: ‚L'an 1730, le Roy de France acheta de M. le Marquis de Seignelay tous les Manuscrits de la Bibliotheque Colbertine, parmi lesquels sont ceux qui avaient appartenu à M. de Thou, & qui font part maintenant de la Bibliotheque Royale.'

[4]) Vgl. Delisle, aaO. p. CLV: ‚C'est ainsi, par l'intermédiaire de Colbert, que la Bibliothèque [CLVI] Nationale se trouve aujourd'hui posséder, à peu près sans exception, tous les manuscrits du président de Thou'.

[5]) Mit Recht sagt Delisle, aaO. p. CLV: ‚La bibliothèque que le président Jaques Auguste de Thou forma à la fin du XVIe siècle et au commencement du XVIIe jouissait d'une célébrité européenne'.

Lilienwappen der Bourbonen geschmückt[1]). Die Druckwerke umfassen 6, die Handschriften 4 Bände; das ganze Werk erstreckt sich von 1739 bis 1744. Im Hss.-Katalog das. finden wir III, 3 (Paris 1744)[2]), 614ᵃf. unter der Rubrik:

JUS CIVILE ITALICUM

als erste Hs. aufgeführt:

IV M D C XIII [= nr. 4613].

Codex membranaceus, olim Colbertinus. Ibi continentur:

1°. Capitula, sive edicta veterum Regum Longobardorum: initia non pauca desiderantur.

2°. Capitulare Caroli Magni, anno ejus undecimo editum.

3°. Capitulare Pipini, Regis Italiae.

4°. Capitula Caroli Magni addita ad legem Longobardorum.

5°. Capitulare secundum anni 803.

6°. Capitulare primum anni 789.

7°. Capitulare primum anni 802.

8°. Capitulare Ludovici Pii, anno Imperii decimo sexto editum.

9°. Lotharii I capitula addita ad legem Longobardorum.

[614ᵇ] 10°. Capitula à Ludovico II. Imperatore, anno 854. apud Ticinum edita: sequuntur alia ejusdem capitula.

Is codex saeculo decimo exaratus videtur[3]).

Es folgen dann in dem genannten Verzeichnis unter derselben Rubrik noch zwei Colbertini (nrr. 4614 und 15), dann u. a. ein Puteanus (nr. 4616), dann zwei Mazarinaei (nrr. 4618 und 19); dann auch Hss. anderer Provenienz, z. B.: olim DD. Fouquet (nr. 4620), olim D. du Fresne (nrr. 4632 und 32ᵃ). Bei nr. 4630 werden zwei Vorbesitzer genannt: Codex chartaceus, primum Jacobi Augusti Thuani, posteà Colbertinus; es ist eine (vermutlich a. d. 15. Jh. stammende) Hs. der lex Salica. Wir sehen aus alledem, daß die codices Colbertini

[1]) Die Verfasser dieses Katalogs waren die Abbés Claude Sallier und Pierre-Jean Boudot, diese behandelten jedoch nur die Druckschriften; die Handschriften sind bearbeitet von Amcet Melot. Im ersten Bande (Catalogue des livres imprimez, de la Bibliotheque du Roy. Theologie. Premiere Partie), Paris 1739, ist voraufgeschickt ein Memoire historique sur la bibliotheque du Roy; fol. [I] — LXXXII. (Von Jourdan?)

[2]) Vollständiger Titel: Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae. Pars tertia. Tomus tertius. Parisiis, e typographia regia. MDCCXLIV.

[3]) Der Pariser Hss.-Katalog hat am Schluß jeder Nummer eine solche Zeitbestimmung. Das häufig bei dieser Gelegenheit auftretende ‚videtur' scheint hier beachtenswert. Pertz setzte die Hs. bestimmt in's 10. Jh., und ich bin ihm darin gefolgt (Lit. Zbl. 1911, 80). Sollte aber die Möglichkeit, den Kodex in's 9. Jh. hinaufrücken zu müssen, ausgeschlossen sein? Lothar I. (840—55) und sein Sohn Ludwig II. (855—75) könnten vielleicht noch Zeitgenossen dieser Aufzeichnungen gewesen sein; falls nur der Schriftductus nicht ausdrücklich widerspricht. Wir konstatieren, daß in dieser Hs. nur juristisches Gut der Karolingerzeit vereinigt ist; dies spricht für die Güte der Hs.! Die bisher betrachteten drei Codices waren Misch-Hss.

(mindestens im Katalog!) nicht zusammengeblieben, sondern auf die einzelnen Rubriken (Fächer) verteilt worden sind (vgl. oben (S. 21[3])!) Dies Schicksal teilten auch die übrigen inkorporierten Privatbibliotheken, doch ist die Herkunft der Bände natürlich immer noch zu ersehen.

Unser Kodex A nun (= Paris nr. 4613) eröffnet also demnach den Reigen in der nicht sehr umfangreichen Rubrik: ‚Jus civile Italicum'; diese erstreckt sich in dem genannten Katalogbande bis 614[a] (es folgt dann die Rubrik: Jus civile Francicum)[1]). — Wie aber gelangte unsere Hs. denn eigentlich zu dieser ihrer Ehre? Darauf ist Folgendes zu erwidern. Zunächst sind es die Capitula . . . Langobardorum, die der Kodex verzeichnet (vgl. auch die §§ 3, 9, 10!); also „italisches" Recht! Mit großer Wahrscheinlichkeit ist wohl eine hierauf abzielende juristisch-fachmännische Tradition anzusetzen, die über Thuanus noch auf Pithoeus (und weiter!) zurückgeht. Auch der Kodex 4614 (der nach der [1.] Lex Langobardorum die [2.] Lex Alamannorum und die [3.] Lex Bajuariorum bringt) ist aaO. (Spalte 614[b]) unter dem Jus civile Italicum aufgeführt; allerdings ist als vierte (und letzte) Nummer verzeichnet: [4.] Legis Longobardorum libri quatuor: accedunt glossae. (Die drei ersten Teile dieser Hs. werden von den Herausgebern ins 11., der vierte und letzte ins 14. Jh. gesetzt.) Es folgen dann (in der genannten Rubrik) noch 14 jüngere Hss., dem 12. bis 17. Jh. angehörend (resp. zugewiesen); sie umfassen ebenfalls langobardisches Recht (nrr. 4616, 17) oder 25 (nr. 4618) jüngere italienische Stadt- sowie Provinzial-Rechte; meist aus Mittel- und Süd-Italien. — Die nächste Rubrik ist also überschrieben:

Jus civile Francicum.

Das ist also ganz etwas anderes als Jus civile Italicum! Diese Rubrik beginnt 614[a] mit einem Kodex des 10. Jh.s, der außer der (1.) Lex Salica auch noch Kapitularien Karls d. Gr. und seiner Nachfolger enthält; desgl. u. a. (12.) Theodosii Junioris . . . novellarum epitome, (16.) Lex Burgundionum usw., also eine ganz anders, nämlich „fränkisch" komponierte Hs.! Auch in den folgenden Nrr. spielt die Lex Salica eine bedeutende Rolle, sie steht meist voran, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir (neben der Lex Ripuariorum, von der in nr. 4632 ein [1] Fragment noch vor der [2] Lex Salica auftritt) ihr den Hauptanteil an der Benennung dieser Abteilung zuschreiben. Die Rubrik endigt auf Sp. 621[b] mit nr. 4666, einer Hs. des 17. Jh.s (introductio ad jus commune Franciae, authore Joanne Boscagerio). Also spätes französisches Gut!

[1]) Vorher geht (von 608[a] an) die Rubrik: Tractatus juris civilis.

Es folgt dann (621[b]) das Jus civile Hispanicum, hierauf (622[b]) das Jus civile Anglicum; dann das Jus publicum (623[b]). Alle die bisher erwähnten Rubriken verzeichnen Folio-Hss.; es beginnt erst 624[b] das Jus civile in 4° (vorab das Jus civile Romanum)[1]). —

Wir lernen hieraus nicht weniger als Dreierlei. Erstens: unser A ist zunächst eine Folio-Hs.[2]), mithin auch äußerlich schon viel repräsentativer als die übrigen codices! Zweitens: die Hs. A enthält nur juristische Sachen (auch hierdurch empfiehlt sie sich wesentlich vor den übrigen), und zwar (drittens) nur italisches Civilrecht! Namentlich diesen letzten Fingerzeig nehmen wir dankbar entgegen und werden uns später an diesen Umstand erinnern, wenn wir die kulturhistorische Seite des Kapitulars betrachten. Karl d. Gr., der im Sommer 789 den gefährlichen Feldzug gegen die (wendischen) Wilzen[3]) unternahm (sie saßen zwischen der mittleren Elbe und der mittleren Oder), mußte sich den Rücken sichern. Bevor er die Elbe überschreitet, trifft er am 23. März in Aachen Bestimmungen über „italisches Civilrecht"! Unser duplex legationis edictum ist, wie wir sehen werden, gegen den Übermut der geistlichen Würdenträger (und -trägerinnen!) in Welschland gerichtet. Nach Unterwerfung des Wilzenfürsten Dragowit kehrte der Sieger über die Elbe zurück und feierte das Weihnachtsfest zu Worms. Im Frühjahr sollen den Kaiser nun, als vielleicht die Existenz des karolingischen Reiches auf dem Spiele stand, die Liebesbriefe der Nonnen beschäftigt haben; noch dazu der italienischen Nonnen. Sancta Simplicitas![4]) In den Kapitularien sind „andere"

---

[1]) Das Jus Civile in-fol.' beginnt (mit dem Jus civile Romanum) auf Spalte 588[b]. — Diese Einteilung (systematische Unterfächer im Format, die Formate im Oberfach) geht wohl zum Teil schon auf die alte Katalogisierung zurück; vgl. Memoire historique XXff., bes. XXIII (Katalog von Nicolas Rigault, angekauft 1622).

[2]) Hierin ist sie namentlich der Gothaer Hs. zu vergleichen, die allerdings wohl etwas jünger ist.

[3]) Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen von Sigurd Abel, fortgesetzt von Bernhard Simson. Bd. II: 789—814 (Jbb. d. Dtsch.en Gesch. Auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Bayern hrsg. durch die hist. Kommission bei der Königl. Akademie d. Wissenschaften), Lpz. 1883, 1—6. (Mit Anmerkungen). — Vgl. auch: Dr. Gust. Richter, Annalen der Deutschen Geschichte im MA. II. Abteilung: Annalen des fränkischen Reichs im Zeitalter der Karolinger. Erste Hälfte. Halle a. S. 1885, 109ff. Daselbst wird S. 110 unser altes Mißverständnis weitergegeben: „c. 19 ... untersagt das Dichten und die Annahme von Liebesliedern (et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumant)." Aus dem Worte „Annahme" können wir ersehen, wie Richter doch wenigstens einen Versuch gemacht hat, sich das ibi ... mittere' zurechtzulegen!

[4]) Vgl. im Allg. etwa noch: Wilh. Giesebrecht, Gesch. d. d. Kaiserzeit I, Braunschweig 1855, 109; Engelbert Mühlbacher, Deutsche Gesch.

Staatsangelegenheiten (!) verfügt oder doch nur „beregt" worden (dieser Ausdruck stammt wohl aus dem Bureaukratendeutsch); letzteres geschah durch „Schlagworte, welche die mündlichen Weisungen aufzählen"[1]). Die Aufzeichnung dieser brouillonartigen Instruktionen (der capitula missorum) war naturgemäß mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpft, über die wir später noch zu handeln haben werden. Um so genauer müssen wir uns die Hss. ansehen, in denen solche Instruktionen überliefert sind. Man hat dies bisher allgemein versäumt!

Wenn wir vorläufig nur einen ganzen kurzen Blick auf die bisher traktierten Hss. zurückwerfen, so muß es uns jetzt schon als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, daß man vier so grundverschiedene Hss. pari passu behandeln oder in einen Topf werfen konnte: 1. die Sankt Galler Kapitularien-Reinschrift (Oktav); 2. die Regensburger Canones-Sammlung (Quart); 3. das Tegernseer Fulgentius-Bändchen (Sedez); 4. den Pariser Kodex: „Italisches Civilrecht" (Fol.)! Meist forschen die Philologen und Historiker nur ängstlich nach dem Alter, nach dem „Jahrhundert"! Diese Frage ist aber nicht selten erst eine cura posterior; die Provenienz, der Entstehungsanlaß, das milieu sind meist wichtiger. Solche Beobachtungen gehören doch gewissermaßen auch zur „Akribie"; mit dem Zentimeter-Maßstab die Höhe und Breite der Hss. zu messen, ist natürlich ebenfalls recht verdienstvoll. Nur wird die höhere Kritik leider allzu oft über der niederen vernachlässigt. —

Wir haben also, wie gesagt, in unserem Pariser Kodex eine Hs. allerersten Ranges vor uns! Pertz beschreibt sie uns ausführlich (Praefatio XXVII):

.C.[odex] reg.[ius] Paris.[iensis] 4613. s.[aeculi] X. in folio long. v. Tab. III. 2. (Colbert 1385. regius 5192. 3.) edicta regum Langobardorum atque capitularia exhibet, Karoli 21. 33. 26. 28. 40; 53. 54. 30. 31. 32. 43. 46. (init.) tum foliis compluribus excisis, caput 29. capitularis 114. Hludowici 145. 146. 135. Hlotharii 150a. Hludowici II. 187. 189. Codice ante me usi sunt Sirmondus, cuius schedis usus Labbous nonnulla inde evulgavit, et Baluzius qui eum Thuaneum et Colbertinum vocat.'

Die (von Pertz hier erwähnte) beigegebene Schriftprobe auf Tafel III, nr. 2 (es sind fünf Zeilen von fol. 57a faksimiliert), zeigt uns eine zierliche Minuskel mit einer roten Initial-Majuskel; die Unterschrift in der rechten Ecke: ‚G. H. Pertz, scripsit' bezieht sich wohl auf sämtliche 5 nrr. dieser Tafel (also auf die Proben 1 bis 5, woselbst die unserige an 2. Stelle). Die Schrift ist einspaltig, wie denn wohl meistens in dieser Periode; die Probe

unter den Karolingern, Stuttg. 1896 (Bibl. Deutscher Gesch. . . . hrsg. von H. v. Zwiedineck-Südenhorst), bes. I, 12: Die Gesetzgebung Karls des Großen (260—318).

[1]) Mühlbacher aaO. S. 263, woselbst eine gute knappe Übersicht über die Kapitularien (bis S. 264).

ist, wie gesagt, von fol. 57a entnommen, während unser Kapitular auf fol. 82 anhebt (nach Boretius S. 62). Die Probe gehört noch zum langobardischen Recht; in Zeile 4 kommt aistolf vor, vgl. ahistolfus in Zeile 5 (Königsname)[1]).

Wir haben bereits oben S. 19 angedeutet, daß Thuanus diese Hs. vermutlich von seinem Freunde Petrus Pithoeus erworben (oder geerbt) haben müsse; eine andere Provenienz ist zwar nicht ausgeschlossen, aber doch wohl unwahrscheinlich. Die beiden großen Männer waren bei Lebzeiten eng miteinander befreundet und standen im regen gegenseitigen Austausch ihrer Gedanken und Schriften. Der Jurist und der Historiker ergänzten sich hier, zumal diese Disziplinen in jeder Periode häufig zusammenfließen. Eine politische Rolle spielten wohl alle Beide. Bemerkenswert ist der Besuch de Thou's in Basel, wo er bei Thomas Platter und Basilius Amerbach durch Empfehlungsbriefe Pithou's eingeführt wird[2]). Pithoeus war bei den Zeitgenossen sehr angesehen. Casaubon sagt von ihm, er habe die aus Frankreich fliehenden Musen im Laufe aufgehalten (vgl. Düntzer aaO. S. 11 22). Pierre Pithou starb am 1. Nov. 1596, und zwar auf der Flucht vor der Pest; außerhalb der Mauern von Paris. Sein Todestag war zufällig auch sein Geburtstag (geb. 1539). In den März des folgenden Jahres (1597) fällt die definitive Erwerbung der Bibliothek der Katharina von Medizi, zu welcher Pithoeus bereits einen Katalog angefertigt hatte; unter steter Heranziehung de Thou's, der den Katalog vermutlich auch fortsetzte und beendigte[3]). (Wir erinnern uns, daß Thuanus von 1593 bis 1617 im Nebenamte die National-Bibliothek verwaltete.) Pithou, der „französische Varro", besaß selber eine große und wertvolle Bibliothek; er verfügte testamentarisch, sie solle beisammen bleiben, oder doch nur an eine Person verkauft werden. Leider ist sein letzter Wille nicht in Erfüllung gegangen; hierin gleichen die fata seiner libelli dem Schicksal der bibliotheca Thuana[4]).

---

[1]) Ein Separat-Abdruck der Pertzischen Schrifttafeln („Zum Gebrauch bei diplomatischen Vorlesungen") erschien im Verlage der Monum. Germ., bei Hahn in Hannover, elf Hefte, 1844—72.

[2]) So erzählt uns Thuanus selber in seiner Autobiographie; vgl. Seybold aaO. S. 145—47. (Unter den Raritäten Platters bewundert er auch Sammlungen von Konrad Geßner.) Seine Beziehungen zur Familie Amerbach erscheinen uns jetzt doppelt wichtig!

[3]) Vgl. Léopold Delisle, Le cabinet des manuscrits de la bibliothèque nationale, Tome I, Paris 1868. Imprimerie nationale. 207—211. (Erschienen in: Histoire générale de Paris. Collection de documents publiée sous les auspices de l'édilité Parisienne.) Tome II vom cabinet kam 1874 heraus, III: 81; dazu ein Band Planches. (Unser A ist nicht faksimiliert.) — Dieses Werk ist ganz unentbehrlich!

[4]) Vgl. Zedlers Universal-Lexikon, Bd. 28, Lpz. u. Halle, 546; in dem guten anonymen Artikel über Pithoeus' (den „Herrn von Savoye"),

Vermutlich befand sich also unsere Hs. A (ein recht stattlicher libellus, in fol. long.!) in der Manuskripten-Abteilung der Pithoeischen Bibliothek, als Thuanus die Erbschaft seines Freundes antrat (s. o. S. 19). Für die Bibliothek eines Juris-Consultus mußte dieser Kodex die höchste Zierde abgeben![1]) So ist es denn unwahrscheinlich, daß die Hs. erst mit dem Legat seines Freundes Nicolas Le Fèbvre (des Lehrers Ludwigs XIII.), welches bald darauf erfolgte, in den Besitz des Präsidenten de Thou gelangt sei[2]). Als noch unwahrscheinlicher muß die Annahme bezeichnet werden, daß die Hs. erst 1657 (mit der Sammlung der Brüder Dupuy) an die Familie de Thou gekommen sei[3]). Diese Kollektion ist erst 15 Jahre nach dem Tode von François-Auguste († 1642) in de Thouschen Besitz gelangt. Baluze würde unsern Kodex also wohl schwerlich den ‚Thuaneus' nennen, wenn er zur Sammlung Dupuy gehört hätte; denn Thuaneus bedeutet doch: „dem Thuanus gehörig", d. h. dem Jacques-Auguste, dem Vater des François-Auguste! (Nicht: „Eigentum der Familie de Thou.") Im Jahre 1680 hat dann Baluze für Colbert die Manuskripte de Thou's erworben, darunter also auch unsern Kodex[4]); die Druckwerke und die Sammlung Dupuy gelangten dagegen an einen andern Liebhaber, den Präsidenten de Ménars (wie wir bereits oben S. 21 gesehen haben). Die Bibliotheca Thuana wurde demnach 1679/80 in zwei große Hauptteile zerlegt. Wir haben hier nur die Provenienz des Colbert'schen Teils (v. J. 1680) zu untersuchen; speziell in unserem Falle die Herkunft der Pithouschen und

ib. 545—48. Das. ist noch viel seltene Literatur erwähnt, die ich leider bisher nicht sämtlich nachprüfen konnte. Wer über Pithoeus speziell arbeitet, wird nicht an ihr vorübergehen dürfen; die Hoffnung, unsern Parisiensis 4613 irgendwo erwähnt zu finden, dürfte allerdings nur eine geringe sein. — Heranzuziehen ist auch der Artikel über die Rechtsgelehrten-Familie der Pithoei von E. Chantriot, in: La grande encyclopédie 26, Paris o. J., 991 f. (mit Literatur).

[1]) Für die Annahme, daß Pithoeus sehr wertvolle (d. h. nach damaliger Anschauung als autoritativ geltende) Manuskripte in seiner Bibliothek vereinigt hatte, spricht auch eine Notiz bei Nicéron-Baumgarten (vgl. oben S. 18[3]) V, 201: „Herr Pithou hat den Schriftstellern, die er herausgegeben, keine Anmerkungen beigefüget, sondern sich begnüget, den bloßen Text zu liefern, nach Vergleichung desselben mit den Handschriften seiner Bibliothek."

[2]) Délisle, Inventaire général et méthodique . . . I, CLV. Pierre Dupuy verfaßte i. J. 1617 einen Katalog zu den Manuskripten der de Thouschen Bibliothek (inkl. der Pithouschen und Le Fèbvreschen Bestände); der Katalog befindet sich in der Pariser Nationalbibliothek.

[3]) Vgl. ebendaselbst! Die Dupuysche Sammlung bestand wohl zum größten Teile aus Druckwerken und jüngeren Hss.

[4]) Vgl. Delisle aaO.: ‚A cette date [1679] les imprimés et le recueil des frères Dupuy furent acquis par le président Jean-Jaques Charron de Ménars. Qu'ant aux manuscrits anciens, ils furent tous achetés par Colbert, et Baluze en prit possession en 1680.'

Lefèbvreschen Bestände. Bevor wir jedoch hierzu übergehen, müssen wir zunächst einige allgemeine bibliothekarische Betrachtungen anstellen. Weit auszuholen ist nötig. —

Die Pariser Nationalbibliothek war hinsichtlich ihrer Entstehung und Zusammensetzung bereits mehrfach der Gegenstand von Darstellungen[1]). Über die Jahre 1868 bis 81 erstreckt sich das monumentale Werk Leopold Delisles, welches wir oben S. 26 Anm. [3]) bereits heranziehen mußten. Daselbst findet man im III. Bande, 521 (in der ‚Table alphabétique des matiéres' sämtliche Stellen über die beiden de Thou's (Vater und Sohn) beisammen. Die zahlreichen übrigen Arbeiten Delisles können wir hier nicht alle aufzählen; einige werden gewiß noch in Betracht kommen[2]). Den kleinen, aber sehr brauchbaren Abriß über die Geschichte der Bibliotheca Thuana haben wir bereits kennen gelernt (Inv. gén. & methodique I, CLVf.) Für eingehende Studien muß aber notwendig das erwähnte standard work Delisles herangezogen werden.

Man wolle mithin (das. I, 197ff.) die ausführliche Darstellung nachlesen, wie de Thou 1593 auf Amyot folgt, und wie Jean Gosselin, trotz seinem hohen Alter, für de Thou (der nur nominell, im erblichen Nebenamte, der Bibliothek präsidiert) bis 1604 die Geschäfte führt, da er bereits gut eingearbeitet ist. Seit 1601 bereits hatte man ihm Isaac Casaubonus als Adjunkten beigegeben, und dieser erlangte denn auch i. J. 1604, als Gosselins Nachfolger, die Würde eines ‚garde de la librairie'; allerdings nicht ohne lebhaften Widerspruch von seiten einiger zelotischer Katholiken. Nach dem Tode Heinrichs IV. (i. J. 1610) wurde Casaubons Stellung unhaltbar; er folgte einer Einladung seines fürstlichen Gönners, des Königs Jakob I., und fand in dem toleranten England eine Freistatt für seinen Lebensabend († 1614). Sein Amtsnachfolger wurde Nicolas Rigault (der Ältere), definitiv 1615.

---

[1]) Von kleineren Werken sind etwa zu nennen: T. Mortreuil, La bibliothèque nationale, son origine et ses accroissements jusqu'a nos jours. Paris 1878. (Praktisch, weil nach der Regierungszeit der Könige angeordnet). Das. S. 20—22 über die de Thou's! — E. Pierret, Essai d'une bibliographie historique de la bibliothèque nationale. Paris 1892. (Übersichtlich, innerhalb der Abteilungen alphabetisch, mit Registern.)

[2]) Delisle war seit dem Monat Mai d. J. 1871 Direktor der Manuskriptenabteilung der Nationalbibliothek; im Oktober 1874 wurde er administrateur général (als Nachfolger von Jules Taschereau). Er trat 1905 in den Ruhestand und starb 1910 (geb. 1826 in der Normandie). Vgl. Henri Lemaitre, Leopold Delisle. Zs. d. österr. Vereines für Bibliothekwesen (N. F. der „Mitteilungen" des Vereins) 1. Jahrg. (Ganzer Reihe XIV.) Heft 3/4. Wien u. Lpz. 1910, 115—121. (Mit Portrait.) Das. wird auch ein (sehr nützlicher!) allgemeiner Überblick über die „zahllosen" (S. 119) Schriften Delisles gegeben.

Der Präsident de Thou hat also „unter“[1]) drei Direktoren die Bibliothek verwaltet: unter Gosselin, Casaubon und Rigault. In dieser Verwaltungsperiode (1593—1617) sind drei für de Thou père wichtige Ereignisse hervorzuheben.

Über das erste und wichtigste, die Erwerbung der Bibliothek der Katharina von Medici haben wir bereits ausführlich gesprochen (vgl. oben S. 26[2]); im März 1597 war diese schwierige Arbeit so ziemlich abgeschlossen (vgl. Delisle aaO. I, 207f.) Peter Pithou, der am 1. Nov. 1596 starb, hat die Vollendung des Kataloges nicht mehr erlebt; vgl. über seine hierauf bezügliche Tätigkeit (in Gemeinschaft mit de Thou) Delisle aaO. I, 211. — Eine bedeutende Akquisition!

Das zweite, glänzendste Ereignis zeigt uns den Präsidenten in einer Haupt- und Staatsaktion: — er empfängt für den König die Bibel Karls des Kahlen aus der Abtei Saint-Denis (23. 10. 1515). Vgl. Delisle aaO. I, 200. Ein farbenprächtiges Bild, das uns verstehen lehrt, warum an der Spitze der Bibliothek ein Politicus stehen mußte. Wir betrachten unser Titelbild und sehen den bedeutenden Mann in jener Rolle vor Augen: — im pelzverbrämten Staatsgewande tritt er dem Vertreter der gefürsteten (?) Abtei[2]) ebenbürtig entgegen, um aus seiner Hand das unschätzbare Kleinod persönlich zu empfangen. Diese Szene ist über die Maßen lehrreich! Wir sehen aus ihr, mit welcher Andacht man in Paris die Karolinger-Reliquien zu behandeln pflegte. Sie spielten eine wichtige Rolle im französischen „Kulturkampfe“! Aus diesem Grunde muß es auch ganz natürlich erscheinen, daß man gerade in Pariser Hss. die beste Überlieferung der Kapitularien zu suchen hat. Waren doch hier wichtige Rechte oder Maßnahmen schriftlich fixiert und festgelegt, auf deren Wahrnehmung man beiderseits peinlich bedacht war. So hatten Staat und Kirche das gleiche Interesse an korrektester Ausführung dieser Urkunden. Pithou wird sich keine schlechten Hss. in seiner Bibliothek aufgestellt haben!

Das dritte und letzte Ereignis aus der bibliothekarischen „Amtszeit“ de Thou's ist leider weniger erfreulich. Gelegentlich eines Besuches in der Bibliothek des Klosters Corbie[3]) soll er sich daselbst einige Hss. widerrechtlich angeeignet haben; vgl.

[1]) Vgl. Heinrich von Treitschke, Deutsche Gesch. im Neunzehnten Jh. III², Lpz. 1886, 540: „... geschäftskundige Männer, deren Ueberlegenheit der welfische Edelmann selber stillschweigend anerkannte, indem er von einem Vetter oder Oheim harmlos zu sagen pflegte: „Er war Minister unter dem Cabinetsrath Rehberg“.“

[2]) Es war dies in der erwähnten Aktion der Dom Eme de Veenu, garde des chartes de l'abbaye St.-Denis (Delisle aaO.).

[3]) Benediktiner-Abtei unweit Amiens, 662 gegründet, mit gräflichen Vorrechten; Stamm-Mutter von Corvey (Corbaia nova), wo Hoffmann von Fallersleben 1860—74 amtierte.

Schon 1669 war die Rede davon gewesen, de Thou's Bibliothek für den König zu erwerben (aaO. I, 286). Es ist umso merkwürdiger, daß dieser Plan damals nicht zustande kam, als der Präsident wirklich hervorragende Verdienste um die National-Bibliothek aufzuweisen hatte. Zwar die beiden oben S. 29 geschilderten Amtshandlungen waren mehr von repräsentativer Natur; wenngleich auch die erste, die Erwerbung der Bücherei Katharina's (nebst Anfertigung eines Kataloges dazu) keineswegs ohne starken realen, praktischen Hintergrund gedacht werden darf. Beinahe von größerer Bedeutung noch scheint aber die Akquisition der Dupuyschen Bibliothek gewesen zu sein; ein Ereignis, durch welches de Thou's Privat-Liberey fast pari passu mit der königlichen daherschreitend erscheint!

Die Brüder Dupuy sind höchst bemerkenswerte Persönlichkeiten in der Geschichte jener Zeit; beide waren sie mit dem Präsidenten eng befreundet. Im Jahre 1617 (vgl. Delisle aaO. I, 470) hatte Pierre Dupuy einen Katalog der Pithou-schen Manuskripten-Sammlung angefertigt, die nach dem Tode des Pithoeus in de Thou's Besitz gelangt war[1]). Dieser Katalog ist noch heute in mehreren Kopien vorhanden. Baluze hat die Hss. Pithou's später für seinen Privatgebrauch numeriert, soweit sie für sein Fachstudien in Betracht kamen (doch vermutlich nur diese!); leider gibt es keine Konkordanz für diese Numerierung des Baluzius, die zur Vergleichung mit dem Dupuyschen Kataloge dienen könnte (Delisle aaO.) Höchstwahrscheinlich ist bereits in diesem Dupuyschen Kataloge unsere Haupths. A registriert gewesen, desgleichen in der Bezifferung von Baluze; ebenso wie sie sich registriert findet in dem Kataloge der Bibliotheca Thuana, den 1679 Quesnel, der Bibliothekar de Thou's[2]), zu Verkaufszwecken anfertigte (s. oben S. 18[1]). (Daß der Parisiensis 4613 mit dem, nach 1596 erfolgten, Legat von Nicolas Le Fèbvre, dem Lehrer Ludwigs XIII., an de Thou père gelangt sein könne[3]), haben wir bereits oben S. 27 als unwahrscheinlich erkannt.)

[1]) Die Worte Delisles (aaO. I, 470): ‚Vers 1596 il [de Thou père] avait acquit la plupart des anciens manuscrits que Pierre Pithou avait ramassés de tous côtés' erinnern direkt an den oben S. 30 Anm. [1]) mitgeteilten Passus aus dem Ehrenbriefe Püterichs von Reicherzhausen; namentlich ist der Ausdruck ‚ramassés' fast wörtlich gleich ‚gerasolt', ferner: ‚de tous côtés' gleich ‚Zu samb'. — Selbstverständlich soll hiermit dem alten braven Pithou kein böser Verdacht ausgesprochen werden! — Wir weisen darauf nur hin, daß alle Bibliophilie damals einen krampfhaften Anstrich hatte.

[2]) Vgl. über diesen sachkundigen Mann Delisle aaO. I, 471. Quesnel trat später in den Dienst des Menarsius, in gleicher Eigenschaft (als Bibliothekar). Er wechselte also mit „seiner" Bibliothek den Herrn.

[3]) Delisle aaO. I, 264: Nicolas Rigault (fils?) wird garde de la bibliothèque und nimmt für den König die Erbschaft an.

Pierre Dupuy starb 1651, Jacques 1656; die Bibliothek beider Brüder gelangte durch Testament an den König. Ausgenommen allein die berühmten Manuskripte der Sammlung Pierre Dupuy, welche Jacques (vermutlich nach dem Wunsche seines fünf Jahre zuvor gestorbenen Bruders?) an die Bibliotheca Thuana legierte[1]). Diese hat sie i. J. 1680 an den Präsidenten Charron de Ménars verkauft; die Manuskripte sind also niemals in die Königliche Bibliothek gelangt. Daß der Parisiensis 4613 sich unter den Dupuy'schen Manuskripten befunden habe, ist ausgeschlossen (s. o. S. 27!).

Es existierte auch noch ein anderer (fünfteiliger) Katalog über die Königliche Bibliothek, der unter der Leitung von Nicolas Rigault ausgearbeitet war (Rigaults Mitarbeiter waren Saumaise und Hautin); i. J. 1622 wurde dieser Katalog für 3000 Livre angekauft (vgl. Delisle aaO. I, 199). Wo unser Kodex in diesem Katalog (mit Nachtrag, s. u.!) zu suchen sein wird[2]), ist nicht ganz leicht zu sagen; vermutlich aber doch wohl in der Abteilung: ‚Libri manuscripti vetustiores latini' des ersten Bandes. Dieser Band entsprach (im Wesentlichen) dem von Rigault formierten ‚fonds principal de la 'bibliothèque du roi' (aaO.), welcher außer der genannten Abteilung noch die libri manuscripti hebraici, graeci und arabici umfaßte. Dann machten die Dupuys im Jahre ihres Amtsantritts (1645) einen neuen Katalog von den Manuskripten des Königs. (Der alte Katalog ward aber keineswegs vernichtet.)

Gestützt auf Delisles Hauptwerk wollen wir nun, ganz kurz, noch einmal die späteren Schicksale der Bibliotheca Thuana rekapitulieren[3]) und zwar auf Grund des Kataloges v. J. 1622. Besonders interessiert uns dabei natürlich die Manuskripten-Abteilung (vgl. Delisle aaO. I, 261 f.). Zwei Exemplare dieses Kataloges sind noch vorhanden. Der Pater Labbé hat später einen Auszug aus diesem Katalog angefertigt (I, 262). Unser Kodex A kann etwa nur in dem Auszuge Labbés aufgeführt sein; vorausgesetzt, daß dieser später als 1680 entstanden ist und Nachträge enthält! Nachträge in einem Auszuge sind zwar unwahrscheinlich, aber doch immerhin denkbar; vorausgesetzt jedoch (was hier einmal offenbar der Fall ist!), daß die

[1]) Vgl. Delisle aaO. I, 423. — Die Brüder Dupuy haben also zeitlich zwischen den Nicolas Rigault père et fils an der Spitze der National-Bibliothek gestanden. — Rührend anzusehen ist das patriarchalische Verhältnis dieser Beamten untereinander und zum König.

[2]) Wenn er überhaupt 1680 akquiriert in dem Kataloge aufgeführt ist! — Die genaue Entscheidung aller dieser Fragen wird sich vielleicht nur durch Spezialstudium an Ort und Stelle entscheiden lassen.

[3]) Vgl. oben S. 19. Allmählich treten die Grundzüge des Gesamtbildes schärfer hervor; nur hie und da herrscht noch etwas Dunkel.

nachzutragenden Nummern an Wichtigkeit den Excerpten überlegen sind.[1]) — Wir fahren dann also fort.

Am 7. Mai 1617 war Franz von Thou (François-Auguste), mit dem Tode seines an diesem Tage verstorbenen Vaters im zarten Alter von neun Jahren [!] ‚Maitre de la Bibliothèque Royale' geworden; ein für uns heute ziemlich seltsam erscheinendes Bild, an welches wir uns erst langsam gewöhnen müssen. (Vgl. Delisle aaO. I, 189.) Nicolas Rigault, der bis dahin die wirkliche Oberleitung inne hatte (seit 1615), behielt sie auch ferner bei; in Vertretung seines jungen Chefs. (I, 199.) Rigault formiert den ‚fonds principal', wie bereits erwähnt (oben S. 33). Er hatte noch titelmäßig die Funktionen eines ‚garde de la Bibliothèque Royale', als sein Chef, Franz von Thou, am 12. Sept. 1642 zu Lyon auf dem Schaffot endigte. Doch übte Rigault diese Funktionen tatsächlich damals (wohl schon ziemlich lange) nicht mehr aus. Erst i. J. 1645 wurde er aber durch die Brüder Dupuy[2]) definitiv ersetzt. (I, 261 f.).

Nachfolger des jüngeren de Thou wurde i. J. 1642 Jérôme Bignon (aaO. I, 261), der 1651 die Würde erblich erhielt; Letzteres geschah also erst unter Ludwig XIV., der 1643 zum Throne gelangte. Auch die Vereidigung Bignons (am 8. Mai 1643) fand erst unter Ludwig XIV. statt. Nicolas Rigault führte immer noch den Titel ‚de garde de la bibliothèque', zog sich aber bald vom Amte zurück (gest. im Aug. 1654 zu Toul). Ende Juni 1645 rücken die Brüder Dupuy in ihr Amt ein und beginnen sogleich mit der Ausarbeitung des Manuskripten-Kataloges, auf Grund des Verzeichnisses v. J. 1622. Das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Inventarien schildert Delisle I, 262. — Im Jahre 1666 gelangte die Königliche Bibliothek in die ‚Rue Vivienne' unter Colberts persönlichen Schutz (aaO. I, 264.)

Im Jahre 1679 wurde die Bibliotheca Thuana verkauft (vgl. Delisle aaO. I, 470—72); ein Ereignis von bedeutender Tragweite! Sämtliche Manuskripte der Bibliothek gingen in den Besitz des Ministers Colbert über (ib.); auch die Dupuyschen, die aber im folgenden Jahre vom Präsidenten Charron de Ménars, jedoch scheinbar vergeblich, reklamiert wurden. Am 26. März 1680 schreibt nämlich Quesnel, der Bibliothekar

[1]) Es lohnt aber, wie gesagt, gar nicht, sich hier in Vermutungen zu ergehen, da mittels der Autopsie vielleicht sofort ein völlig anderes Bild gewonnen werden kann. Durch schriftliche Auskunft läßt sich eine so komplizierte Frage wohl kaum erledigen.

[2]) Auch der Vater dieses Brüderpaares spielt übrigens in der Geschichte der Kgl. Bibliothek eine Rolle. Claude Dupuy starb am 1. Dez. 1594 (Delisle aaO. I, 262); er amtierte also noch unter Amyot.

der Thuana, der auch den Verkaufskatalog zusammengestellt hatte, ein Billet an Baluze (vgl. Delisle aaO. 471); höchstwahrscheinlich doch im Auftrage seines neuen Herren, des Menarsius, in dessen Dienste er wohl damals bereits übergetreten war. Es existiert auch noch ein Antwortschreiben von Baluze, aus welchem hervorgeht, daß Colbert alle Manuskripte, ohne Ausnahme, erworben habe (aaO. 471). Es ging somit auch unser Parisiensis 4613 damals in Colberts Besitz über, und Baluze bezeichnet ihn daher mit Recht sowohl als (einen codex) Thuaneus wie auch Colbertinus; diese letzte Bezeichnung kommt ihm also erst seit 1680 zu.

Etienne Baluze war 33 Jahre hindurch als Bibliothekar in Colberts Diensten, von 1667 bis 1700. Während dieser Zeit hat er viele Hunderte von Hss. durchsucht, darunter eine große Anzahl von Urkunden. Er hat die Klöster (d. h. die „Abteien und Stifter")[1] systematisch abgesucht; Vieles für seinen Herrn gekauft, Anderes entliehen und abschreiben lassen. Ja, er hat selber Hss. abgeschrieben; eine sehr förderſame Arbeit, deren sich kein humanistischer Gelehrter schämt, oder doch wenigstens, auch heute noch nicht, schämen sollte (sonst ist er eben nicht humanistisch gebildet!).

Viele codices der Bibliotheca Thuana, deren Hss. zum Teil also später zu der Colbertina[2] gekommen sind, hat Baluze für seine eigensten juristischen Studien kollationiert und deshalb gewiß hoch in Ehren gehalten; darunter sicherlich auch unsern Parisiensis. Ja, Colbert selber, der sich für Bücher sehr interessierte (vgl. oben S. 27), hat möglicherweise von unserer Hs. Kunde gehabt. Warum sollte Baluze seinen Herrn gelegentlich nicht einmal auf diesen wertvollen Kodex aufmerksam gemacht haben?

Daß Colbert sich lebhaft für das Buchwesen interessiert haben muß (und zwar nicht nur aus vornehmer Liebhaberei!), geht aus dem Umstande hervor, daß er im Testamente des Kardinals Mazarin († 6. III. 1661) als einer der fünf Vollstrecker auftritt, die über dessen Bibliotheks-Stiftung wachen sollen[3]; diese wird unter das Protektorat Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger gestellt.

---

[1]) Vgl. (auch für das Voraufgehende und Folgende) Bonet-Maury in J. J. Herzogs Realencyklop. f. prot. Theol. u. Kirche II[3] (ed. D. Albert Hauck), Lpz. 1897, 379 f. (im Artikel „Baluze" ib. 379—80). — Wir wollen uns doch lieber an diese korrekte Ausdrucksweise halten.

[2]) Man hüte sich ja — worauf wir nochmals hinweisen wollen! — vor der Annahme, die Bibliotheca Thuana sei vollständig in die Colbertina übergegangen. Es handelt sich nur um die Manuskripte, mit Ausnahme der Dupuy'schen Sammlung; diese gelangte, nebst der ganzen Abteilung der Druckwerke, in die Bibliotheca Menarsiana; vgl. oben S. 27. 33.

[3]) Vgl. Louis-Charles-François Petit-Radel, Recherches sur Les Bibliothèques anciennes et modernes, jusqu'à la fondation de La Biblio-

Ein Katalog der Handschriften-Abteilung der Colbert'schen Bibliothek findet sich beim Benediktiner Bernard de Montfaucon, dem berühmten Archäologen, und zwar in seiner Bibliotheca Bibliothecarum[1]), Tom. II, Parisiis 1839, p. 922 bis 1014; innerhalb der Abteilung: Bibliotheca regia Parisiensis, p. 709—1040[2]). Wir ersehen daraus zunächst, daß Colberts Manuskripten-Sammlung in die National-Bibliothek gelangt ist; jedoch erst 1730, also nicht wie die Bibliothek Mazarins, durch letztwillige Verfügung (Colbert † 6. Sept. 1683)[3]).

Im Kataloge Montfaucons ist unser Kodex vermutlich der im Tom. II, 951[c] *sub* [nr.] 1597 registrierte Band: Capitularium Caroli M. & Ludovici Pii, etc. Im Index (1436) ist dieser Band bezeichnet als: Capitularia Caroli M. & Ludovici Pii, & Lotharii[4]).

Die Handschriften-Sammlung Colbert's wurde kurz vor ihrem Übergange in die Bibliothek des Königs oder bald darauf (?) sorgfältig katalogisiert, und zwar von dem Bibliothekar Nicolas Clément, der seit dem Ende des Jahres 1682 die Handschriften der Königlichen Bibliothek „reinschriftlich" registrierte.

Eine neue Reinschrift dieses Kataloges ist erst i. J. 1739 erfolgt, und zwar direkt für die Zwecke der Montfaucon'schen Publikation[5]). Clement war damals († 1712) nicht mehr am Leben (Del. I, 332); bereits 1664, im Alter von 17 oder 18 Jahren, war er zuerst in Colberts Bibliothek beschäftigt; er stammte aus Toul in Lothringen[6]). Durch Herrn Pierre de Carcavi wurde Clement für die Bibliothek des Königs ge-

---

thèque Mazarine, . . . A Paris, . . . MDCCCXIX, S. 299; ferner das. 295 ff. und überhaupt passim. — Vorn neben anderen Portraits die Portraits von Mazarin und Colbert.

[1]) Vollständiger Titel: Bibliotheca Bibliothecarum Manuscriptorum Nova. Tom. I. II. Autore R. P. D. Bernardo de Montfaucon, Benedictino Congregationis Sancti Mauri. Parisiis 1739 (dem Kardinal de Thou gewidmet), in Folio. (Durchpaginiert!)

[2]) Ein Auszug aus diesem Pariser Katalog beim Abbé Jacques Paul Migne (dem Patristiker) in seiner Nouvelle Encyclopédie theologique. Tome Quarantième. Dictionnaire des manuscrits I, Paris 1853, 837—909: Fonds de Colbert.

[3]) Vgl. oben S. 20 und im Allgemeinen: Delisle aaO. I, 439—86: ‚Chapitre VIII. Suite du règne de Louis XV. — La Bibliothèque de Colbert.' Hier findet man alles Wissenswerte beisammen.

[4]) Wohl kaum in Betracht zu ziehen sind die Codicis 467: Capitularium Karoli Magni & Ludovici Pii (Montf. II, 927[b]) und 3368: Capitulare Karoli Magni, & alia multa singularia (ib. 981[b]).

[5]) Vgl. Pierret aaO. (s. oben S. 28[1]) p. 61 (zu nr. 208): ‚Le catalogue de Montfaucon n'est que la publication de celui dressé par Clément en 1682 et remis au net [d. h.: „ins Reine geschrieben"] en 1739.' — Auf diese Notiz kommt viel an. Montfaucon hat den Katalog (d. h. die Clement'sche Reinschrift) wohl für die Zwecke seiner Publikation nochmals abschreiben lassen.

[6]) Vgl. Memoire historique etc. p. XXXVIII; auch für das Folgende.

wonnen, Anfang oder gegen Mitte der 70er Jahre. Den Katalog der Druckwerke, der 1675 von ihm begonnen war, vollendete er zu Anfang des Jahres 1684; derselbe umfaßte sieben starke Foliobände.

Nach Colberts Tode folgt ein Interregnum von etwa fünfviertel Jahren[1]). Die Stellung eines ‚Maitre de la Librairie du Roi' (denn diese hatte er bekleidet!) war mit seinem Dahinscheiden erledigt. Die Königliche Bibliothek ging nun in die Verwaltung des allmächtigen Kriegsministers Louvois über. Der setzte zunächst den Abbé Gallois an die Stelle des Herrn von Carcavy. Nicht lange darnach erwarb er käuflich (auch ein Zeitbild!) die Würde des ‚maitre de la librairie' von der Familie Colbert; desgleichen das Amt des ‚garde de la Bibliothèque' von Jérôme Bignon![2])

Wiederum gelangte nun ein Kind an die Spitze der Bibliothek. Louvois überträgt die beiden Stellungen seinem neunjährigen Sohne Camille Le Tellier, welcher gewöhnlich „der Abbé Louvois" genannt wird. Aber bereits im gleichen Jahre noch trat der Abbé Varès an seine Stelle.

Am 4. Dez. 1684 gelangt endlich Melchisedec Thévenot an die Spitze der Bibliothek[3]), womit nun auf längere Zeit wiederum eine gewisse Stabilität erreicht war. Es verging aber noch beinahe ein halbes Jahrhundert, bis die Colbert'schen Manuskripte in die Königliche Bibliothek gelangten; dies geschah (definitiv) erst i. J. 1732. Dieses Jahr wird von Delisle (I, 439) begeistert gepriesen: ‚L'année 1732 restera à jamais mémorable dans les annales de la Bibliothèque. Le Cabinet des manuscrits du roi qui dès lors était l'un des plus célèbres de l'Europe, reçut de tels accroissements que l'importance en fut, pour le moins, doublée. Il s'enrichit d'environ huit mille volumes, qui avaient appartenu à Colbert, et dont beaucoup étaient d'un prix inestimable.' Die bisher noch ziemlich dunkle Geschichte dieser Sammlung hat dann Delisle im Chapitre VIII (439—57) zum ersten Male näher beschrieben.

Jetzt erst hatte die Manuskripten-Abteilung der National-Bibliothek ihren Weltruf begründet![4]) Wertvollere Erwerbungen

---

[1]) Vgl. über das Folgende ausschließlich Delisle aaO. I, 292f.; eine höchst wertvolle Quelle!

[2]) Delisle sagt ‚charges'; aber wir scheiden wohl besser die „Würde" des maitre von dem „Amte" des ‚garde'.

[3]) Memoire historique etc. p. XXXVIII: „. . . M. Th. fut commis à la garde de la bibliothèque'; woselbst des kurzen, voraufgehenden Interregnums gar nicht gedacht wird. Hier verdanken wir also wiederum Delisle die wichtigsten Aufschlüsse.

[4]) Vgl. über diese Periode: Delisle aaO. I, 477—86 (Chapitre VIII, Abschnitt X: La Bibliothèque Colbertine depuis la mort de Colbert jusqu'à l'entrée des manuscrits de Colbert dans la Bibliothèque du roi. 1683—1732.

als diese waren jetzt kaum noch zu erwarten, und damit hängt es wohl zusammen, daß gegen die Mitte des 18. Jh.s mit der Abfassung des großen zehnbändigen Kataloges begonnen werden konnte, von welchem die letzten vier Bände die Manuskripte verzeichnen (vgl. oben S. 22).

Die Provenienz der codices ist wohl nicht immer konsequent angemerkt; wenigstens finden wir nicht immer den Vorbesitzer genannt (oder die Vorbesitzer). Natürlich war in dem Kataloge hierfür auch kein Raum übrig. Baluze und Pertz geben in ihren Spezial-Arbeiten die Vorbesitzer an; vgl. z. B. Pertz, Praefatio XXXI, wo von dem wichtigen Paris. 4638 (fol., s. X.) die Rede ist, welcher außer der Sammlung des Ansegis noch Benedicti Additiones I—IV und viele spätere Kapitularien enthält. Zu dieser Hs. bemerkt Pertz, sie sei erst im Besitz des Pithoeus, dann des Thuanus (dann Colberts) gewesen. Diese Erwähnung einer dreifachen privaten „Vorbesitzerschaft" ist ein Unikum in der Pertzischen Praefatio[1]). Wir dürfen aber daraus nicht schließen, daß nur hier einmal ein Kodex aus der Bibliothek des Pithoeus auftrete. Vielmehr ist Pertz wohl durch die Wichtigkeit der Hs. bewogen worden, hier ausnahmsweise sämtliche ihm bekannt gewordenen Vorbesitzer zu nennen.

Die Schicksale der Bibliotheca Thuana haben die Zeitgenossen bei Weitem lebhafter bewegt als diejenigen der Pithoeana[2]); so mag es gekommen sein, daß hier des Vorbesitzers bei so manchem Buche nicht, wie gebührlich, gedacht

[1]) Privatpersonen findet man wohl überhaupt im Allgemeinen seltener als Vorbesitzer erwähnt denn Bibliotheken. Doch ist hier zu erinnern, daß solche Bibliotheken, wie die des Thuanus, an Bedeutung hinter keiner öffentlichen (im heutigen Sinne) zurückstanden. Erst Colbert hat die Königliche Bibliothek, wenigstens teilweise, dem Publikum zugänglich gemacht, nebst seiner eigenen; aus beiden Quellen floß die National-Bibliothek zusammen. Bei Pertz können wir auch „gemischte Vorbesitzerschaft" antreffen; vgl. z. B. Praefatio p. XXXII: ‚C. reg. Paris. 4626. fol. s. X . . . olim bibl. Matasconensis postea Bigotianus.' — Boretius hat (mit Unrecht) weniger Wert auf die Erforschung der Hss.-Provenienz gelegt.

[2]) Nochmals darf hier wohl auf die bei Zedler (s. o. S. 26[4]) genannte Literatur verwiesen werden. — Die Werke Pithous gab Labbé heraus: Pithoei opera sacra, juridica, historica & miscellanea ed. Carolus Labbaeus, Paris 1609. 4°. — Von der bei Zedler genannten Literatur habe ich den größten Teil resultatlos abgesucht; die Arbeit des Jean-Boivin war mir noch nicht zugänglich. Statt Batesil. lies Bates. Am gelesensten war wohl die mehrfach überlieferte, lateinisch geschriebene Vita des Josias Mercerus v. J. 1597, welche die Belesenheit Pithous rühmend erwähnt und einiges Material ergibt; desgleichen erwähnt diese Vita Pitous Ausgaben der Gesetze Karls des Großen (und von dessen Nachfolgern). Eine andere (französische) Quelle spricht vom Durchstöbern der Bibliotheken (Du Pin, Nouvelle Bibliotheque des auteurs ecclesiastiques, ... Tome XVI. Amsterdam 1710, 158a). — Pithou war der größte Schüler des Cujacius; es gibt Bonmots über ihr beiderseitiges Verhältnis, sowie auch (nach der Sitte der Zeit) ‚Pithoeana', ferner existiert ein Epicédium von

wurde. Die Bestände der Bibliotheca Thuana erregten damals nämlich überall ein Interesse, wie es uns heute kaum noch verständlich erscheint und kulturgeschichtlich aus dem Empfinden der so „rührsamen" Periode sich erklären mag. Die Sorgfalt, welche Thuanus seiner Bibliothek zuwandte, muß bereits zu seinen Lebzeiten eine sprichwörtliche und beinahe legendarische gewesen sein. Diese Sorgfalt bezog sich auf die Druckschriften-Abteilung, und hierbei trat die Liebhaberei des Präsidenten wohl am augenfälligsten hervor; das Manuskript interessiert meist nur den Gelehrten.

Die Liebhaberei, welche die Herren de Thou für schöne Bücher hegten, ging so weit, daß sie in ganz Europa bereits vor dem Drucke eines bedeutenden Werkes zwei oder drei Exemplare auf besonders gutem Abzugpapier für sich reservieren ließen; so meldet uns ein Standes- und Zeitgenosse[1]). Ja, sie lieferten hierzu sogar selber schönes Papier, in großem Formate! Oder sie kauften von einem Werke mehrere Exemplare und stellten sich aus den schönsten Blättern derselben einen Prachtband für den eigenen Gebrauch zusammen; gewiß eine kostspielige Liebhaberei! Als dann später Menarsus die bereits stark verkleinerte Bibliothek erwarb, ließ er von allen Seiten die veräußerten Bücher zurückkaufen; für diese edle Tat versetzt ihn Joannes Baptista Santolius Victorinus (Santeuil) unter die Heroen Frankreichs, in seinem oben S. 21, mit Anm. [1]), erwähnten Gedichte. „Dieses Gedicht entlockt uns Thränen," so schreibt der Standes- und Zeitgenosse[2]). Das war noch eine erfreuliche humanistische Periode! Menarsus cedierte die Bibliothek dem Kardinal Rohan, dem Helden der „Halsbandgeschichte"; dann gelangte sie an den Marschall Rohan-Soubise (vgl. oben S. 17), den Gegner Friedrichs des Großen, und wurde nach dessen Tode (1787) teuer verkauft[3]). Sie flog nun in alle Winde.

Dies war aber, wie wir uns erinnern, zum Glück nur die Druckschriften-Abteilung der alten Bibliotheca Thuana gewesen; die Handschriften-Abteilung ruhte ja seit dem Jahre 1730 wohlbehalten in der National-Bibliothek, darunter auch unser Parisiensis 4613. Ob man selber, an Ort und Stelle, wohl ahnen mag, welchen Schatz man in dieser Hs. besitzt?![4]) Ihre Bedeutung beruht auf dem Text unserer Kapitularstelle und wird

Pithou: Christoph. Thuani Senatus Principis Tumulus. — Über die spezielle Zusammensetzung von Pithous Bibliothek habe ich aber bisher leider nichts finden können.

[1]) M. de Vigneul-Marville, Mélanges d'histoire et de litterature, recueillis Par. Rouen 1699, 24f. (Auch für das Folgende zu vergleichen!)

[2]) M. de Vigneul-Marville aaO. S. 25.

[3]) Über ihre weiteren Schicksale siehe bei Mühlbrecht oben S. 31, Anm. [1]).

[4]) Der Kodex ist nicht erwähnt bei B. Hauréau, Membre de l'institut, Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la

sich erst nach vielen Jahren in ganzer Tragweite bemerklich machen; ein prophetisches Wort, welches ich hiermit festlegen möchte, für spätere Geschlechter. Sit omen.

Die Kataloge, welche unsere Hs. verzeichnen, konnten selbstverständlich deren Bedeutung nicht ahnen, zumal da sie ja nur ganz kurz den Inhalt der Manuskripte charakterisieren[1]). Hoffentlich wird nun aber bald das Interesse für diese Hs. erwachen, die eine besondere Monographie sicherlich verdient hätte. Der im Pariser Katalog auf unsere Hs. folgende Kodex (nr. 4614; vgl. oben S. 23) hat eine genaue Beschreibung erfahren durch Dr. Johannes Merkel, in dessen rechtsgeschichtlicher Abhandlung: „Das Bairische Volksrecht," im Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde ... hrsg. von G. H. Pertz XI, Hannover 1858; das. speziell S. 585f. (sub nr. 21). Diese Heranziehung wurde durch den Umstand veranlaßt, daß die Lex Baiuariorum in der Hs. enthalten ist.

Der spätere Bearbeiter dieses ganzen wichtigen Zeitraums (denn eine solche Bearbeitung ist dringend nötig) wird hauptsächlich auf unsern Parisiensis 4613 sein Augenmerk zu richten haben[2]). — Wir aber müssen jetzt endlich weiter forteilen und uns dem nächsten Kodex zuwenden. Es folgt bei Pertz:

5. Die Gothaer Hs., Bibliothek des Herzoglichen Hauses zu Gotha, membr. I, 84. Fol. Beschrieben ist sie bei Ern. Sal.

---

bibliothèque nationale I—VI. Paris 1890—93. — Über die Grundsätze äußert sich Hauréau im I. Bande, Avantpropos p. VI.

[1]) In Betracht kommen eigentlich nur: Joseph Quesnels Katalog, Paris 1679 (vgl. oben S. 18, mit Anm. [1]) und dann der offizielle Königliche III, 2; vgl. oben S. 22. — An Quesnels fleißigen Katalog erinnern zwei spätere Arbeiten: 1. Catalogue des livres composant la bibliothèque de feu M. Edme Bonaventura Courtois. Paris, J. S. Merlin, 1819. 8. — 2. Bibliothèque de M. le Baron Silvestre de Sacy. I—III. A l'imprimerie royale. Paris 1842. 46—47. — Also haben wir hier wohl eine alte Humanistensitte, mit bibliothekarisch-buchhändlerischem Nebenzweck.

[2]) Vgl. noch über diese Periode (namentlich über die Jahre 1641—43): Michel de Vassor, Histoire du regne de Louis XIII, roi de France et de Navarre. X, 2. Amsterdam 1711. — Heinrich Morf (Prof. a. d. Univ. Berlin), Frankreich zur Zeit Richelieus und Mazarins. Internat. Wochenschrift f. Wissensch., Kunst u. Technik. 5. Jahrg. Berlin 1911, nrr. 6 u. 7, (11. u. 18. Februar); S. 165—90. 199—216. — Die Figur des jüngeren de Thou wird jetzt wohl wieder etwas populärer werden, da durch das neu erwachende Interesse für Alfred von Vigny (geb. 1799) die Aufmerksamkeit auf Cinq-Mars hingelenkt wird, den Leidensgenossen des Präsidentensohnes; (vgl. oben S. 17[1]). Vgl. z. B. aus der neueren Literatur: Emile Lauvrière, Alfred de Vigny. Sa vie et son oeuvre. Paris 1909 (darin p. 115—30: Capitre IV. Cinq Mars.); Ernest Dupuy, Alfred de Vigny, ses amitiés, son rôle littéraire. I. Les amitiés. Paris 1910 (vgl. F. Baldensperger, Rev. Crit. 1911, 137); Otto G. Harlander, Alfred de Vignys pessimistische Weltanschauung. In: Roman. Forschungen XXIX, 2; gleichzeitig Münchener Diss. 1911. — Der Cinq-Mars (1. 2.) steht in den Oeuvres complètes (II. III.) Paris o. J. — Ein Faksimile aus A bei Pertz, Schrifttafeln, 10. Heft, Hannover 1869; Legum Tomus IV, Tab. III.

Cyprianus, Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae Gothanae. Lipsiae 1714, p. 12—17 (nr. 5, LIV); dann bei Pertz, Legum Tom. I, Praef. p. XXVIIIf.; endlich am ausführlichsten von Dr. Johannes Merkel in der bereits erwähnten Arbeit: Das Bairische Volksrecht, bei Pertz im Archiv XI, Hannover 1858, daf. speziell S. 604—12.

Freundliche schriftliche Mitteilungen verdanke ich Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Rudolf Ehwald zu Gotha, der auch mit großer Zuvorkommenheit das photographische Verfahren anordnete und überwachte[1]).

Die Hs. (gewöhnliche karolingische Minuskel) wird von Pertz dem Anfang des 11. Jh.s zugewiesen (Schriftprobe auf Tafel III, nr. 5); sie ist zweispaltig geschrieben und von riesigem Format: 39 × 30 cm! Früher befand sich der Kodex in der Bibliothek des Mainzer Domkapitels (S. Martini Moguntinensis); daß er aber dort entstanden sei, muß zweifelhaft erscheinen. Jedesfalls ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, doch läßt sich hierüber nichts Genaues feststellen. Die Unterschrift: ‚Macareus Syndicus subscripsit a. 1479' bietet zur Entscheidung dieser Frage kaum einen Anhalt. Der Kodex ist von Bernhard von Weimar erobert und von Ernst dem Frommen (17. Jh.) nach Gotha gebracht. Inhaltsangaben dieser für Geschichte und Jurisprudenz gleich wichtigen Hs. findet man bei Cyprianus[2]), Pertz[3]) und Merkel; wie angegeben. — Unser Kodex bringt die Kapitularstelle auf fol. 219$^{a\,b}$ (gütige Mitteilung von Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Ehwald); Boretius notiert (S. 62, Anm. 11): ‚Gothan. 84 fol. fere [!] 218.' Ob diese Notiz für die Arbeitsweise Boretii als charakteristisch herangezogen werden darf?! (Doch ist bekanntlich stets große Vorsicht bei solchen Vermutungen geboten.)

Das Wort ueni leudus steht zufällig gerade als letztes auf Blatt 219^{b}; wir mußten daher das letzte Viertel (praeter propter) der Vorderseite und das erste Viertel (dito) der Rückseite von Blatt 219 photographieren lassen (siehe Tafel 10 und 11), um den fraglichen Satz im Kontext zu zeigen; jeder andere Weg war, bei dem riesenmäßigen Format der Hs., so ziemlich ausgeschlossen. — Ich will gleich hier darauf hinweisen, daß die

[1]) Man findet (wider Erwarten) keine Beschreibung unserer Hs. in dem Werke: Beiträge zur älteren Literatur oder Merkwürdigkeiten der Herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Gotha. Hrsg. von Fr.[iedrich] Jacobs und F.[riedrich] A.[ugust] Ukert. I—III. Leipzig 1835—36.

[2]) Vgl. über diesen verdienten Mann: Erduin Rudolph Fischer, Das Leben Ernst Salomo Cyprians (1673—1745). Lpz. 1749. (Erwähnt bei Jöcher.)

[3]) Pertz sagt (Praef. XXIX) uns, er habe diesen Kodex „defloriert", unter Jacobs; berührt habe ihn schon Eccard.

Stelle, an der das Wort ueni leudus auftritt, nicht gerade dafür spricht, daß der Schreiber hier mit besonderer Aufmerksamkeit seiner (uns unbekannten) Vorlage folgte; er war mit dem Wenden des Blattes beschäftigt und konnte daher leicht irren. Immerhin ist die singuläre Form ‚ueni leudus' dadurch merkwürdig, daß sie der ursprünglichen Tradition etwas näher zu stehen scheint, als die Lesarten der übrigen Hss.; wenigstens promulgiert sie nicht gerade ausdrücklich den Irrtum vom winiliod. Dies könnte jedoch auch so erklärt werden, daß unsere Hs. (11. Jh.!) einer späteren recensio zu überweisen ist, welche zwar das winiliod refüsierte, ohne jedoch den ursprünglichen Zusammenhang zu ergründen. Die Zweispaltigkeit der Hs. weist ebenfalls auf eine spätere Periode der Überlieferung hin. Im Allgemeinen ist noch die bei Merkel S. 612 mitgeteilte Literatur zu vergleichen, bes. Hänel! Pertz spricht auch noch auf S. 268 von unserer Hs. (sub G), woselbst er sie in den Anfang des 11. Jh.s setzt; es ist dort die Rede von der Kapitularien-Sammlung des Ansegis, die sich unter dem reichen Inhalte des Gothaer Kodex hervorhebt, der überhaupt als ein riesiges Repertorium aus der späteren Kaiserzeit anzusehen ist. Auf die Einzelheiten konnte der Schreiber dieser umfangreichen Hs. (es war nach Merkel aaO. S. 604 nur ein Schreiber daran tätig, „trotz der wechselnden Züge") nicht wohl eingehen. Er konstruierte in der Eile hier ein latinogermanisches Wort (wenn es nicht schon in seiner Vorlage stand!), ohne sich um den Sinn dieses ‚venileudus' viel zu kümmern. Die Anlehnung der ersten Hälfte an veni (praet.!), venia oder dergleichen ist nicht zu verkennen. Ob sich der Schreiber hierbei etwas gedacht hat (es war das bekanntlich nicht immer der Fall!), darüber wollen wir uns nicht den Kopf zerbrechen. Wir bezeichnen diese im Apparat ziemlich isoliert auftretende Hs. mit der Sigle K.

6. Codex regius Parisiensis inter Supplementa latina N. 75. Fol. saec. X; vgl. Pertz, Praef. XXXIf. (Schriftprobe das. auf Tafel III, 4). Mit diesem Kodex (der eine etwas engere Minuskel zeigt als der vorige) hat es eine eigentümliche Bewandtnis; bei Boretius führt er (S. 62 nr. 4) die Bezeichnung 9654, unsere Stelle findet sich (vgl. ebda.) auf fol. 9. Diese Hs. gehörte nämlich früher dem ‚collegium Claromontanum' (Pertz, Praef. XXXI), einem Jesuitenkolleg zu Paris; früher befand sie sich wohl in Metz, in der Bibliothek der Sankt Vincens-Kirche. Vgl. Merkel aaO. S. 589—95 (nr. 25), woselbst S. 589f. die Identität dieser „beiden" Hss. festgestellt ist, die noch von Pertz (Praef. XXXI) nur vermutungsweise angenommen wurde. Vgl. noch besonders Merkel aaO. S. 595: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß dieser Codex die von Sirmond und Baluze schon für die Capitularien benutzte Handschrift S. Vincentii Metten-

sis ist." Dieser Hs. ist: ‚in plurimis congruus Palatino-Vaticanus Ansegisi, cuius lectiones in codice regio Parisiensi N. 4639 (Baluzii 271. reg. 4243. 3.) manu de Bruanno 1675. ad Baluzium transmissa sunt.' Unser Kodex wurde erst 1810 für die Pariser Bibliothek erworben; vgl. Merkel aaO. S. 589: „Nach einem Eintrage acquis pour la bibliothèque imperiale à la vente de M. Mérigot libraire le 21. Decbr. 1810."

Dieser zweite Pariser Kodex ist zwar ebenfalls der unrichtigen Ligaturen-Auflösung gefolgt, hat aber am Schlusse der Lesart das dem Ursprünglichen doch noch am Nächsten stehende des bewahrt; wir setzen sie daher an die zweite Stelle und geben ihr die Sigle B. — Damit ist Pertz (1—6) endlich absolviert.

3. Die sechs neuen Handschriften (Boretius).

Eine Zusammenstellung, wie sie uns Pertz für die sechs alten Hss. gegeben hat (S. 67), können wir für die sechs neuen Hss. nicht ins Feld führen[1]). Bei Boretius (S. 62) sind die für uns hier jetzt in Betracht kommenden sechs (neuen) Hss. unter den folgenden Nummern verzeichnet: 1, 2, 6, 10, 12, 14. Wir schreiben praktisch die sechs Ortsbezeichnungen der Hss. untereinander, mit den Bibliotheks-Signaturen. Boretius teilt uns auch (außer bei 12) die Bezifferung des Blattes mit, auf welchem unser Kapitular beginnt. Nur wird nicht gesagt, ob Vorder- oder Rückseite, und bei den nrr. 11 und 14 operiert Boretius mit dem Wörtchen ‚fere'! — Wir berichtigen resp. vervollständigen daher diese Angaben (durch Mitteilung der Blatt- oder Seitenziffer unserer Kapitularstelle!) und fügen auch die Siglen unseres Apparates hinzu.

Sigle.	Nummer bei Boretius.	Signatur.	Nummer bei Uhl.
E	1.	Epored. 34.	7.
F	2.	Epored. 33.	8.
J	6.	Vaticanus inter Palatinos 582.	9.
L	10.	Mutinensis cathedr. O. I, 2.	10.
M	12.	Bruxellensis 8654–8682.	11.
D	14.	Guelferbytanus inter Blankenburgenses 130, 52.	12.

[1]) Auch die größere Übersichtlichkeit ist ein bedeutender Vorzu der Pertzischen Ausgabe!

Diese Konkordanz wird zur Übersicht dienlich sein. Wir wenden uns dann zunächst zu:

7. Eporediensis 34, Boretius nr. 1. (Bei uns: E.) Dieser Kodex (Archiv des Domkapitels zu Ivrea; welches Jahrhundert?) bietet die Lesart ‚winileodos', wie man (obwohl nicht angegeben) aus dem Apparate bei Boretius entnehmen muß. Daß der Epored. 34 die „Leithandschrift" des jüngeren Herausgebers werden konnte, ist vielleicht psychologisch a posteriori zu verstehen; — Boretius hielt, die vorgefaßte Meinung seiner Zeitgenossen teilend, das Monstrum ‚winileodos' für die korrekteste Wiedergabe des acc. plur. („die Winelieder") und setzte darum diesen Kodex an die erste Stelle!? Ganz ohne Zweifel sind solche ‚cruces interpretum' wie unsere Stelle stets die Prüfsteine und Merkmale für das Urteil der Kapitularien-Kritik gewesen! In Wirklichkeit sind die Hss. zu Ivrea (siehe namentlich nr. 8) durchaus nicht ohne Verdienste, wenngleich sie Pertz sicherlich nicht unter die „wichtigsten" gerechnet hätte; zu diesen zählt er (Archiv 6, Hann. 1838, 713) nur die in Wolfenbüttel, Gotha, München, Wien, St. Paul, St. Gallen, Rom und Paris befindlichen. Pertz starb i. J. 1876; er hat von den Hss. zu Ivrea ganz bestimmt noch Kenntnis erlangt; vgl. namentlich den Merkelschen Aufsatz über die folgende Hs., der ja im Pertzischen „Archiv" erschienen ist. Aber der Meister fand wohl keine Gelegenheit mehr, sich über diese neuen codices zu äußern. Ob er andernfalls an obiger Stelle (Archiv 6, 713) die Eporediense hinzugefügt hätte? Wir müssen es bezweifeln!

8. Eporediensis 33, Boretius nr. 2. (Bei uns: F) —. Pergament, 10. Jh., Quarto. — Ausführliche Beschreibung bei Dr. Johannes Merkel (Halle): Das Bairische Volksrecht; Pertz, Archiv 11, Hannover 1858, das. nr. 4, S. 547—53. Vgl. bes. 553: „Die Handschrift ist von Peyron beschrieben, neuerdings aber von Ivrea an Pertz gesendet und hier [d. h. doch wohl: in Halle] von mir für die Volksrechte und Capitularien untersucht und benutzt worden."[1] Vgl. auch die Beschreibung derselben Hs., die Mon. Germ., Leg. III, p. 6 von Merkel gegeben wird, gelegentlich seiner Ausgabe der Lex Alamannorum. Dieser Band der Leges erschien erst 1863, und doch konnte Merkel i. J. 1858 bereits auf ihn verweisen (vgl. S. 553 der genannten Abhandlung). Unsere

[1]) Die genannte und aaO. von Merkel kurz zitierte Abhandlung Peyrons führt den vollständigen Titel: Legum Barbarorum fragmenta inedita et variantes lectiones ex codice Eporediensi collegit Amedeus Peyron. In: Memorie della Reale Accademia delle scienze di Torino. Serie II. — Tom. VIII. Scienze morali storiche e filologiche Torino MDCCCXLVI [1846], p. 129—167. Auf p. 159f. sind die (wenigen) ‚varietates' zum Pertzischen Texte für die beiden hier in Betracht kommenden Kapitularien (p. 67—69) mitgeteilt.

Hs. kommt auch für die Lex Salica in Betracht, desgl. für die Lex Baioariorum und mehrere andere wichtige Rechtsquellen (z. B. für das Capitulare Ticinense v. J. 801, Pertz S. 82 bis 86). Unser Wort erscheint im Texte von F als ‚winileudos', also mit G übereinstimmend. (Für uu schreibt Boretius immer, Pertz meistens w. Diese üble Gewohnheit hat viel zur Heranbildung unseres Mißverständnisses beigetragen!) Unter den hierauf unmittelbar folgenden Textworten ist eine gute Variante gegen Pertz zu verzeichnen: ‚propter sanguinis minuationem'; Peyron hat sie[1]) mitgeteilt (also i. J. 1846), und Boretius hat sie dann (1883) in den Text gesetzt (gegen Pertz, der 1835 sanguinem' schreibt, mit A und G). Dieser Eporediensis 34 zeigt also „Lichtblicke" und ist durchaus nicht zu verachten; nur in unserer Stelle trifft er nicht das Richtige. „Stärkste Entstellung neben genauester Wiedergabe:" — dieser scheinbare Widerspruch zeigt sich häufig in den Kapitularien-Hss. Über die Genesis der seltsamen Erscheinung wird später noch ausführlich die Rede sein! Sie findet sich am häufigsten in A.

Einstweilen glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß die ähnlich wie in 6. 8. 9. 12. (Bor.) lautende (scheinbar also korrekte) Form ‚winileudos' im Epored. 33 ihm die zweite Rangstelle bei Boretius eingetragen hat. Mindestens ist diese Form bei der Klassifikation der Hss. in erster Linie mit in Betracht gezogen worden. In Wirklichkeit jedoch rangieren die beiden Eporedienses viel weiter hinten. — Wir wenden uns nun zur folgenden Hs.:

9. Boretius nr. 6. Signatur: Vaticanus inter Palatinos 582. Der Kodex ist im Quartformat angelegt; er ist natürlich ein membranaceus und gehört dem 9. oder 10. Jh. an. Vgl.: Codices Palatini Latini // Bibliothecae Vaticanae // descripti // Praeside J. B. Cardinali Pitra // ... // recensuit et digessit // Henricus Stevenson Junior // recognovit // J. B. de Rossi // ...: — ein prachtvoll übersichtlich gedrucktes Werk! Darin Tomus I, Romae MDCCCLXXXVI [1886], p. 193—96. Die Hs. umfaßt 155 Blätter; unser Kapitular hebt an auf Blatt 11^{v} (vgl. aaO. S. 194); unsere Kapitularstelle findet sich noch auf dieser Anfangsseite 11^{v} (Bor. S. 62).

Die Hs. bietet ‚winileodos' (d. h. vielmehr ‚uuinileodos'!); sie geht darin konform zu den beiden Münchener Hss. (G und H) und mit der Brüsseler Hs. (M). Boretius hat diese Form in den Text gesetzt; wir können daher sagen, daß der Vaticanus seine „Leithandschrift" ist (wenigstens an unserer Stelle!). Vielleicht könnte hier allerdings auch der Epored. 34 die Leit-

[1]) Vgl. aaO. S. 160.

handschrift gewesen sein, aber dessen Variante ist an dieser Stelle nicht aus dem Apparate zu ersehen (vgl. oben S. 44); auch eine der vielen Absonderlichkeiten bei Boretius! (Das Gleiche gilt von der folgenden Hs., nr. 10.) Indirekt ist also aus dem Apparate bei Boretius nur zu folgern, daß sich die Lesart winileodos im Epored. 54 nicht vorfindet.

10. Boretius ebenfalls nr. 10: Hs. der Bibliothek zu Modena; Signatur: Mutin. cath. D. I, 2; daselbst unsere Stelle auf Bl. 168. Welche Lesart an dieser Stelle zu finden sei, wird bei Boretius im Apparat wiederum nicht angegeben. Im Archivio capitolare del Duomo di Modena trägt die hier in Betracht kommende Hs. nicht die Signatur, welche Boretius auf S. 62 angibt; vielmehr ist für D der Buchstabe O [= Ord.] zu setzen, wie mir Monsignore Bernardino Ricci, Kanonikus, Vorsteher der Kapitular-Bibliothek zu Modena, freundlichst mitteilt.

11. Boretius nr. 12: Hs. der Bibliothek zu Brüssel; Signatur (jetzt): 1524. Alte Bezeichnung: 8654—862 (nicht 8682, wie Boretius angibt). (Bei uns: M). Die alte Bezeichnung geht auf die Seitenzahlen des Inventariums zurück. Vgl.: Catalogue des Manuscrits de la Bibliothèque Royale de Belgique par J. van den Gheyn, S. J., Conservateur à la Section des Manuscrits. Tome deuxième. Patrologie. Bruxelles 1902. Daselbst ist die vorangestellte Konkordanz einzusehen: Concordance des cotes de l'inventaire avec les numéros du présent catalogue. Dort ist p. VI die jetzige Signatur (1524) zu finden; der Kodex selber, eine Sammelhs., wird S. 274f. beschrieben und disponiert.

Unser Kapitular steht in der Brüsseler Hs. auf Bl. 126 (Rückseite) bis 128 (Vorderseite); vorher finden wir die auch bei Boretius (S. 52—62) unmittelbar voraufgehende Admonitio generalis. Beide Stücke sind ihres Inhaltes wegen in diese sonst grundverschiedene Umgebung aufgenommen; sie stecken mitten zwischen geistlichem Gute. Wir stoßen auf Ambrosius, Athanasius, Augustin, Beda, Gregor, Hieronymus, Isidor, das Nicaenum, Silvester und Anderes mehr. Wir sehen, daß Karls Bestimmungen weite klerikale Kreise interessierten. — Die Hs. stammt aus dem 10. Jh. und befand sich in der ‚libraria sancti Bertini'; später gehörte sie den Bollandisten. Sauber und zierlich geschrieben, setzt diese Hs. die einzelnen Paragraphen nicht ab und bezeichnet auch die Anfänge nicht durch große Buchstaben; eine Ausnahme macht nur die kräftig hervorgehobene, oft wiederkehrende Initiale D.

12. Boretius nr. 14: Hs. der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel; Signatur: Blankenburg 130. Fol. (Bei uns: D.) Vom großen Katalog der Wolfenbütteler Bibliothek, der von Otto von Heinemann († 7. VI. 1904) begonnen wurde

und von Gustav Milchsack fortgesetzt wird, ist der Band, der für die Beschreibung Blankenburger Hss. bestimmt ist, bisher noch nicht erschienen. Über die Einteilung des Katalogs ist zu vergleichen: Otto von Heinemann, im Vorwort des I. Bandes, Wolfenb. 1884, passim; bes. p. VI über die classis Blankenburgensis.

Unser Wort ‚uuinileodus' findet sich Bl. 87b. Überschriften, Initialen und Kapitelzahlen sind rot. Zuweilen treten Rasuren auf. Der Einband gehört dem 15. Jh. an. Wichtige Nachrichten über die Hs. teilte mir Herr Oberbibliothekar Prof. Dr. Gustav Milchsack freundlichst mit, wie er denn auch bereitwilligst eine photographische Reproduktion der in Betracht kommenden Seite an Ort und Stelle herstellen ließ (siehe Tafel 7). Möchte es doch Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Milchsack vergönnt sein, die schönen Worte, die sein Amtsvorgänger auf S. VIII (oben) im Vorwort ausgesprochen hat, bald in Erfüllung gehen zu lassen.

Unser Kodex ist eine Pergament-Hs. des 10. Jh.s; 29 cm hoch, 23 cm breit; sie umfaßt 208 Blätter.

Die Blankenburger Hs. ist nach ihrem Inhalt genau beschrieben von Johannes Merkel, bei Pertz im „Archiv", Band XI, Hannover 1858, 577—583. Am Schlusse sagt Merkel (S. 583): „Diese Handschrift haben Pertz und ich benutzt. // Cf. Archiv VII, 777. / Monum. Legg. I. praef. XXVII; III, 8: der Capitularientext ist ganz verarbeitet." Für unser Kapitular hat Pertz jedoch diese Hs. nicht mit herangezogen; aus welchem Grunde, vermag ich augenblicklich nicht anzugeben (es wird doch kein Versehen vorliegen?). D enthält u. a. die Lex Bajuwariorum, auf welche es für Merkel hauptsächlich ankommt. Seine Arbeit führt den Titel XI. [Druckfehler für XII.]: „Das Bairische Volksrecht. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung von Dr. Johannes Merkel zu Halle" (aaO. S. 533—687); eine wichtige, in der deutschen Rechtsgeschichte wohlbekannte Arbeit (vgl. oben S. 40!) Die Lex Baiuariorum steht in unserer Wolfenbütteler (Blankenburger) Hs. ziemlich am Schluß: Bl. 186v—205.

Das Beachtenswerteste an dieser (höchst wertvollen!) Blankenburger Hs. ist die saubere und korrekte Wiedergabe des Textes. Die einzelnen Paragraphen sind abgesetzt und mit großen Initialen versehen, ferner durch Ziffern bezeichnet; alles genau wie in den beiden Pariser Hss. A und B (allerdings sind in B nicht die Paragraphen, wohl aber die größeren Kapitel-Einschnitte abgesetzt). Auch im Format (Klein-Folio) stimmt die Blankenburger Hs. mit A und B überein; A ist am schmalsten, B etwas breiter, D am breitesten. Es hat ferner A nur 25 bis 26 Zeilen, B dagegen 29, D aber 32 Zeilen auf der Seite (wenigstens in der unser Kapitular enthaltenden Partie); also

das Höhenverhältnis entspricht bei diesen drei Hss. ganz ihrem gegenseitigen Breitenverhältnis. A, B und D scheinen auf eine gemeinschaftliche recensio zurückzugehen.

Den geschilderten äußeren Vorzügen entspricht innerlich ein zuverlässiger Text (mit Ausnahme des kritischen Wortes!): & earū claustra sit bene firmata. et nullatenus ibi uuinileodus scribere ! mittere p̄sumat (das a ist verwischt oder steht auf Rasur). Boretius hat die Lesart uuinileodus nicht in den Apparat aufgenommen, wie denn unser Kodex D (bei ihm nr. 14) absolut keine Verwendung im Apparate unseres Kapitulars gefunden hat! Man versteht in diesem Falle nur schwer, warum denn in aller Welt diese Hs. für die Kritik überhaupt herangezogen werden mußte[1]). Es ist hier aber gewiß der Standpunkt des Historikers anzuerkennen: — alle bekannten Hss. werden zunächst aufgezählt; der Philologe mag ja dann einige als wertlos ausscheiden.

Die Blankenburger Hs. zeigt, wie schon bemerkt, links am Rande eine genaue Paragraphenzählung, mit sehr großen lateinischen Zahlen; keine andere der 12 Hss. erreicht die Größe dieser Zahlen auch nur annähernd. Dies spricht für die Sorgfalt, mit welcher D angelegt ist; ihr Schreiber war ein sorgfältiger Registrator (mehrere Schreiber waren an diesem Kodex nicht beschäftigt? Milchsack brieflich: „. . . ., von einer Hand, abgesehen von einigen Zusätzen auf den letzten zwei Blättern, Blattzahl 208.")

Am Schlusse dieses Kapitels geben wir eine Übersicht der Tafeln, im Anhang dieses Supplements.

Nummer bei Uhl.	Sigle bei Uhl.	Handschrift.	Tafel.
4.	A	Paris. 4613.	1.
"	"	" "	2.
6.	B	Paris. 9654.	3.
"	"	" "	4.
1.	C	Sangallensis.	5.
"	"	"	6.
12.	D	Blankenburg.	7.
2.	G	Monac. 14468.	8.

1) Ebenso ist es mit nr. 7 (bei Boretius) bestellt (Monac. 3853), in welcher Hs. unser § 19 fehlt; auch diese Hs. steuert bei Boretius nichts zum Apparate bei. — Das Gleiche gilt von nr. 10 (Mutinensis).

Nummer bei Uhl.	Sigle bei Uhl.	Handschrift.	Tafel.
3.	H	Monac. 19416.	9.
5.	K	Gothanus.	10.
"	"	"	11.
7.	E	Epored. 34.	12.
8.	F	Epored. 33.	13.
9.	J	Vaticanus.	14.
10.	L	Mutinensis.	15.
11.	M	Bruxellensis.	16.

4. Das Verwandtschaftsverhältnis der zwölf Handschriften.

Wir haben die 12 codices mit großen lateinischen Siglen bezeichnet; für die alphabetische Anordnung der Siglen war der kritische Wert der Hss. maßgebend. Wir müssen jetzt versuchen, einen Stammbaum dieser Hss. zu konstruieren, was übrigens keine leichte Aufgabe ist. Es gehört dies jedoch nun einmal zur Pflicht des Philologen, und wir wollen es daher nicht versäumen. Allerdings muß aber dabei bemerkt werden, daß solche Versuche oft nur theoretischen Wert besitzen. Man wolle hier vergleichen, was oben (S. 25) über die Nivellierung der Begriffe gesagt worden ist. Grundverschiedene Hss. werden zusammengeworfen, weil in ihnen zufällig das gleiche Stück auftritt, wenn auch in ganz anderer Überlieferung. Immerhin wird ja gewiß ein kurzer vergleichender Überblick nur nützlich sein können. Doch liegt die Sache nicht so einfach!

Ganz bedeutend erschwert wird die Untersuchung durch die eigentümliche Beschaffenheit von A. Wir haben uns hierüber schon in einer kurzen Bemerkung geäußert; vgl. oben S. 45: „Stärkste Entstellung neben genauester Wiedergabe." Später wird noch ausführlich hiervon die Rede sein müssen. Die genannte Erscheinung ist nämlich als ein eklatanter Beweis für die Tatsache anzusehen, daß wir uns in den allermeisten Kapitularien-Hss. stenographische Aufzeichnungen (nach Diktat) vorzustellen haben. Oder besser gesagt: — die zwölf codices gehen im letzten Grunde fast sämtlich auf tironische

Noten-Brouillons zurück; eine Sachlage, die nach der geschilderten Entstehungsart der in ihnen überlieferten Gattung von Instruktionen nicht weiter verwunderlich ist. Die Königsboten waren es bekanntlich, die auf der jährlichen Gauversammlung (dem frühzeitig verblaßten „Maifelde"!) die mündlichen Aufträge vom Grafen entgegennahmen, der sie zuvor auf dem Reichskonvent selber erst vom Kanzler empfangen hatte; doch kamen wohl auch unmittelbare Instruktionen vor. In jedem Falle aber konnte die Belehrung der Königsboten erst am Schlusse der Verhandlungen erfolgen, wenn die wichtigeren Geschäfte erledigt waren. Man denkt unwillkürlich an die jetzt in den Zeitungen so häufig erwähnte „Durchpeitschung" der Gesetzes-Entwürfe in den Kommissionen. Stehenden Fußes, schon im Aufbruch begriffen, hörte man eilig jene Befehle noch mit an. Zu einer genauen Aufzeichnung fand sich die Zeit nicht mehr; so griff man denn zur stenographischen.

Über die Steno- und Tachygraphie des Altertums und Mittelalters besitzen wir noch kein eigentlich abschließendes Werk[1]). Unentbehrlich für unsere Zwecke ist die Abhandlung des (kürzlich verstorbenen) Münchener Professors Ludwig Traube: „Lehre und Geschichte der Abkürzungen" (vorgetragen in der histor. Klasse der K. B. Akademie der Wissenschaften zu München am 4. Februar 1899); jetzt am bequemsten zu finden in: Vorlesungen und Abhandlungen von Ludwig Traube. Hrsg. von Franz Boll. Erster Band. Zur Paläographie und Handschriftenkunde. München 1909, S. 129—156; die Abhandlung enthält auch Literatur-Angaben. Das. S. 131 bemerkt Traube gleich im Anfang mit Recht: „Wenn ich aber sage, daß weite Strecken in der lateinischen Paläographie noch brach liegen, so sage ich gewiß damit nichts Neues. Und auch die damit zusammenhängende Klage wird nicht überraschen, daß nämlich in Deutschland diese Studien nicht mit der nötigen Einsicht und Energie betrieben werden." Als Bestätigung dieser Ansicht gewinnt unser bisheriger winiliod-Irrtum nunmehr direkt eine typische Bedeutung! — Leider hat Boll dieser Sammlung Traubescher Arbeiten keine facsimilia beifügen können.

Sehr wesentlich ist daher die Förderung gewesen, welche die allgemeine ältere Schriftkunde durch das Werk von Dr. Franz Steffens[2]) erfuhr: Lateinische Paläographie. Hundert Tafeln

[1]) Von einem Praktiker rührt das beachtenswerte Buch her: Geschichte und Literatur der Geschwindschreibkunst von Dr. Julius Woldemar Leibig, Professor am Königl. stenographischen Institut zu Dresden. Hrsg. vom Königl. stenographischen Institirt zu Dresden; 2. Aufl. Dresden 1878. Vgl. das. bes. S. 18—66: II. Geschwindschrift der Römer und Griechen.

[2]) Der Verfasser ist ord. Professor an der Universität Freiburg (Schweiz).

in Lichtdruck mit gegenüberstehender Transscription nebst Erläuterungen und einer systematischen Darstellung der Entwicklung der lat. Schrift. Freiburg (Schweiz) 1911. Das Werk enthält lehrreiche Beispiele für die karolingische Minuskel, die uns hier ja besonders interessiert; vgl. ebenda die Tafeln 43—46 (jedoch beginnt dies Material erst mit dem Anfang des 9. Jh.s). Für uns kommen im Wesentlichen die Tafeln 33 und 35 in Betracht, welche uns die Minuskel des 8. Jh.s vor Augen führen; sowie Tafel 36. Dazu sehe man Steffen in der vorausgeschickten: „I. Geschichte d. lat. Schrift" unter: G. Die karolingische Minuskel, p. XVII[a]:

„Es ist die Minuskel, auf der noch heute unsere sogenannte lateinische Druckschrift beruht. Sie eignete sich nicht nur für einfache Bücher, sondern auch für Prachthandschriften jeder Art, und daher verdrängte sie bald vollständig die Majuskelschrift, die früher für kunstvolle Handschriften bevorzugt worden war.

„Mittelpunkt des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens jener Zeit war die königliche Hofschule (schola palatina), an der Karl der Große persönlichen Anteil nahm, und an die er die gelehrtesten Männer des Frankenreiches und des Auslandes zu ziehen suchte. Von dieser Hofschule scheint auch die Reform der Schrift ausgegangen zu sein, jedenfalls hat sie einen hervorragenden Anteil an deren Ausbildung gehabt. Die Hofschule pflegte den König auf seinen Reisen zu begleiten, doch gewöhnlich hatte sie ihren Sitz in Aachen. Von dorther stammen, wie man annimmt, die ältesten Prachthandschriften der karolingischen Zeit. Und es ist bemerkenswert, daß das früheste datierte Beispiel der neuen Schrift sich in einem Codex findet, der im Auftrage Karls und seiner Gemahlin Hildegard geschrieben wurde (Taf. 35; vgl. Taf. 36)." [1]) Man vgl. zu diesen Ausführungen von Steffens das oben S. 12 von uns Bemerkte. Wichtige Literatur hat Steffens aaO. p. XXI[b] zusammengestellt; ferner bringt er p. XXI[a] beachtenswerte Hinweise auf die Genesis der Minuskel:

„Wort- und Satztrennung. Man suchte in der karolingischen Minuskel Worte und Sätze besser als früher zu trennen. Alcvin mahnte die Schreiber in einem Gedicht, sich gut korrigierte Bücher zum Abschreiben zu verschaffen und den Sinn durch Interpunktion (cola, commata, punctos) hervorzuheben (Dümmler, Poetae latini aevi Carolini, I, 320). Die Worttrennung wurde jedoch nur allmählich vollkommen durchgeführt; namentlich Präpositionen und andere kleine Wörtchen wurden lange Zeit mit dem folgenden Wort zusammengeschrieben; Beispiele der Art finden sich noch im XII. und XIII. Jahrhundert. Was die Interpunktion betrifft, so gelangte man zu keinem einheitlichen System."

Steffens hat richtig erkannt, daß die Karolingische Minuskel eine Verbesserung darstellen sollte; vgl. aaO. p. XVII[a]:

[1]) Auf Tafel 35 ist eine Seite des berühmtesten codex aureus (Evangelienbuch Karls d. Gr.) publiziert (Paris, Bibliothèque nationale), auf Tafel 36 eine Seite der Trierer Ada-Hs. (ebenfalls ein codex aureus, d. h. eine mit Goldbuchstaben geschriebene Hs.)

„... die Hauptreform galt der Vulgärschrift des eigenen Landes, der häßlichen, mit Ligaturen überladenen [von mir gesperrt. U.], merowingischen Schrift. Diese, welche den Schreibern am geläufigsten war, formte man nach und nach kalligraphisch um und schuf eine neue Minuskel, die sich durch Schönheit, Einfachheit und Deutlichkeit auszeichnete."

Über die damaligen Zustände, von denen man sich heute nur noch schwer ein Bild machen kann, ist namentlich zu vergleichen die instruktive (auch bei Steffens zitierte) Arbeit von Th. R. v. Sickel: Prolegomena zum liber diurnus I und II in: Sitzungsberichte d. philos.-hist. Cl. d. kaiserl. Ak. d. W. 117 Bd., Wien 1889, nrr. VII (mit einem Faksimile) und XIII. — Es handelt sich hier vornehmlich um Folgendes.

Der liber diurnus, der eine päpstliche Formelsammlung enthält[1]), ist nur in einer Vatikanischen Hs. (V) überliefert; v. Sickel setzt dieselbe (S. 11) zwischen 780 und 820 und verlegt ihre Entstehung nach Rom (unter Hadrian I. [† 795] dort geschrieben). Das Werk hat seine Schicksale gehabt; es wurde anfangs geheimgehalten (wie nur natürlich!) und umfaßt die Formeln, welche in der Kanzlei der pontifices maximi vom 5. bis zum 11. Jh. gebräuchlich waren (bei feierlichen Anlässen: Entscheidungen, Vorschriften, Antworten, Ermahnungen, Consolationen etc., Einführungsworte bei der Ordination von Bischöfen; ferner Privilegien usw.); für die Palaeographie des römischen Mittelalters ist dieses Werk daher von einer gewissen Bedeutung geworden. Einen Teil hat v. Sickel als Fälschung erwiesen[2]); seiner Abhandlung ist überdies eine Faksimile von zwei Seiten der Vatikanischen Hs. beigefügt, lehrreich hinsichtlich der Ligaturen[3]), deren sich nicht allzuviele vorfinden. Von vielleicht noch höherem Werte (als für die Palaeographie) ist dieses Buch aber noch für die mittelalterliche Urkundenlehre, die Diplomatik.

Uns interessiert hier die paläographische Bedeutung des codex. Die Hs. V ist nämlich ohne Zweifel etwa um 772 anzusetzen; sie ist also eine Vertreterin der älteren karolingischen Schrift, und das ist für uns das Wichtige an ihr. Die Reformen der Schreiberschule von Tours[4]) sind ihr noch nicht zu Gute gekommen; sie hält namentlich noch an den Abkürzungen der

[1]) Ausgaben von Eugène de Rozière: Liber diurnus ou recueil des formules, Paris 1869; Th. E. ab Sickel, Liber diurnus Romanorum pontificum ex vnico codice Vaticano denuo edidit. Wien 1889; vgl. das. die Praefatio. (Die im Folgenden mit v. Sickel bezeichneten Zitate beziehen sich auf die Prolegomena.)

[2]) Die sog. „Garniersche Fälschung", 107—130, bei Rozière 230 bis 38 (v. Sickel aaO. 76 und vorher passim). Es sind die Formeln „Suspensionen" und „Kontraktionen".

[3]) Vgl. über die Ligaturen: Th. R. v. Sickel aaO.

[4]) Vgl. v. Sickel 16f.; bei uns oben S. 12.

alten Art fest. Dann aber (und dies muß als das Allerwichtigste bezeichnet werden!) war sie zum praktischen Gebrauch bestimmt (keine Zierhs.!) und daher etwas flüchtig geschrieben[1]). Diese „Flüchtigkeit" ist aber von eminenter Tragweite, namentlich auch in verwandten Fragen; der Tadel wird hier zum Lob und muß verstummen. Es wäre direkt sinnlos, hier den Vorwurf der Flüchtigkeit zu erheben. Sie ist nämlich in diesem Falle ein wichtiges Mittel zur Zeitbestimmung. Es sagt darüber der beste Kenner[2]): „Aber die Mehrzahl der Kürzungen in V gehört gar nicht zur Kategorie der feststehenden und überlieferten Kürzungen, sondern ist in offenkundiger Weise durch Mangel an Raum in dieser Handschrift veranlaßt, ist unabhängig von der Beschaffenheit der benutzten Vorlage, ist ausschließlich auf Rechnung des Schreibers zu setzen. Somit sind wir durchaus berechtigt, sowohl die geringe Zahl, als die Beschaffenheit derselben als Kennzeichen des Alters zu verwerthen. Sie weisen uns auf die Zeit vor Erneuerung des Schriftwesens hin, mit welcher allüberall die Vermehrung der Abkürzungen und die Bildung derselben nach bestimmten Regeln Hand in Hand gingen, und sie schließen, nach meinen Erfahrungen in diesen Dingen, den Ansatz von V in die Mitte oder gar in das Ende des 9. Jahrhunderts geradezu aus."

Solche ungewöhnlichen Abkürzungen sind z. B.: fundđ (= fundos) und aa (= appellantur), also „Doppelsiglen"; die erste ist Verdoppelung einer zusammengesetzten Sigle (oder einer „Suspension"), die zweite ist Verdoppelung einer einfachen Sigle. Im 9. Jh. verwenden aber die Schreiber der Kurie in Handschriften und Bullen keine Doppelsiglen mehr; der Vaticanus gehört also noch in's 8. Jh.! Schwer zu lesen ist auch: qā (von den Herausgebern vielfach mißverstanden); es heißt: qui appellatur, diese Doppelsigle ist also ebenfalls eine richtige ‚signatura temporis'. Dieser Ausdruck rührt von dem verdienten letzten Herausgeber des Liber diurnus her und ist ungemein zutreffend[3]). Ähnliche signaturae temporis werden sich bei aufmerksamer Beobachtung sicher noch mehrere finden lassen. Zu ihnen gehören auch die „Kontraktionen", über welche v. Sickel Folgendes anmerkt (aaO. 28): „Im Vaticanischen Codex ist zweitens von Contractionen, welche, bekanntlich nach und nach aus den Siglen entstanden, spätestens um 500 auftreten, Gebrauch gemacht, aber doch nur mit Einschränkung auf gewisse Worte. Natürlich finden wir auch hier, und zwar sehr häufig diejenigen Kürzungen dieser Art, welche sich am frühesten eingebürgert hatten, nämlich Contractionen für deus, dominus, Jesus, Christus, spiritus, sanctus, noster, episcopus, esse, suprascriptus." Derartige Kontraktionen nennt man auch „Kompendien" (aaO. 28f.), im Gegensatz zu den „Suspensionen" („Auf-

[1]) Vgl. v. Sickel aaO. passim. Die ganze Abhandlung ist wichtig, allerdings keine leichte Lektüre; der Stoff ist spröde.

[2]) Vgl. v. Sickel 31. Der Stil des im Folgenden mitgeteilten Passus ist im Schluß-Satze etwas ungewandt, aber doch wohl allgemein verständlich.

[3]) Vgl. aaO. S. 27; dazu S. 23ff.

lösungen"). Selten werden in V die Kompendien mittels „besonderer Zeichen" (tituli oder titellae) dargestellt, resp. gebildet. Die Hs. kennt nach v. Sickel aaO. (das sei endlich noch bemerkt) die drei Ligaturen für per, pro und prae, scheidet sie aber noch nicht ganz genau.

Wir haben uns bei der Darstellung dieses Sachverhaltes absichtlich so lange aufgehalten, weil der Fall (nach unserem Erachten) ganz typisch ist und somit — mutatis mutandis! — für die Beurteilung der Kapitularienhss. und ihrer Verwandtschaft auf's Anschaulichste als Beispiel dienen kann. Der (verlorene) Archetypus (X) unserer 12 codices ist nämlich mit voller Sicherheit noch in's 8. Jh. zu setzen. Diese Hs. war ebenfalls für den „praktischen Gebrauch" berechnet, d. h. wir haben in ihr eine stenographische Aufzeichnung zu erblicken, die nach mündlichem Diktate angelegt war (vgl. oben S. 25); wahrscheinlich sind auch noch mehrere Zwischenglieder verloren gegangen, die zwischen X und unsern zwölf Hss. einst vermittelt haben, resp. die Brücke oder den Übergang bildeten.

In dieser Übergangszeit erfolgte (ganz langsam) die sog. „Kanonisierung" oder „Stilisierung" der karolingischen Minuskel! Man vgl. über diesen Ausdruck Wilhelm Weinberger-Brann[1]): „Was an der Minuskel karolingisch ist, was, um mit Traube zu reden (Textgeschichte der Regula Benedicti S. 77 = Abh. bayer. Akad. hist. Kl. XXI, 677; vgl. auch Giorgi im Archivio della R. Soc. di Stor. patria XX, 235) auf dem kundgegebenen Willen des Königs beruhte, auch wenn keine Uniformität erstrebt war, was man mit einem kürzlich von Serruys (Mélanges Chatelain 492) für die griechische Unziale angewandten Terminus die Kanonisierung der Minuskel nennen könnte, ist im Frankenreich entstanden und hat von dort nach Italien übergegriffen."

Weinberger schildert dann aaO. (unmittelbar darauf) den Anteil, den Alkuin an jener „Kanonisierung" gehabt hat. Wir geben am besten des Referenten eigene Worte wieder: „Für diese Kanonisierung (oder Stilisierung) ist Alkuin trotz Traubes Behauptung (N. Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Gesch. XXVII 281), er habe, da er offenbar insular schrieb, mit der Entwickelung der Form der Schrift gar nichts zu tun gehabt, von großer Bedeutung; vgl. Beers Einleitung zu den Monum. pal. Vindob. I, 55 (für Alkuins Einfluß auf Inhalt, Malerei und Elfenbeinplastik. S. jetzt auch Rahn, Nachbildung des Utrechter Psalters auf zwei karolingischen Elfenbeintafeln, Anz. f. schweiz. Altertumskunde 1910, 40.) des Psalters Karls des Großen die Anzeige der Mon. pal. [1403] Vind. oben Sp. 520[2]). Das Gesagte schließt nicht aus,

[1]) In seiner Besprechung von Ludwig Traubes Vorlesungen und Abhandlungen. Hrsg. von Franz Boll, II. Band. München 1911. (Einleitung in die lat. Philol. d. Ma.s. Hrsg. von Paul Lehmann, München 1911); Berliner philologische Wochenschrift. Nr. 45. [11. Nov. 1911.] 1401—03, bes. 1402.

[2]) Dieses Zitat bezieht sich natürlich auf die „Berliner Philologische Wochenschrift". — Jahrgang 1911.

daß sich auch in Italien aus der Unziale oder Halbunziale eine Minuskel entwickelte (die Steffens altitalienische Bücherschrift nennt); vgl. Federicis Behauptung (Bull. dell' Archivio pal. Ital. I, 111ff.), die Schrift des Hilarius von St. Peter (aus den Jahren 509 oder 510) sei nicht Halbunziale, sondern Minuskel, und Heegs Bemerkung über späte von der Minuskel beeinflußte Unziale (Münchener Cassius Felix; Berl. S.-Ber. 1910, 287.)" — Soweit also Weinberger!

Es fehlt nun aber bisher vollständig an einem Werke, das diese „Kanonisierung" der Minuskel anschaulich zur Darstellung brächte; etwa in fortlaufenden Tafeln, deren jede vielleicht einer neuen Entwicklungsstufe entsprechen würde. Wenigstens ist uns bisher nichts der Art bekannt geworden[1]).

Sehr instruktiv sind die Pertzischen „Schrifttafeln" (vgl. oben S. 26, Anm. 1); für uns kommt hier besonders das erste Heft in Betracht: „Die Tafeln der zwei ersten Bände der Monumenta Germaniae," Hannover 1844, Folio. Hier finden wir (Tab. I, 1. II, 2a. b. 3; II, 1; V, 1) sechs Schriftproben aus dem Ende des 8. Jh.s. Namentlich die Probe nr. 1 auf Tafel I scheint für unsern Zweck hauptsächlich in Betracht zu kommen; es ist ein Faksimile: ‚Ex codice annalium Laureshamensium[s] bibl : Caesar : Lindobon : hist : prof : No. 646', v. J. 794; vgl. dazu, aus derselben Hs., Tab. I, 2a. b (von 797 bis 799)[2]). Es ist dieser Wiener Kodex ein autographon; diese Gattung von Hss. ist besonders lehrreich in Hinsicht auf die ältere Schreibweise[3]). Sie haben offenbar nämlich mit den stenographischen Brouillon-Niederschriften, von deren Zweck und Anlage sie ja sonst weit getrennt sind, dennoch ein Merkmal gemeinsam: — das ist eben die saloppere Art der Zeichenführung, der ganze Schriftduktus; dazu gehört auch die Besonderheit der Ligaturen. Die Annalen sind kalendermäßige Aufzeichnungen, keine Prachthss.; die Notizen rücken von Jahr zu Jahr fort und bieten so ein ganz bequemes Mittel für die Datierung der Schrift[4]).

Was speziell die Siglen in den Annalen betrifft, so verleitet die patriarchalische Anlage solcher Aufzeichnungen leicht zur Angewöhnung kleiner „Privat-Eigentümlichkeiten";

---

[1]) Nur für die römische Kaiserzeit kommt in Betracht das Werk von Dr. C.[arl] Wessely, Schrifttafeln zur älteren lateinischen Palaeographie. Lpz. 1898. — Die zwanzig Tafeln dieses Werkes bieten Material aus dem 1. bis 6. Jh., also zur Geschichte der Kursiv-, Unzial- und Kapitalschrift.

[2]) Für Spezialstudien wäre natürlich eine Durchsicht der ganzen Hs. erforderlich; wie auch der übrigen, auf jenen Tafeln auszugsweise reproduzierten codices. Es sind folgende: Annales Guelferbytani (791—805), Annales Nazariani (786—791; ein Vaticanus), Annales Laurissenses (Ende des 8. Jh.s), aus der Bibliothek der Königin Christine.

[3]) Hier sei noch bemerkt, daß auch die sämtlichen in der vorigen Anmerkung genannten Hss. codices autographi sind.

[4]) Für weitere Studien sei hingewiesen auf das Werk von Chroust.

eine Erscheinung, wie man sie ähnlich auch noch beim Studium der Notizen und Eintragungen beobachten kann, die sich in mittelalterlichen und neuzeitlichen Schreibkalendern vorfinden[1]). Beim Liber diurnus, der eine für Kanzleizwecke angelegte Formelsammlung repräsentiert, können wir die gleiche Tatsache feststellen. Die Lektüre ist bei allen diesen Schriftwerken für einen Kreis von geringerm Umfange bestimmt; die Leserzahl ist nur klein und weiß genau Bescheid mit den Gepflogenheiten des Schreibers, auf welche sie gern Rücksicht nimmt. Sobald sich der Kreis erweitert, rücken diese Absonderlichkeiten, ganz natürlich, mehr in den Hintergrund. Sie werden sich also hauptsächlich in codicibus autographis des 8. Jh.s finden; doch können sie (selbstverständlich!) auch noch in viel späteren Jhh. auftreten. Die „Urschrift" (so nennt Pertz im zweiten Hefte der „Schrifttafeln", Hannover 1845, die einzelnen codices autographi[2]) ist ja natürlich an kein bestimmtes Jh. gebunden.

Unsere Hs. der Lorscher Annalen (Pertz I, 1) zeigt nun Ligaturen in reichlicher Fülle; einmal mehr als ein halbes Dutzend unmittelbar hintereinander (Zeile 5: agebant nēc q^{s} qđ dn̄s n̄r ih̄s xp̄s = agebant(ur?) nequa(?) quam(?) quid (quod?) dominus noster Jhesus Christus). Ganz so verschwenderisch gehen die übrigen von uns angeführten Schriftproben des 8. Jh.s und auch wohl die vollständigen dazugehörigen Hss. nicht um; es gibt eben auch in dieser Zeit schon Ausnahmen von der Regel[3]). Auch bei Johannes Mabillon, De re diplomatica libri VI, Paris 1681, zeigt die Schrift des 8. Jh.s, alswelche auf Buch V Tafel IX, S. 361 in Proben vorgeführt wird, nicht übermäßig viele Ligaturen; vgl. auch daselbst Tafel III, S. 349: Scriptura Francogallica seu Merovingica. Hier sei angemerkt, daß Mabillon I, 7 drei Gründe für die von ihm ‚autographorum corruptio' genannte Erscheinung anführt: ‚tres causae . . . prima ex caducitate . . . secunda ex jactura . . . tertia . . . ex dolo malo.' Die Urschriften gerieten demnach allmählich in Verfall, und zwar erstens wegen der Hinfälligkeit alles Irdischen: — auch das Pergament-Material ist vergänglich! Zweitens gingen die Handschriften oft durch Zufall verloren, oder endlich drittens: sie wurden gar von böswilligen

[1]) Der Verfasser denkt hier hauptsächlich an das reiche Material der drei hier in Betracht kommenden Königsberger Bibliotheken (Königliche und Universitäts-Bibliothek, Stadtbibliothek, Dombibliothek. In Kalendern der Dombibliothek, die aus dem 18. Jh. stammen, findet sich z. B. das Zeichen #, = ggl (gute Groschen); das l soll den Schlußschnörkel andeuten.

[2]) In den späteren Heften ist an den wenigen Stellen, wo der Begriff noch auftritt, der alte Ausdruck c. autogr. wieder eingesetzt.

[3]) Einige weitere Proben aus dem 8. Jh. (jedoch darunter keine von ‚codicibus autographis') bringt Pertz noch in den Heften IV, X, XI; Hannover 1845, 69. 72.

Händen absichtlich beseitigt oder gefälscht. Mit allen diesen drei Möglichkeiten (auch mit der dritten!) hat die Lehre von den Urkunden zu rechnen; wir sehen, der Begriff „diplomatisch" (später dem Sinne nach differenziert) war ursprünglich ein durchaus einheitlicher! Es gehörte zur Kunst der Diplomatik eben auch die Fertigkeit, verlorene (oder beseitigte!) Hss. durch andere zu ersetzen (bona oder mala fide).

Die Neuzeit war mit Mabillon bereits längst zu milderen Sitten gelangt. Nur das Dechiffrier-System ist im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit gleichmäßig vertreten. Die „tironischen Noten" spielen in allen Zeiten eine Rolle; desgleichen ihre Auflösung, die Dechiffrierung. Die Urschrift zeigt häufiger die Siglen; im späteren Zustand der Dechiffrierung treten sie weniger hervor, oder doch in anderer Art, wenn auch in gleicher Fülle. Beim Ersatz des codex autographus (durch eine zweite Hs.) ist meist eine gründliche Umformung der Vorlage zu beobachten. Ein Jeder kennt wohl die Sachlage, die sich ergibt, wenn man ein selbstverfaßtes Stenogramm „in's Reine schreibt"; dabei fehlt es oft nicht an ergötzlichen Mißverständnissen!

Solche Mißverständnisse sind nun auch damals nicht ausgeblieben, als die karolingische Minuskel „kanonisiert" wurde. Dies wolle man sich recht genau vergegenwärtigen, dann wird man die Bedeutung des nun Folgenden zu würdigen wissen. Diese Erkenntnis ist nämlich von weitester Tragkraft!

Unsere zwölf Hss. gehören sämtlich der („kanonisierten") Reinschrift-Periode an und sind von Mißverständnissen der genannten Art nicht frei. Es ist die Überlieferung unserer Kapitularstelle also (relativ!) eine ganz junge oder späte; dies ward bisher allgemein übersehen. Eine weite und breite Kluft ist es, die den verlorenen Archetypus von unseren zwölf Hss. trennt; mehrere Zwischenglieder sind, wie schon gesagt, mit Bestimmtheit anzusetzen.

Bei diesem Sachverhalt ist es klar, daß auf die Verwandtschafts-Verhältnisse der zwölf jungen Hss. nur sehr wenig oder garnichts ankommt! Weit wichtiger ist es, daß wir über die Beschaffenheit jener Urschrift, die unserer späten recensio einst als Grundlage gedient hat, ein völlig deutliches Bild zu gewinnen versuchen; dies wird im nächsten Kapitel geschehen. Nach gutem Philologenbrauch wollen wir uns aber zuvor mit dem überlieferten Material abfinden. Da wir selbstverständlich nicht alle zwölf Hss. in extensio kollationieren konnten, so wird aus den mitgeteilten photographischen Proben, sowie aus den Lesarten dieser Textpartie, ein Gesamtbild des Stammbaumes zu entwerfen sein; zwar ein ziemlich rohes, aber doch zur Genüge orientierendes Gesamtbild. Bei dieser Gelegenheit

soll die Vermutung ausgesprochen werden, daß nun bald weitere Überraschungen bevorstehen, wenn erst die systematische Durchforschung der codices dieser Periode beginnt. Abermals ein prophetisches Wort; vgl. oben S. 40! Die Photographie leistet uns hierbei ganz unschätzbare Dienste. Manches kommt deutlicher heraus als die Vorlage es bietet[1])! Nach einigen Jahrzehnten wird es uns ganz unbegreiflich erscheinen, daß man bisher auf dieses Hilfsmittel verzichten konnte; die alte Geschichte vom Philologen-Hochmut wird wiederum glänzend bestätigt!

Wie das Verwandtschaftsverhältnis der zwölf Handschriften im Allgemeinen zu denken sei, haben wir ja durch die Verteilung der kritischen Siglen bereits angedeutet. Allen übrigen codicibus voranzustellen sind hiernach die beiden Pariser Manuskripte (A und B); sie sind beide für unsere Stelle wichtig, A ist aber von weit höherem kritischen Werte. **Ob und wiefern jedoch A und B miteinander verwandt sein mögen, ist eine Frage recht schwieriger Art.**

Zunächst sei bemerkt, daß B ja überhaupt wohl kaum als eine selbständige Hs. anzusehen ist; wir haben es mit einer Schwester- (oder Tochter?)-Hs. des Mettensis zu tun; vgl. oben S. 42f. Beide codices wären also vor allen Dingen zu kollationieren, was hier natürlich nicht prästiert werden kann. Noch Pertz äußerte sich über die Identität der beiden Hss. nur vermutungsweise; bei Boretius wird sie dann zur Gewißheit erhoben. Sie hat in ihrer ganzen Anlage viel Ähnlichkeit mit A; man vergleiche die Schriftzüge (Tafel 1 bis 4). Allerdings hat Paris. 4613 (A) die großen Initialen voraus; auch zeigt die Hs. einen spatiöseren ductus als Paris. 9654 (B). Aber charakteristisch für beide codices ist die breit hervortretende, sehr ins Detail gehende römische Kapitelzählung, wie sie ähnlich nur noch in der Wolfenbütteler Hs. (D) anzutreffen ist. Die Numerierung in den übrigen Hss. ist doch anders angelegt; sie betrifft nämlich entweder größere Haupt-Abschnitte (wie in H), oder sie erreicht, wo sie sich auf die Einzelparagraphen bezieht, nicht annähernd die Höhe der Ziffern von A und B. Dies rührt von der ungleichen Einteilungsweise her, die sich in den Hss. findet; A und B fassen offenbar mehrere Kapitularien zu einem einzigen zusammen. Beide codices gehören eben jener recensio an, welche die voraufgehende admonitio generalis mit unserem duplex legationis edictum zusammenwarf; vgl. hierüber „Winiliod", S. 43f., 51 (die Datumzeile!). Schon dieser einzige Umstand spricht für das bedeutende Alter und den hohen kritischen Wert der

[1]) Vgl. P. Gabriel Meier, Die Fortschritte der Palaeographie mit Hilfe der Photographie. In: Centralbl. f. Bibliotheksw. 17, Lpz. 1900, 1—32. 113—130. 191—98. 255—78.

recensio AB; vielleicht gehen beide Hss. (wenn auch nur indirekt) auf eine gemeinsame Quelle zurück. Jedenfalls ist diese recensio auf die maßgebenden karolingischen Kreise zurückzuführen; die Zwischenglieder fehlen allerdings. In A hat sich glücklicher Weise unsere richtige Lesart erhalten, während die Stelle in B verdunkelt überliefert ist. Es hat nun A durchschnittlich etwa 25 bis 26, B dagegen etwa 29 Zeilen auf jeder Seite; auch diese (hohe!) Zeilenzahl stimmt (gleich der römischen Kapitelzählung) zur äußeren Anlage von D (Klein-Folio), so daß auch D noch zur Klasse AB wird gerechnet werden müssen. Die großen Initialen am Eingang jedes Paragraphen sind gleichfalls diesen drei Hss. eigentümlich; am stärksten treten diese Initialen in A hervor, dann folgt D, zuletzt kommt B. Es scheint somit auch die Blankenburger Hs. aus guter Tradition zu stammen. A und D setzen die Paragraphen ab; B tut dies allerdings nicht, ist aber sonst sehr übersichtlich.

Es folgt nun eine Klasse, welche die Paragraphen anders numeriert. Und zwar beginnt diese Klasse ihre Zählung mit nr. 5 bei § 17 (Boretius S. 63 „unterm Strich"), so daß also die Gleichungen entstehen: 1 = Boretius 17, 2 = Bor. 18, 3 = Bor. 19, 4 = Bor. 20. Also erst die zweite Hälfte des ‚duplex legationis edictum' vom 23. März 789 kommt hier für die Zählung in Betracht. Diese recensio numeriert also die Paragraphen der Einzel-Abschnitte, während die vorige Klasse mehrere große Kapitularien in der Paragraphen-Zählung zusammenfaßt. Die Zählung geschieht hier (in dieser zweiten recensio) ebenfalls mit römischen Ziffern; doch sind diese nicht so groß und so breit hervortretend wie in der ersten Klasse (A B D).

Zur zweiten Klasse gehören vor allen die Hss. C G H K; C geht mit H, G mit K: die Paragraphen sind nämlich in C H abgesetzt, in G K dagegen nicht. Mit dieser Eigentümlichkeit hängt wahrscheinlich auch der Unterschied im Format zusammen: C und H sind weit kleiner als G, und auch kleiner als K. Wir haben in C nur 17, in H sogar nur 15 Zeilen auf jeder Seite (durchschnittlich); in G dagegen 20 Zeilen. Was endlich K betrifft, so hat diese Hs. zwar nur 15 bis 16 Zeilen auf der Seite, sie ist aber sehr spatiös geschrieben. (Man vgl. zur besseren Anschauung die Tafeln!)

Keine einzige dieser vier Hss. erreicht auch nur annähernd den Wert der drei codices aus der ersten Klasse (A, B, D), die sämtlich Folio-Hss. sind und schon hierdurch ihre offiziellere Anlage und ältere Provenienz bekunden. Von den vier Hss. der zweiten Klasse zeigt G das Quartformat; C ist in Oktav, H gar in Klein-Oktav angelegt. Nur die Gothaer Hs. (K) weist das Folio-Format auf; sie ist überhaupt die allergrößte von unsern zwölf Hss.! Aber ihre Zweispaltigkeit, sowie der

ziemlich bunte Inhalt, den uns ja der alte Cyprianus genau verzeichnet hat (vgl. oben S. 40f.), verraten ganz deutlich den Sammel-Charakter dieser jungen, ins 11. Jh. zu setzenden Hs. Sie gehört offenbar zur zweiten Klasse und ist denn auch ganz fortlaufend geschrieben. Der Kompilator, der diese gewaltige Hs. anlegte, hat wohl möglichst große Stoffmassen zusammenpferchen wollen. Dieser Ehrgeiz der mittelalterlichen Kompilatoren-Schreiberei erwacht bereits ziemlich frühzeitig.

Diese von uns vorgenommene Gegenüberstellung der beiden Klassen (A, B, D einerseits gegen C und H, G und K andererseits) beruhte allerdings im Wesentlichen bisher nur auf der verschiedenen Art der Paragraphierung (verschieden in Rücksicht auf die Bezifferung und das „Absetzen"). Wir müssen jetzt nachschauen, ob auch sonstige Gründe für diese Klassifizierung sprechen; namentlich solche, die auf Anlage (Inhalt) und Orthographie Bezug haben.

Was zunächst den Inhalt betrifft, so haben wir über die Anlage von K bereits gesprochen (Sammel-Hs.!); vgl. oben S. 40ff. Die Münchener Hs. G, die mit K zusammengeht, ist eine Regensburger Canones-Sammlung (vgl. oben S. 12f. 25). Was dann C und H betrifft, so haben wir in C eine Sankt Galler Kapitularien-Reinschrift (vgl. S. 11f. 25), in H ein Tegernseer „Fulgentius-Bändchen" vor uns (vgl. S. 13f. 25). Also nur C und G sind systematisch ad hoc angelegte codices (Quellenwerke); in H und K tritt unser Kapitular lediglich als Gelegenheits-Publikation hervor. Ja, eigentlich könnte man auch die Regensburger Canones-Sammlung (G), als nicht streng zur Sache gehörig, hierbei ausscheiden; so daß nur noch die Sankt Galler Kapitularien-Reinschrift (C) als eine „sachliche" Kodifikation übrig bliebe (die einzige in der Gruppe C, H; G, K).

Woher die Tradition aber stammt, die sich auf A und B gründet, das haben wir oben S. 14ff., 42f., hoffentlich mit Erfolg, zu zeigen versucht; es ist die denkbar beste, bis in's Karolingische milieu hinaufreichende Überlieferung, die durch dieser Gruppe repräsentiert wird. In A hat sich an unser Stelle die ursprüngliche Lesart erhalten.

Etwas abseits von der Gruppe AB steht D, aber auch diese Hs. ist sicherlich von guter Provenienz. Die Herkunft der Blankenburger Hss. steht zwar im Einzelnen nicht fest; doch hat man in Wolfenbüttel stets große Stücke auf diese Klasse gehalten, ganz im Allgemeinen. Vgl. hierüber Otto von Heinemann im Katalog (Die Hss. d. Herzogl. Bibl. zu Wolffenbüttel I, Wolf. 1884, p. VI): „Ein weiterer Zuwachs der handschriftlichen Schätze zu Wolffenbüttel erfolgte i. J. 1753 auf Befehl des Herzogs Karl I. durch die Überweisung von zwei Drittheilen der auf dem Schlosse zu Blankenburg von dem Herzoge Ludwig Rudolf angelegten Bibliothek, denn darunter be-

fanden sich auch 328 Handschriften, welche als eine besondere Abtheilung (classis Blankenburgensis) dem bereits vorhandenen Manuscriptenbestande angereihet wurden".

Es ist daher keineswegs undenkbar, daß auch D auf „gute Familie", auf „Ahnen" zurückblicken kann, gleich A und B; direkt beweisen läßt es sich ja (vorläufig) allerdings wohl nicht. Aber die Wahrscheinlichkeit muß doch als sehr beträchtlich hingestellt werden; zumal mit Rücksicht auf die Lesart uuinileodus (fehlt bei Boretius), die vielleicht dem uuinileodes in B nahe verwandt ist. Die Anlage aller dieser drei Hss. (A, B, D) haben wir ferner als sehr ähnlich erkannt; dies kommt noch hinzu, die Paragraphenzählung ist geradezu entscheidend.

Dr. G. Krätzinger sagt hierüber in seiner verdienstlichen Schrift: Der Benediktinerorden und die Kultur, Heidelberg 1876[1]), p. 23:

„Dabei hatten die Mönche, die langsame Art zu fördern, eigenthümliche Abkürzungen, kunstvolle Buchstabenverschlingungen sich angeeignet, die, auf ein bestimmtes System gebracht, eine Art Vorstufe unsrer Stenographie bildeten. Im Scriptorium des Klosters Clugny waren stets ein Dutzend Mönche unter einem gelehrten, corrigirenden und collationirenden Aufseher, dem armarius, mit dem Vervielfältigen von Manuskripten beschäftigt. Geoffroy, Kanonikus von Saint-Barbe, meint in diesem Betreffe: Claustrum sine armario quasi castrum sine armamentorio!"

Über die Karolingische Reform wird beinahe in allen (hier in Betracht kommenden) Fachschriften gehandelt[2]). Besonders instruktiv ist das Werk von Th. Sickel: Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger (751—840), Wien 1867 (Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata I); vgl. das. bes. 72ff.: „Die Kanzlei unter den Merovingern und unter den Karolingern," 290ff.: „Die Entwicklung der Schrift bis in das 8. Jh." Allein die uns hier interessierende Frage wird meistens nur gestreift; von welcher Tragweite sie sein kann, hat ja auch bisher Niemand beachtet. Dazu kommt noch, daß Sickel eigentlich nur die Urkunden behandelt; die Diplomatik ist aber nicht mehr als ein Teil der Paläographie! Eine große Rolle spielen hier wieder die Formeln (ähnlich wie im päbstlichen liber diurnus); z. B. die Formulae Marculfi (S. 112ff.), dem 7. Jh. angehörend. Sie fallen ohne Zweifel in's Gebiet der Diplomatik.

---

[1]) Ein knapp orientierender Überblick; benutzt sind die besten Quellenwerke. Leider ist das Büchlein rar (Bonn, Gh 310. Oktav).

[2]) So z. B. bei den Italienern: 1. Isidoro Carini, Sommario di Paleografia. Roma 1889, 53f. — 2. Cesare Paoli, Grundriß der lat. Palaeographie und der Urkundenlehre. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Karl Lohmeyer. Innsbruck 1885, 15f. (Beide Werke sehr instruktiv, auch mit Literatur-Angaben; leider ohne Tafeln.)

Urkundenlehre und Paläographie: — es gibt noch ein Drittes, das zwischen jenen beiden Disziplinen steht und erst erschlossen werden muß! Diese Übergangszeit wird etwa repräsentiert durch das achte Jahrhundert, namentlich durch die letzten Jahrzehnte des 8. Jh.s! Auch die ersten Jahrzehnte des neunten Jh.s sind noch heranzuziehen. Wenn in der älteren (paläographischen) Periode die (tironische) Note herrscht, so herrscht in der jüngeren (diplomatischen) Periode dagegen die Sigle! Das spätere Mittelalter erstrebt in seinen „Kompendien" eine Vereinigung der beiden Arten (Sickel, Paoli 25ff.) also: Note + Sigle. Die dritte, eben jene mittlere Epoche, die man die „Epoche der Mißverständnisse" nennen könnte, ist naturgemäß bisher weniger traktiert worden. Und dennoch läßt sich gerade aus derartigen Irrtümern oft der lehrreichste Gewinn ziehen! — Versuchen wir jetzt, unsern Fall klarzulegen. Hilfsmittel sind keine vorhanden, die Literatur läßt uns vollständig im Stich[1]). Mit diesem Umstande mag denn auch die höchst auffallende Erscheinung in Zusammenhang zu bringen sein, daß bisher noch keine auch nur annähernd genaue Übersicht der Kapitularien-Hss., hinsichtlich ihrer gegenseitigen Beziehungen, dargeboten werden konnte. Auf die Herstellung eines Stammbaumes (‚Genealogia codicum') verzichtet denn daher auch Albert Werminghoff in seinem ausführlichen ‚Conspectus Librorum'[2]) in dem von Alfred Boretius und Victor Krause bearbeiteten Tomvs II. der Legvm Sectio II. Capitularia Regvm Francorvm, Hannover 1897[3]).

„Die Letzten werden die Ersten sein!" — an dieses Bibelwort muß man unwillkürlich denken, wenn der Parisiensis 4613 seiner Natur nach zu beschreiben ist. Bisher allgemein mißachtet (als nachlässige Copie), hat er dennoch an unserer Stelle das Ursprüngliche bewahrt, oder doch mindestens eine Lesart überliefert, die dem Ursprünglichen sehr nahe kommt. Wie hat sich das zugetragen? Dies wird im 5. Kapitel aus-

---

[1]) Dies gilt sogar von dem höchst wertvollen Werke: Elements de paléographie par le chanoine Reusens, Professeur à l'université catholique de Louvain. Louvain 1899. Zwei durchpaginierte Bände, mit vielen Tafeln; am Schlusse eine wertvolle ‚Bibliographie', S. 468ff., dann noch eine ebensolche ‚Table alphabétique des matières', S. 468ff. Über die karolingische Schrift ist bei Reusens auf S. 73ff. gehandelt.

[2]) Dieses unentbehrliche Verzeichnis umfaßt vier Abteilungen: 1. Codices manuscripti (alphabetisch nach den Bibliotheken angeordnet, leider nicht durchnumeriert); 2. Libri impressi; 3. Legum et canonum collectiones; 4. Scriptores.

[3]) Victor Krause soll auch mit einer Neubearbeitung des ersten Kapitularienbandes (1883) beschäftigt sein; offiziell ist es allerdings noch nicht. Vgl. Albert Werminghoff, Die Monumenta Germaniae Historica. Neue Jbb. etc. XIII, Lpz. 1910. 25. Bd., 529, wo kein Hinweis darauf.

führlich zu entwickeln sein; vorläufig sei nochmals darauf hingewiesen, daß mißverstandene, resp. falsch aufgelöste Ligaturen diesen fundamentalen Irrtum veranlaßt haben.

Vergebens durchforschen wir, das wurde bereits erwähnt, die paläographische Literatur, um ähnliche entscheidende Veränderungen (im Fache der Abkürzung) zu konstatieren. Mit dem oben S. 50 zitierten Urteil von Ludwig Traube stimmt ein Passus bei dem bekannten Kunsthistoriker Heinrich Bergner überein; hingewiesen hat Albert Werminghoff auf diese Stelle, in seiner genannten Arbeit (Neue Jbb. etc. S. 530, Anm. 3): „Vgl. die treffenden Bemerkungen von H. Bergner, Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland (Leipzig 1905), S. 388: ‚Kein Zweig der Archäologie ist bisher so stiefmütterlich behandelt worden als die deutsche Epigraphik, und gegenüber dem, was gerade deutscher Gelehrtenfleiß für griechische und römische Inschriften getan hat, kann man nur mit Beschämung von dem Tiefstand deutscher Inschriftenforschung berichten. An eine systematische Bearbeitung unserer heimischen Epigraphik ist überhaupt noch nicht gedacht worden ... Die Ehrenpflicht, ein Corpus inscriptionum Germanicarum herzustellen, kann deshalb nicht ernst und dringlich genug festgestellt werden.' Wer auf seinen Reisen den Zustand deutscher Inschriften kennen lernte und sah, wie rasch an mehreren Orten sie der Verwitterung oder Zerstörung zum Opfer fallen, kann Bergners Mahnung nur wiederholen. Man vergleiche nur, mit welcher Sorgfalt die römischen Inschriften des Rheinlandes beschrieben und gleich nach ihrer Auffindung veröffentlicht werden, mögen sie auch noch so unbedeutend sein —, und wer gibt acht auf deutsche Grabinschriften, Dedikationsnotizen usw.?"

Dieser Klage wird gewiß Jeder beistimmen, aber wir gehen doch noch einen Schritt weiter und fordern vor allen Dingen eine gründliche paläographische Durchbildung unserer Germanisten, damit sich solche unerhörten Fälle nicht wiederholen können. Eine „Anleitung zur deutschen Paläographie" könnte wohl kaum etwas schaden; doch ist sie leider vorläufig noch ein pium desiderium! (vgl. oben S. 6). Ein guter Anlauf ist von Otto Glauning und Erich Petzet gemacht, Deutsche Schrifttafeln des 9. bis 16. Jh.s; bisher zwei Lieferungen, München 1910. 11[1]). Etwas ferner liegt hier für uns der Plan des Werkes von Dr. Georg Leidinger, Kgl. Oberbibliothekar und Abteilungsvorstand: Miniaturen aus Handschriften der Königl. Hof- und Staatsbibliothek München, München 1911 ff. Doch sind auch die Miniaturen stets heranzuziehen, da sie häufig in Verbindung mit Inschriften auftreten; gewöhnlich sind sie aber von einem fortlaufenden Texte begleitet. Die Betrachtung von „Wort und Bild" gehört zusammen; ebenfalls noch eine cura posterior unserer

[1]) Eine notwendige Ergänzung zu dem Sammelwerke von M. Enneccerus; vgl. oben S. 12.

Wissenschaft (vgl. Carl Robert, Bild und Lied, Berlin 1881; Philol. Untersuchungen V). — Also die Literatur versagt vollständig; beschämend und erhebend zugleich!

Betrachten wir jedoch, wie das unsere Pflicht ist, zugleich auch zum Beweise für das Gesagte, einmal kurz die größeren Werke, die bei solchen Anlässen gewöhnlich nachgeschlagen werden; darunter sind mehrere französische, was kein Zufall ist, auch ein italienisches (sie sind zitiert bei Steffens aaO.[1]). Ich habe nichts für unsern Fall direkt Brauchbares gefunden, trotz genauer Durchsicht, in folgenden Werken:

1. Natalis de Wailly, Eléments de paléographie; I. II. Paris 1858. Pour servir à l'étude des documents inédits sur l'histoire de France publies par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique.

Doch findet sich das. im I. Bde. eine sehr brauchbare ‚Liste des abréviations'; vgl. dort z. B. (I, 451[c]) die Abkürzung ũ (ũbi), auf welche wir noch zurückkommen werden.

2. Exempla codicum lationorum litteris maiusculis criptorum. Ediderunt Carolus Zangemeister et Guilelmus Wattenbach. Heidelbergae MDCCCLXXVI. Apud Gustavum Koester. (50 Tafeln. Folio.)

Dazu: Supplementum continens tabulas LI—LXII. ib. 1879.

(Wertvolles Anschauungs-Material! Bietet aber nichts für die Kenntnis der Minuskel-Schrift.)

3. Maurice Prou, Manuel de paleographie. Recueil de Fac-similés d'écritures du XIIe au XVIIe siècle. (Manuscrits latins et francais.) Paris 1892.

(Mit Transskription! Das Werk umfaßt aber, wie ja schon der Titel besagt, nur das 12. bis 17. Jahrh., kommt also für unsere Frage nicht in Betracht.)

4. Dr. Anton Chroust, Würzburg: Monumenta palaeographica. Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters. Erste Abteilung. Schrifttafeln in lat. u. deutscher Sprache. I. II. III. München 1902. 04. 06. Innerhalb dieser drei Abteilungen in Lieferungen.

(Ganz instruktiv sind hier für uns, in der II. Abtlg., die Abbildungen von der „Radobibel" in Wien [anno 790—808]; Lfg. XI, Tafel 6 u. 7. — Desgl. aus derselben Abtlg. die Sankt Galler Urkunden v. J. 772 u. 797; Lfg. XIV, Tafel 4 u. 5. — Man kann sich wenigstens „ein Bild machen". Für das aber, was wir im Folgenden demonstrieren wollen,

[1]) Lateinische Paläographie 1903—06; [2] 1907—09 (französ. 1910). Bereits erwähnt. Dieses Werk ist sehr instruktiv (wegen der Tafeln). Daneben vgl. man immer: Harry Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, 1889; zuerst erschienen.

kommt auch bei diesem Werke nichts heraus. Das Gleiche gilt von der nunmehr zu nennenden italienischen Arbeit.)

5. E. Monaci, Archivio Paleografico Italiano. I, Rom 1883.

(100 nrr., Tafeln mit Text; das Material stammt meistens erst aus dem späteren Mittelalter. Instruktiv ist hier für uns nur nr. 6: carta Senese del 14 Maggio 777: langobardische Minuskel mit Ligaturen.) — Vgl. auch: Isidoro Carinio, Sommario di Paleografia. 4. Aufl. Rom 1887.

6. G. Friedrich, Ucebná kniha palaeografie. (Bibl. hist. cic [sic?] I.) Prag 1898. (Bursica Kohait [sic?].)

(Dieses in tschechischer Sprache geschriebene Werk war mir bisher nicht zugänglich.)

7. Lehrreich, wenn auch für unsern Spezialfall etwas abseits liegend, ist die ungemein gründliche Arbeit von Wilhelm Meyer: Die Buchstaben-Verbindungen der sog. gotischen Schrift. Berl. 1897. Sep.-Abdr. (bes. pag., 1—124) aus: Abhdlgn. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. N. F. I, 6. (Mit 5 Tafeln.)

Diese gesamte Literatur läßt jedoch Fälle wie den unsrigen ganz außer Betracht und steuert auch nichts zur Klassifizierung der Hss. bei, die denn in der Tat, wie ja Werminghoff bereits richtig erkannt hat, besser aufgegeben wird. Zwar bezieht Werminghoff sein Urteil auf die große Menge aller Kapitularien-Hss., doch trifft dies Votum auf die kleine Zahl von einem Dutzend codices noch in weit höherem Grade zu! Die logischen Gründe dieses Tatbestandes liegen für jeden Philologen klar auf der Hand: — können wir doch, auf dem Wege vom Weiteren zum Engeren fortschreitend, erst aus dem größeren Stammbaum den kleineren abzweigen oder herleiten. Auch Pertz und Boretius haben übrigens (meines Wissens) nirgends derartige Versuche unternommen, wenigstens nicht in größerem Maßstabe. Man verzichtet daher lieber auf solche Zusammenstellungen, die sich später doch als verfehlt erweisen. Nach einer einzigen Seite eine ganze Hs. beurteilen zu wollen, ist höchst bedenklich. Selbst Merkel, der in den Hss. gut Bescheid wußte, hat größere Stammbäume nicht aufgestellt; auch von Sickel nicht.

Einige in die Augen springenden characteristica haben wir oben S. 59f. zusammengestellt; vor weiteren (vielleicht voreiligen) Schlüssen möchten wir zunächst noch warnen.

Unser Spezialfall ist daher nicht stricte ab ovo zu entwickeln, sondern wir gehen gleich in medias res. Auch dies ist ja einem jeden Philologen zur Genüge bekannt, daß eine neue Erkenntnis sich oft intuitiv entfaltet; unter Vermeidung des korrekten, doktrinären Schulweges. Die Kleinarbeit vieler Jahre hat dann mühsam erst nachträglich ein solches Resultat zu bestätigen.

5. Die Lesart des Archetypus.

Was in dem verlorenen Ur-Brouillon gestanden hat, wird aus der Variante des Parisiensis 4613 mit völliger Klarheit erkannt: et nullatenus ubi melius discribere vel mittere praesumat. Das heißt: „Die Äbtissin soll sich unter keinen Umständen herausnehmen, die Nonnen dorthin, wo es besser ist (als in der Klausur), zu verteilen oder etwa gar zu entsenden." Das ibi fehlt im Paris. 4613 vor ubi (was aus dem Apparat bei Boretius nicht zu ersehen war; so erklärt sich mein Zitat im Lit. Zbl. 1911, 80); syntaktisch ist es auch ganz überflüssig, namentlich angesichts der schnellen Diktion. Gerade durch das Fehlen dieses Wörtchens erhebt sich die sichere Lesart des Paris. 4613 über jeden Verdacht; die etwas beschleunigte Art der Kapitularien-Aufzeichnung (vgl. oben S. 25) ließ eben alle nur irgendwie entbehrlichen Wörter hinweg. (Der Stil der „Sprechsprache"!)

Von dem Ur-Brouillon hat sich leider nicht eine einzige Zeile mehr erhalten. Daß es in stark gekürzter Form, in Siglen oder Noten aufgezeichnet war, darüber kann wohl nicht der geringste Zweifel mehr bestehen. Im Allgemeinen wird sich jedoch, wie schon mehrfach betont ist, über die Art dieser Aufzeichnungen kaum irgendwelche Literatur nachweisen lassen[1]).

Im Archetypus standen drei Abkürzungen hintereinander: ũ mſ̄ d̄ (= ubi melius dis). Diese einfachen Zeichen sind in jener Periode des stenographischen Interregnums, welche die erste von der zweiten karolingischen Schriftperiode trennt, nicht mehr verstanden worden! Man zog die über- und quergesetzten Buchstaben und Striche auf die Schriftlinie herab und machte z. B. aus dem iota suprascriptum ein iota iuxtapositum, aus dem uncus hinter dem l ein io, iu, ios oder ius, und zog auch dieses herab. Dann verfiel man aber noch in einen anderen Fehler, der häufig von den Paläographen gerügt wird (siehe Wattenbach, Steffens, Traube u. a.): — man setzte (beim sinnlosen Abschreiben) die Wörter und Silben falsch zusammen, desgleichen trennte man sie falsch; eine jedem Philologen wohlbekannte Erscheinung. Das m (Anfangsbuchstaben von melius) hielt man für n + i, da bekanntlich Punkte nicht gemacht wurden. So hatte man schon mit sechs Grundstrichen die erste Kompositions-Hälfte uini beisammen; wir brauchen also gar nicht

[1]) Die neuesten der (hier zu nennenden) Publikationen konnte ich noch nicht einsehen: G. L. Perugi, Le note Tironiane. Rom, Bretschneider (1912?), 20 Lire. — Dr. Arthur Mentz, in Königsberg i. Pr., Geschichte der Stenographie (Sammlung Göschen nr. 501) behandelt S. 12ff. die „Antike Tachygraphie", bringt auch vorn „Literatur".

einmal vorher das ī (= ibi) noch anzusetzen, wodurch wir uuine erhalten würden. Dies würde acht Grundstriche ergeben und mag zur Beruhigung ängstlicher Gemüter dienen, welche für ahd. w notwendig das ‚double you' der Engländer, also u + u (vier Striche) fordern zu müssen glauben. In einer dem Archetypus nahestehenden Hs. oder Hss.-Klasse mag ī denn auch vielleicht gestanden haben; wird es doch von den übrigen elf unter den zwölf jungen Hss. ausnahmslos dargeboten. Wie das ganze Mißverständnis zustande kam, haben wir durch eine Handzeichnung (siehe Tafel 17) klarzumachen versucht. Das durchstrichene đ wurde als des oder dos gelesen. Aus diesem ganzen Wuste entstand ein quasi frei erfundenes, völlig rätselhaftes Wort-Ungeheuer, kurz ein Unding: — eben unser uuinileodos, daß uns seit Amerbach so viel Kopfzerbrechen gemacht hat.

Vergleichen wir den Druck Amerbachs (siehe Tafel 19) mit den Lesarten unserer elf Hss. (d. h. aller Hss. außer A), so werden wir zu der Überzeugung gelangen, daß dem Ingolstädter Humanisten kaum ein schwerer Vorwurf zu machen ist; namentlich, wenn wir diejenige Münchener Hs. betrachten, die ihm allein als Vorlage diente: — es ist das Tegernseer Klein-Oktav-Bändchen, der clm 19416 (vgl. oben S. 13f.). Das Format kann vielleicht sogar als Sedez bezeichnet werden (vgl. oben S. 25); Inhalt: Fulgentius, also ein fernliegender Stoff. Die fragliche Stelle ist in dem codex unterstrichen (auch das Wort ibi!), wahrscheinlich von späterer Hand; vor uinileodos ist klein ᵛ über der Zeile nachgetragen, was ein Rest des alten ū sein könnte (vgl. Tafel 9, Hs. H). Amerbach hat den verzwickten Passus getreulich wiedergegeben, mit Ausnahme des kleinen ᵛ über der Zeile, welches er vielleicht für nebensächlich hielt oder nicht genau bemerkte; eine photographische Reproduktion stand ihm ja noch nicht zur Verfügung. Vielleicht ist der Buchstabe „ᵛ" erst durch die Photographie deutlich sichtbar geworden; Ähnliches kommt häufig vor.

Wie bedeutend im Allgemeinen die Fortschritte sind, welche die Paläographie in jüngster Zeit mit Hilfe der Photographie gemacht, das kann gewiß auch mancher Fachmann kaum noch überblicken. Wir haben bereits oben S. 58 hierauf hingewiesen und tragen jetzt nach: Paul Marc, Bibliothekswesen. Sep.-Abdr. aus: Angewandte Photographie in Wissenschaft und Technik. 4 Teile, hrsg. von K. W. Wolf-Czapek; daraus IV, 57—76. Mit 5 Tafeln. Berlin 1911, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 8°. (Angezeigt, mit Inhalts-Angabe, von Hugo Rabe-Hannover in: Berliner Philol. Wochenschrift 1912, nr. 1, 6. Jan., Spalte 18.) Marc, der 1906 eine Reise nach dem Kloster Athos machte, handelt im Besondern

vom sog. „Negativ-Verfahren", ferner von dem seit 1900 bekannten „Weiß-schwarz"; sehr praktisch ist sein Vorschlag, ein Verzeichnis aller Hss.-Photogramme anzulegen, nebst Sammelstelle der erledigten Blätter. — In dieser präsumptiven Zentrale würden dann also auch unsere zwölf winiliod-Tafeln Aufnahme finden müssen! Ein übersichtliches und für Jedermann leicht zugängliches Register hätte der schnellen Orientierung zu dienen; alle interessierten Kreise würden gewiß Marcs Plan mit großer Freude begrüßen!

Erst mit Hilfe dieses „photographischen Archivs", an der Hand eines großen Materials mithin, würden sich die neueren wissenschaftlichen Hilfs-Arbeiten, die auf dem Gebiete der Paläographie vorliegen, erfolgreich für weitere Kreise verwerten lassen; wir denken hier zunächst an die Arbeiten von Traube und Tangl.

Von Ludwig Traube-München (gestorben am 19. Mai 1907) haben wir bereits oben S. 50 eine wertvolle Arbeit genannt; hier sei von demselben noch eine andere, nicht minder wertvolle Abhandlung nachgetragen: Quellen und Untersuchungen z. lat. Philol. d. Ma.s. Zweiter Band. Nomina sacra. Versuch einer Geschichte der christl. Kürzung. München 1907. Daselbst findet man S. 237—266 einen Abschnitt: „6. Entfaltung der lat. Kontraktion"; vgl. darin bes. S. 250f.: (über die karolingischen Schulen), ferner S. 252—66: Alphabetisches Verzeichnis der vom 5. bis zum 12. Jh. gebräuchlichen Kontraktionen (S. 266: vel).

Von M. Tangl, dem Mitherausgeber des „Archivs für Urkundenforschung", der bekanntlich auch Arndts „Schrifttafeln" neu bearbeitet hat[1]), ist hier ein Aufsatz zu nennen: Die Tironischen Noten der Vatikanischen Handschrift der Libri Carolini, in: Neues Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 36, 1911, 752—54.

Die Gerechtigkeit verlangt übrigens, daß wir eine ältere Arbeit wenigstens kurz berücksichtigen: Friedrich Adolf Ebert, Zur Handschriftenkunde. Zweites Bändchen (Bibliothecae Guelferbytanae codices Graeci et Latine classici), Lpz. 1827; woselbst S. 166 zu merken:

nr. 881: Tironianarum notarum lexicon. . . . . Incipiunt notae Senecae. . . . . Membr. in 4. sec. IX (9, 8. Ms. Aug. 4).

(Bei Kopp, Palaeographia critica, nicht berücksichtigt, wie Ebert mitteilt.)

nr. 872: — lexici notarum Tironianarum fragmentum. (Nur ein Blattrest.) Membr. in 4. sec. IX. (Weissenburg. 96.)

[1]) Arndt-Tangl, Schrifttafeln zu paläographischen Übungen. Fol. I—III. 1903; 4. Aufl. 1904ff.

Erwähnenswert sind gewiß auch die Arbeiten von O. Lehmann: 1. Die tachygraphischen Abkürzungen der griech. Hss., Lpz. 88; 2. Die Stenotachygraphie [Kurzschriften?] der alten Völker. Dresden 1889 [94?]; ich habe die beiden Bücher jedoch nicht einsehen können. Einiges ist auch zu entnehmen aus dem Riesenwerke: Manuscripts and Inscriptions edited by E. A. Bond and E.(dward) M.(aunde) Thompson I—VIII. London 1873, Tafel 119 u. 120ff., Fol.; vgl. ferner: K. Menzel, Die Trierer Ada-Handschrift. I—VI. Lpz. 1889. Fol. — Endlich seien zum Schlusse noch zwei Arbeiten genannt: Theod. Sickel, Schrifttafeln aus dem Nachlaß von U. F. Kopp, hrsg. Wien 1870 (Titel zweifelhaft?]; Edmond Reusens, Elements de paléographie. Löwen 1899. — Zuletzt sind natürlich immer die bekannten Arbeiten von Wilhelm Wattenbach heranzuziehen! (Anleitung zur griech. Paläographie. Lpz. 1867 u. ö.; Anl. z. lat. Pal., ib. 1869 u. ö.; Tafeln zur Gesch. d. griech. Schrift zum Studium d. griech. Pal. I. II. 40 Tafeln. 1877.)[1] Wattenbachs „Anl. z. lat. Paläographie", 4. Aufl., Lpz. 1886, bringt S. 66—85 die Abkürzungen; „daß. finden sich S. 80 die Zeichen i (ibi) und u (ubi), sub „5. Übergeschriebene Buchstaben" (S. 79f.). Am Schlusse des ganzen Kapitels gibt Wattenbach praktische Winke (S. 84f.): „Schon alte Abschreiber haben durch falsche Auflösung der Abkürzungen große Verwirrung gemacht, so daß man durch Rückschlüsse die richtige Lösung finden muß." Dieser Satz scheint förmlich wie in Vorahnung unseres Falles geschrieben zu sein; Wattenbach würde sich sehr über diesen Fall gefreut haben! Er war seit 1873 in der Zentraldirektion der MG.

Praktisch zum Handgebrauch ist das: Lexicon Abbreviaturarum. Wörterbuch lat. u. ital. Abkürzungen, wie sie in Urkunden u. Hss. bes. d. Ma.s gebräuchlich sind, dargestellt in über 16000 Zeichen, nebst einer Abhandlung über die ma.liche Kurzschrift, . . . hrsg. von Adriano Cappelli, Archivar und Paläograph bei dem Königl. Staatsarchiv zu Mailand. Lpz. 1901, J. J. Weber (Illustrierte Katechismen Nr. 53); geb. M. 7,50. Daselbst haben wir S. 150[b] die Abkürzungen für ibi, S. 342[a] für ubi, reine Kontraktion. (Die Abkürzung mel' = melius habe ich dort S. 193[b] gefunden, gemischte Kontraktion.) Diese höchst verdienstliche Arbeit von Cappelli geht wohl in ihrem wesentlichen Bestande zurück auf das größere

[1] Bedeutungslos dürfte für uns sein: Urkundenlehre von W. Erben, L. Schmitz-Kallenberg und O. Redlich. (In: Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, München und Berlin, Oldenbourg.) — Der III. Teil dieses Werkes erschien im Jahre 1911: Die Privaturkunden des Mittelalters. Von Oswald Redlich.

Werk von (Jo. Lud.) Walther, Lexikon dipl. Gött. 1745—47. Das ital. Original des Werkes von Cappelli erschien Mailand 1899. Tironische Noten für dis und melius auch bei Ulr. Friedr. Kopp, Palaeographia critica I. Manhemii 1829, § 245, S. 96 u. 228.

(Nachzutragen ist jetzt noch: G. L. Perugi, Le note Tironiane. Rom, Bretschneider [1912?] L. 20.

Nächst dem Hinweis in der genannten Stelle bei Wattenbach bin ich namentlich den Anregungen gefolgt, die mir ein Kolleg bei Wilhelm Meyer in Göttingen einst spendete: „Paläographische Übungen, W. S. 1886/87; ein Ertrag, für welchen ich meinem alten Göttinger Lehrer nicht dankbar genug sein kann. Wer von den jungen Germanisten hört heute noch paläographische Übungen? (Vgl. oben S. 6.) Die Erinnerung an das genannte Kolleg ist es recht eigentlich gewesen, die das Resultat des vorliegenden winiliod-Supplementes gezeitigt hat; hier in diesem Kolleg ging mir (bereits damals) die wahre Natur der Abkürzungen und ihrer Genesis auf[2]). Auf welche Art dann aber die Entdeckung der alten richtigen Lesart unserer Kapitularstelle zustande kam, das möge man im folgenden (6.) Kapitel nachlesen; es bedurfte dazu noch eines weiteren Anstoßes. — Der Hinweis Theodors von Grienbergers auf die Bedeutung des Wortes claustra hat dann endlich meine Emendation „ausgelöst"; denn eine Emendation (Κατ' ἐξοχήν!) haben wir in unserem Falle zu konstatierrn (bei Leibe etwa keine Konjektur)! Ich darf wohl ohne Selbstüberhebung sagen, daß diese Emendation vielleicht geeignet sein möchte, einen typischen Schulfall abzugeben. Die Forschung hat ungefähr ein halbes Jahrtausend völlig im Dunkeln getappt, da sie einen wichtigen Zweig der Hilfswissenschaften total vernachlässigte; wir lassen diese wissenschaftliche Periode mit Amerbach beginnen. Dazu aber die karolingische Zeit noch hinzugerechnet, so ergibt sich ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren für jene Epoche der Unkenntnis. Durch Nacht zum Licht!

In diese Dunkelheit konnte denn auch offenbar nicht eher Licht fallen, bevor nicht eine genügende Grundlage für plausiblere Erklärungen festgelegt war. Eine solche Grundlage existierte, seitdem ich die Schlußzeile der Kapitularstelle abgetrennt hatte (et de pallore earum, propter sanguinis minuationem); vgl. „Winiliod" S. 32ff. Nunmehr erfolgte sehr

[2]) So abgeschmackt es vielleicht Manchem erscheinen mag, soll hier doch an das Gedicht von Pfeffel: „Der Knabe und sein Vater" (1779) erinnert werden; Schluß: „So kann ich ja dereinst, als Greis, Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen." (Anfang: „Ein Schüler aß, wie viele Knaben Die Datteln für sein Leben gern, . . .".) — Das ist die Moral davon.

bald ein zweiter Schritt, der uns dem Ziele wesentlich näher brachte. Doch hierüber muß in einem besonderen Abschnitte gehandelt werden[1]).

6. Du Cange.

Die Lexikographie der ma.lichen Latinität, des sog. „Hochlateins", ist ein reich angebautes Gebiet, das aber für die Allgemeinheit nur geringen Ertrag brachte; dies liegt an der diffusen Art des Materials und wohl auch an der mangelnden Teilnahme weiterer Kreise. Den fleißigen Benediktinern hat diese Wissenschaft ungemein viel zu verdanken; vgl. Dr. G. Krätzinger, Der Benediktinerorden und die Kultur. Heidelberg 1876, woselbst S. 34 vom Glossarium mediae et infimae latinitatis des Ducange v. J. 1678: „Ein nicht bloß für die Kenntniß der mittelalterlichen Latinität, nein auch für die Kulturgeschichte des Mittelalters durchaus bedeutsames Werk." Dies ist insofern eine sehr zutreffende Beobachtung, als einige (oder viele?) Wörter im Du Cange nur mittels Anschauungsunterricht (gewissermaßen) zu verstehen sind. Rudolf Meringers verdienstliche Arbeiten: „Wörter und Sachen" (Jdg. Forschgn. 1903—07) sind in diese Regionen bisher noch gar nicht oder nur sehr selten vorgedrungen; vielleicht (oder vielmehr: „sehr wahrscheinlich") bleibt hier noch Vieles zu tun übrig.

Es hat bereits vor 62 Jahren ein (französischer) Gelehrter auf die Notwendigkeit hingewiesen, „Spezialwörterbücher" anzulegen; vgl.: M. Édélestand Du Méril, Mélanges archéologiques et littéraires. Paris 1850, S. 243—89: ‚Des origines de la basse latinité et de la nécessité de glossaires spéciaux.' Unter dem Ausdruck: ‚glossaire special' wird hier ein Wb. verstanden, das nur für einen bestimmten Stoff oder Zeitabschnitt oder Schriftsteller zu einem bestimmten Zwecke angelegt ist; ev. vielleicht noch mit Berücksichtigung lokaler Unterschiede. Der Autor bespricht namentlich den Henschelschen Du Cange, das hervorragendste Beispiel eines solchen ‚glossaire'.

Dieser Ausdruck glossarium bedeutet ein gewissermaßen zufällig bei der Lektüre angelegtes, kein systematisch geplantes und eingerichtetes Lexicon. Ein glossarium ist eigentlich nur

[1]) Wer sich noch weiteren paläographischen Studien widmen will, sei verwiesen auf die reichhaltige Bibliographie bei Cappelli, in der deutschen Ausgabe, S. 536—48. — Vgl. auch noch: Specimina selecta chartarum Pontificum Romanorum. Pars prima-tertia ed. Julius von Pflugk-Hartung. Stuttgart 1885—87. Lehrreich sind das z. B. im II. Teil die Abbreviationes scripturae Gregorii VII.

eine Sammlung von Gloſſen, von ſeltenen Belegen; das Zettelmaterial eines Bibliophilen, der ein beſtimmtes Gebiet durchackert. Alſo kein eigentliches „Wörterbuch"! Auf dieſen wichtigen Umſtand hat (nach Jacob Grimm) Ludwig Traube hingewieſen, Einltg. in die lat. Philol. des Ma.s (Vorleſgn. & Abhdlgn. ed. Franz Boll II), München 1911, S. 77f. Stets zu vergleichen iſt daſ. S. 75—81 die Zuſammenſtellung der Literatur über die mittelalterliche Lexikographie. Wir heben einige wichtige Stellen aus (S. 78): „Es gibt kein mittelalterliches Latein, es wird auch kein Wörterbuch und keine Grammatik desſelben geben . . . Was hat es denn mit dem Du Cange für eine Bewandtnis? Sein Werk iſt ein großartiges Verzeichnis der Barbarismen, eine Sammlung der Eigenarten der lateiniſchen Sprache vom Standpunkte des klaſſiſchen Lateiners, der in dieſe Fehler nicht fallen will; aber mehr als ein gelehrtes Werk größten Stiles: ein Kunſtwerk und ein alphabetiſches Repertorium hauptſächlich von Staats- und Privat-Altertümern." Nachdem er dieſe höchſt zutreffende Charakteriſtik gegeben, beſpricht der Verfaſſer kurz die Verſuche des franzöſiſchen Humanismus zur Wiedergewinnung des Ma.s und fährt dann fort: „Frankreich iſt das klaſſiſche Land der Lexikographie. Hier wirkten Robertus Stephanus 1531: Thesaurus linguae Latinae, Henricus Stephanus 1572: Thesaurus linguae Graecae. Und dieſen folgt der eine Du Cange: 1678 mit dem Glossarium mediae et infimae latinitatis . . . . Im Jahre 1688 ſtirbt er. Schon der Titel ſagt: was Du Cange wollte. Er hat niemals praetendiert, ein ‚Wörterbuch' der mittelalterlichen Latinität zu ſchreiben, was etwa ein Du Cange + Forcellini + einigem anderen wäre. Er nennt, worauf Jacob Grimm (Deutſches Wörterbuch I p. IX) fein hingewieſen hat, ſeine Sammlung ein glossarium. Er ſammelt in der Art der Pithous, Bignon, Sirmond, Voſſius ſeltſame Wörter. Sein Werk iſt etwas ganz Perſönliches. Er hat eine Reihe von ſtaats- und privatrechtlichen Abhandlungen hineingeheimniſt, die an ſich wundervoll ſind, hat geſchaffen, was wir Weistümer und dergl. nennen. Zum Teil baut ſich die Arbeit auf Handſchriften (Corbeienses) auf. In der Folge wurde das Werk durch die neuen Ausgaben ſeiner Individualität beraubt. [Die Geſchichte des Du Cange jetzt bei Ch. V. Langlois, Manuel de bibliographie historique p. 305 sqq.]" Der eigentümliche Stil Traubes erklärt ſich durch die Kollegheft-Anlage dieſes aus ſeinem Nachlaß herausgegebenen Werkes; Zuſätze in eckigen Klammern rühren wohl von dem Herausgeber Paul Lehmann her. Traube zählt dann S. 79 die ſpäteren Ausgaben des Du Cange auf, ſowie auch die Umarbeitungen und Erweiterungen (was man Alles bei ihm ſelbſt nachleſen möge); dabei wird jedoch (S. 79f.) mit Recht bemerkt: „Jedes Lexikon wächſt zuſammen, das des Du Cange iſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt noch am meiſten die Arbeit eines Kopfes —, [80] ſeiner Bedeutung, ſeiner Begrenzung."

Traube läßt alſo nur die editio princeps des Du Cange gelten (I—III. Paris 1678. Fol.) Über die jetzt faſt ganz allgemein dem Publikum auf den größeren Bibliotheken zugäng-

liche Ausgabe sagt Traube aaO. (S. 79): „Eine neue schlechte Ausgabe des Du Cange, . . ., stammt von dem Verleger L. Favre, Niort 1883—87 in zehn Bänden."

Auf S. 80 spricht der Autor alsdann über Georges, Forcellini und den modernen Thesaurus (der seit 1900 erscheint); im Anschluß hieran empfiehlt er (ähnlich wie Du Méril) die Anlegung von Spezial-Wbb. (zu einzelnen Schriftstellern der späten Latinität). Für die MG ist diese Arbeit zum Teil schon geleistet (jedoch für die Historiker, z. B. Einhard, noch nicht); vgl. hierüber, speziell unsern Fall betreffend, bei Traube S. 81: „MG Legum sectio II: Capitularia regum Francorum, vol. II 568—718: Index rerum et verborum (V. Krause, K. Zeumer, A. Werminghoff)." Das. wird S. 590[a b] das Stichwort claustrum abgehandelt; es treten hier nur Belege vom Neutrum des Singulars hervor, nebst Beispielen für die neutrale Pluralform claustra.

Neben dieser neutralen Bildung hat es aber im „Hochlatein" (die Franzosen benennen diese Periode umgekehrt la basse latinité; cf. Du Méril und Andere) eine feminine Singularbildung ‚claustra' gegeben, die vielleicht, wie das ja damals häufig vorkam, durch ein Mißverständnis entstanden ist (neutr. plur. als fem. sg. aufgefaßt; vgl. Orgel aus ‚organa' usw.

Dieses höchst seltene und barbarische Wort ‚claustra' fem. sg. fehlt denn auch naturgemäß in den allermeisten Wbb.; so z. B. bei Dr. Reinhold Klotz, Hwb. d. lat. Spr. I, Braunschweig 1853, 904[a] f., woselbst hinter claustrum nur noch claustra, — orum (neutr. plur.) als besonderes Stichwort auftritt. Desgleichen fehlt das Wort im Georges I[7], Lpz. 1879, 1122 f., ebenso (natürlicher Weise) im „kleinen" Georges (Lat.-Deutscher Teil) [9], Hannover u. Lpz. 1909, 477. Beim alten Scheller (aus welchem ja der „Georges" allmählich herauwuchs), sowie in anderen, minder bedeutenden Lexicis, brauchen wir gar nicht erst zu suchen.

Du Cange aber hat das seltene Wort sorgfältig angemerkt, und auch Pertz, der (nach den meisten Hss.) die Lesart ‚claustra' in den Text unserer Kapitularstelle aufnimmt, wird sich der Bedeutung dieser Vokabel sehr wohl bewußt gewesen sein. Ob auch Boretius diese Kenntnis gehabt haben mag, wage ich kaum zu entscheiden; nach dem oben S. 1 f. Gesagten muß diese Frage (so stark das auch klingt!) vorläufig wohl noch eine offene bleiben. (S. u. Seite 76.)

Es bezeichnete dieses Wort claustra nun aber zur Karolingerzeit einen abgeschlossenen Raum innerhalb der Klostermauern; ein besonderes Gebäude unter Dach und Fach, eingerichtet zum Zwecke der strengeren Durchführung des gemein-

ſamen Lebens der vita communis. Auch der Singular claustrum kommt in dieſer Bedeutung vor; alſo gewiſſermaßen: „Kloſter im engeren Sinne"! Ziemlich identiſch iſt (was den Sinn betrifft), das fem. sing. clausura, der Entſtehung, resp. Bildung nach allerdings abliegend. In der „Weltfremdheit" dieſes abgeſchiedenen Raumes ſollte den regulierten Klerikern die Κομοβίωσις erleichtert werden. Das Betreten der Wirtſchaftsgebäude iſt den eigentlichen Ordensgeiſtlichen verboten und bleibt den Laienbrüdern vorbehalten. Die vita communis geriet bekanntlich ſpäter in Verfall, und mit ihr ſchwand auch allmählich das Wort claustra. Biſchof Gunther von Bamberg führte im 11. Jh. die vita communis für ſeine Diözeſe wieder ein; damals wird auch das Wort wieder bekannter geworden ſein. In der claustra müſſen die notwendigſten Wirtſchaftsräume in nuce enthalten ſein, aus praktiſchen Gründen; alſo ein „Kloſter im Kloſter"!

Dieſer Gebäude-Komplex, welcher als clausura zu denken iſt, kann recht überſichtlich auf dem Bauriß des Kloſters von Sankt Gallen ſtudiert werden, der uns ſchon einmal gute Dienſte geleiſtet hat (vgl. Winiliod S. 64ff., 155ff.); hrsg. von Ferd. Keller, in den „Mitt. d. Antiqu. Geſ." zu Zürich v. J. 1844. Dr. G. Krätzinger ſagt über dieſe Anlage (in ſeiner bereits mehrfach zitierten Schrift: Der Benediktinerorden u. ſ. Kultur, Heidelberg 1876, S. 11): „An die Kirche lehnen ſich durch beſondere Umfriedung eingehegt, die Gebäude der Klauſur: Schlaf- und Wohnräume der Fratres, ihre Bibliothek, ihr Arbeitshaus, die innere Schule, das anſehnliche Refektorium mit Kapitelsraum und Kreuzgang.

Dem entſpricht, was Felix Dahn anführt (Die Könige der Germanen. Achter Band. Die Franken unter den Karolingern. Fünfte Abtlg., Lpz. 1899, S. 178), daß nämlich der Biſchof neben der Kirche ein claustrum einrichten ſolle (Chrodegang von Metz!), um darin kanoniſch vor Zeugen zu leben (Vgl. daſ. S. 260f. über den Sprachgebrauch der Ausdrücke monasterium, claustrum, claustra monasterii; 261: congregatio.) — Alſo hier neutrum singulare.

Die Anlage ſolcher „Klöſter im engeren Sinne" (an welche dann erſt ſpäter die umfaſſenderen Wirtſchaftsräume ſich angliederten) war einer der vielen Punkte, denen die missi ihre ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen hatten. Noch in einem Kapitular Karls des Kahlen, dem Capitulare Fusiacense in Burgundiam directum (865. Febr.) heißt es (§ 9; Capitularia Regum Franc. II, 331): ‚Ut missi nostri de locis ad claustra canonicorum vel monachorum, ubi necesse fuerit, nostra auctoritate exsequantur, sicut in capitularibus avi et patris nostri continetur.' Hierzu vergleichen die Herausgeber (Boretius und Krauſe) in einer Fußnote: Anseg: IV, c. 48, l. c. p. 443. —

In den ‚Formulae Merovingici et Karolini Aevi' ed. Karolus Zeumer, Hannoverae 1883 (MG. Legum sectio V. Accedunt Ordines Judiciorum Dei) erscheint das Wort claustra ebenfalls nur in der neutralen Pluralform; vgl. das. im Index Rerum Et Verborum, p. 745^{c}: claustra monasterii. Aber das barbarische fem. sg. claustra hat sich neben dieser Form in der späteren Latinität durchaus selbständig behauptet und ist vielleicht auch mit an der nhd. Bildung „Kloster" n. beteiligt gewesen; wenigstens scheint Rudolf Hildebrand DWB 5, Lpz. 1873, 1235 eine ähnliche Vermutung andeuten zu wollen, wenn er sagt: „nach lat. claustrum verschluß, das im mlat. (gew. claustra) für kloster gebraucht ward."

Deutlicher ist nun jüngst der Thesaurus linguae latinae für die Existenz-Berechtigung des Wortes eingetreten, indem dort Vol. III, Fasc. IV, Lipsiae 1909, Spalte 1319, 36f., 55f. das sing. fem. claustra als besonderes Stichwort aufgenommen wurde. Es ist hierbei ganz ohne Zweifel die Autorität des Du Cange maßgebend gewesen, in dessen unterschiedlichen Auflagen das Wort stets ziemlich ausführlich behandelt wird, mit ganz geringen Abweichungen.

Beginnen wir mit dem II. Bde. der zuletzt von Leopold Favre besorgten Ausgabe des Glossarium mediae et infimae latinitatis conditum a Carolo du Fresne[1]) Domino du Cange . . . Niort, L. Favre, Imprimeur-Editeur, 1883. (Man beachte, daß der Herausgeber mit dem Drucker identisch ist!) Daselbst finden wir Spalte 362^{b}ff. claustrum nebst den derivatis etc. abgehandelt. Für uns kommt hier besonders in Betracht die folgende Stelle 362^{b}:

‚*Claustra, feminini generis. Chrodegangus Edit. Labbei cap. 3: Ita instituimus, ut in illa Claustra ille Clerus Canonicus, qui sub ipso ordine, Deo adjuvante, vivere debent, et omnes in uno dormiant dormitorio, etc. Ita alibi non semel.*'

Aus der Schlußbemerkung ergibt sich, daß Du Cange das Femininum claustra noch öfters bei seiner Lektüre angetroffen, aber nur in diesem einen Falle verzeichnet hat. Die Stelle findet sich wohl in allen Ausgaben (die folio princeps, 1678, war mir nicht zur Hand); ich finde sie auch in dem „kleinen" Du Cange, d. i.: Glossarium Manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis, ex magnis glossariis Caroli du Fresne, Domini du Cange, et Carpentarii in compendium redoctum, multisque verbis et dicendi formulis auctum. Tomus secvndus. Halae MDCCLXXIII, 8^{0}, p. 466^{a}.

[1]) Charles du Fresne sowie der später im Titel noch genannte D. P. Carpenter scheinen bei Traube aaO. etwas zurückzutreten!

Pertz hat, wie schon S. 1 f. angedeutet, diese Wortform sehr wohl gekannt und auf S. 68 seiner Ausgabe (MG. Legum Tomus I) mit vollem Bewußtsein und deutlicher Absicht in den Text gesetzt: et earum claustra sit bene firmata. Wenn Boretius dies änderte (in: et earum claustra sint bene firmata,) so war er mindestens verpflichtet, hierüber Rechenschaft abzulegen! (Siehe oben S. 1 f.) Tun wir ihm Unrecht, wenn wir annehmen, er habe sit bei Pertz für einen Druck- oder Lesefehler gehalten? Die paläographische Änderung in sint ist ja hs.lich sehr leicht, worüber wohl kein Wort verloren zu werden braucht; wir meinen selbstverständlich die häufig vorkommende Undeutlichkeit des Ligaturstriches. Aber Boretius mußte doch wissen, daß der Drucksatz der alten MG tadellos korrekt ist, und daß sich der alte Pertz bei jeder einzigen Lesart seiner berühmten Editionen etwas höchst Kluges und meist auch Richtiges gedacht hat; wenngleich er, nach guter alter Gelehrtensitte, es gleichwohl verschmähte, seine Textherstellung ausführlich zu begründen. Wer die Pertzischen Editionen richtig lesen will, muß eben annähernd Pertzisch ausgebildet sein. Wer aber findet heute noch die Zeit hierzu; zersplittert sich doch Alles in urgermanischen, sprachvergleichenden, phonetischen, bibliographischen und ästhetischen Arbeiten. Zurück zur Textkritik! Die „Andacht zum Kleinen", die Jacob Grimm einst predigte, kann hier noch viel erreichen.

Wir müssen uns jetzt den derivatis von claustrum zuwenden. Hier sind wohl in erster Linie zu nennen die seltsamen Substantive claustrura (aaO. 363c) und claustura (363cf.); dann die weniger auffallenden clausula 1. 2. (364a), clausum 1. 2. (364af.) und clausurae (364bf.) Eventuell käme auch noch clausus (364c) in Betracht. Es hat jedoch kein einziges von allen diesen Substantiven auch nur im Entferntesten eine (irgendwie nuancierte) Bedeutung, die dem technischen Begriffe der claustra (fem. sg.) auch nur annähernd gleichkäme. Wir brauchen uns daher nicht lange bei diesen Wörtern aufzuhalten. Sie bedeuten zum Teil fortifikatorische Gegenstände, wenn auch im übertragenen Sinne (vgl. z. B. das Zitat 363c: Pro fossatura et Claustura civitatis); zum Teil sind es hypothetische termini technici der Schulgrammatik oder des logischen Sprachgebrauchs (vgl. für diesen letzten Fall z. B. 364a: clausula, conditio, exceptio). Der Kuriosität wegen sei nur noch das Zitat 364b angeführt: ‚Hinc [d. h. von Clausurae, Claustra montium] Cloistrieres meretrices appellatae, quod in angustis viarum sedeant'. (Wahrscheinlich ein boshaftes Wortspiel, das erfunden wurde, um die Klosterfrauen zu ärgern.)

Etwas ausführlicher müssen wir auf die beiden abgeleiteten Adjektiva eingehen (claustrensis und claustralis).

Beide finden sich vereinigt unter dem Stichwort claustrarius (362b); dieses wäre dann also das dritte abgeleitete Adjektiv. Claustrarius Artifex wird erklärt als Faber Claustrensis, Claustralis, ein Handwerker, der die Verschlüsse anfertigt. Während aber claustrensis wohl nur von claustrum herkommen kann, ist bei claustrarius, oder doch mindestens bei claustralis, eine indirekte Verwandtschaft mit claustra (fem. sing.) vielleicht nicht von der Hand zu weisen! Man hat scheinbar das Gefühl, als ob die Verbindung claustralis disciplina[1]) mit Bezug auf das Leben in der claustra geprägt sei; doch kann hier das Sprachgefühl natürlich auch trügen. Ob das Adjektiv claustralis mit dem neutralen Plural claustra zusammengebracht werden darf, insofern als man claustralis auch vom Neutrum claustrum ableiten könnte! — dies zu unterscheiden, muß ich den Wortforschern (vom Fach) überlassen; mein Gefühl sträubt sich dagegen, wie schon bemerkt. Hierbei möchte ich übrigens noch darauf hinweisen, daß die (überwiegend begegnenden) neutralen Pluralformen (claustra canonicorum, clericorum) mit vielen Belegstellen bei du Cange aaO. 362c verzeichnet sind.

So viel über das Lexikalische, den Ausdruck claustra betreffend; das Kulturgeschichtliche wird in einem neuen Kapitel zu besprechen sein. Aber noch ein zweiter lexikalischer Fall ist vorher zu erledigen; er bezieht sich auf das Verbum praesumere!

Die bisherigen Interpreten unserer Kapitularstelle übersahen sämtlich eine Tatsache, deren Kenntnis sie aus dem Studium des du Cange zu gewinnen vermocht hätten: — daß nämlich dieses Verbum nur von Standespersonen gebraucht wird, die in der Lage oder willens sind, sibi aliquid arrogare: sich etwas herauszunehmen, was die Prärogative eines andern Standes oder die Gerechtsame einer Gegenpartei schmälern könnte! Das Wort ist daher unmöglich auf die armen, recht- und mittellosen Klosterfrauen (die Nonnen) zu beziehen; es darf daher auch die Pluralform praesumant nicht dastehen, sondern praesumat muß es heißen (3. sing.), und diese Form geht natürlich nur auf die Äbtissin!

Wir haben bereits oben S. 24 zu schildern versucht, wie unser Kapitular zum Teil nur als eine Abwehr gegen die Übergriffe der geistlichen Würdenträger anzusehen sei. Solche Arroganzen müssen in der Tat oft beträchtlich gewesen sein. Heißt es doch (Pertz S. 69) im § 15 der zweiten Hälfte unseres Kapitulars (Boretius S. 62—64 hat die Hälften zusammengezogen; es ist dort S. 64, § 31): Ut episcopi et abbates et abbatissae

[1]) Claustralis disciplina in quo sita. Kapitel-Überschrift in: Jacobi Sirmondi ... Opera varia. Tomus tertius. (Darin: Caroli Calvi Capitula.) Venetiis 1728. Fol.; daß. 813c, im Index rerum et verborum erwähnt.

cuppla canum non habeant, nec falcones, nec accipitres, nec ioculatores. Dieſe Beſtimmung richtet ſich gegen die noblen weltlichen Paſſionen, beſonders gegen die Jagdleidenſchaft. Von einer „Äbtiſſin" machen wir uns vielleicht oft ein falſches Bild. Die hohe Frau ritt alſo hinter der Meute oder trug den vorläufig noch geblendeten Falken auf dem Fauſthandſchuh; bereit, im geeigneten Augenblick dem Vogel die Kappe abzuheben und ihn auf den Reiher „anzuſetzen". Die ſtolze Dame reitet hierbei auf dem Zelter; Gaukler und Narren ſpringen ihr ſchellenklirrend voran, die Meute kläfft. Ritter und Reiſige ſprengen im Gefolge daher[1]).

Eigentümlich berührt uns heute auch die Beſtimmung (Pertz S. 68, § 10 = Boretius S. 64, § 26): Omnino prohibendum est omnibus ebrietatis malum. Et istas coniurationes quas faciunt per sanctum Stephanum, aut per nos, aut per filios nostros, prohibemus . . . Die Kneipereien werden alſo verboten, da ſie den geiſtlichen Herren übel anſtehen; verboten wird auch das Trinken der Stephansminne, ja ſogar das Ausbringen von Geſundheiten auf die Mitglieder des königlichen Hauſes, da ſolches nur dem Laſter der Trunkenheit Vorſchub leiſtet. Wenn wir an einer andern Stelle (Pertz S. 69, § 18 = Boretius S. 64, § 34) das Verbot der Glockentaufe leſen (Ut clocas non baptizent, . . .), ſo erinnern wir uns daran, daß die orthodoxe Geiſtlichkeit in der Neuzeit gegen die Sitte der Schiffstaufe Front gemacht hat. In den übrigen §§ des Kapitulars finden ſich u. A. Beſtimmungen über die Behandlung der Ausſätzigen und Armen, die Verhütung von Aberglauben und Wucher; desgl. eine Andeutung über den „vorſchriftsmäßigen Anzug" (Pertz S. 68, § 8 = Boretius S. 64, § 24): De calciamentis secundum Romanum usum. Vielleicht bedeuten dieſe „römiſchen Schuhe" einen Vorſtoß gegen die Kleiderordnung; oder aber ſie ſollten, als eine einfachere Art der Fußbekleidung, neu eingeführt werden.

Im Weſentlichen enthält alſo das Kapitular nur Vorſchriften, die gegen den geiſtlichen Hochmut gerichtet waren: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt": — das mußte den Klerikern immer aufs Neue eingeſchärft werden. Unſer Kapitular iſt eine Sammlung von orthodoxen Maßregeln; die Kirchenzucht der Benediktiner ſollte wieder ſchärfer gehandhabt werden. Karl macht der Kirche politiſche Konzeſſionen; vgl. Winiliod S. 60. Die Biſchöfe ſchauen den Äbten jetzt mehr auf's Handwerk als bisher; die Königsboten wachen darüber,

[1]) Ein anſchauliches Bild wird in dem Gemälde von Otto Marcus geboten: „Quedlinburg unterwirft ſich der Äbtiſſin;" Reproduktion: Über Land und Meer 1912. nr. 17, S. 463.

daß es geschieht. (Vgl. noch die Schrift: Joh. Ad. Ketterer, Karl der Große und die Kirche. München 1898; ferner: J. Haller, Die Karolinger und das Papsttum. Hist. Zs. 108, München u. Berlin 1911, 38ff.) Die eigene Gerichtsbarkeit des Klerus ist zwar ein Institut, an welchem vorläufig noch nicht gerüttelt wird; die Wiedereinführung der vita communis stößt jedoch auf große Schwierigkeiten. Vgl. Diplomata Karolinorum Tomus I, Hann. 1906 (MG) 356, 30 (Bestätigungs-Urkunde Karls d. Gr. für ein Kloster, die von Pippin gestifteten Pfründen und verliehenen Vorrechte betreffend): Volens igitur ibi restituere monachorum normam, sed nonnulli obnixe adclamantes, melius illic vigere canonicorum regulam. Die durch das Verbum praesumere ausgedrückte Tätigkeit war also damals gewissermaßen aktuell; Unbotmäßigkeiten aller Art standen auf der Tagesordnung und wurden insgesamt durch jenes Wort gekennzeichnet, das begrifflich den Beigeschmack der „Insubordination" gehabt haben muß.

Dem entspricht es, wenn wir im „kleinen" Du Cange (Glossarium manuale . . . V, Halae 1778, 432a) praesumere u. a. durch praeter solitum sumere, praesumptio durch actio iniusta . . . usurpatio erklärt finden. Ferner findet sich das. praesumptiose glossiert: arroganter, in Capitul. Aquisgran. an. 789 c. 35. 58. Daneben kommen auch die Formen praesumptive und praesumptorie vor. Es folgt das Substantiv praesumptor, mit der Erklärung: qui crimen committere, vel aliquid contra ius agere praesumit, in Edicto Theodorici Regis c. 114.

Unter diesem Stichwort (praesumptor) erfahren wir auch, was sehr wichtig ist, daß der Ausdruck direkt den „Rädelsführer" bezeichnen kann: Interdum reus principalis, qui complices habet, in Legibus Wisi goth. lib. 6. tit. 4. § 2. 3. 5. lib. 8. tit. 3. § 8. —. Praesumptor infaustus wird von einem tyrannus gesagt. —. Sehr bezeichnend ist dann der Passus: Praesumptores episcopi, qui aliena iura vel ordinationes usurpant illicitas, in Concilio Arausicano I. c. 21. et Turonico I. c. 9. Also speziell von Bischöfen wird der Ausdruck gebraucht; um deren Anmaßung zu kennzeichnen. —. Es folgen dann die Adjektive (432a f.) praesumptuosus (‚idem quod Praesumptor'), dieses nebst dem (vorangestellten) Adverb praesumptuose (‚iniuste, inique') und (432b) praesumptionaris; endlich noch (ib.) das Substantiv praesumptum (opinio').

Kurz, wir sehen: — alle diese Zitate betreffen rechtliche Verhältnisse, speziell kirchenrechtliche, oder aber sie haben politische Beziehungen zum Gegenstande. Jedenfalls ist es ganz undenkbar, daß dieses Wort auf so untergeordnete Wesen,

wie auf die Nonnen, hätte Anwendung finden können. Wer etwas praesumere will, der muß bereits gewisse Rechte oder Privilegien besitzen, auf die er sich stützen kann, und die er zu erweitern trachtet; es wäre direkt sinnlos, das Verbum auf rechtlose Personen zu beziehen!

Über die Rechtslage der Nonnen sind jetzt die Schriften von Ulrich Stutz (Prof. in Bonn) zu vergleichen, auf welche mich Herr Prof. Dr. Albert Werminghoff in Königsberg freundlichst aufmerksam gemacht hat: Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens I. 1895; Die kirchliche Rechtsgeschichte. Bonn 1905; ferner: K. H. Schäfer, Die Kanonissenstifter im deutschen Mittelalter, 1907. (Kirchenrechtliche Abhandlgn. Hersg. von Dr. Ulrich Stutz, Heft 43/44.) Von Prof. Werminghoff selber sind hier ebenfalls einige Arbeiten hervorzuheben: Geschichte der Kirchenverfassung in Deutschland im Ma. I 1905; Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Ma. 1907. (In Aloys Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft. Leipzig 1906 und folgende Jahre.)

Kanonissen haben wir uns unter den nonnanes des Kapitulars auf keinen Fall vorzustellen; denn diese Klasse entspricht ungefähr der männlichen Kategorie der canonici, der Chorherren. Unsere hier in Frage kommenden, nichtregulierten sanctimoniales oder nonnanes (wahrscheinlich doch wohl Benediktinerinnen) entsprechen dagegen den monacis; sie sollen ja eben jetzt gerade erst, wie das Kapitular bestimmt, vom Bischof an einem festen Wohnsitze angesiedelt werden; d. h. die vita communis (die κοινοβίωσις) soll überhaupt i. J. 789 bei den Nonnen zum ersten Male inauguriert werden! Das Anachoretentum wird durch diesen Erlaß beseitigt.

Um nun von vornherein keine Nachlässigkeiten aufkommen zu lassen, wird die strengste Durchführung der regula befohlen: — keine Nonne darf die claustra verlassen! Dort sollen sie den geistlichen Exercitien sich widmen: — fasten, sich kasteien und beten, auch die Horen innehalten und fromme Lieder singen. Auf keinen Fall aber (nullatenus) darf die Äbtissin sich herausnehmen, durch Abkommandierung in die Wirtschafts-Ökonomie des Klosters (unter Dispensatton von den geistlichen Übungen) etwa einigen Lieblings-Nonnen (oder sich selbst) eine unerlaubte Bequemlichkeit zu verschaffen. Dies ist der tiefere Sinn des 23sten Paragraphen!

Nächst den höheren Würdenträgern und -trägerinnen kommen die geweihten Priester und Klosterinsassen (presbyteres und monachi) als Urheber oder Anstifter etwaiger praesumptiones in Betracht; auf eine nonnanis habe ich diesen Ausdruck bisher noch nicht bezogen gefunden. Der presbyter steht über dem sacerdos; was diesem nicht zukommt, darf jener tun. Vgl. Liber Diurnus etc. ed. Th. E. ab Sickel. Wien 1889; II, 1.

In dieſem Werke finden ſich p. 200[a] (im Index Grammaticae, Elocutionis, Rerum) die Stellen geſammelt, welche den Sprachgebrauch des Verbums presumere demonſtrieren; es kann z. B. bedeuten: sibi adrogare vel audere, etc. Höchſt charakteriſtiſch iſt unter den beigebrachten Zitaten die Stelle 92, 23 (im Abſchnitt LXXXIII: Indiculum Pontificis): ‚si preter haec aliquod agere presumpsero vel ut presumatur permisero, eris autem mihi in illa terribili die divini iudicii depropitius.‘ (Die beiden Stichwörter haben wir geſperrt.) Alſo auch Übergriffe gegen Gott den Herrn werden mittels des Zeitwortes praesumere angedeutet; als ſehr bezeichnend muß es hierbei erſcheinen, wenn die Kirche einen direkten und einen indirekten Übergriff auseinanderhält.

In der Benediktiner-Regel findet ſich nun, wie aus dem Geſagten leicht zu erklären iſt, der Begriff praesumere ſehr häufig; vgl. die Stellenſammlung im Index Verborum (p. 82[b]) der handlichen Ausgabe Woelfflins[1]); das kommt abſolut vor, oder mit folgendem Infinitiv, oder mit Accuſativ. Was die Bedeutung des Wortes betrifft, ſo ſtehe hier zunächſt ein Beiſpiel für den abſoluten Gebrauch (LIV, 11 f.: Qui autem aliter praesumpserit, disciplinae regulari subiaceat.) Häufiger iſt der Infinitiv, wie in unſerem Falle; vgl. z. B. XXXIII, 4 f.: ‚Ne quis praesumat aliquid dare aut accipere sine iussione abbatis neque aliquid habere proprium, . . .;‘ Woelfflin überſetzt in dieſen Fällen das Verbum durch: „ſich unterfangen“ (Index Verborum l. c.) Ähnlich (oder vielmehr völlig gleich) iſt die Konſtruktion XXXVIII, 15 ff.: „. . .; nec praesumat ibi aliquis de ipsa lectione aut aliunde quicquam requirere, ne detur occasio; . . .‘ Endlich mit Akkuſativ; vgl. z. B. XXXIII, 12: „. . .; nec quisquam suum aliquid dicat vel praesumat;‘ Woelfflin überſetzt: „beanſpruchen“ (I. V. l. c.) Der zweite (von Woelfflin zu dieſer Konſtruktion beigebrachte) Fall betrifft wiederum die sacerdotes und iſt auch ſonſt inſtruktiv; er findet ſich im Kapitel LX. De sacerdotibus qui voluerint in monasterio habitare, woſelbſt es 7—11 heißt: ‚Concedatur ei tamen post abbatem stare et benedicere aut missas tenere, si tamen iusserit ei abbas; sin alias, * nullatenus aliqua praesumat sciens se disciplinae regulae subditum, et magis humilitatis exempla omnibus det.‘ (Hier haben wir, nebenbei bemerkt, auch das Wort nullatenus mit praesumere verbunden; ganz wie in unſerer Kapitularſtelle.) Dieſe den sacerdos betreffende Stelle zeigt uns

[1]) Benedicti Regula Monachorum. Recensuit Eduardus Woelfflin. Lpz. 1895 (Bibliotheca Teubneriana); vgl. dazu Ludwig Traube, Textgeſchichte der Regula S. Benedicti. Abhdlgn. d. Münchener Akademie 1898.

das Verbum praesumere (aliqua) etwa in der Bedeutung: „Sich etwas gegen die Ordensregel herausnehmen oder erlauben." Näheres Detail ist vielleicht zu ersehen aus der neuesten Ausgabe der Regel, die mir noch nicht vorgelegen hat: S. Benedicti Regula Monachorum. Editionem critico-practicam adornavit C. Butler. Freib. i. Br. (Herder) 1912.

Im „großen" Du Cange, Bd. VI, Niort 1886, 473c—474b ist dann praesumere, mit den compositis und derivatis, noch einmal behandelt worden. Im Wesentlichen haben wir den bereits im „kleinen" Du Cange (vgl. oben S. 75) verzeichneten Grundbestand hier wieder vor uns. Nachzutragen wäre etwa praesumptuositas (474a), mit derselben Bedeutung wie praesumptio: actio injusta, invasio, usurpatio; desgl. ebda. praesumptiosus (Kapitular Karls d. Gr. vom Jahre 802) und praesumptum, opinio (474b).

Es sind dann endlich noch die bei Boretius-Krause im 2. Bde. der Capitularia p. 684a (im Index) unter den Stichwörtern: praesumptio, praesumptiose, praesumptor gesammelten Stellen im Einzelnen zu vergleichen (s. o. S. 79). Es geht aus allen diesen Stellen ebenfalls die uns ja nun schon bekannte Tatsache hervor, daß praesumere von geistlichen Würdenträgern (abbates, sacerdotes, presbyteri) gesagt wird, desgl. von den monachis; auch von geistlichen Würdenträgerinnen (abbatissae), aber niemals von den untergebenen inklausterierten Nonnen!

Gleich in der ersten der dort unter praesumptio zusammengetragenen Stellen (I, 203, 20: quorumdam praesumptio non modica) findet sich ein schöner Beleg für die soeben angeführte Tatsache. In der Einleitungs-Überschrift vom Kapitular nr. 97 (Karoli epistola in Italiam emissa, 790—800) haben wir eine Kollektiv-Begrüßungs-Adresse vor uns, welche uns den Kreis der praesumentes, ihren Stand und ihre „Interessen-Sphäre", ausführlich schildert. Daselbst heißt es also gleich zu Anfang: ‚Karolus, gratia Dei rex Francorum et Langobardorum ac patricius Romanorum, dilectis comitibus seu iudicibus et vassis nostris, vicariis, centenariis vel omnibus missis nostris et agentibus.' Da sehen wir eine sorgfältig ausgewählte Stellvertretung des Herrschers beisammen: Grafen, Richter, Lehensmannen, Statthalter, Hauptleute und Königsboten!

Auf Hochgestellte sind auch die praesumptiones zu beziehen, von denen II, 16, 11 die Rede ist (es handelt sich um collectae ad malefaciendum); der Passus steht in: (192.) Capitulare Missorum Wormatiense (829. Aug.) — Bezeichnend ist auch die Zusammenstellung: de rapinis atque aliis malis seu praesumptionibus (II, 307, 27 f.) in den (272.) Capitula Pistensia (862. m. Jun.); natürlich kann auch dies nur auf die Großen gehen. — Ganz evident ist ferner die Stelle II, 91, 3 ff.

(im Capitulare Papiense pro legetenendum. 856 ineunte), wo (4.) die Haftpflicht der Freien, die fremdes Gut verwalten, besprochen wird; ihr Patron soll sie ‚ad placitum' (vor Gericht) führen (und mithin dort vertreten). Es heißt nun weiter (aaO. 5—7): ‚Et si quis contra hanc nostram auctoritatem et eorum legem eos pignerare aut distringere praesumpserint (50), patrono eorum omnia cum lege emendent, et insuper pro incauta praesumptione bannum nostrum componant.' (Die Stichwörter sind, auch in den folgenden Zitaten, von mir gesperrt.)

Neben der incauta praesumptio kommt eine indebita vor, II, 218, 20—24 (in: 270. Capitula post conventum Confluentinum missis tradita. 860. post Jun. 7); auch diese Stelle ist hinsichtlich der praesumentes nicht zweifelhaft. Es heißt dort: ‚7. De pacificatione vero illorum, qui in regno nostro consistentes, postquam Deus suam nobis ostendit gratiorem misericordiam, per illorum indebitam praesumptionem rapinas et violentias atque alias iniustitias fecerant, si wadii ad nostram partem exierint, missi nostri inbrevient et nobis renuntient, ut nos inde commendemus, quid nobis tunc visum fuerit.' Also es handelt sich abermals um räuberische Überfälle, Gewalttaten und sonstige Ungerechtigkeiten. Die praesumptio schließt immer das nefas in sich; ein ungeheurer Frevel, der gegen menschliche und göttliche Gesetze verstößt, ist der Grundbegriff dieses Ausdrucks. Und dabei wollte man früher das Verbum praesumere auf arme kleine „Nönnlein" beziehen, die Liebesbriefe[1]) schreiben oder gar abschicken könnten!

Als inlicitae presumtiones werden I, 202, 18 abergläubische Gebräuche bezeichnet (qui aliquam incantationem vel divinationem agent vel his similia); die Stelle findet sich in den capitula cum Italiae episcopis deliberata (nr. 96, 790—800?). und bezieht sich auf den Dämonenkult, ist also gegen die schlimmste christliche Todsünde, gegen die Abgötterei, gerichtet! Hier verstehen wir mithin das Kraftwort praesumptio richtig und empfinden deutlich, daß es seinen Platz ordnungsmäßig ausfüllt. Est modus in rebus, sant certi denique fines.

In nr. 176 (Concilium et capitulare de clericorum percussoribus) heißt es I, 360, 37f.: ob nimiam praesumptionem

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß vermutlich Kap. LIV der Benediktiner-Regel die Heranbildung unseres literarhistorischen Irrtums mit veranlaßt hat: Si debeat monachus litteras vel aliquid succipere. Der Mönch darf nichts entgegennehmen (selbst von seinen Eltern nicht), ohne es vorher dem Abte zu zeigen (indicare). — In diesem Kapitel findet sich zweimal der Ausdruck praesumere (non praesumat suscipere illud. . . . Qui autem aliter praesumpserit. . . .), also von Mönchen gesagt. Auf Nonnen fand ich, wie gesagt, das Wort nirgends bezogen.

quorundam tyrannorum in sacerdotes Domini bachantium. Es ist von Mißhandlungen die Rede, denen Priester einst ausgesetzt waren oder fernerhin etwa sein könnten; fürstlichem Übermut, begangen in der Weinlaune. Wiederum ein schwerer Frevel als Begriffsinhalt unseres Wortes! Das drastische Substantiv percussores (kaum verbotenus aufzufassen) zeigt uns diesen schwerwiegenden Tatbestand in hellster Beleuchtung[1]).

Dem percussor entspricht etwa der praesumptor; ein Substantivum, das in den Kapitularien dreimal vorkommt (nicht viermal, wie bei Boretius-Krause irrtümlich im index 684[a] angegeben wird; an der ersten Stelle, II, 69, 30, ist vielmehr das Verbum praesumere zu finden, welches sich wiederum auf rapinae, dazu noch auf depraedationes bezieht). Die erste der drei praesumptor-Stellen ist II, 328, 4—6, woselbst es heißt: Quodsi aliquis praesumpserit et a custodibus, quos ad hoc deputatos habemus, nobis notum factum fuerit, non sine debita vindicta praesumptor evadet. Wie aus den gesperrten Stichwörtern ersichtlich, begegnet hier die forma etymologica; sachlich handelt es sich (sozusagen) um die Anmaßung der „blinden Passagiere" oder „Nassauer" am Königshofe: volumus et expresse mandamus, ut sicut nec in nostro palatio, ita nec in isto heribetgo aliquis alius sine nostra iussione manere praesumat nec illud aliquis destruat (die Stelle findet sich in nr. 273, dem langen Edictum Pistense, 864. Jun. 25). — So viel für's Erste.

Zweitens werden die „Modernisten" praesumptores genannt, oder doch mit solchen verglichen. Es heißt II, 406, 33—35: ‚Sed et qui in suis monasteriis religiose residere debent et vocum novitates, ut innotescant, studio proferre satagunt, acerrime ut praesumptores arguantur et comprimantur.' Es stehen diese Worte im 34. Absatz in nr. 293: Concilium Meldense-Parisiense. 845. Jun. 17—846. Febr. 2.

Drittens endlich (und letztens) werden zum abschreckenden Exempel die in den heiligen Schriften erwähnten Missetäter angeführt, II, 487, 30 ff.: Praesumptores ergo et neglegentes in locis sanctis multantur (folgt ein für uns sehr wertvolles Verzeichnis aller Hauptsünder aus dem alten und neuen Testamente).

Sodann ist auch noch das Adverbium praesumptiose zu erwähnen, welches sich dreimal in den Kapitularien vorfinden soll (I, 227, 40; 228, 1; II, 13, 15). Beim zweiten Zitat (I, 228, 1) muß ein Versehen im index vorliegen; ich habe die

[1]) Vgl. Christophorus Lehman, Florilegium Politicum auctum III[3]. Franckfurt 1662, 48, 139: der zu schaffen will haben / [der da haben will zu schaffen / ?] der kauff ein Uhr / oder nehme ein Weib / oder schlage einen Pfaffen. — Die letzte Art ist die probateste.

Stelle wenigſtens nicht zu entdecken vermocht. Vielleicht aber iſt hier mit der Zitiermethode der MG zu rechnen, ſo daß wir alſo im Ganzen überhaupt nur zwei Stellen (mit praesumptiose) zu verzeichnen hätten.

Die erſte Stelle lautet (I, 227, 12—228, 1): 12. Ut si quis sacerdotum contra statuta decretalia praesumptiose agit et converti nolens, ab officio suo moveatur noteturque omnibus, ut nullus eum in consortio reci-[228]piat; et si quis hoc fecerit, simili sententiae subiacebit. Eine ziemlich ſcharfe Beſtimmung, aus welcher wir die hohe Wertſchätzung der statuta decretalia erſehen; das Machtgebot ſteht in nr. 112: Statuta Rhispacensia Frisingensia Salisburgensia 799. 800.

Im II. Bde. heißt es dann ferner, 18—20: 6. Quicumque decimam abstrahit de ecclesia, ... et eam praesumptiose ... ad alteram ecclesiam dederit, ... (In nr. 188: Capitulare missorum. 829. initio). Wer ſich erdreiſtet, der Kirche den Zehnten zu entziehen (und noch dazu einer andern Kirche ihn zu überweiſen!), der handelt wahrlich ſehr anmaßend! Der zuſtändige Graf oder der Königsbote ſoll den Übeltäter anhalten, das Unterſchlagene ungeſäumt zu reſtituieren. Auch hier ſtimmt die Bedeutung des Verbums wiederum auf's Glücklichſte zu der von uns vertretenen Theorie, denn ein ſolcher „Steuerhinterzieher" kann wohl nur als eine wohlhabende Perſönlichkeit aufgefaßt werden.

Nach dem bisher aufgeführten Beweismaterial können wir nunmehr wohl die Akten ſchließen und die Bedeutung des Verbums praesumere als geſichert annehmen: „ſich gewiſſe Rechte anmaßen, die nur einer höheren Inſtanz gebühren." Das Wort kann allerdings auf Unfreie bezogen werden; vgl. die höchſt charakteriſtiſche Stelle II, 15, 20. Dort iſt (in § 8 der nr. 192: Capitulare missorum Wormatiense) von „guten", d. h. vollwichtigen Denaren die Rede, die das Volk beim Handel nicht annehmen will. Weiſt ein freier Mann ſolche Münze zurück, ſo hat er sexaginta solidos zu erlegen, die Bannſumme. Erdreiſtet ſich aber gar ein Höriger dieſer Tat, ſo harren ſeiner ſechzig Streiche oder Stockſchläge! Ich ſetze den zweiten Teil der Stelle hierher (aaO. 28—30): Si vero servi ecclesiastici aut fiscalini nostri aut comitum aut vassallorum nostrorum hoc facere praesumpserint, sexaginta ictibus vapulent. — Ein Zeitbild!

Unſere Anſicht kann ſomit als geſichert gelten, und wir dürfen auf die Mitteilung weiterer Zitate (praesumere betreffend) wohl verzichten. Dergleichen finden ſich — nebenbei geſagt — in den beiden Kapitularien-Bänden ſo maſſenhaft, daß auf die vollſtändige Zuſammenſtellung derſelben im Index (am Schluſſe des zweiten Bandes) verzichtet werden konnte oder

mußte. Wenigstens läßt sich das Fehlen des Stichwortes praesumere (aaO. 684[a]) wohl kaum anders erklären.

Die Kapitularien lehnen sich übrigens im Sprachgebrauch an die Benediktiner-Regel an, welche gewissermaßen als „Dienstvorschrift" wörtlich zitiert wird. Lehrreich ist (in mehrfacher Beziehung) die Stelle I, 229, 3—7 (Statuta Rhispacensia etc.): 27. Ut abbatissae nullatenus exeant de monasteriis suis nisi per consensum atque licentiam episcoporum suorum, ipsi que episcopi prevideantur eis non negentur (verderbt) quando egredi debant de monasteriis pro utilitate sua. Talesque ipse abbatissae secum assumant, de quibus nullatenus redeuntes recitare praesumant, ceteris sanctimonialibus, ‚quia plurima destructio est', sicut in sancta regula continetur. Hierzu bemerken die Herausgeber in einer Fußnote richtig: Reg. Benedicti c. 67: Nec presumat quisquam aliis referre quaecumque viderit aut audierit, quia plurima destructio est (das Kapitel handelt de fratribus in via directis).

Um nun kurz die bisher gewonnenen Resultate zu wiederholen, so mag hier folgende Stufenleiter aufgestellt sein:

1. claustra ist fem. sing.

2. Daher muß sit firmata gelesen werden.

3. Das Verbum praesumere kann kaum auf die Nonnen, sondern wohl nur auf die Äbtissin bezogen werden.

4. Daher ist nicht praesumant zu lesen, sondern praesumat.

5. Der Accusativ nonnanes ist unbedenklich aus dem Zusammenhang zu supplieren, desgleichen der Nominativ abbatissa. Beide Eklipsen erklären sich ganz ungezwungen durch den brouillonartigen Charakter, resp. durch die stenographische Aufzeichnung des Kapitulars.

6. Es liegt in den meisten Hss. an unserer Stelle eine arge Textverderbnis vor, entstanden durch die falsche Auflösung von Ligaturen.

7. Diese Schreibfehler sind nun ihrerseits wiederum hervorgerufen durch irrtümliche Transskription der „eiligen" Stenogrammsiglen; dabei wurde der Sinn des Textes völlig mißverstanden.

8. Im Original (Archetypus) hat der Passus gelautet: et nullatenus ubi melius discribere vel mittere praesumat.

9. Hieraus machten die Schreiber: et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumant (oder es finden sich ähnliche Varianten).

10. Dieses komische Mißverständnis ergab sich in vier paläographischen Etappen (vgl. oben S. 49ff., 66ff. und Tafel 17)[1]).

[1]) Die Erkenntnis dieser Gewißheit ging mir in drei schlaflosen Nächten auf, vom 26.—29. Dez. 1911; den Anlaß vermittelte die Einsicht in den (mir vom Autor freundlichst übersandten) Artikel von Grienbergers (vgl. oben S. 2). Die claustra war entscheidend!

11. Ein gequälter, notgedrungener Deutungsversuch dieser unmöglichen Fassung grassiert seit Amerbach (vielleicht mit antikatholischer Tendenz).

12. Diese Amerbachsche Erklärung ist dann später von der modernen Literaturgeschichte aufgenommen worden und hat zu neuen Mißdeutungen geführt, die oft recht merkwürdige Ansichten offenbarten.

Das sind die zwölf Thesen unserer „General-Interpretation" der Kapitularstelle; wir schreiten jetzt fort zur „Spezial-Interpretation" und behandeln zunächst die Hypothese vom Winneliede.

---

7. Das Arbeitslied.

Die Kapitularstelle scheidet somit aus. Dadurch fällt nun gleichzeitig auch hinweg, was ich im „Winiliod", S. 64f., 89f., 95f. (und sonst passim) über die Arbeitslieder in den Klöstern, über scribere und mittere konjiziert habe; jedoch nur insofern, als diese Vermutungen dazu dienen sollten, das Unding winileodos zu erklären. An und für sich müssen jene Hypothesen aufrecht erhalten bleiben; so namentlich, was S. 151ff. über das „Winnelied" gesagt ist (Abschnitt C). Daneben besteht also auch noch der Passus S. 64f. zu Recht.

Daß in den Kanonissenstiftern Arbeitslieder gesungen worden sein sollten, hat man wohl mit Recht beanstandet (doch vgl. Ebstorf, Winiliod, S. 161 — das Baden ist ja auch eine Arbeit! —). Aber ich wiederhole hier ausdrücklich (vgl. oben S. 80), daß es sich in den Bestimmungen unseres Kapitulars nicht um („gehobene") Kanonissenstifter handelt, sondern um „richtige" Nonnenklöster der einfacheren Art.

Unser Kapitular ist ein orthodoxes Dokument erster Klasse, dessen Vorschriften auf strengere Handhabung der geistlichen Exercitien abzielen. Wenn diese vernachlässigt werden, so genießen dadurch sowohl die Äbtissin wie auch die Nonnen gewisse Erleichterungen. Solche treten für beide Teile namentlich dann ein, wenn die Äbtissin einzelne Nonnen in die Wirtschafts-Ökonomie des Klosters abkommandiert. Der Kreis, den sie darnach in der claustra noch zusammenhalten muß, wird infolgedessen bedeutend eingeschränkt und ist somit leichter zu überblicken. Andererseits scheinen bei den ihr untergeordneten Schwestern die häuslichen Arbeiten immer noch beliebter gewesen zu sein als Beten und Singen oder sonstige kirchliche Zeremonien. Der Wirtschaftsbetrieb wird nicht so großartig

gewesen sein wie in Sankt Gallen (es handelt sich ja hier um sog. monasteria minuta, zudem um Frauenklöster!), doch ist wohl zweifellos an Kochen, Waschen, Backen, Weben, Flechten und Spinnen zu denken; desgleichen an Gartenarbeit. Derartige Verrichtungen fallen aber nur den Laienschwestern als Obliegenheit zu; dies wird in unserem Kapitular demnach indirekt betont. Die Nonnen sind zwar nicht reguliert, sollen aber dennoch an einem Orte kongregiert und innerhalb der claustra „zweckentsprechend" beschäftigt werden. Eine Verteilung der geweihten Nonnen in andere Räume ihres monasterii soll gänzlich vermieden werden; ebenso die Entsendung nach außerhalb (etwa zur Krankenpflege). Das lebenslängliche Verweilen in der Klausur ist eine harte Bedingung, erscheint aber kaum weniger grausam als das ewige Schweigen der Cistercienser und Trappisten.

Novizen und Laienbrüder, resp. -schwestern, sind (noch) nicht an die strengere Ordensregel gebunden. Eine reinliche Scheidung dieser beiden Kategorien, der Ordinierten und Nichtordinierten, findet im Klosterleben besonders beim Gottesdienste statt. In vielen alten Klosterkirchen findet man ein dunkelbraunes „Gestühle" mit doppelter Sitzreihe; oft sind es wahre Meisterwerke der Holzschnitzerei, dieses mittelalterlichen Kunstgewerbes κατ' ἐξοχήν. In der oberen Sitzreihe fanden die Mönche ihren Platz, während in der unteren Reihe die Novizen und Laienbrüder saßen. Vielleicht durften sich nur die Mönche am Gesange beteiligen; für die Kanoniker wenigstens, resp. die Domherren, deren (einreihiges) Gestühl näher dem Altare zu, auf erhöhter Estrade (im sog. „Presbyterium") unter dem hohen Chore sich befand, hat dieses Privilegium in manchem Stifte wohl existiert. Den Sitz des Abtes (oder der Äbtissin) krönt zuweilen ein Baldachin, der auf Säulen[1]) ruht; dieser Platz ist meist erhöht und durch Türen von den übrigen Plätzen getrennt. Dies müssen wir Alles berücksichtigen.

Ob die Inklaustrierten (d. h. die Insassen der claustra) ihren Gottesdienst für sich allein oder mit den übrigen Bewohnern des Klosters (mit den Novizen und Laienbrüdern resp. -schwestern) gemeinschaftlich abhielten, wird von den besonderen Umständen, hauptsächlich wohl von der Räumlichkeit, abhängig gewesen sein. Jedenfalls wurde hierbei ursprünglich stets auf scharfe Trennung der beiden Kategorien hingearbeitet. Allmählich aber war diese Scheidung vernachlässigt worden. Inklaustrierte und Laien saßen promiscue beim Gottesdienst in

[1]) In der prächtigen Kirche des vormaligen Cistercienklosters zu Oliva (Westpreußen), woselbst man christlich-archäologische Studien in reicher Fülle anzustellen vermag, sind es spiralförmig gewundene, sog. „vlämische" Säulen. (Erklärung des Küsters.)

der Kirche beisammen, wie auch bei der Arbeit in den Wirtschaftsräumen. Dieser Konfundierung will unser Kapitular entgegenarbeiten, speziell in dem vielumstrittenen Paragraphen. Ebensowenig wie Novizen und Laienschwestern imstande sind, die geistlichen Exercitien in der claustra zu zelebrieren, ebensowenig können auch andererseits die regulierten Nonnen in der Kloster-Ökonomie an den häuslichen Verrichtungen sich erfolgreich beteiligen. Die Sache hat zunächst eine praktische Seite: — das Prinzip der konsequenten Arbeitsteilung wird stricte durchgeführt. So bewährt sich das alte Sprichwort: „Schuster, bleib(e) bei Deinen Leisten!" (Ne sutor ultra crepitam!) Auch heißt es im schwankhaften Spruche des 15./16. Jh.s: ‚Welche al zu grob het gespunen (vielleicht schon übertragen?), die taug zu keiner Nunnen' (oder so ähnlich; wo steht das[1])?). Sage und Geschichte kennen allerdings Ausnahmen; wie etwa den streitbaren Mönch Ilsan aus dem Volksepos, der Skapulier und Rosenkranz in einer Weise handhabt, die mehr an das Waffen- oder Schmiedehandwerk erinnert. Aber das sind eben Ausnahmen; sie wirken gerade durch ihre Seltenheit so drastisch. Im Allgemeinen wird geistliche und weltliche Beschäftigung streng auseinangehalten; in der Kultur zuerst, wie nicht minder später in der Literatur. Dies ist dann (zweitens) auch juristisch wichtig, da die Kompetenzen der Jurisdiktion hierdurch klarer hervortreten; ein Umstand, der gerade bei der Festlegung unseres Paragraphen vielleicht mitgesprochen hat. In zweifelhaften Fällen, die den „Personenstand" angingen, konnte auch die „Zuständigkeit" des betreffenden Gerichtshofes angefochten werden oder doch in Frage kommen. So unterstanden die Nonnen (wenn auch ‚sine regula'!) dem Gerichtsbann der Äbtissin, resp. des Bischofs, die Novizen und Laienschwestern aber vielleicht noch der Jurisdiktion des Grafen oder Herzogs. Dies konnte von großer Bedeutung sein, wenn die päpstlichen und kaiserlichen Beamten, wie das häufig vorkam, sich gegenseitig in ihren Machtbefugnissen eingeschränkt fühlten. —

Unsere Kapitularstelle hat also mit „Liedern" absolut nichts zu tun; das wird nun hoffentlich zur Genüge erwiesen sein. Die (übrigens nur sekundäre!) Frage dagegen, ob Arbeitsgesänge auch in den Klöstern erschallten, ist demnach hiervon völlig gesondert zu behandeln (vgl. oben S. 87). Die Hypothese vom „Winneliede", seiner Genesis und Entwicklung, steht nach wie vor im Zentrum des Interesses und kann wohl im Wesentlichen als bisher unwiderlegt bezeichnet werden. Augenblicklich handelt es sich daher nur um Nachträge oder Erläuterungen.

[1]) Vgl. Winiliod S. 71, woselbst die erste Strophe des dort mitgeteilten Liedchens einen ähnlichen Schluß zeigt.

Es ist übrigens selbstverständlich, daß die Hypothese angefochten resp. bezweifelt wurde. Wer da bauet an der Straßen, der muß die Leute reden lassen. Doch fehlte es auch keineswegs an zustimmenden Urteilen.

Ich verzeichne die sachgemäßen Besprechungen und Anzeigen, die das „Winiliod" erfahren hat, in chronologischer Folge; eine kurze Charakterisierung füge ich jedem Referate hinzu.

1. -ss-, Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekwesen 13,1 (1909), 42—45. — Ausführliche Inhaltsangabe, nebst Hervorhebung des Wesentlichen; mit wertvollen Nachträgen. Der liebenswürdigen Aufforderung des Herrn Autors, zum 4. Teile des „Winiliod" bibliographische Nachträge in den „Mitteilungen" erscheinen zu lassen, werde ich hoffentlich bald einmal nachkommen können.

2. F. Ferk, Zs. d. hist. Vereines f. Steiermark VI, 4. Graz 1909, 118. — Ferk hat für die im „Winiliod" gehandhabte Methode, als Einziger, das erlösende Wort „biologisch" gefunden; eine Tatsache, die hier freudig registriert werden soll.

3. O. Schell, Globus, Band XCV, nr. 23, Braunschweig, 24. Juni 1909, 370[a b]. — Rezensent erinnert sich des (alliterierenden!) Sprichwortes: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun." Er hätte hinzufügen können, daß hier im vorliegenden Falle dieses dictum etwas zu ändern ist.

4. F. Piquet, Revue critique 67, Paris 1909, 110—12. — Hier wird mit Recht vom Referenten das Hauptgewicht auf die Resultate des „Negativen Teiles" (A) gelegt; die richtige Interpunktion der Kapitularstelle (Abtrennung der letzten Zeile: et de pallore earum etc.) ist mit ihren Konsequenzen ausführlich wiedergegeben. Wir konstatieren voller Genugtuung, daß diese gründliche Besprechung aus Paris ihren Ursprung herleitet!

5. T. Longo, Rivista di letteratura tedesca III, 1910, 344—346. — Dieser Italiener hebt die wesentlichen Stellen des Buches gut hervor und überschaut das Ganze.

6. Karl Helm-Gießen, Literaturbibl. f. germ. u. roman. Philol., Juni 1910. — Das Hauptresultat der besprochenen Arbeit wird in einer Fußnote mitgeteilt. Was den weiblichen Gesellen anbelangt, so möchte ich doch bezweifeln, ob Lexer II, 109 (vgl. Müller-Zarncke II[2], 31[a]) das swf. geselle (= „Gefährtin") richtig angesetzt hat.

Kürzere Anzeigen:

7. Deutsche Tageszeitung vom 24. Juli 1910. — 5. Beiblatt. — Literarische Wochenschau. — Notiz für weitere Kreise, gezeichnet: K. Oe. (Karl Oertel?)

8. Über den Hamburger Vortrag v. J. 1905 berichtet der „Anzeiger" der „Indogerm. Forschgn.", Bibliographie 1906 [1910, p. 64] sub VIII D 156.

9. Endlich ist noch, jedoch mit Vorsicht, heranzuziehen die Besprechung von Alois Bernt, Zffdög. 61, Wien 1910, 48—49. („Ein Hohn auf die bisherige Wissenschaft.") — Dieser Berichterstatter hebt zwar einiges Wesentliche hervor, hat aber den logischen Zusammenhang des Ganzen kaum richtig erfaßt.

10. Oskar Weise, Geschichte der nhd. Sprache. In: Jahresberichte für neuere deutsche Lg. 19. u. 20. Bd. Berlin-Zehlendorf 1910, S. 570 (sub.: „Einzelstudien.") Hervorhebung der Übersicht über die bisherigen Erklärungsversuche; Würdigung des Verbums winnen: Erntearbeit verrichten, arbeiten. Vgl. ib. 2122[a] (Spalte 115): Bibliographisches (Titel und Preis).

Nach diesem die Rezensions-Literatur betreffenden Überblick gehen wir daran, unsere eigenen Zusätze nachzutragen, die sich inzwischen für die Winiliod-Hypothese ergeben haben. In den Hauptpunkten bleibt diese Hypothese, wie bereits bemerkt, unverändert bestehen. Einzelne Partien des Gesamtbildes werden jedoch hie und da vielleicht etwas retouchiert werden müssen.

Zu S. 151ff. ist vor allen Dingen ein wichtiges Buch nachzutragen: Christian Hostmann, Dr. phil., über altgermanische Landwirtschaft. Göttingen 1855 (Diss.) 4°; 78 SS. nebst einer Tafel (Haustypen). Der gelehrte Apparat ist in den 258 Anmerkungen mitgeteilt (S. 32—78) und bietet reiches Material. Über die Hacke spricht Hostmann S. 25; vgl. dazu S. 68 (in der Anmerkung 195: „Hakke, ahd. hakko; Axt, ahd. achus, akis, nord. öx. ags. acas. eax. Herodian VI, 7 nennt bei den Germanen πελέκεις, δὲ καὶ δικέλλας." Unter δίκελλα wird etwa die heutige Kartoffelhacke zu verstehen sein (das zweizinkige rastrum nach den Wbb.; daneben μάκελλα die einzinkige Pike, nach Benseler). Ebendaselbst (S. 25 erwähnt Hostmann, daß die Egge stets zusammen mit dem Pfluge auftritt; vgl. Anm. 193): Plin. 18, 48: crates dentatae, ib. 72 über eine Art von Mähmaschine. (Vgl. das. auch über einen Handkamm, zum Abernten der Hirse.) Ebenda (S. 25) wird noch mitgeteilt: Die Egge (herpex) wird erst im 5. Jh. genannt; vgl. Anm. 194. Lex Salica 34, 2: erpicem; Lex Alam. 96, 4: herpices. (Dieses Alles, auch das Folgende, ist nachzutragen: Winiliod S. 147.)

Aber auch die übrigen Partien des Hostmannschen Buches sind ungemein instruktiv.

Von anderen Autoren, die sich mit altgermanischer Landwirtschaft (wenn auch nur praetereundo) befaßt haben, sei zu-

nächst genannt Georg Grupp, der in seiner „Kulturgeschichte des Mittelalters", II, Paderborn 1908, S. 281, das „Rühren" oder „Felgen" (rebinatio, binalia) erwähnt; es handelt sich um das Brachfeld im Juli. Die Sitte ist nach Grupp seit dem 14. Jh. zu konstatieren, geht aber wohl auf ältere Zeiten zurück. (Zu S. 151.[1]) — Die Wortverwandtschaft von „Wonne" betreffend (zu S. 152), so ist namentlich noch zu vergleichen das wichtige Buch von Dr. Joh. Rich. Mucke, Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. Greifswald 1898; bes. SS. 116. 121. 148. 164—66. 208f. (vgl. namentlich S. 121 über „Wanne" und „Verwandtschaft"). Nachträglich siehe auch noch Rud. Meringer, Idg. Frschgn. 16, Straßburg 1904, 181f.

Sehr nützlich ist das kürzlich erschienene Werk von Dr. Richard Braungart: Die Urheimat der Landwirtschaft aller idg. Völker. Heidelberg (Winter) 1912. 4°. Mit 266 Abb. und 1 Tafel (Preis: 30 Mark). Daselbst wird S. 153—158 über idg. Eggen gehandelt; vgl. Figg. 139[a b]. 152, vielleicht auch 149: Reckenegge in Frankreich (zum Ebnen leichten Erdreichs). Aber auch andere Figuren (mit Beschreibung) sind zu vergleichen; das Buch enthält zudem reiche Literatur-Angaben, bes. aus Frankreich. (Also keltische Zustände?)

Das von mir supponierte „eggenartige Instrument" war übrigens vielleicht eine Quadratharke (ohne Stiel). Ähnliche Instrumente, allerdings keine quadratischen, findet man abgebildet bei L. Jacobi, Die Saalburg I, Homburg vor der Höhe 1897, S. 444. — Vgl. noch Carl Brasch, Die Namen der Werkzeuge im Altenglischen. Kieler Diss., erschienen in Lpz. 1910, S. 27: eg(e)þe und ēar.[2])

Leichter ist wohl die Hacke zu rekonstruieren. Über das alte Bauernfest der Feldbestellung des „Hackens des Erdbodens" bei den Ägyptern spricht Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I,[2] (Zweite Aufl., Stuttg. 1909; vgl. das. die §§ 207. 220).

Über die Hacke ist auch zu vergleichen das wertvolle Buch von Eduard Hahn, Die Entstehung der Pflugkultur unseres Ackerbaues, Heidelberg 1909[3]). Hahn ist hier erfolgreich für

[1]) Das Werk von Grupp ist inzwischen in zweiter Auflage erschienen (I. II. 1907/08; vgl. das. II, 215—218: Ackerbau.

[2]) Eine vollständige Sammlung der Gerätnamen wäre sehr zu wünschen. Sie könnte vielleicht am besten vereinigt werden mit dem geplanten „Museum für Ergologie" (wie weit ist dieses bereits vorgeschritten?). Vgl. Hoffmann-Krayer, Gedanken über ein Museum für menschliche Ergologie. 50ste Philologen-Versammlung, Basel 1910. Sektion für Volkskunde, vierte Sitzung.

[3]) Die Resultate dieses höchst wertvollen Buches sind übersichtlich hervorgehoben von Goldstein, Globus 1910, 64f. (Feldbau: Weibersache); unter Hinweis auf Preuß.

die Erweiterung unserer Kenntnisse tätig gewesen; auch sonst passim in Zeitschriften-Aufsätzen. Ein wesentlicher Artikel, der gegen ihn gerichtet ist, sei hier mit aller Vorsicht aufgeführt: S. R. Steinmetz-Amsterdam, Eine Berichtigung zu Eduard Hahns Aufsatz „Niederer Ackerbau oder Hackbau?“ [1]); Globus 98, nr. 4 (28. Juli 1910) 66f. Hier wird auf Julius Lippert zurückgegriffen, welchem die Priorität zukomme (betreffs Hervorhebung des Hackbaues und der Frauenarbeit)[2]). Wichtig ist auch ein älteres Werk von demselben Eduard Hahn (der Verfasser ist „Wirtschaftsgeograph“, aber gut belesen). Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit, Heidelb. 1901 (Nähen, Weben, Schmieden: Männersache). Aus dem zuerst genannten Werke Hahns (Pflugkultur) sei hier ein markanter Satz hervorgehoben (S. 121): „Nackt muß der Ackersmann sein beim Säen, Pflügen, Schneiden.“ (Vgl. zu „Winiliod“, S. 172; woselbst von der geschlossen marschierenden Säer-Abteilung die Rede ist.) Dasselbe Buch konstatiert S. 48 mit Recht: Thor fährt oder geht, aber reitet nicht (vgl. „Winiliod“ S. 237: Fahren ist älter als Reiten!). Das ist Philologie!

Ob nun ihrerseits auch die Frau (beim Hackbau) nackt (und schaarenweise) aufzutreten pflegt, bleibt vorläufig noch unentschieden; die Annahme dieses Umstandes (oder dieser Tatsache) würde allerdings, wie man ja gleich sieht, das im „Winiliod“ entworfene Gesamtbild an vielen Punkten in erwünschter Weise abrunden.

Hahn beruft sich selber auf Heinrich Schurtz; andere Autoritäten, die ebenfalls noch in Betracht kommen, trägt Steinmetz aaO. nach. Auch gibt er das. eine willkommene Übersicht über die sonstigen hier zu nennenden Ansichten und Arbeiten[3]).

Meine Erklärung des Verbums ‚winnan‘ läßt sich durch Hahns und seiner Vorgänger Theorien kräftig stützen und weiter ausbauen. Auf S. 139 oben (im „Winiliod“) habe ich mich wohl nicht deutlich genug ausgedrückt (oder doch wenigstens nicht „allgemeinverständlich“!). Ich wollte dort andeuten, daß die Jünger (Eleven, Novizen) der Landwirtschaft bei der „Fuchstaufe“ (epositio, Aufnahme, Jünglingsweihe) mit einem eggenartigen Instrumente bearbeitet wurden, wie ich es aaO. S. 147 angesetzt habe; in ähnlicher Weise, wie die Tischler mit dem Hobel, die Gärtner mit dem Spaten, die Schneider mit

[1]) Dieser Aufsatz Hahns steht im Globus 97, nr. 13, vom 7. April 1910, S. 202—204. (Berufung auf Prof. Sapper.)

[2]) Vgl. von Lippert bes. das Buch: Die Geschichte der Familie, Stuttg. 1884, S. 30. („Mutterrecht!“)

[3]) Vgl. jetzt noch H. Dumke, Die Terminologie des Ackerbaus im Dakorumänischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Vergangenheit des rumänischen Volkes. Lpz.er Diss. 1912. 66 S. 8°.

der Elle usw. traktiert wurden. Wir müssen uns erst langsam daran gewöhnen, unter ‚winnan' den Begriff zu verstehen: mit einem eggenartigen Instrumente bearbeiten[1]); dann wird man weiterkommen.

Die Zahl der auf S. 135ff. mitgeteilten, ursprünglich landwirtschaftlichen Metaphern (resp. Hypothesen) ließe sich vielleicht noch beträchtlich vermehren. Wir geben hier nur eine kleine Blütenlese: „abgedroschen, abstoßend, kurz angebunden, aufgesetzt (ostpreußisch, 1910; cf. auffässig), bedrückt, bestürzt, durchtrieben, gedrückt, geneigt, gespannt, hereinlootsen, herunter-(ab)kommen, zugeknöpft, zurückhaltend!" Wie anschaulich sind nicht die Wendungen: „bedrückt, benommen, gefaßt, gehalten, getragen, unverfroren." Zu „entrüstet" vgl. man die Redensart: „in Harnisch bringen;" zu „gespannt und „abgespannt" noch „überspannt"; zu „zerschmettert" (S. 136) noch: „gerädert;" man denke auch an die Redensart: „sich zwischen zwei Stühle setzen" (vgl. „durchgefallen"!). Man „feuert Jemanden an" oder „wischt ihm eins aus", man „sitzt wie auf Nadeln" oder „wie auf Kohlen", man „sägt Jemanden ab" (cf. „abhalftern", S. 132). Man ist „abgetakelt, aufgebläht, aufgedonnert"; die Wissenschaft wird „eingebläut"; das Laster ist „anstößig"; ein Gebieter ist „herablassend" (cf. „gnädig") oder aber „wenig erbaut"; ein komischer Kauz ist „verrückt" oder „verschroben"[2]). Mancher hat ein „abstoßendes" Äußere(s?). Beim Militär wird man „angepfiffen, angehaucht" oder „angeschnauzt" (um keine anderen composita zu nennen); auch wird man daselbst „gerissen" (d. h. „gerüffelt"). Nachher geht die Bedeutung dieses participii in den Sinn von „schlau" über; eine entsprechende Wandlung liegt in „verschlagen" vor (πολύμητις).

Über zwei ähnliche Begriffe handelt Eugen Reichel: Anziehend und einnehmend; Zs. f. deutsche Wortforschung XIII, 1, März, Straßburg 1911, S. 71 (anziehend 1725, einnehmend 1733 bei Gottsched.) — Vgl. noch „packend".

Man vgl. auch noch eine Zusammenstellung: „Scherz und Humor in der Muttersprache;" Hartungsche Zeitung nr. 386, vom 18. August 1911; abgedruckt aus der „Sprachecke des Allg. Deutschen Sprachvereins". Darin z. B. die Wendung: „übergeschnappt" (vgl. auch das. „verschroben", siehe oben). Dürfen wir dieses Wort („übergeschnappt") als einen Beweis dafür ansehen, daß noch in relativ junger Zeit solche Metaphern gebildet wurden, als es nämlich schon Türschlösser gab (mit

[1]) Sehr verständig hat Oskar Weise diese Bedeutung hervorgehoben, in seinem oben S. 91 erwähnten Referate.

[2]) Ein Zeitungs-Artikel vom 22. Aug. 1911 (Abend-Ausgabe, aber von welcher Zeitung?!) spricht über: „Gefährliche Dinge in der Sprache" („schlagender" Beweis, „vernichtendes" Urteil, usw.); unterzeichnet: Dr. A. St.

Metallteilen), man denke an den „Schnepper" oder Drücker)?! — In Ostpreußen sagt man übrigens auch: „überkandart" (vgl. „abgehalftert", Winiliod S. 132), daneben „überkandidelt" (tonmalendes Wortspiel, die Gehirntriller andeutend). „Ausfallend" ist eine vom Fechthandwerk hergenommene Wendung; die heiteren „Einfälle" sind jedoch nicht von der Baukunst[1]), sondern wohl von der Kalendersprache hergenommen („Einfall der heiteren Witterung", doch vgl. auch die „Eingebung der Muse, des Augenblicks"). Alles hübsche Metaphern.

Eine Ergänzung zu Hostmanns Schrift stellen zwei jüngere Arbeiten dar: 1. Wilhelm Fleischmann-Göttingen (früher Königsberg), Altgermanische und altrömische Agrarverhältnisse in ihren Beziehungen und Gegensätzen. Lpz. 1906; 2. Dr. Robert Gradmann, Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum. Jena 1909 (Costenoble). — Aus beiden Schriften gewinnen wir viele neue Gesichtspunkte; auf die Gestalt und Bedeutung der urgermanischen Egge wird jedoch nicht näher eingegangen. Dies muß denn auch einer Spezialarbeit vorbehalten bleiben. Wer wird sie uns schenken?

Schon in frühester Zeit wird die Handegge ein unentbehrliches Gerät gewesen sein! Vgl. Christian Lassen, Indische Altertumskunde II, Bonn 1852, 721 f., woselbst über den Ackerbau gehandelt wird (staatsrechtlich, nach griechischen Quellen). Die Ackerbauer übertrafen an Zahl alle übrigen Kasten. Sie wohnten auf dem Lande, in Dörfern. Verwandte betrieben zuweilen den Ackerbau gemeinschaftlich. Nach der Ernte trug Jeder seinen Anteil heim. Für diese so quasi private Feldbestellung genügte denn auch wohl nur ein kleines Handgerät zum Privatgebrauch. Über graeko-italische Instrumente von ähnlicher Art findet man Einiges in dem Werke von Hugo Blümner: Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern. I—IV, Lpz. 1874—88 (der I. Bd. erschien 1912 in 2. Aufl.); vgl. das. bes. I², S. 3ff.

Von solchen einfachen Konstruktionen bis zu den Riesenmaschinen der modernen Landwirtschaft ist ein weiter Weg; auch die Egge hat die Wandlung der Technik mitgemacht und weite Strecken der Entwicklung durchmessen. Die Offerten und Plakate neuzeitlicher Maschinenfabriken zeigen uns derartige Ungetüme, die wir mit Staunen betrachten. „Nichts Gewaltigeres lebt als der Mensch!" An dieses Wort des Dichters werden wir bei solchem Anblick erinnert (Sophokles,

[1]) Der „gute Baumeister", dem „nichts einfällt"[!], ist nur ein schlechter Witz. — Zu derartigen Scherzen und Wortspielen verleiten solche composita nicht selten; man vgl. z. B. die schöne Sentenz: „Daß die Nachkommen mit ihrem Einkommen nicht auskommen, das kann vorkommen"[!] (Inschrift auf einer Aschenschaale.)

Antigone, 332ff.: πολλὰ τὰ δεινά, κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.) Aber wir dürfen auch die Antitheſe wagen: „Nichts Gebrechlicheres, Hinfälligeres lebt als der Menſch!“ Wo iſt das winiliod geblieben, wo die ſinnreichen Gebräuche, die den Ackerbau der Altvorderen begleiteten! So wird der Menſch bei lebendigem Leibe verſteinert, und ſeine Urkraft, von ihm abgetrennt, lebt in metallenen, geſpenſtiſchen Rieſenvögeln weiter. Das ſind eben jene Maſchinen, bei denen leider nun die einſt integrierenden Beſtandteile der vis humana als überflüſſig ausſcheiden (Geſang, Spiel und Tanz); man rechnet ja denn auch — ſehr bezeichnender Weiſe! — nicht nach Menſchen-, ſondern nach Pferdekräften! Den Unterſchied zwiſchen menſchlicher und tieriſcher Tätigkeit kennzeichnet die Redensart: „Das iſt ja eine Pferde-Arbeit!“; womit geſagt werden ſoll: „Dieſe Verrichtung iſt eines Menſchen unwürdig, ſie geht über Menſchenkraft.“ Oder (um den alten Matthias Claudius zu zitieren): „Man kann dabei nicht ſingen, dabei nicht fröhlich ſein.“ („Knochenmühle.“)

Von der neueren Literatur über altgermaniſchen, resp. indogermaniſchen Ackerbau, ſowie über die Geräte, iſt beſonders zu nennen der Artikel „Ackerbau“ von Valtyr Guðmundſſon-Kopenhagen im Reallexikon der Germ. Altertumskunde I, 1, Straßburg 1911, 17b—34b; woſelbſt auch die Literatur verzeichnet und benutzt iſt, welche wir daher jetzt übergehen können (vgl. beſ. Heyne, Hehn, Schrader, Forrer, Hoops u. A. m.) Über unſer Inſtrument heißt es dort (S. 28b, § 48): „Aus dem Anfang der Eiſenzeit hat man verſchiedene weitere landwirtſchaftliche Geräte, wie Spaten und Eggen und ſpäter, aus derſelben Periode, Pflugſchare und Sichelklingen.“ Ferner ebda. (S. 34a, § 65: „Bereits in den älteſten Quellen werden auch Eggen (ſ. d.; anord. herfi, harfr) erwähnt, welche in früheſter Zeit nur aus einem Zacken beſtanden. Später wurden mehrere ſolcher in einen Schaft eingeflochten, der mit Zähnen verſehen wurde, zuerſt von Holz, ſodann von Eiſen. Noch ſpäter beſtand dann die Egge aus zwei hintereinander angebrachten Schäften. Wie oben (§ 48) erwähnt, hatte man die Egge bereits zu Beginn des Eiſenalters.“

Die anord. Bezeichnung markiert bereits deutlich die Geſtalt des Inſtrumentes; der Name der „Muſikharfe“ iſt doch wohl zu vergleichen (das landwirtſchaftliche Gerät wäre dann alſo etwa die „Ackerharfe“). Bis zum Artikel „Egge“ iſt das genannte Reallexikon augenblicklich noch nicht vorgedrungen.

Analog ſind graeko-italiſche Bezeichnungen; vgl. Hehn, Kulturpflanzen u. Haustiere 8, Berlin 1911 (ed. Schrader), S. 568: „Lateiniſch sarpere. sarmentum, ſtimmt zum griechiſchen ἅρπη (auch zum ſlaviſchen srŭpŭ, deutet aber auf ein Werkzeug, das über die Ackerbauzeit hinausliegen kann; . . .) . . .“

Prähiſtoriſche Funde ſind hier wohl nicht überliefert, da landwirtſchaftliche Geräte kaum als Grabmitgabe Verwendung fanden. Wenigſtens fehlt dergl. z. B. in der neuen wertvollen

Schrift: Erich Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: Text. Würzburg 1912. (Mannus-Bibliothek, hrsg. von Professor Dr. Gustaf Kossinna Nr. 8, 1.) — Bei Blümner (Gewerbe und Künste) kommt die Landwirtschaft kaum zur Geltung, wie nur natürlich (der Titel rechtfertigt ja dieses Manko vollauf). Hier, in Bezug auf die Instrumente (Eggen usw.) scheint übrigens der germanische Ackerbau vom römischen ziemlich unabhängig gewesen zu sein. Die Selbständigkeit der deutschen Landwirtschaft wird neuestens auch wieder mit Recht betont von Wilhelm Fleischmann: Caesar, Tacitus, Karl der Große und die deutsche Landwirtschaft. — Kritische Bemerkungen zu den geschichtlichen Quellen in zwei aus dem „Journal für Landwirtschaft" abgedruckten Abhandlungen. Berlin 1911; vgl. dazu die Besprechung von E. Hahn-Berlin DLZ 1912, 1271—73. — Etwas Näheres wird kaum zu ermitteln sein, wie denn der historische Teil naturgemäß in den technischen Werken meist fast gänzlich oder doch relativ sehr stark zurücktritt; vgl. z. B. das kleine, aber brauchbare Büchlein von K. Walther, Die landwirtschaftlichen Maschinen. Berl. u. Lpz. 1911—12. I—III. Samml. Göschen nr. 407—9. — Das Werk von Dr. Chr. Ed. Langethal, Geschichte der teutschen Landwirtschaft. Vier Teile. Jena 1854. 50. [so] 54. 56., erwähnt I, 56 unser Instrument (unter „Ackergeräte"): „Die Egge nennt das salische Gesetz (37, 2; folgt Zitat), indem es bestimmt, daß wer durch eines Anderen Gras, sobald es gehauen auf der Wiese liegt, mit einer Egge durchzieht . . ., ohne einen Weg zu verfolgen, 15 Schillinge dafür büßen muß. Sie kommt nochmals im allgemeinen Gesetze vor (Tit. XCVI, § 4; folgt Zitat: Si herpices fuerit, 3 sol. culp.), . . ." Jünger ist das Werk von Dr. Alfons Dopsch, Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland. I. Weimar 1912 (Boehlau)[1]. Auf Details aus der Landwirtschaft wird, wie natürlich, in diesem Buche jedoch nicht eingegangen.

Eine gewisse Rücksichtnahme auf die Resultate des „Winiliod" scheint es zu bedeuten, wenn bei Joh. Franck, Mnl. Gr.[2], Lpz. 1910, 295[b] (im Glossar zu den Lesestücken) unter den Bedeutungen von winnen (gewinnen, bekommen; zeugen, gebären) als letzte auch aufgeführt wird: „das Feld bearbeiten."[2] Das niederdeutsche Sprachgebiet ist die eigentliche Heimat der Landwirtschaft. Es wäre noch besonders darauf zu achten, ob auch die Namen der landwirtschaftlichen Geräte und Tätigkeiten auf niederdeutsches Gebiet hinweisen.

[1]) „Wirtschaftsgeschichte" ist bekanntlich [!] nicht „ohne Weiteres" identisch mit: „Geschichte der Landwirtschaft."

[2]) Man vgl. die von Oskar Weise aaO. mit Recht hervorgehobene gleiche Bedeutung: „Erntearbeit verrichten" (s. o. S. 91).

Ob unter den Formen des „Magdalénien" ein Instrument als Egge (Hand-Egge) anzusprechen sei, wage ich nicht zu entscheiden; vgl. Dr. Moritz Hoernes, Urgeschichte der Menschheit⁴. Mit 85 Abb. Berlin u. Lpz. 1912 (Sammlung Göschen nr. 42), S. 27 (die dritte Figur von links unten; vielleicht ein Bartkamm, mit Griff?) In seinem größeren Werke, betitelt: Natur- und Urgeschichte des Menschen. I. II. Wien 1909, wird ebenfalls kaum ausführlicher über das Thema gehandelt; doch ist das Werk stets passim zu vergleichen.

Für die germ. Zeit ist noch nachzutragen, was B. Crome-Göttingen (aus Heynes Nachlaß) zur Sache beisteuert: Das altdeutsche Handwerk. Straßburg 1908, S. 100: „Das nur ahd. ecchol zeigt deutlich die nächste Verwandtschaft zu ahd. ekka Kante, Schärfe, Schneide, altsächs. eggic, angelsächs. ecg, altnord. egg.; . . ." (vgl. „Winiliod" S. 137 u. ö.; Heyne, II, Nahrung, Lpz. 1901, S. 38f. über ahd. egida und an. harfr, herfi[1]); zu ecchol bemerkt Heyne aaO. (Handwerk) 100[80]: „ecchol, ecchel, echel, echol: calybs, acira Graff I, 130. acuale: ecchil, ecchel, ecchol, echil, ekil Steinm. 4, 111, 44ff. bayrisch ekchel, echkel. Schmeller, Bayerisches Wb. 12, 33." Sollte das erwähnte ahd. Wort (für „Stahl") wirklich gar nicht mit „Egge" verwandt sein?. Diese Zusammenstellung würde auf ein hohes Alter der Kombinierung von Holz und Metall schließen lassen; denn daß die alte Egge nur aus Stahl bestanden haben sollte, ist doch wohl kaum anzunehmen! (Hier sei noch beiläufig erwähnt, daß die Egge auch als Emblem in der Heraldik auftritt; so z. B. in dem „redenden" Wappen der Freiherren von Eggers, deren Familien-Name aber natürlich aus Agihardes sunu kontrahiert ist, also nichts mit der Egge zu tun hat.) Ohne Holz geht es nicht.

Eine mit Hand-Eggen arbeitende Frauen-Abteilung stellt ebensogut eine „Produktionsgemeinschaft" dar (vgl. „Winiliod" S. 297) wie eine taktmäßig marschierende Säer-Abteilung. Der leibeigene Feldarbeiter, wie auch die Feldarbeiterin: — sie erwerben ursprünglich beide für den Herrn. (Über die idg. Ackerknechte handelt kurz Justus Jolly in dem Abschnitt „Recht und Sitte", im „Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde". Hrsg. von Georg Bühler II, 8, Straßburg 1896, S. 107—109.) Erst viel später kommt das Prinzip der Arbeits- und Gewinnteilung auf (mit der Emanzipierung); zu Caesars Zeit (Dreifelderwirtschaft, Almende) muß es schon durchgedrungen gewesen sein. Daneben bleibt die Knechtsarbeit bestehen (Kriegsgefangene!); eine Beteiligung am Gewinn

[1]) „. . . an. harfr und herfi. ins Mittel- [39] englische als harwe übergegangen (altn. harfr. herfi: Fritzner 1, 737a. 798a, mittelengl. erpica an harwe: Wright-W. 1, 580, 36), zum nieder- und mitteldeutschen Handgerät, dem harken, in nächster Beziehung."

(„Tantième"), nach der Quantität des Geleisteten, ist bei der Knechtsarbeit wahrscheinlich. So erspart sich die Hausfrau monatlich etwas von ihrem Wirtschaftsgelde, oder aber die Magd erübrigt beim Einkauf die sog. „Schwenzelpfennige" auf dem Gemüsemarkt. Im Rechtsbewußtsein der Domnestiken lebt die Vorstellung, daß diese Übervorteilung der Herrschaft durchaus zulässig sei. Das „Ereggte" ist gewissermaßen weiblicher, das „Erpflügte" oder „Erdroschene", der „Erdrusch", männlicher Gewinn; vom Standpunkte der Urzeit.

Doch dies nur nebenbei! — Man vgl. noch einige wichtige Stellen aus dem Buche von Ed. Hahn, Die Entstehung der wirtschaftl. Arbeit (s. o. S. 93): — die Frau als Bewahrerin des Feuers (S. 41); wie die Arbeit in die Welt kam (Matriarchie), ebda. S. 48f.; im Garten herrscht die Bäuerin (S. 82); der Mann ist Bienenzüchter und liefert den Honig in die Küche (S. 84); das Pfropfen besorgt der Mann, der Obstertrag aber gehört der Frau (ebda.) — Im Folgenden geben wir schließlich noch einige Nachträge (meist aus unserer wissenschaftlichen Lektüre oder Korrespondenz herstammend) zum „Winiliod", nach den Seiten geordnet;

Zu S. 152: Vgl. hier noch zu dem in Absatz 1 Vorgetragenen das Buch: Dr. Joh. Rich. Mucke, Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. Greifswald 1898, SS. 116. 148. 164–66. 208f.; bes. aber S. 121 (über „Wanne" und „Verwandtschaft"). Desgl. Rud. Meringer, Idg. Frschgn. 16, Straßb. 1904, 181f.

Zu S. 161 unten (Gesang der drei Männer): Vgl. Kelle, Lg. II, 6f. — Der mitgeteilte Vers vielleicht doch ein Hexameter?

Zu S. 163 Mitte (Badewesen) vgl. Schultz, Dtsch.es Leben im Ma. I, 123; Grupp, Kulturgesch. [2] passim. (I. II. Paderborn 1907. 08).

Zu S. 167 (Stigmatisation) vgl. Dr. Eduard Aigner, Lourdes im Lichte deutscher medizinischer Wissenschaft. München 1910. — Dr. Josef Merkt, Die Wundmale des heiligen Franziskus von Assisi. Lpz. u. Berl. 1910. Beiträge zur Kulturgeschichte d. Ma.s u. d. Renaissance. Hrsg. von Walter Goetz, Heft 5. — Hier wie dort wertvolle Details.

Bei der Pariser medizinischen Fakultät stellte sich i. J. 1659 ein Doktor folgendes Problem als These: „Ist für ein junges Mädchen, das ein bißchen liebestoll ist, ein Aderlaß zu empfehlen?" (Mitgeteilt von Prof. Dr. Doyen; vgl. „L.-C. Zeitung", 24. Jahrg., nr. 7, den 15. Juli 1910, 148).

Zu S. 169 (Ehe): Der englische Titel des genannten Werkes lautet: Ed. Westermarck, History of human marriage I. The origin of human marriage. London 1891.

Zu S. 170 (Brautmarsch): Hier darf auch wohl noch an den „Brautchor" im dritten Akte von Rich. Wagners „Lohengrin" erinnert werden.

Überraschend und bestätigend ist die leider von mir bisher übersehene Stelle in dem Abschnitt: „Friesische Literatur" von Carl Siebs in Pauls Grundriß II, 1 (Straßburg 1901—09), 525f. (Auf diesen Passus machte mich freundlichst Herr Privatdozent Dr. Otmar Schissel von Fleschenberg-Graz aufmerksam.) Allerdings meint Siebs (aaO. S. 526): „Ein Zusammenhang des winnasong mit dem ahd. winileod ist nicht zu behaupten." Wer aber unsere beiderseitigen Ausführungen miteinander vergleicht (Siebs kannte damals meine Darstellung noch nicht), wird nunmehr vom Gegenteil überzeugt sein.

Zu S. 172f.: Wichtig ist die Schilderung des schweizerischen Erntegeigers bei Messikommer, Aus alter Zeit, 1909, 46. (Vgl. Ztschr. d. Ver.s f. Volksk. 20, 232.) — Ein modernes „Schnitterlied" (von A. Gubalke) bringt „Der Tag", Illustrierte Unterhaltungs-Beilage Nr. 209 (Mittwoch, 7. Sept.) 1910:

„Hol' aus nach rechts
Und streich nach links
Hinein in die wogenden Garben
Die früchteschwer und sonnendurchglüht
Sich frühen Tod erwarben.
Einen solchen Tod,
Durch den Sensenmann
Will ich mir einst erküren,
Der unter singender Sense nicht
Läßt Leid und Weh verspüren.
Die Sense singt
Und schmeichelt dem Korn:
Ich lege dich zur Seiten,
Auf daß die Hand, die mich schwingend führt,
Kann neue Saaten bereiten."

Zu S. 175 (Müllerlied) vgl. Jacob Grimm, Die Mülradsprache. Ztschr. f. deutsches Altertum 4, Lpz. 1844, S. 511f.

Herm. Jellinghaus, Das Mühlenlied. Jahrb. d. Ver.s f. nd. Sprachforschg. Jahrg. 1877, Bremen 1878, 86—90 (23 Strophen).

(Handmühle.) Zum Kinderliede teilt Herr Professor Dr. Karl Reuschel-Dresden freundlichst eine gangbare Variante mit: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach, klipp klapp! Bei Tag und bei Nacht ist der Müller stets wach. Klipp klapp."

Prof. Dr. Schnippel-Osterode, Über ostpreußische, insbesondere oberländische Handmühlen. Prussia, 20. Febr. 1903 (Sitzungsberichte 22, Königsberg 1909, 516—25).

Zu S. 176: Erinnern möchte ich hier an das Kouplet: „Sei nicht böse, 's kann ja nicht sein!", aus der Operette: „Der Obersteiger" von Zeller; bes. an die Strophe: „Wo sie war, die Müllerin, zog es auch den Fischer hin."

(Lied der Sklavin.) Vgl. über solchen Mühlengesang Axel Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit. Deutsch (von Ramsch): Heidelberg 1908. passim. — An die besonders im Holländischen sehr verbreitete Mühlenart, deren Dach nach dem Winde gedreht werden kann, darf hier erinnert werden.

Der Müller ist abwesend, weil er wandert (vgl. Wilh. Müller: „Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern. Das muß ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein!"; s. Winiliod S. 316 u. 328f.) — „Der Deutsche Müllerbund — Sitz Leipzig — hielt am 3. Juli seine Vorstands- und Delegierten-Versammlung im Rosental-Kasino in Leipzig ab." Zeitungs-Notiz 1909. Ob man beim Gastmahl, nach den Beratungen, auch Müller-Lieder gesungen hat?! — Mitte Juni 1910 wies eine Zeitungs-Notiz darauf hin, daß die Mühlenpoesie sich aus dem „kühlen Grunde" — die vier Mühlen an der Panke sind verschwunden! — auf die Berge geflüchtet habe, woselbst nur zuweilen eine altersgraue Mühle noch rage, deren fuchtelnde Flügel aber mit Reklame-Schildern besetzt seien.

Flachsrefflieder. Vgl. dazu El. Hugo Meyer, Badisches Volksleben. Straßburg 1900, S. 439 (zitiert bei Ed. Hahn, Entstehung der Pflugkultur, S. 121, woselbst über die Gebräuche der Liebe beim Erntefest gehandelt wird).

Zu S. 180 (Spinnerinnen-Lieder): Vgl. SS. 130 u. 286; ferner das kürzlich erschienene Werk: Dr. Eduard Roese, Lebende Spinnstubenlieder, Berlin 1911. 45 nrr. mit Noten.

Zu S. 181: Gemeint ist (bei Otto Böckel, Psychologie der Volksdichtung, Lpz. 1906) die Stelle auf S. 287ff.

In der Anm. [1]) sei nachgetragen, daß bei Rossini natürlich eine schweizerische Volksmelodie beim Kuhreigen Verwendung gefunden hat.

Zu S. 183 (Stampflied). Vgl. Mor. Hoernes in seinem größeren Werke I, S. 560, Fig. 208: Maisstampfende Frauen. (Winzerlied): Verwandt sind die zahllosen Wein- und Trinklieder; vgl. z. B. das hübsche („Männer"!)-Quartett: „Im Frühling muß man trinken" usw. (desgl. in den andern drei Jahreszeiten) in Heinrich Marschners Oper: „Der Vampyr" (dieses Quartett ist gewissermaßen eine Erinnerung an die alten Liedertafeln). — Heranzuziehen sind auch die „Kellermeister-Lieder" („Lied an die Flasche" in Lortzings Undine); es gibt eine ganze Oper: „Der Kellermeister", von Carl Zeller.

Zu S. 188[1] (Leineweber): Gustav Schmoller und Ludwig Stieda, Die Straßburger Tucher- und Weberzunft. Straßburg 1879. — M. von Kinakowicz-Winnicki, Spinn- und Webewerk. Entwickelung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. Mit 107 Textabb. Würzburg 1910, C. Kabitzsch.

Zu S. 190[1] (Geheim-Orden): Vgl. jetzt Dr. Ferd. Jos. Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVIII. Jh.s. Prag 1909; bes. S. 35[1].

Zu S. 192 (Übertreibungen): Auch in Königsberg ist die Riesenwurst einst bekannt gewesen; vgl. darüber die „Hartungsche Zeitung" vom 4. Jan. 1910:

Eine historische Überwurst. In einem alten geschichtlichen Werk über Preußen wird erzählt, daß die Fleischermeister in Königsberg in Ostpreußen zum 1. Januar 1601 — vermutlich um den Jahrhundertwechsel durch eine große Tat zu feiern — eine Wurst hergestellt hatten, die wohl die Bezeichnung „Überwurst" verdient. Sie hatte die stattliche Länge von 1005 Ellen und das nicht minder stattliche Gewicht von 885 Pfund. Gemeint ist wahrscheinlich die sogenannte kurze Elle; trotzdem kann die Wurst nicht sehr dick gewesen sein und man scheint den größeren Wert auf ihre Länge gelegt zu haben. Die Riesenschlange wurde in feierlichem Aufzuge von 103 Fleischergesellen durch die Stadt getragen. Verwendet wurden zu ihrer Herstellung 81 Schweineschinken = 118 M. 10 Groschen, anderthalb Tonnen Salz = 3 M. 5 Gr., anderthalb Tonnen Bier = 3 M., 18½ Pfund Pfeffer = 24 M. 13 Gr. Für Kränze zur Schmückung der Wurst wurden 112 M. 16 Gr. und 3 Pfennige verwendet. Es fällt uns auf, daß der Chronist behauptet, es sei auch Bier zur Wurst genommen; das soll aber in der Tat früher häufig geschehen sein. Im ganzen kostete die Wurst nach damaligem Gelde 412 Taler 16 Groschen 5 Pfennige, wobei der Taler zu 36 Groschen gerechnet ist. Da die Königsberger Bäcker von den Fleischern eingeladen waren, an der Vertilgung der Wurst teilzunehmen, so lieferten sie als Gegenleistung acht Bretzeln und sechs Handbretzeln. Von den ersteren waren zwei 4¾ Ellen lang. Übrigens konsumierten nach demselben Berichte die drei Meister und 87 Gesellen, die die Riesenwurst herstellten, bei ihrer anderthalbtägigen Arbeit für 480 Mark Bier. Die Überwurst scheint also schon vor ihrer Vertilgung auch einen Überdurst erzeugt zu haben.

Zu S. 194 (Handwerksburschen-Geographie): Hier ist zu bemerken, daß diese Einrichtung einem praktischen Bedürfnisse entsprach. Die Kenntnis dieser Gedichte ward auf der Zunftstube verbreitet und konnte dem wandernden Gesellen sehr nützlich sein. Baedeker und Paßkarte: — diese beiden unentbehrlichen Requisiten werden durch jene Literaturgattung repräsentiert. Der Baedeker dirigiert den Reisenden, die Paßkarte legitimiert ihn; Beides geschieht durch Angabe und Beschreibung der sog. „Wahrzeichen" in den betreffenden Ortschaften. Ein solches Wahrzeichen ist z. B. der „Rohraffe"

im Straßburger Münster. Wer in Straßburg gewesen ist und den Rohraffen nicht gesehen hat, gleicht einem Manne, der in Rom war und den Papst nicht sah; so heißt es im Sprichwort des 16. Jh.s. Die Wahrzeichen sind oft mit grotesker Mythenbildung umkleidet, die auch wohl hie und da lasziv wird; es pflanzt sich diese Tradition in den Herbergen und Trinkstuben („Urten") fort.

Über andere Wahrzeichen vgl. Heinr. Bergner, Hb. d. kirchl. Kunstaltertümer in Deutschland. Leipz. 1903—05. Derſ., Hb. d. bürgerl. Kunstaltertümer in Deutschl. I. II. Lpz. 1906.

Zu S. 204ff. (Dachdecker): Am 15. Juni 1911 berichtete eine Zeitungs-Notiz von der Kaltblütigkeit eines Dachdeckers in der Lausitz, welcher abstürzte und glücklich landete. „Dann zog er kaltblütig seine Uhr und meinte im Hinblick auf die nahe Mittagspause: ‚'s is in fünf Minuten um zwölfe, da verlohnt sich's nich erscht, daß ich noch mal raufklettere!' Sprachs und ging seelenruhig seiner nahen Wohnung zu."

Zu S. 205 (Glockenguß): Vgl. F. Schwarz, Zu W. Müllers Glockenguß zu Breslau. Euphorion 18, 1 (Wien 1911).

Von einem Blutopfer weiß auch die Legende der Straßburger Münsteruhr zu berichten. Hier ist die lange Geschichte der seltsamen Uhren anzureihen; wir müssen aber aus Raum- und Zeitmangel dieses höchst lehrreiche Kapitel übergehen. Ob es auch Uhrmacherlieder gibt, die sich auf solche Uhren beziehen?

(Türmer.) Hier vergleiche man eine Zeitungs-Notiz vom 5. Oktober 1911:

Des letzten Turmwächters Tod. Der 73jährige Turmwächter von der Peter-Paul-Kirche in Liegnitz August Schmidt hat Selbstmord begangen, indem er sich in seiner Türmerwohnung erhängte. Der Lebensmüde war ein alter Kriegsveteran, der vor drei Jahren seine goldene Hochzeit feierte und eine glückliche Ehe führte. Der Grund zu der Tat ist in Schwermut zu suchen. Da das Amt eines Turmwächters auf dem alten Turm der Peter-Paul-Kirche infolge der vielen Feuermelder und der elektrischen Weckvorrichtung für die Feuerwehr nicht mehr notwendig war, sollte es nur noch so lange beibehalten werden, als der Turmwächter Schmidt, der seit dem Jahre 1878 als solcher tätig war, das Amt noch ausführen konnte. Nun ist auch der letzte Turmwächter zur letzten Ruhe eingegangen.

Mit dem Türmerliede wird es hiernach (in der Praxis wenigstens) wohl für ewige Zeiten vorüber sein.

Zu S. 207 (Maurer). Das Handwerk des Zieglers sei hier angereiht, denn Zieglerlieder sind nachweisbar.

„Ich lebe ohne Sorgen mein frohes Leben hin
Und freu' mich alle Morgen, daß ich ein Ziegler bin."

Diese Strophe ist (aus der Priegnitz) überliefert in der ‚Brandenburgia', 19. Jahrg., nr. 10 (Januar 1911), S. 359.

Vgl. auch das. (S. 359f.) einen (in drei Fassungen) überlieferten Ziegler-spruch. Die Sitte, solche Sprüche zu dichten, ist 3—400 Jahre alt und zuletzt 1820 nachweisbar; auf besonderen Ziegeln werden sie eingetragen. Im Stadtmuseum zu Perleberg befinden sich zwanzig solcher „Feierabend- oder Sonnenziegel". Das waren vermutlich Abschlußziegel, wie solche beim Richtefest an besonders exponierter Stelle, weithin sichtbar, unter feierlichen Zeremonien befestigt wurden.

Zu S. 211f. (Schmiede): Auch Lenau ahmt das Geräusch dieses Handwerks nach: Lied eines Schmiedes (5 Strophen, aus Faust; Anfang: „1. Fein Rößlein, ich Beschlage dich, ..." — Hier sei erinnert an den volkstümlichen Reim:

„Das alte Lied, das neue Lied
Von dem versoffnen Fahnenschmied"

(woher stammt dieses Verslein?) — Praxis und Theorie berühren einander bei Richard Wagner so gut wie bei Georg Philipp Harsdörffer. Auf dem ostpreußischen „Schmiede-Bezirks-Verbandstage", der am 4. u. 5. Mai 1910 zu Königsberg tagte, erinnerte man sich mit gerechtem Stolze der Schmiedelieder aus dem Musikdrama „Siegfried"!

Zu S. 213 (Karl Bücher): Der erste Satz oben auf der Seite soll keine obtrectatio des verdienten Mannes darstellen, der die Anregung zur „Winiliod-Hypothese" gegeben hat. Nachträge zu einer wissenschaftlichen Sammlung zu liefern, ist ja bekanntlich kein Kunststück.

(Nordisches Rammerlied.) Varianten siehe bei O. Schütte, Zs. d. Ver.s f. Volksk. XV, Berlin 1905, 102f.; Bücher[4] Lpz. 1909, nr. 144, S. 200f.

Zu S. 234 (Militär-Signale). Zeitungs-Notiz vom 10. u. 25. Mai, 17. Juni 1910: Telegramm der Stadtväter von Delitzsch an den König von Schweden (z. Zt. in Rom); die schwedischen Reiter-Signale werden vom Turme geblasen. Fünf schwedische Trompeter bewahrten i. J. 1632 die Stadt Delitzsch durch eine List vor der drohenden Gefahr, von den Kaiserlichen (Wallensteinern) geplündert zu werden. Die vom Turm herab geblasenen Signale erweckten in der Belagerungs-Mannschaft die Vorstellung, daß die Stadt von den Schweden besetzt sei, worauf man schleunigst abzog und nicht wiederkam.

Zu S. 235. Ob heutzutage die Fußtruppen oder die übrigen Waffen das Marschlied mehr bevorzugen, bleibt wohl zweifelhaft. Das Marschtempo des Infanteristen scheint den gemeinsamen Gesang doch mehr zu begünstigen, als dies z. B. bei der Fortbewegung der Kavallerie der Fall ist. Gemeinsamer Gesang verschiedener Waffen ist wohl nur im Biwak denkbar, wenn Kavallerie und Artillerie abgesessen sind; aber selbst dann

wird bei der Infanterie immer noch ein ganz besonderer Tonfall zu konstatieren sein.

Zu S. 238. Die Verwandtschaft zwischen dem Fuhrmanns- und dem Studentenliede ist wohl darauf zurückzuführen, daß die (vornehmen!) Studenten meist reiten oder fahren, hauptsächlich bei Aufzügen; vgl. Winiliod S. 199 u. 238.

Zu S. 258. Vgl. Dr. Ernst Krause (Carus Sterne), Tuisko-Land usw., Glogau 1891, S. 312—24 (39. Prometheus, der Feuerbringer). Dieses mit Unrecht mißachtete Buch enthält doch mehr Anregungen, als man glaubt.

Zu S. 262. Vgl. zur „Damen-Universität" Prof. Delbrück im Novemberheft der „Preuß. Jbb." 1910, über die Beteiligung der Studentinnen am Fackelzug [!] und am Kommers, gelegentlich des Berliner Universitäts-Jubiläums.

Zu S. 267 sei angemerkt, daß also das häusliche Arbeitsgeräusch meist weiblich ist. (Zum Spinnen vgl. noch S. 143.)

Zu S. 269 (Backlied) vgl. man einen sehr instruktiven Artikel: „Backen in alter und neuer Zeit" von Lo Lott-Hamburg. Hartungsche Ztg. 8. Okt. 1911; woselbst besonders der Backmaschine gedacht wird; desgl. in derselben Zeitung: Von seltsamen Leckerbissen, seltsamen Köchen und Kuchen. Eine gastronomische Skizze von Dr. Johannes Kleinpaul; dort wird von dem großen Königsberger Striezel gehandelt, desgl. von riesigen Weihnachtsstollen in Thüringen und Sachsen. Mit solchen Schlaraffen-Produkten ist leider auch das Prozessions-Backlied verschwunden; das „Bäckerquartal" lebt übrigens (mit Umzügen usw.) in Königsberg noch bis auf den heutigen Tag. In Tilsit bestehen Gesangvereine der Bäcker- und Fleischermeister; von den Innungen also wird heute daselbst noch für die Pflege des Winneliedes gesorgt.

Zu S. 274. Zum Arbeitsgeräusch im Kinderspiel vgl. man eine Notiz im „Königsberger Tageblatt[,] Volksblatt für Ostpreußen", 15. Jahrg. Nr. 49. 5. Blatt. Sonntag, 26. Februar 1911.

Der Klang handwerklicher Werkzeuge usw. wird in Ostpreußen im Volksmunde auf folgende reizende Art illustriert:

1. Schuster: Käs' un Brot, das mag ich, Motter göff mi Worscht!
Schneider: Wenn ich's hätt! Wenn ich's hätt!
Tischler: Nimm's hin, nimms hin! oder: doar häst, doar häst!
Weber: Schmiet mi to, schmiet mi to!
Schmied: Freet den Doot, den Düwel dran!

2. War der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle an, so fragte sie erst langsam: Wer ist da, wer ist da? Dann antwortete sie schnell: Der Müller! Der Müller! und bemerkte endlich ganz geschwind: Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechstel.

3. Oder die Mühle sprach anfangs, wenn das Rad noch ganz langsam ging: Es ist — ein Dieb — in der Mühl'! und fragte dann in schnellerer Bewegung: Wer ist er? — Wer ist er? — Wer ist er? und antwortete zuletzt ganz schnell und ohne Aufhören: De Meller, de Meller, de Meller!

4. Oder die Mühle wiederholt, so lange sie geht, folgende Verse:

De Meller, de Meller, de Deef, de Deef (de Korendeef),
De grote Säck, de hefft he leef,
De kleene lett he lope,
He darf sin Brot nich kope.

(Nach Reusch' „Sagen des Preuß. Samlandes.")

In derselben Nummer findet sich auch (ebenfalls unter „Verschiedenes") eine Notiz: „Ostpreußische Glockensprache," welche wir bei dieser Gelegenheit wiedergeben wollen:

Ostpreußische Glockensprache.

Der Volksmund hat besonders in Königsberg die Klänge der verschiedenen Kirchenglocken in Ausrufe übersetzt, welche die Bewohner der einzelnen Kirchspiele mehr oder minder komisch charakterisieren sollen. So tönt die Glocke der Schloßkirche in Königsberg einer alten Vorstellung gemäß hochdeutsch und vornehm: „Samt und Seide! Samt und Seide!" Ebenso die des Kneiphöfischen Doms: „Gold und Silber, Gold und Silber!" Die alte Hospitalsglocke sprach zwar noch hochdeutsch, aber sehr demütig: „Koddern und Plundern!" Die Haberberger Kirchenglocke endlich versteht sich auf platt: „Geelmähre von Peterzölge!" — Die Anspielung der Glockenstimmen auf den Glanz des in der Altstadt gelegenen königlichen Schlosses, auf den Reichtum der Kaufmannschaft, deren Hauptsitz der Kneiphof war, auf die Armut der Hospitaliten und den Gemüsebau des zum Haberberge gehörigen Nassen Gartens leuchtet ein. Ähnliche Anspielungen enthält der bekannte Stadtreim:

Altstadt die Macht,
Kneiphof die Pracht,
Im Löbenicht der Acker,
Auf dem Sackheim der Racker.

Auf dem Sackheim ist nämlich die Abdeckerei ausgebaut.

Aus der Umgebung von Tilsit seien noch folgende Beispiele erwähnt: Die Glocke des Neukircher Turmes spricht sich stolz über den Reichtum ihres Sprengels in den Worten aus: „Seid' und Damast, Seid' und Damast!", während die Glocke von Kaukehmen vor ihrer Zerstörung durch die Feuersbrunst im Mai 1904 es leider nicht vermochte, den Gemeindemitgliedern ein gutes Zeugnis auszustellen; sie klagte über: „Hohe Häuser, große Schulden!" — Vom Plaschker Turme verkündet die „Nachbarin des Donners" weit in die Lande den Fischreichtum des an ihr vorüberrauschenden Jägeflusses: „Stint und Kaulbars," während die Glocken von Coadjuthen und Heinrichswalde für ihre Bodenerzeugnisse: „Preißelbeeren, Moosbeeren" bezw. „Pilzen, ungesalzene" Reklame machen. Aber nicht immer Gutes tönt hoch oben vom Turme herab. — Die Glocke von Piktupönen stellt in dem Rufe: „Koddern und Lumpen, Koddern und Lumpen!" fürwahr kein gutes Zeugnis aus, doch ist sie eine Verläumderin, denn auch die Diözese Piktupönen erfreut sich großen Wohlstandes.

Zu S. 275, Z. 11 v. o. Es wäre noch darauf zu achten, wie sich das Reiter- und Fuhrmannslied zum Kinderliede verhält; wahrscheinlich existiert zwischen beiden eine nahe Verwandtschaft. Es ist jedoch gar wohl darauf zu achten, ob hier altes Gut rudimentär weiterlebt, oder ob sich das Kinderlied die modernen Reiter- und Fuhrmannslieder, wie solche in den Kreisen Erwachsener oder von Erwachsenen gesungen werden, selbständig auswählt und abändert oder zurechtmacht.

Zu S. 276, Schluß von Absatz 1 („Die Scheidung der beiden Geschlechter ist allgemein menschlich; ..." vgl. man außer S. 68 auch noch S. 304.

Zu S. 277, Anm. 1): Das hier erwähnte seltene Buch ist mittlerweile in einem Neudruck erschienen und so für das Studium bequemer zugänglich geworden; Titel: Neudrucke zur Erforschung des deutschen Volksliedes in Mähren und Schlesien I: Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Hrsg. und erläutert von Joseph George Meinert. I. Band. Wien u. Hamburg 1817. — Unveränderter Neudruck, hersg. vom Deutschen Volkslied-Ausschuß für Mähren und Schlesien. Mit Bildschmuck und einer biographischen Einleitung nebst Vorwort zum Neudruck von Josef Götz. Brünn 1909. In Kommission bei Carl Winiker, k. u. k. Hof-Buchhandlung in Brünn. XXXII und 326 Seiten Oktav.

Zu S. 280f. (Wächterlied) vgl. das inzwischen erschienene Werk: Turm- und Glockenbüchlein[.] Eine Wanderung durch deutsche Wächter- und Glockenstuben von Prof. Dr. Karl Bader. Mit Buchschmuck von B. Wenig und 20 Abb. 234 SS. Geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—. Erschienen ist dieses Werk i. J. 1910 (?)

Ferner ist hier eine knappe Sammlung nachzutragen, veröffentlicht in der „Hartungschen Zeitung", Nr. 611. Morgenausgabe. 2. Blatt. Sonntag, 31. Dezember 1911:

Altschwäbische Wächterrufe.

Reinste Volkspoesie bieten die alten deutschen Wächterrufe, die sich Jahrhunderte lang von Generation zu Generation nur mündlich vererbt haben und in Dörfern und kleinen Städten, wo der Nachtwächter mit Laterne, Horn und Spieß noch keine Sagengestalt geworden ist, bis auf den heutigen Tag ertönen. Einige der poesievollsten dieser Rufe aus dem Württemberger Land veröffentlichen wir hier:

Höret, was ich euch will sagen,
Unsere Glock' hat elf geschlagen!
Und wer noch bei der Arbeit schwitzt,
Und bei dem Kartenspiel noch sitzt,
Dem sag' ich's laut und deutlich nun:
's ist hohe Zeit, sich auszuruh'n.

*

Höret, was ich euch will sagen,
Unsere Glock' hat zwölf geschlagen.
Wo noch bei stiller Mitternacht
Ein krankes Herz voll Kummer wacht
Gott geb' ihm Trost, verleih ihm Ruh
Und führ's dem sanften Schlummer zu.

*

Höret, was ich euch will sagen,
Unsere Glock' hat eins geschlagen.
Und wo durch Satans List und Rat
Ein Dieb hinschleicht auf dunklem Pfad,
— Ich will's nicht hoffen, — doch geschieht's
So geh' er heim, sein Richter sieht's.

*

Höret, was ich euch will sagen,
Unsere Glock' hat zwei geschlagen.
Und wenn die Sorg' schon, eh' es tagt,
Schwer an dem schwachen Herzen nagt,
Der arme Tropf, sein Schlaf ist fort,
Gott sorgt, verlaß dich auf sein Wort.

*

(Am Sonntagmorgen.)

Auf, ermuntert euch, ihr Brüder.
Feiert euren Sonntag wieder,
Feiert den Sonntag eures Herrn,
Wie der helle Morgenstern.
Wenn wir scheiden von der Erden,
Dann wird's erst recht Sonntag werden
Droben in der Gottesstadt,
Wo Gott seine Wohnung hat.

*

(Am Werktagsmorgen.)

Auf, ermuntert eure Sinnen,
Denn es ist die Nacht von hinnen.
Gott sei Dank, der uns die Nacht
Hat so väterlich bewacht,
Wohl um die viere.

Zu S. 282 (Der Gewerberuf im Straßenhandel) vgl. noch:

1. Cris de Paris. Hartg.sche Ztg. Sonntag, 1. Okt. 1911, Nr. 461. Morgenausgabe. 1. Blatt, unter „Vermischtes", ein beachtenswerter kleiner Aufsatz, datiert: W. Paris, Ende September. — Auf die Wiedergabe dieses Artikels müssen wir leider wegen Platzmangels verzichten.

2. Ein Spaziergang durch das alte Königsberg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Prof. Dr. Bruno

Lehmann vom Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg hielt im Artushof daselbst, vor dem Kaufmännischen Verein, einen Vortrag unter obigem Titel: Bericht darüber: Ostpr. Ztg., Freitag, 16. Febr. 1912 (Erste Beilage zu Nr. 46). Dabei ging der Vertragende auch auf die Straßenrufe ein; so werden z. B. die Handelsfrauen erwähnt, die auf dem Gesekusplatz warme Würstchen feilhielten und ausriefen.

3. Das moderne Straßenleben der Großstadt opponiert gegen die Handelsrufe; eine schöne Ehrenrettung derselben verdanken wir Herrn Geheimrat Prof. Dr. Adalbert Bezzenberger. Vgl. den Bericht (über die betr. Sitzung der Altertumsgesellschaft „Prussia") in der Ostpr. Ztg. vom 24. Okt. 1909. Die Sitzung fand am 22. Okt. statt; es wurde in ihr auch des nunmehr glücklich wieder eingeführten „Blasens vom Schloßturm" gedacht; vgl. den Bericht in der „Hartg.schen Ztg." vom 23. Okt. 1909 (Abendausgabe, nr. 498).

4. Blaubeere, wat gots, Blaubeere blau! Königsberger Straßenrufe mit Noten und Randzeichnungen von Hedwig Schirmer. Königsberg, Gräfe & Unzer, Buchhandlung, 1908. Preis: Eine Mark. — Die zweite Auflage dieses Werkchens erschien zu Weihnachten 1909 (koloriert). — Die Bilderserie, die an den (inneren) Wänden der „Jubiläumshalle" zu erblicken ist (nebst dialektischen Unterschriften, die einzelnen Ausrufe darstellend), wurde dagegen bisher noch nicht publiziert, was im Interesse der Wissenschaft sehr zu wünschen wäre. Diese Wandbilder in der Jubiläumshalle erinnern in ihrer Anlage noch ganz deutlich an ein Karten- oder Kinderspiel. Aus meiner Jugendzeit besinne ich mich an ein solches „Lotto", welches die Hamburger cris darstellte (mit prächtig kolorierten Bildern). Die Nationaltrachten der Vierlande traten hier sehr hervor. In den Hafenstädten, wo man übrigens viel auf Delikatessen hält, drängt sich stets die Kolonial-Produktion zusammen. (Reklame!)

5. Wilhelm Kleefeld, Les cris de Paris. Velhagen & Klasings Monatshefte. XXVII. Jahrg. Heft 2. Oktober 1912 (Erster Band Heft 2), 228—232 (mit Noten, unter Berücksichtigung der Original-Instrumente: Pfeife des Ziegenhirten, Glocke des Scherenschleifers, usw.)

Zu S. 283. Berichtigung: Zeile 24 v. o. lies „dritten" statt „letzten".

Zu S. 284, Z. 18 v. o.: Diesen stereotypen Liedanfang (und ähnliche stehende Wendungen am Eingang) nennt man jetzt die „Leitzeile". Vgl. Robert Petsch-Heidelberg, Zfdf. 41, 2, Stuttgart 1909, 263ff.

Zu S. 286, Z. 13 v. o. (Quick dide Quack usw.). Merkwürdiger Weise fehlen derartige Varianten im Mecklen-

burgischen; vgl. 278 Rich. Wossidlo, Mecklenb. Volksüberlieferungen III, 1906, 293; sub. nr. 56.

Zu S. 287, Z. 17 v. u.: Die Fortunatus-Stelle wird jetzt von Theodor von Grienberger ganz anders erklärt, und zwar vermutlich richtig; vgl. den bereits öfters zitierten Aufsatz in den PBB 36, Halle 1910, S. 520 (leudos nom. plur., im vorliterarischen Westfränkisch, = „Leute"; barbara carmina als Akkusativ zu fassen).

Zu S. 288, letzter Absatz: Dieser Deutungsversuch findet sich bereits bei Vögel in der Lg., S. 298. Er ist recht überzeugend, weil ungezwungen und einfach.

Zu S. 290, Z. 28 v. o. ist vor dem Worte „Waschbleuel" das Wörtchen „dem" einzuschieben.

Zu S. 292. Die Notiz am Schluß des ersten Absatzes bedarf jetzt folgender Berichtigung: Das erwähnte Buch ist nicht von Rud. Meringer, sondern von B. Crome-Göttingen bearbeitet worden und führt den Titel: Das altdeutsche Handwerk. Aus dem Nachlaß von Moritz Heyne. Mit dreizehn Abbildungen im Text. Straßburg, Trübner, 1908; XIV und 218 S. Oktav.

Zu S. 292, Absatz 2. Hier ist noch zu nennen das Werk von Benno Martiny: Wörterbuch der Milchwirtschaft aller Länder. Lpz. 1891; 2. Aufl. 1907. — Vgl. von Demf.: Aberglaube im Molkereiwesen. Bremen 1891.

Zu S. 294[1]: In dem Buche von Paul Rhode: Die Königsberger Schützengilde in 550 Jahren. Königsberg 1902 [so; nicht 1903, wie von mir irrtümlich angegeben] findet sich, was leider von mir übersehen wurde, ein sehr beachtenswertes Schützenlied (doch kaum singbar) von Simon Dach; es steht daselbst auf S. 111 und lautet, wie folgt (wir teilen auch den Kontext mit):

„Georg Wilhelm (1619—1640) nahm am 14. Juni des Jahres 1640, seines Todesjahres, an dem Königsschießen der Kneiphöfer teil und erwarb sich durch den besten Schuß die Königswürde; dieses denkwürdige Ereignis begeisterte unsern heimischen Dichter Simon Dach zu folgendem Huldigungsgedicht:"

[1.] Glück zu dem Könige! Glück zu
Glück zu dem theuren Helden
Des Preussen Landes höchsten Ruh
Als eine Zeit kan melden!
Er weiß zu treffen auff das Ziel,
Jhm sol man Ehre geben,
Er hat der Gnad' und Hoheit viel
Und auch das Glück daneben.

[2.] Er leget an, die Büchſe klang,
Das Schwartze ward durchſchoſſen,
Darauff hat ſein Geſundheits-Tranck
So manches Sinn begoſſen.
Das Pulfer und die Kugel ſchien
Des Helden Macht zu kennen,
Sprach: Kneiphoff auff! Ihr ſollet Ihn
Auch euren König nennen.

[3.] Der gantze Raht und Bürgerſchafft
Sind froh ob dieſem Schieſſen,
Und wollen, daß der Reben-Safft
Sol deſto milder flieſſen.
Sie werden dieſes Gnadenſtück
Bald in das Stadt-Buch ſchreiben,
Und ihres Landes-Vaters Sieg
Der Nachwelt einverleiben.

[4.] Nimb gnädigſt hin, du wehrter Held,
Vorauß den Krantz der Ehren,
Dann auch den Becher und das Geld,
Du kanſt recht ſchieſſen lehren:
Es iſt nicht gnug du Sternen-Pfand,
Daß Preuſſen Dir muß grünen,
Beherrſchet weißlich Leut und Land,
Das Glück muß Dir auch dienen.

[5.] Nun ſey gegrüßt! Dein hohes Hauß
Müſſ' jetzt und ewig blühen,
Müſſ' unter Deinem Schutz durchauß
Mit Wolfahrt ſich umbziehen!
Und halt in Gnaden mir zu gut
Daß ich Dein Lob erklinge,
Erkecke freudig meinen Muht,
Und nach- wie vormals ſinge,

[6.] Glück zu dem Könige! Glück zu!
Glück zu dem theuren Helden!
Der Preuſſen Lande höchſten Ruh
Als eine Zeit kan melden.
Er weiß zu treffen auff das Ziel,
Ihm ſol man Ehre geben,
Er hat der Gnad und Hoheit viel
Und auch das Glück daneben.

(Ohne Melodie.)

Zum Andenken wurde ein ſilberner Pokal, der „Königsbecher" oder „Schützenwillkomm" genannt, angefertigt, der bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten im Gemeindegarten gebraucht, und aus welchem dem neuen Schützenkönige der Willkomm gebracht wurde; er war an Wert auf 69 Joachimstaler abge-

ſchätzt, zeigte die Glücksgöttin und einen Schützen in Silber und trug folgende, ebenfalls von Simon Dach verfaßte Inſchrift:

Hie dieſer Willkomm iſt dem werthen Schützen-Orden,
Im Kneiphoff Königsberg, zu gut geſtifftet worden,
Da, als Görg Wilhelm ſelbſt, der Fürſten Licht und Art
Und Held zu Brandenburg, im Schieſſen König ward.

[112.] Läßt jemand ſich darauß nach Hoffes Brauch beſchencken,
Der ſol der Schützen ſtets in Ehren zu gedencken
Daneben ſchuldig ſeyn, ſol wünſchen auch dazu
Dem Hauſe Brandenburg Glück, Heyl und alle Ruh!

[Anm. 1:] Beide Gedichte finden ſich in Simon Dach's „Chur-Brandenburgiſche Roſe, Adler, Löw und Scepter." Königsberg (1680).

Auf Erſuchen eines Schützenmeiſters machte jemand am Biertiſche noch folgende Verſe:

Der Schützen wilkom iſt geſtifft
Damit der Schütz das Ziel recht trifft,
Im einſchencken und trincken aus,
Bis er ein Kaul tragt mit zu hauß.
Von gutem bier meth oder wein
Und was ſonſt mehr der tranck mag ſein,
Davon getroffen wird ein Mann,
Das er gar nicht mehr ſchiſſen kan
Sondern ſich muß legen nider
Bis die Fortun ihm ſcheint wider
Und er darnach am andern tag
Ins Schwartze beſſer treffen mag
Und davon trag ein ſolch gewinn
Das er bleib bey verſtandt und ſinn.

[Anm. 2:] Nach C. Steins Peregrinus, Progr[.] Acad. Alb. Regim. 1874 I p. 16.

Zu S. 297, vorletzter Abſatz: Wenn alle Freunde den Germanen im Stiche laſſen, ſo bleibt ihm als Troſt noch das Schwert (agſ. guð-wine; wörtlich der „Kampfesfreund", ein wie ahd. gunt-fano, mhd. gund-vane gebildetes Kompoſitum). Auch der wineleas guma iſt eine agſ., keine altnordiſche Figur (freundlichſt angemerkt von Hugo Suolahti, Neuphilologiſche Mitteilungen. [Helſingfors] 1910, nr. 5/6, S. 141. (Ich bin ſeither bemüht geweſen, meine Kenntniſſe in der altgerm. Gramm. etwas zu erweitern). Die genannte Berichtigung findet ſich daſ. in einer Beſprechung des „Winiliod", S. 137—141. Wenn Suolahti (aaO. S. 140) den Zuſammenhang zwiſchen dem ‚winiliod' und einem Preisausſchreiben („Winiliod" S. 376) zu ergründen ſucht, ſo ſei es mir geſtattet, zur Erklärung dieſes „Rätſels" auf S. 133 (Abſatz 1) im „Winiliod" hinzuweiſen.

Zu S. 299[1]. Dieſe Anmerkung könnte doch leicht mißverſtanden werden; weshalb ich Muckes Verdienſte hier nochmals ausdrücklich hervorheben möchte, unter Hinweis auf die oben S. 99 zu S. 152 nachgetragene Literatur.

Zu S. 300. Die Schreibung „Winnelied" findet sich auch bei Franz Jostes, Zeitschr. f. deutsches Altert. 49, Berlin 1907/08, S. 314; was hier konstatiert werden mag.

Zu scofleod (Zeile 31 v. o.) vgl. „Winiliod" S. 138 oben; ganz sicher ist die erste Worthälfte noch nicht erklärt.

Zu S. 302, Anm. [1] (Gemeinschaftsbewegung). Die Mitglieder begrüßen einander mit „Bruder" und „Schwester"; eine Sitte, die übrigens auch im Predigtstil um sich zu greifen scheint („Liebe Brüder und Schwestern!" statt: „Geliebte Gemeinde!").

Zu S. 304 oben: Zu dem „Klingen der Kette" vgl. noch „Winiliod" S. 381 oben.

Absatz 1, Schluß: Zur Unterscheidung der männlichen und weiblichen Lieder vgl. auch noch ebda. S. 68, 170 und 276. Was die anthropologische Behandlung anlangt, so sind zu vergleichen die Stellen: 299, Anm. [1]) und 421, Anm. [5]) (von S. 420). — Lesenswert ist das Buch von W. Hepworth Dixon, Seelenbräute (die Königsberger sog. „Mucker-Affaire" behandelnd, s. „Winiliod" S. 88), übersetzt von Jul. Frese. I. II. Berlin 1868. (Auf dieses Buch machte mich freundlichst Herr Prof. D. Dr. Hans Achelis aufmerksam, früher in Königsberg, jetzt in Halle a. S.) — Vgl. jetzt auch: R. Banz, Christus und die minnende Seele. Untersuchungen und Texte. Breslau 1908. (Vogts Germanist. Abhdlgn. (?) nr. 29.) —

Zu S. 305, Zeile 32 v. o.: Hinter dem Worte „Buchenhallen" ist die Klammer zu schließen.

Zu S. 306, Zeile 26 v. o.: Hier ist das Wort „finden" zu sperren.

Zu S. 307, oben: Die „Herz-Jesu-Lieder" sind eine besondere Gattung; vgl. „Winiliod" S. 168f. — Verwandt mit dieser Art sind gewisse Schützenlieder, deren ganze Anlage uns die Situation deutlich erkennen läßt: — als Zielscheibe zeigt sich ein flammendes Herz, das mit dem Stutzen beschossen wird; wer in den schwarzen Mittelpunkt hineintrifft, wird Sieger. Solche Lieder fordern in geistlichen Metaphern die Schützen dazu auf, durch sicheres Zielen und Schießen die Herzensliebe Jesu Christi zu gewinnen. In streng katholischen Ländern, z. B. Oberbayern und Tirol, sind solche Lieder, wenn auch selten, heute immer noch zu finden; als Einblattdrucke, mit dem Bildnis eines solchen Herzens geschmückt, werden sie gelegentlich der Schützenfeste verteilt, die sich etwa einer Kirchweih anschließen.

Zu S. 316, Absatz 2, Schluß („Müllers Wanderlied") vgl. noch „Winiliod" S. 176 und S. 328f.

Zu S. 326: Auf Postlieder ist S. 400f. hingewiesen worden.

Zu S. 327, Zeile 22 v. o.: Die Klammer vor „Nr. † 79" ist zu streichen.

Zu S. 333, Absatz 3, Schluß: Die merkwürdige nr. 93 scheint, wenigstens teilweise, eine Parodie zu sein; vgl. „Winiliod", S. 394, Absatz 1.

Zu S. 341, Zeile 18 v. o.: Der Tag von Crefeld ist der 25., nicht der 23. Juni 1758 gewesen; der Sieger war Herzog Ferdinand, nicht Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig; die Notiz auf S. 418 oben ist hiernach zu berichtigen.

Zu S. 342 (La Paloma): Das Lied von der weißen Taube war das Lieblingslied des Kaisers Maximilian von Mexiko († 1867).

Zu S. 343, Absatz 3 (Meeresgrüße) vgl. noch G. von Rochow, Schiffslieder mit Klavierbegleitung. Kartonniert: Mk. 1,25. (Erschien zu Weihnachten 1908.)

Zu S. 351 (Der Beamte): Vgl. noch Dr. Albert Lotz, Geschichte des deutschen Beamtentums. Berlin 1909. — Von einem „Professorenstreik in Hannover" berichtete die Presse unter dem 15. Dez. 1910 (Ostpr. Ztg.):

Dem Professor an der Technischen Hochschule in Hannover, Geheimen Regierungsrat Barkhausen, der nach dreißigjähriger Lehrtätigkeit aus dem Lehrkörper der Technischen Hochschule ausgeschieden ist, veranstaltete der Studentenverband am Dienstag abend einen Fackelzug. Gleichzeitig wurde von dem Verband eine Entschließung gefaßt, in der es heißt, daß der Abschied des Professors Dr. Barkhausen im Zusammenhang mit seinem energischen Eintreten für die akademische Lehr- und Lernfreiheit im Gegensatz zu anderen Bestrebungen in seiner Abteilung erfolgt ist. Die Studierenden hielten es für ihre Pflicht, für die deutsche akademische Freiheit in jeder Weise einzutreten. Infolgedessen haben einige Professoren, gegen welche sich diese Kundgebung in erster Linie richtet, ihre Vorlesungen an der Technischen Hochschule einstweilen eingestellt.

Zu S. 352, Zeile 9 und 10 von unten: Man setze die Worte: „für die Elementarstufe berechneten" in Klammern.

Zu S. 354f. (Berg- und Hüttenleute): Hier ist ein Buch nachzutragen, welches etwa Mitte Juli 1910 in der Presse angezeigt wurde:

Liederbuch für Berg- und Hüttenleute. Herausgegeben vom Berg- und Hüttenmännischen Verein zu Berlin. 8. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild. Pr. 1,60 Mk., geb. 2 Mk., Wachstucheinband mit Biernägeln 2,40 Mk., Ganzledereinband mit Goldtitel 2,75. Verlag von G. D. Bädeker in Essen. Eine Fülle von Poesie steckt gerade in den Bergmannsliedern. Teilweise gehören sie zu den ältesten Volksliedern überhaupt. Wir erinnern nur an: „Glückauf, Glückauf, der Steiger kommt", das schon in den „Bergreihen 1533" zu finden ist. Die neue Auflage ist durch eine Reihe zum großen Teil neuer Lieder bereichert worden.

Zu S. 363, Anm. [1]): Hier ist noch anzureihen: Christian Morgenstern, Galgenlieder. Berlin 1905, zweite Auflage 06 (mit originellem Umschlagtitel: — die Mörder baumeln im Winde, von Raben umflogen).

Zu S. 366ff. (Egerland usw.): Hier sei darauf hingewiesen, daß bei allen lokalen auf das kunstmäßige Element ein wachsames Auge zu richten ist; vgl. z. B.: C. F. Aumer, Ulmer Liederbuch. Ulm 1883.

Zu S. 370ff. (Die Fischerei-Vereine): „Altteutsche" Fischerlieder, nebst Hirten-, Bauern- und Jägerliedern, findet man bei Klopstock in dem Bardiet: „Hermanns Tod", v. J. 1787.

Zu S. 371 (Das Ruderlied): Ob die Ruderer überhaupt eine „Devise" oder ein „Motto" haben (Gewerberuf mit Arbeitsgeräusch), vermochte ich bisher nicht festzustellen. Vielleicht ist Jemand aus unserem Leserkreise imstande, hierüber Auskunft zu geben? („Hip, hip, hurra!"?)

Zu S. 383 (Anthropophyteia): Untertitel: Jbb. für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Der Herausgeber Dr. Friedrich S. Krauß wohnt in Wien VII/2, Neustiftsgasse 12; der „Kürschner" verzeichnet unter seinem Namen eine stattliche Reihe von Arbeiten.

Die „Anthropophyteia" haben sehr angesehene Arbeiter; wir nennen: Thomas Achelis, Iwan Bloch, Franz Boas, Georg Buschan, Albert Eulenburg, Anton Herrmann, Juljan Jawornkij, Alfred Kind, Alexander Mitrovic, Paul Näcke, Guiseppe Pitrè, Isak Robinsohn, Karl von den Steinen, Bernhard Hermann Obst. — Das Unternehmen ist, laut Prospekt, in Fachblättern günstig besprochen worden von Josef Kohler, M. Winternitz, Otto Schell a. a. m.

Zu vergleichen ist auch die Zs.: „Die neue Generation". Laut einer Zeitungsnotiz vom 2. April 1912 bringt sie im 8. Heft Probleme des Ehe- und Liebeslebens, u. a. folgende Aufsätze: „Sexualwissenschaft als Grundlage der Sexualreform" von Dr. M. Hirschfeld. „Ehe und Konkubinat" von H.[elene] Stöcker, „Das Hexenproblem", von H. Freimark, „Koedukation und Erotik". Als Ergänzung hierzu kommen die Ausführungen über das „sexuelle Leben der Jugend" in Betracht. — Abonnement pro Jahr 5 Mark. Verlag Oesterheld & Co., Berlin.

Ebenda, Absatz 5: Die maskuline Namensform „Danny" ist ein Hypokoristikon zu „Daniel", was nicht allgemein bekannt sein wird.

Zu S. 385, Absatz 2 (Der Streit um das Liebeslied): Weitere Literatur findet man bei Emil Karl Blümml, Zwei Leipziger Liederhandschriften des 17. Jahrhunderts. Als Beitrag zur Kenntnis des deutschen Volks- und Studentenliedes, hrsg. von E. K. Bl. (Teutonia, 10. Heft), S. XIV (sub: „Literatur über das ältere deutsche Volkslied.")

Zu S. 388, Absatz 2 (Volksgesangbuch von Hoffmann von Fallersleben): Was den seit Hoffmann im Kinderliede sehr beliebt gewordenen Kuckucksruf anbetrifft, so wolle man

hierüber ein „Kleines Feuilleton" vergleichen (Hartungsche Zeitung vom 19. April 1912, Morgen-Ausgabe):

Der Kuckucksruf in der Tonkunst. „Kuckucksgesang ist kein Harfenklang," sagt das Volkslied. Nichtsdestoweniger übt der schlichte Kuckucksruf, der meist in den letzten Apriltagen die Nähe des ersehnten Maimondes zu künden beginnt, auf das menschliche Gemüt eine starke und fröhlich stimmende Wirkung aus. Und gerade im Volke ist dieser Vogelruf beliebter als manch anderer, der vielleicht lieblicher klingt. Als in München einst ein Vogelfreund in ein Fenster seiner Wohnung einen rufenden Kuckuck stellte, strömten die Zuhörer in solchen Massen herbei, daß kein Wagen mehr die Straße passieren konnte! Aber der schlichte und doch nicht reizlose Kuckucksruf, der so merkwürdig zwingend zum Nachahmen reizt, hat auch seit alten Zeiten den Tonkünstlern gefallen, und viele hielten dies sympathische Intervall der schöpferischen Verwertung würdig. Und so ist der Kuckucksruf — wohl gerade um seiner Einfachheit willen — anscheinend das erste Vogelmotiv gewesen, das in die Tonkunst Aufnahme fand. Nachweislich am frühesten finden wir ihn in dem von einem britischen Mönche namens Simon Fornsete im Jahre 1226 geschriebenen, sechsstimmigen Doppelkanon „Summer is icumen in, Lhude sing cuccu". Klarer und unverkennbarer als aus diesem Kanon tönt uns die Stimme des Kuckucks oder Gauches aus einer Sammlung von „kurzweilgen, guten, frischen, deutschen Liedlein" entgegen, die Anno 1570 in Dresden erschien. Denn darunter befand sich das Volkslied vom „Gutzgauch", der auf einem Zaune sitzt und im Regen naß wird. Die vom Fachmann am höchsten geschätzten musikalischen Verarbeitungen des Kuckuckmotivs sind das allbekannte Volkslied „Kuckuck, Kuckuck, rufts aus dem Wald", ein von dem „Churfürstl. Maynitzis. Italienischen Secretarius" Johann Jakob Walter stammendes, im Jahre 1694 veröffentlichtes Stück mit der Aufschrift „Scherzo d'Angelli con il Cuccu". Aufmerksam macht Dr. phil. Bernhard Hoffmann in seinem Buch „Kunst und Vogelgesang" auch auf den aus dem 16. Jahrhundert stammenden, vierstimmigen „Chant des oiseaux" von Cl. Janequin. Dieser bringt eine große Feinheit, die wiederum der Naturkenner zu würdigen weiß: Er gibt dem Kuckuck hier und da drei Töne — und in der Tat läßt der Vogel in großer Erregung auch drei Töne hintereinander erschallen. Den Kuckuck am schönsten singen aber läßt doch Beethoven, und zwar in der „Pastorale" am Ende des zweiten Satzes. Hier erheben auch Wachtel und Nachtigall ihre Stimme. Kuckuck, Nachtigall und Wachtel, diese drei gehören übrigens insofern zusammen, als sie das Vogelsängertrio waren, von dem sich die schaffenden Musiker zuerst anregen ließen. Es gehörte gewissermaßen zur musikalischen Tradition, sich auf diese drei zu beschränken. Das hinderte freilich nicht, daß nebenher auch manch anderes Vogelstimmchen im Reiche der Kunst ertönen durfte. Und allmählich ist diese Ehre „Amsel, Drossel, Fink und Star und der ganzen Vogelschar" — so darf man beinahe sagen — zuteil geworden. Selbst für Hahn und Henne gilt es! Der Reichtum mancher Wagnerschen Opern an glanzvoll verwerteten Vogelmotiven ist bekannt. Übrigens ist auch unser Kuckuck in der Oper zu finden. Unzählige Male ertönt z. B. sein Ruf in Humperdincks „Hänsel und Gretel" nach dem so volkstümlich gewordenen Liede "Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm". Man erzeugt hier zunächst den reinen Ruf mit einem besonderen Instrument, worauf das Motiv von Hörnern, Flöten usw. aufgegriffen wird.

Der Kuckucksruf ist gewissermaßen auch als ein Arbeits- oder Gewerbe-Cri aufzufassen, resp. als ein Refrain beim Spiel und beim Tanz! Bei dieser Gelegenheit sei übrigens (nochmals?) an das sog. ‚cri-cri' erinnert; ein Marter-Instrument für die Ohren (gleich oder ähnlich der Kastagnette, doch aus Metall bestehend), welches bei der Schuljugend vor etwa vierzig Jahren „beliebt" war und jetzt vereinzelt wieder aufzutreten scheint. (Augenblicklich als grüner Frosch!)

Zu S. 396 Anm. [1]): Zu der hier mitgeteilten Literatur vgl. noch das größere Werk von O. Elben, Der volkstümliche deutsche Männergesang. Geschichte und Stellung im Leben der Nation. 2. Aufl. Tübingen 1887. Preis: M. 9,—.

Zu S. 398: In der hier (unter dem Strich) beendigten Anmerkung 397 [1]) ist natürlich (Zeile 8 unterm Strich) zu lesen: „Erich Schmidt" (†) statt: „Felix Schmidt." Gemeint ist der bekannte Berliner Literarhistoriker; das ärgerliche Versehen ist wohl auf die oft etwas „schleunige" Zusammenstellung der Zeitungs-Notizen zurückzuführen. (Oder „Druckfehlerteufel"?).

Zu S. 400f. (Postlieder; vgl. oben S. 326): Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" brachten in der nr. 124 v. J. 1910 (Freitag, 6. Mai; 3. Beilage) folgende Notiz:

Fl. Entwickelung und Geschichte des alten deutschen Postwesens in einer Periode der beginnenden Umwälzung und Modernisierung klärt eine umfängliche Sonderausstellung des Fürstlich Thurn und Taxisschen Zentralarchivs in interessanter und durchweg authentischer Weise auf, die soeben, anläßlich der Oberpfälzischen Kreis-Säkularausstellung zu Regensburg daselbst im Fürstensaale des Alten Rathauses stattfindet. Dort führen auf einer Fläche von 40 Quadratmetern 18 Schaupulte und ebensoviel Tafeln den Werdegang des Thurn und Taxisschen Postwesens vor Augen. Auch die 54 Briefmarken-Sorten der Fürstlich Thurn und Taxisschen Postverwaltung aus den Jahren 1852 bis zur Auflösung, 1866, werden bei dieser Gelegenheit zum ersten Male im ganzen Bogen ausgestellt.

Zu S. 402, dritter Absatz; darin Zeile 8 von oben („Nimm mich mit"): Vgl. hierzu oben S. 136, Anmerkung [1]).

Zu S. 415 (Das Kinderspiel): Eine preußische Verordnung wird erwähnt in der Hartungschen Zeitung sub: „Bücherschau"; etwa um den 9. Mai 1909. Diese Verordnung bezieht sich auf die Schulreigen, die ja neuerdings sehr „in Aufnahme" gekommen sind (wie man im 18. Jh. gesagt haben würde). — Vgl. noch: Minna Radzewill (Lehrerin in Hamburg), Reigensammlung. Mit zahlreichen Figuren. Lpz., Teubner, 1908. Geb. M. 2,40. (In Besprechungen gerühmt: — „moderne" Pädagogik, im guten Sinne des Wortes.) — P. G. Schäfer, Geländespiele. Kleine Schriften des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland, Bd. 8. Lpz., Teubner, 1908 (09?). Dergleichen Gelegenheiten sind stets

dem Wanderliede günstig (vgl. oben S. 328—30). Wir drucken einen Zeitungsbericht vom 6. Okt. 1909 ab (Hartg.sche Ztg.):

„Das Buch regt die Bildung von Schülerkompagnien in Deutschland an. Ohne unmilitärisch zu sein, vermeidet die Schrift in richtigem Gefühl das rein Soldatische englischer und französischer Schülerkompagnien. Das Leitwort unter dem prächtigen Bilde Jahns, welches die Einleitung schmückt, ‚Jeder Turner soll zum Wehrmann reifen, ohne verdrillt zu werden' (Vorwort zu Jahns Deutscher Turnkunst) ist trefflich gewählt und gut durchgeführt."

Zu S. 417 (Winnefeld): Vgl. noch das Buch von G. A. B. Schierenberg, Von Feldrom nach dem Winfelde zogen die Legionen des Varus. Detmold 1842. — Winnland ist Amerika, das von den Wikingern gewonnen wurde; hierüber handeln die Winlandsagas. Vgl. August Kromayer, Die Winlandsagas, Halle a. S. [1909]. In Hendels „Bibliothek der Gesamtliteratur". Otto Bremer, Ethnographie d. germ. Stämme § 120 (Pauls Grundriß III², Straßburg 1900, 842); E. Lucá, Winland. Deutsche Rundschau Juni 1910. Es kommt auch (vgl. Bremer) die Schreibung: Vinland vor, wobei niemals an „Finnland" zu denken ist.

Zu erinnern ist hier auch an die Schrift von Theodore Roosevelt, The Winning of the West; sie wurde erwähnt von Erich Schmidt gelegentlich seiner Rektoratsansprache beim Berliner Universitäts-Jubiläum (Mai 1910).

Zu S. 418, Zeile 11: Hinter: „. . . staſiert," vor der Klammer, ergänze: „auftritt" (nicht gesperrt).

Ebenda, Anm. [1]) ist Zeile 6 hinter „8 M." die Klammer zu schließen.

Zu S. 420 (Junggesellen-Lieder.): Vgl. S. 82: „Der Hagestolze."

Zu S. 421, Schluß der Anm. [5]) (von S. 420): Das Ledigenheim in der Danckelmannstraße zu Berlin-Charlottenburg (es trägt übrigens die Hausnummer 46/47 oder 49) hat sich vortrefflich bewährt. Insterburg und Hamburg sind inzwischen dem Beispiele von Charlottenburg gefolgt. Zu Insterburg bestehen mehrere Altersheime; das Hamburger Haus ist erbaut vom Guttemplerorden (internationaler Bund zur Bekämpfung des Alkoholismus). — In Breslau ward anläßlich des 100jährigen Universitäts-Jubiläums (3. August 1911) der Plan gefaßt, ein Studentenheim zu begründen. Der Bau ist bereits in Angriff genommen und ziemlich weit gefördert worden.

Unter der vorliegenden Rubrik 7 („Das Arbeitslied") sollen dann hier noch einige Nachträge folgen, die sich auf den „Positiven Teil" (B) des „Winiliod" beziehen (S. 60—151).

Zu S. 61 (Literatur über die Klöster) vgl. noch: Dr. Karl Voigt, Die königlichen Eigenklöster im Langobardenreiche. Gotha 1909. — Dr. Martin Wackernagel, Die Spuren mittelalterlicher Mönchskultur in Süditalien. Hochland, Septemberheft 1910 (7, 12). — Außerdem: Albert Werminghoff, Die wirtschaftstheoretischen Anschauungen der Regula S. Benedicti. In: Historische Aufsätze, Karl Zeumer dargebracht von Freunden und Schülern. Weimar 1910. 4°, 31—50; ferner die oben S. 80 beigebrachte Literatur, die „weiblichen" Klöster betreffend. (Kanonissenstifter.)

Dazu noch: Anton E. Schönbach, Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften. 10. Stück: Die Regensburger Klarissenregel. (S. B. d. Wiener Akad. d. W. 1908.) Ribbeck, Beiträge zur Geschichte von Essen. 30. Heft. 1909. Privatdozent Dr. Wilhelm Levison in Bonn, Westdeutsche Zeitschr. usw. 27, 4 (Trier 1909), über Schäfer (mit Literatur).

Zu S. 63 (Die Urgeschichte) vgl.: Thomas Achelis, Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung (Berlin 1902).

Zu S. 65 (Die Hirtenlieder): Vgl. Ernst Seiffert, Sport und Rhythmus. (Mit fünf Bildern.) „Zeit im Bild," VIII. Jahrg., nr. 51 (15. Dez. 1910), S. 1215—17.

Was die übrigen Berufe anlangt (oder wenigstens einen derselben), so vgl. noch: Rich. Kober, Die Anfänge des Wollgewerbes. Berlin 1908 (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 8).

Zu S. 67 (Gesang und Tanz): Hier sei an den historischen „Pfeifer von Niklashausen" erinnert, über welchen wohl auch bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur existiert.

Zu S. 68 (Die Männerbünde): Vgl. SS. 170. 276. 304. Ebenda, Anm. 1): Vgl. S. 299, Anm. 1); S. 421, Anm. [5].

Zu S. 69 (Die Lieder vom Klosterleben): Vgl. jetzt die Schrift von Dr. phil. Kurt Hennig, Königsberg i. Pr.: Die geistliche Kontrafaktur im Jh. d. Reformation. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volks- und Kirchenliedes im XVI. Jh. Halle a. S. (Niemeyer) 1909. XI u. 322 SS. 8°. Diese Arbeit entstand auf Anregung von Prof. Dr. Rudolf Meißner, jetzt in Bonn; sie erwuchs aus einer Königsberger Dissertation und bringt reiches Material.

Zu S. 70f. (Der Wechsel) vgl. jetzt die Dissertation: Adolar Angermann aus Iserlohn, Der Wechsel in der mittelhochdeutschen Lyrik. Diss. Marburg. (141 SS. 8°.) — Zur „Klosterscheu" ist zu vergleichen Böhme, Ad. Lb. nr. 243 („Klosterhaß"), S. 71.

Zu S. 71 (Die Nonnenklage): Hier ist noch zu vergleichen: Böhme, Altdeutsches Liederbuch nrr. 241 und 242 (Nonnenklage).

Zu S. 72 oben (Die mittelalterliche Geselligkeit): Was den Minner-Orden anlangt, so vgl. Kurt Matthaei, Das „weltliche Klösterlein". Diss. Marburg 1907, S. 59ff.

Zu S. 73 (Der weibliche Geselle): Die sozialdemokratische „Genossin" (Rosa Luxemburg!) ist also schon etymologisch ein Unding. — Ein got. swf. gajukô ist, wie das Glossar lehrt, nur einmal in der eigentlichen Bedeutung: „Genossin," häufig dagegen in der übertragenen Bedeutung: „Zusammenstellung, Gleichnis" belegt; ein Umstand, der unsere Vermutung zu stützen scheint (weibliche Hilfe wertlos, trotz der Wagenburg bei den Cimbern und Teutonen).

Zu S. 74, Schluß von Absatz 1 (Das Gesellschaftslied). Vgl. „Winiliod", S. 271.

Zu S. 75 (Die Ehelieder als Doppelgattung): Vgl. Heinrich Finke (Prof. a. d. Univ. Freiburg i. Br.): Die Stellung der Frau im Mittelalter. 1. Zur Frage der literarischen Wertschätzung der Frau im Mittelalter. Internationale Wochenschrift für Wissenschaft und Technik. 4. Jahrgang nr. 40, 1. Okt. 1910, [1243]—58; 2. Zur Geschichte der mittelalterlichen Frau in der Ehe. Ebenda nr. 41, 8. Okt. 1910, 1285—1302. (Lesenswert!)

Zu S. 77 oben (Die Unzufriedenheit. Vater und Tochter.) Vgl. im Allgemeinen: Rudolf Hirzel, Der Dialog. I. II. Lpz. 1895. Hier sind in specie die antiken Vorläufer von Streitgedicht und Kampfgespräch behandelt; ausführlicher als in der Schrift von Jantzen. Vgl. auch noch: Werner Schwartzkopff, Rede und Redeszene in der deutschen Erzählung bis Wolfram von Eschenbach. Berlin 1909. (Palaestra nr. 74.) Dazu die Besprechung von Karl Helm-Gießen, Lbl. f. germ. u. rom. Philol. 1913, Februarheft, S. 59—61. (Der Dialog kommt schon im Beowulf vor.)

Zu S. 80, Zeile 14 über dem Strich, lies „ansprechen" statt „auffassen".

Zu S. 82 (Mitte): Zum Junggesellenliede vgl. noch S. 420, vier Zeilen über dem Strich.

Zu S. 87, Zeile 17 v. o. (Liebesgruß im Ruodlieb) vgl. Kelle, Lg. I, 280; ferner MSD² 362ff. (nicht: f.), bes. S. 364.

Anmerkung: Es ist nicht recht ersichtlich, ob Jul. Zeitler, der Herausgeber der Liebesbriefe (nebst Nachlese), mit dem Verleger identisch ist.

Zu S. 89, Zeile 7 v. o.: Ein Ansatz zur Übertragung der bewußten Kapitularstelle findet sich bei Mühlbacher (Winiliod, S. 58f.) Sonst ist mir keine Übersetzung bekannt.

Zeile 11f. (Das Senden von Zelle zu Zelle): Diese Auffassung vertritt Adolf Bartels, G. d. d. L. I³. ⁴., Lpz. 1905, 28.

Zeile 23f. (Die Bedeutung des Verbums scribere. Niederschrift einzelner Lieder, zum Zwecke der Versendung). Vgl. „Winiliod", S. 149 unten. — Noch weniger wahrscheinlich ist die Gleichung scribere = concipere; vgl. Kelle I, 78: „verfassen," 280: „dichteten."

Zu S. 91, Z. 2 v. u. ist das Wort ‚carmina' zu sperren!

Zu S. 92, Z. 7 v. o.: Hinter dem Worte „Angst" fehlt ein Komma.

Der Aberglauben. Vgl. Hahn, Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit, S. 71f.: Die Männer-Ceremonien finden öffentlich statt, die Frauen-Ceremonien sind stets geheimnisvoll. — Vgl. noch: J. Heineken, Die Anfänge der sächsischen Frauenklöster. Diss. Göttingen 1909. 128 SS.

Zu S. 92, Anm. [1]): Für cantica rustica (rustighiu sangh) scheint jetzt nach unseren Ausführungen die Übersetzung: „Landwirtschaftliche Lieder" angebracht zu sein (nicht: „bäuerlich plump," wie man bisher annahm).

Zu S. 93, Z. 27 v. o.. Statt 879 ist zu lesen: 789.

Zu S. 94: Alois Walde, Lat. etym. Wb. Heidelberg 1906 (Sammlung idg. Lehrbücher II, 1), S. 389, stellt mittere zu „schmeißen". (2. Aufl. 1910.) Doch ist diese Deutung ja jetzt hinfällig geworden. Auf das Waldesche Wörterbuch machte mich freundlichst F. Piquet aufmerksam, Revue critique 67, Paris 1909.

Zu S. 96, Z. 18 v. o. (Karolingisches mittere): Hieraus entstand französisch mettre; vgl. Behrend, Lex Salica [3], S. 225[b]. (Doch kommt diese Deutung ja jetzt in Wegfall!)

Zu S. 97, Z. 3—5: Die sog. „G'stanzeln!" (Daher ist ‚liod' stets nur im Plural überliefert; vgl. „Winiliod" S. 11, Anm. [1]). (Q. e. d.)

(Das Klosterspiel.) Vgl.: „Nonnenregel," Heinrich Meyer-Benfey, Mhd. Übungsstücke, Halle 1909, nr. 5.

Zu S. 98 (Die erste Fassung): Vgl. Simrock 822.

Zu S. 100 (Görings Klosterlied). Vgl. Otto Schütte-Braunschweig, Die Nonnenbeichte. Zs. d. Ver.s f. Volksk. 22, 2 (Berlin 1912), 186—188. (Wechsel zwischen Nonne und Pater. 22 Strophen. Aus Volkmarsdorf.) — Über „Mönche als Lebemänner" berichtet eine Notiz der Ostpr. Ztg. vom 14. Okt. 1910; sie bezog sich auf die Lebensweise der Czenstochauer Paulinermönche, in deren Zellen Liebesbriefe gefunden wurden. — Andererseits ging im Hochsommer 1909 eine Notiz durch die Presse, betreffend einen Briefwechsel zwischen deutschen Mädchen und Negern unserer Kolonien; besorgte Journalisten richteten Mahnworte an die Eltern. — Etwas früher spielte sich wohl der „Bekehrungs"-Skandal vornehmer misses (oder

ladies?) im New-Yorker Chinesen-Viertel ab, etwas später die Vorgänge im Hamburger Tierpark (Hagenbeck's wilde Völker). Solche Parallelen sind bei der anthropologischen Vergleichung stets heranzuziehen.

Zu S. 101 (Jüngling und Greisin): Die beiden Typen sind auch bildlich dargestellt; vgl. Israhel von Meckenem: Alte und Jüngling, Alter und Mädchen (Kupferstiche).

Anm. 2): Zu dem Gellertschen Gedichte: „Der beherzte Entschluß" ist zu vergleichen ein Novellen-Motiv: „Henkersrecht" (oder: „Das Recht des Henkers.") Der Scharfrichter freit die Kindesmörderin direkt vom Richterstuhl weg. — Vgl. auch folgende Zeitungs-Notiz (Königsberger General-Anzeiger vom 1. Juli 1912):

Im Mittelalter starb in einem Landstrich eine Generation fast aus. Man machte alle Anstrengungen, um die älteren Mädchen noch an den Mann zu bringen. Alles vergebens. Endlich verfiel man auf ein letztes Mittel. Man versprach den Zuchthäuslern, die zum Tode durch den Strang verurteilt waren, das Leben, wenn sie sich bereit erklärten, eine der nunmehr ziemlich alten Mädchen zu heiraten. Der Tag der Exekution nahte, der Verbrecher wird an den Galgen geführt, zuvor ihm aber eine Reihe in Betracht kommender Mädchen gezeigt. Mit wehleidigem Blick sieht er sich die „Jungfrauen" an und ruft dann, mit einer Handbewegung nach dem Galgen zeigend, resigniert aus: „Auff!"

Zu S. 103, Zeile 17 v. o.: In Zolas Jugendroman „Therese Raquin" handelt es sich um einen kranken, nicht um einen alten Mann; dies wurde freundlichst berichtigt von F. Piquet, Revue critique 67, Paris 1909.

Zu S. 105, Zeile 14 v. o. (Gemination des n): Vgl. S. 112 oben! Vielleicht werden die phonetischen (oder vielmehr graphischen!) Bedenken gegen das einfache n nunmehr bald schwinden; in Rücksicht auf die Stelle bei Theodor Siebs in Pauls Grundriß II², 1902, 526.

Zu S. 112: In der Anm. 1) lies: „. . . findet sich in den wichtigsten (6. 8. 9. 12.) die Form winileodos [nicht: winiliodes.]"

Zu S. 113, Zeile 8 v. o.: Vgl. S. 170, Absatz 1.

Zu S. 113 (Osthoffs Tabelle): Der von uns so häufig zitierte verdiente Forscher hat inzwischen die Augen geschlossen: — Geh. Hofrat Dr. phil. Hermann Osthoff, Ordinarius für idg. Sprachwissenschaft und Sanskrit in Heidelberg, starb dort am 7. Mai 1909.

Zu S. 116 (Nomaden- und Hirtenleben): Zu dem hier in Absatz 1 Ausgeführten vgl. noch Franz Linnig, Bilder zur Gesch. d. d. Spr., Paderborn 1881, 366 (sub: „Die Botanische Wortfamilie.")

Zu S. 121, Zeile 5 v. o.: Über den „Heumonat" (ob in der ersten Hälfte ein Verbalstamm stecke?) vgl. noch im „Winiliod" weiter unten, SS. 126 und 142.

Absatz 2 u. 3 (Die Art der Komposition von winnemânôt.) Man vgl. noch das nd. winnewerp (= moltwerfe), von Schmeller auf got. vinja, ahd. wunna zurückgeführt: „das die Weide aufwerfende Tier." Siehe Zeitschr. d. Allg. Dtsch.en Sprachvereins. 24. Jahrg., 1909, nr. 10, S. 316.

Vgl. Dr. Otto Maußer-München, Die Monatsnamen der Wogulen und Altpersien. Globus Bd. XCVI, nr. 14 (14. Okt. 1909), S. 222—24; bes. 222[a b]: „Tannensaftmonat" an Loswa und Konda; „Pflugmonat" (für April-Mai) an der Tawda.

Zu S. 122, Anm. [1]): Dagegen ist allerdings zu vergleichen Heyne-Handwerk 1 f., bes. 2[1]).

Zu S. 123 (Der leibeigene Feldarbeiter). Der idg. Sklave gewinnt das Feld für den Herrn. „Winnefeld" ist nicht nur Ortsname (vgl. „Winiliod" 417), sondern auch Familienname. Bekannt ist der Archäologe Prof. Dr. Hermann Winnefeld in Berlin-Halensee; er wird z. B. erwähnt von Adolf Deißmann, Licht vom Osten, Tübingen 1908, SS. 8 u. 267. — Es gibt auch den Familiennamen Winstedt; vgl. Lit. Zbl. 1910, 1561.

Dritter Absatz (Die eigentliche Beschaffenheit der Urwurzeln): Vgl. Otto Abel, Über Gegensinn und Gegenlaut in den klassischen, germanischen und slavischen Sprachen. Heft I. Frkft. a. M. 1905. (Mehr nicht erschienen.)

Zu S. 124, Absatz 1 (Wonne und Winne): Hier ist nachzutragen das schöne Beispiel: winnan wundarquâla, Heliand 5611. (Das Prinzip der Welterlösung!)

Absatz 3 (Weibliche Kräfte in der Landwirtschaft). Die Frau kann also schwere Arbeit nicht verrichten und eignet sich daher wohl kaum für den Kriegsdienst. Amazonen, sowie auch Schild- oder Wunschmaide und Walküren gehören der Dichtung und der Sage an. Doch kann sich die Frau durch leichtere Arbeit in der Landwirtschaft nützlich machen, wie bereits erwähnt; sie betreibt den Hackbau. Vgl. unter der Überschrift: „Praktisches Allerlei" eine instruktive kleine Notiz in der „Landwirtschaftlichen Rundschau" (Beilage der „Ostpr. Ztg.") vom 2. April 1910; der Anfang lautet: „Die Hackkultur beim Getreidebau findet noch viel zu wenig Anwendung, obgleich sie das Wachstum der Getreidepflanzen sehr zu begünstigen und oft den Ertrag bedeutend zu erhöhen vermag. Das Hacken der Drillsaaten mit der Handhacke oder Pferdehacke hält den Boden unter Verhütung der Verkrustung locker und darum offen für Luft und Wasser, erhält ihm auch die Feuchtigkeit." Usw.

Einige hier zu nennende Bücher will ich nachtragen:

Dr. Karl Steinbrück (Privatdozent, Halle a. S.), Landwirtschaftliche Betriebsmittel. Hannover 1908, Dr. Max Säkecke, Verlagsbuchhandlung. In: Bibliothek d. gesamten Landwirtschaft, hrsg. von Dr. Karl Steinbrück, Bd. II. Broch. M. 0,90; geb. M. 1,20. — Im gleichen Verlage erschien von demselben Autor: Die Geschichte der deutschen Landwirtschaft, Bd. I, M. 0,80. Hannover 1908. — Ein drittes Werk desselben Autors führt den Titel: Handbuch der gesamten Landwirtschaft. (Billige Lieferungsausgabe.) 53 Lieferungen. 3577 SS. mit Abb. und 1 Tafel. Hannover (Dr. M. Jänecke) 1907/08. (Vgl. das. auch noch: Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit, gesammelte Vorträge von Georg Friedrich Knapp, Lpz. (Duncker & Humblot) 1909. Preis: M. 2,40. — Dr. Ludwig Stephinger, Privatdozent a. d. Univers. Tübingen, Die Landwirtschaft mit ihren industriellen Nebengewerben. (Handbuch der Politik. Zweiter Band: Die Aufgaben der Politik. Zehntes Hauptstück: Einzelwirtschaft.) Breslau (Block). Wann erschienen?

Zu S. 125, Anm. [1]). Der Ausdruck „winnend" (für „toll") ist ganz speziell bayrisch; vgl. Ludwig Leistner, Das Nibelungenlied nach ... (A) ... München 1886, S. 4f. 7. 16.

Zu S. 126 (Das Brachen) ist noch zu vgl.: Otto von Buchwald, Primitiver Hackbau und Arbeitsteilung. Globus Bd. 98, Braunschweig 1910, 260ff. — Dr. Eduard Hahn (Privatdozent in Berlin), Die Entstehung des Getreidefeldes. Intern. Wochenschr. etc. 1. und 8. Juli 1911, 819—28; 851—62 (Fünfter Jahrg. nrr. 26 und 27). Die Frau tritt in der Pflugkultur zurück. — Der Hirse (eine Art Gartengetreide) wurde, wie es scheint, häufiger gejätet. Diese Tätigkeit ist jünger als Pflügen, Düngen und Säen; im Hackbau ist sie noch nicht vertreten. — Der Wanderhirte (Tauschhandel mit Milch) kommt nicht hinter dem Jäger, sondern hinter den Anfängen der Bodenwirtschaft. (Vgl. noch: Dietrich Meyer, Der Hackfruchtbau. Hannover, Dr. Max Jänecke, 1907. [Landwirtschaftliche Bibliothek. Hrsg. von Karl Steinbrück, Bd. 17.] VII, 87 SS. mit Abb. — Preis: M. 0,95.)

Zu S. 129. Über die „Zote vom Feuerreiben" vgl. Hahn, Pflugkultur S. 13, mit Anm. [2]) (Massai). — Zum Liede des wilden Volksstammes vgl. Ernst Grosse, Die Anfänge der Kunst. Freib. i. Br. u. Lpz. 1894, S. 210f. (S. 211: „Urzelle der Poesie", nach Scherer.)

(Die Übergangsperiode.) Begriff 2. kämpfen und 3. lieben fallen zusammen unter der Bedeutung coire; vgl. Meringer, J. f. 16 (1904), 182. — Zahlreiche Metaphern pro coitu sind zu verzeichnen, meist „musikalische" [!]; vgl.

„orgeln, geigen". Originell ist ‚auf der quintern spielen', fsp. 343, 16. (Für Onanie: „wichsen", etc.)

Zu S. 131, oben, vgl. noch: „rindern."

(Die Übertragung des Begriffes.) Vgl. noch: „abgestumpft, abattu, roué, abgetan." — Im letzten Satze dieser Rubrik ist das Wort „scheint" zu sperren, so daß es nunmehr heißt: „Die Sprachgeschichte scheint aber im allgemeinen für den Monismus einzutreten: . . ."

Zu S. 132 oben: Hier sei daran erinnert, daß Festungen wie auch Prinzen einem Gouverneur überwiesen werden.

(Wörter und Sachen) vgl. noch: „abgesägt werden" (à la „abgehalftert werden").

Zu S. 133 (Der Kampf um das Weibchen): „Gwinner." Vgl. hierzu S. 416f. (unten im „Winiliod").

(Die Bergmannssprache.) Hier sei noch besonders hingewiesen auf die bereits erwähnte mühevolle Arbeit des „Ritzens", welche mit dem „Gewinnen" spezielle Verwandtschaft zu behaupten scheint. Es sei mir gestattet, auf den Artikel ritzen, verb., im DWB 8, Lpz. 1893, 1082—84, zu verweisen; diesen Artikel habe ich, nebenbei gesagt, damals selber beigesteuert; als Hilfsarbeiter, unter Moritz Heynes Oberleitung. — Einen landwirtschaftlichen Beigeschmack bietet daselbst namentlich die Stelle 1083, 3: „. . .; ritzen, im Herbste nur halb pflügen, so daß ein Wasen auf den anderen kommt; die Brache umreißen. Schm.[eller] 2, 195."

Zu S. 134 (Agrarisch winnan): Hier sei Folgendes nachgetragen:

1. Zu vergleichen ist die Redensart: „gewinnen und erkobern (Teutologie. Zweigliedrige Form.)"; Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828, S. 15. Aus: Wenk, Hess. Gesch. 2, 302 (a. 1525).

2. Dr. F. Müller-Lyer, Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts. Soziologische Überblicke. München (J. F. Lehmann) 1908. XVI und 370 SS.

Der Verfasser beschäftigt sich hauptsächlich mit einer „Entwicklungsgeschichte der Nahrung"; er scheidet: Jäger, Hirten, Ackerbauer (1. Hackbauer; 2. Pflugbauer). Mit der Entwicklung der Nahrung geht eine geschlechtliche Differentiation Hand in Hand.

3. Max Moßkowski, Ost- und Zentralsumatranische Gebräuche bei der Ackerbestellung und der Ernte. In: Zeitschrift für Ethnologie 41, III. IV, Berlin 1909, 469—93. —

(Also auch die Abgabe an den Grundherren wird als „Gewinn" ausgedrückt.) Vgl. Herm. S. Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten Lpz. 1908 (Aus Natur und Geisteswelt, 214. Bändchen), S. 47f.: Das „Neujahr-Gewinnen".

Zu S. 134 („Menſchliche" und „ſächliche" Redensarten). Nachzutragen iſt noch „verdreht" (verdrehte Schraube), „Oberſtübchen" (aufgeräumt); vgl. jetzt auch unſer Supplement, S. 94f. (Dazu: ſchuhriegeln, Depoſition der Schuſter!) Ferner:

1. Albert Waag, Bedeutungsentwicklung unſeres Wortſchatzes, ein Blick in das Seelenleben der Wörter. ² Lahr i. B. (Schauenburg) 1908. XVI, 183 S. Geb. M. 3,50. (Entſprechend lateiniſch: Ausdruck = expressio, begreifen = comprehendere, bewandert = versatus.)

2. Zeitungs-Notiz vom 23. Juni 1910: „Dies und das. Zugleich mit dem Erſcheinen eines „Gloſſariums" über Schauſpielkunſt von Frank Wedekind werden drei Dramen von ihm in folgender Form angekündigt:

In allen Sätteln gerecht.
Komödie in einem Aufzug.
Mit allen Hunden gehetzt.
Schauſpiel in einem Aufzug.
In allen Waſſern gewaſchen.
Tragödie in einem Aufzug.

Sollten dieſe Titel einen autobiographiſchen Charakter der Trilogie andeuten?"

Zu S. 137 (Palliſadenbau, Egge.) Vgl. Krauſe, Tuisko-Land 308 (über Feuerbohrer und Notfeuer).

(Individuelle Nomenklatur.) Wiederholt ſei hier hingewieſen auf das Werk von Eduard Hahn, Die Entſtehung der Pflugkultur (unſeres Ackerbaus). Heidelberg (Winter) 1909. Dort wird als Männerbeſchäftigung hingeſtellt: Nähen, Weben, Schmieden, Viehzucht. Dagegen iſt der Feldbau zunächſt Weiberſache; vgl. S. 20: ein ſpitzer Stock wird benutzt, um den Boden zu ritzen. (Referat von Goldſtein, Globus 1910, 64f.: Hahn hat den falſchen Weg eingeſchlagen, den Preuß gezeigt hat.) Man ziehe auch ſtets das andere Werk von Hahn heran: Die Entſtehung der wirtſchaftlichen Arbeit. Heidelberg (Winter) 1908. — Auf die Forſchungen Hahns wird in einem beſonderen Abſchnitte ausführlich Rückſicht genommen in dem ſchon erwähnten großen Werke: Dr. Rich. Braungart, Die Urheimat der Landwirtſchaft aller idg. Völker an der Geſchichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewieſen. Heidelberg (Winter) 1912. Mit 266 Abb. und 1 Tafel. Braungart, der in München lebt, verſpricht im Vorwort S. V ein größeres Werk: Über die älteſte Landwirtſchaft der germ. Völker, verglichen mit jener der Völker Europas, Aſiens und Afrikas, welche wegen Entlehnung in Frage kommen. Der Autor bemerkt hierzu, er ſei hochbetagt und zweifle an der Vollendung; hoffen wir, daß ihm dieſe noch beſchieden ſei! (Auf S. 416,

im Nachtrag VI, wird nochmals dies Versprechen gegeben: „Über die Landwirtschaft der germ. Völker.") — Auf S. 400ff. bringt Braungart als Nachtrag IV ein Kapitel: „Die laya, das volkstümliche Ackergeräte des Baskenvolkes in Spanien." Endlich wird auf S. 431 ein Werk zitiert (im Nachtrag VI: W. Hamm, Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen Englands. 2. Aufl. Braunschweig 1858. — Wir haben hier nur Einiges herausgegriffen; das Braungartsche Buch bringt aber eine große Fülle von Anregungen und ist ganz unentbehrlich. Im Nachtrag VI, auf S. 414f. wird, um nur dies eine noch zu erwähnen, zitiert: Professor A. Gebhardt in Erlangen, Wörter und Kulturkreise. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.

Zu S. 139 (Die Ausdrücke der depositio): Das Verbum „keilen" geht wohl auf die Zimmerleute zurück; was ein „Keilfuchs" ist, wissen wir ja wohl Alle. Das Verbum wird jetzt meist „proleptisch" gebraucht, indem die ursprünglich bei der Einführung ausgeübte Tätigkeit nunmehr auf die Werbetätigkeit übertragen wird. Früher war das anders, z. B. in Königsberg, wo in den Artushöfen die neu Aufzunehmenden unter gewissen Förmlichkeiten zu „Hofbrüdern" „gekeilt" wurden; vgl. einen vom Oberlehrer Prof. Dr. Loch im „Kaufmännischen Verein" zu Königsberg gehaltenen Vortrag (Ostpr. Ztg. 26. XI. 09.) — Über „Landwirtschaftliche Lehrlingsprüfungen" berichtete die „Deutsche Tageszeitung" am 26. März 1911 (Nummer 157, 2. Beiblatt); wie jedoch natürlich, war in diesem offiziellen Bericht über die Prozeduren der agrarischen depositio nichts gesagt.

Zu S. 139. Die Ausdrücke der depositio könnten etwa noch vermehrt werden durch die übertragenen Wendungen: „Jemanden anfeuern", „Jemandem eins auswischen" („Wischer") etc.; Redensarten, die auf einen ursprünglich technischen Begriff hindeuten (so sagt man in Österreich „verschleißen", in einigen Gegenden Deutschlands „verstreichen" statt „verkaufen", wobei noch die Symbolik des Handels durchschimmert).

(Das Spottlied.) Die Erotik spielt hier insofern mit (höchstens!), als die Handwerker sich gegenseitig den „Schatz" (das Mädchen) abzujagen suchen, durch Lob des eigenen und Verhöhnung des fremden Handwerkes.

(Die ungeschickten Bewegungen.) Ein (edles) Weberlied, kombiniert mit dem Spinnermotiv, ist zu finden bei Gottfried August Bürger; G. A. B.s Gedichte, Göttingen (Dieterich) 1853, S. 111f. Der Gerichts-Amtmann von Altengleichen hatte sicher mehrfach Gelegenheit, die Landmädchen bei der Arbeit zu beobachten. Das Lied ist nicht nur „gut ge-

sehen" (um uns, ganz vorschriftsmäßig, modern auszudrücken), sondern auch „gut gehört". Das Arbeitsgeräusch ist nachdrücklich hervorgehoben, und an den imitierenden Hand- etc. Bewegungen wird es im Falle der (vom Spinnrocken und Webstuhl unabhängigen) „Aufführung" ebensowenig gefehlt haben, wie bei dem Liede von der sauberen Zunft der Leineweber. Wir setzen das wichtige Stück her:

[1.] Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen schnurre!
Trille, Rädchen, lang und fein,
Trille fein ein Fädelein,
Mir zum Busenschleier.

[2.] Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
[112] Weber, webe zart und fein
Webe fein das Schleierlein,
Mir zur Kirmeßfeier.

[3.] Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Außen blank und innen rein
Muß des Mädchens Busen sein,
Wohl deckt ihn der Schleier.

[4.] Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Außen blank und innen rein,
Fleißig, fromm und sittsam sein,
Locket wackre Freier.

Man beachte den terminus technicus „trillen" in Zeile 1, der wunderhübsch lautmalend gebildet ist. Übrigens scheinen auch hurren und schnurren dergleichen termini zu sein. Das Studium dieser Ausdrücke wäre einem Lautphysiologen zu empfehlen, und zwar das Studium am „Phantom" (in diesem Falle Spinnrocken und Webstuhl). — Weiß Jemand zu sagen, ob das Bürgersche Lied in Kompositionen vorliegt?

Das Kinderspottlied: „Orgeldreher nut, nut, nut; ... etc." hörte ich als junger Gymnasiast zu Braunschweig, etwa i. J. 1878. Die Handbewegungen sehe ich noch.

Zu S. 141. Die Rodung lebt auch in den fränkischen(?) Ortsnamen auf -reut (Poppenreuth, Bubenreuth, Utenreuth etc.)

(Nachbar und Gewinner). (Zum Namen „Winnefeld":) Winfield Scott war ein amerikanischer General. — Vgl. den (fingierten?) Namen des Herrn von Winnstedt in dem Roman von Hans von Kahlenberg: Ulrike Dhuym eine schöne Seele. Roman. Berlin o. J. (Um 1900?)

1. Winning Words: a Lamp of Love for the young folks at home. Series 1—8. Edinburgh [1865—72.] 8°.

2. K. Woltereck, Aus dem Leben eines Sioux-Indianers. Globus 98, nr. 8. — 1. Sept. 1910, 128—30. Daſ. wird S. 128a (wo auch das „alte Wiegenlied" der Sioux erwähnt iſt), des Indianers Ohiyeſſa gedacht (geb. 1858 in Minneſota); er führte den Beinamen: ‚the winner' (der Sieger). Er „gewann" wohl viele Skalpe!

3. Friedrich Kauffmann, Altdeutſche Genoſſenſchaften. In: Wörter und Sachen, Band II, Heft 1, Heidelberg 1910, S. 9—42 (Untertitel: Gemein und geheim; Bauern, Geſellen und andere Genoſſen). — Nach unſerer Anſicht hat ſich die germaniſche Kameradſchaft etwa in folgender Weiſe entwickelt: 1. Genoſſe; 2. Gefährte; 3. Geſelle; 4. Gewerke. Zwiſchenſtufen ſind ebenſo ſelbſtverſtändlich anzuſetzen wie Vertauſchungen der einzelnen Nummern (unter gewiſſen klimatiſchen und ſonſtigen Bedingungen). — (Sigm. Feiſt, Kultur ... d. Indog. Berlin 1913.)

(Moriz Heyne über das Roden): Die Oſtpr. Ztg. brachte am 23. Okt. 1910 eine kurze, aber beachtenswerte Notiz:

Des Landwirts Laſt und der Wirtſchaft Schande ſind ſchlechte Wieſen. Wer ſeine Wieſen pflegt, erzielt ſtarke und ſichere Futterernten, zieht viel Vieh, gewinnt viel Stallmiſt, bringt den Acker zu üppiger Fruchtbarkeit, während wenig und ſchlechtes Futter den Gang der ganzen Wirtſchaft lähmt. Eins greift ins andere. Ein tüchtiger Landwirt widmet ſich daher mit Sorgfalt der Wieſenpflege, bringt die Waſſer- und Bodenverhältniſſe in Ordnung, ſorgt für eine gute Narbe und düngt mit den unentbehrlichen Nährſtoffen. Zur Wieſendüngung iſt bekanntlich Thomasmehl in einer Stärke von anfangs 600—800, ſpäter 400—600 Kilogramm in Verbindung mit Kainit zu verwenden. Die Herbſtzeit eignet ſich für die Düngung beſonders gut.

Zu S. 142 (Erntelied und Heulied): Die erſte Hälfte dieſes Wortes iſt wohl unbedenklich zu „hauen" zu ſtellen; vgl. S. 126.

Alle dieſe Monatslieder werden zuſammengefaßt unter der Bezeichnung: carmina rustica (rustigiu sangh); dies bedeutet, wie wir geſehen haben, nicht: „bäuerlich plumpe," ſondern „landwirtſchaftliche" Lieder; ſ. oben S. 121 (zu S. 92). Vgl. noch Hahn, Pflugkultur 27: Pflugkultur und Kalender aus Weſtaſien entlehnt (Hindus!); ebenda 34ff. (beſ. über den Kalender).

Zu S. 143 (Der Harfenklang): Vgl. Hans Sperber-Upſala, Deutſch Harfe und ſeine Verwandten. In: Wörter und Sachen III, Heidelberg 1911, 68—77. (Zu Meringer, Idg. Frſchgn. 16, 128ff. (Harfe).

(Lied der Spinnerinnen): Vgl. noch SS. 130. 180. 286. — Über die ſyſtematiſche Hebung der alten Spinnkunſt in Baden (Verbindung mit dem Schulunterrichte, Einrichtung von „Spinn-

festen" usw.) berichtete die Hartungsche Ztg. in ihrer Abendnummer vom 2. Nov. 1910.

Zu S. 145 (Agrarische Nomenklatur): Berühmt ist, wenigstens in Ostpreußen, der Johanni-Roggen (24. Juni), der Mitte Juli durch Annonce zur Saat empfohlen wird. — Der Jakobstag fällt auf den 25. Juli und zeitigt die frühesten Äpfel; vgl. Hermann Hesse, Diesseits. Erzählungen. Berlin (Fischer) 1907, S. 26: „. . . . wurden . . . die ersten Jakobiäpfel reif." — Und dergleichen mehr.

Zu S. 146 (Die Monatslieder): Was die [*wituliod] betrifft, so ist der Marsch der Tiroler Holzknechte zu vergleichen; vgl. „Winiliod", S. 359, Anm. 1) (mit Jodlern und Händeklatschen). — Auch die [*windumeliod] der Winzer (Oktoberlieder) kennzeichnen einen wichtigen Jahresabschnitt, der beispielsweise für gewisse Handwerke das Ende der Wanderschaft darstellt. So heißt es in dem schwäbischen Liede: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus, Städtele hinaus," mit deutlicher Bezeichnung des Termins: „Übers Jahr, übers Jahr, wenn mer Träubele schneidt, Träubele schneidt, kehr i ein mein Schatz bei dir." Man gedenke hierbei etwa der bei Dichtern und Komponisten beliebten Wendung: „Wenn die Schwalben wiederkommen (die werd'n schau'n) etc." Der Schwalben Heimkehr (Frühlingstermin) ist eben im Jahreslauf genau so konstant wie das Schneiden der Trauben (herbstlicher Termin).

Zu S. 146f. (Die Zeit der winiliod): Die moderne Landwirtschaft kennt Eggen von allen möglichen Formen, mit raffinierten Systemen. Ich entnehme einem illustrierten Prospekt der Maschinenfabrik A. Ventzki, Aktien-Gesellschaft in Graudenz, die folgenden Bezeichnungen: Neue schmiedeeiserne Glieder-Wiesenegge mit angeschraubten, leicht auswechselbaren Doppelzähnen. D. R. G. M.; Neue Ackereggen mit S-förmigen Balken; Normale und schwere, sehr schwere Ackereggen für leichten, mittleren und schweren Boden; Einfeldrige Ackereggen. — Ferner: Ackereggen mit Balken aus ⌊⌋-förmigem Stahl; Zickzack-Ackereggen mit Stahlzinken; Stählerne Diagonal-Ackereggen „Universal"; Fein- oder Saateggen, auch „Kartoffel-Eggen" genannt; Neue Feineggen; Schwere Saateggen; Stahl-Gelenk-Eggen. — Fürwahr eine stattliche Auswahl, für die verschiedensten Bedürfnisse des Landwirtes eingerichtet. Proteusartig und riesenhaft hat sich die alte kleine Holzegge ausgestaltet; wo aber ist das winiliod geblieben (vgl. oben S. 96)? Hoffmann-Krayer äußerte „Gedanken über ein Museum für menschliche Ergologie" auf der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel, 1910 (Sektion für Volkskunde, vierte Sitzung); vielleicht läßt sich die Volks- oder Arbeitsliedforschung mit diesen Studien erfolgreich kombinieren.

Zu S. 147 (Rudolf Meringer): Vgl. noch Ed. Hahn, Wirtschaftliches zur Prähistorie. (Vortrag.) In: Zeitschr. f.

Ethnologie 1911, 821ff. — Hier sei auch nachgetragen: Heinrich Gerdes, Geschichte des deutschen Bauernstandes. Mit 21 Abb. Lpz. u. Berlin 1910. (Aus Natur und Geisteswelt nr. 320.) Gerdes ist der bekannte Kulturhistoriker.

Zu S. 149 (J. W. Bruinier): Nachzutragen ist die dritte Auflage, 1908.

(Julius Sahr): Desgleichen, zwei Bändchen, 1908.

Endlich noch zu S. 385 (Sadisten- und Masochistenlieder): Hier warf ich im „Winiliod" die Frage auf: „Ob solche Lieder existieren? Es ist zu vermuten." Eine Bestätigung dieser Hypothese erbrachte mir durch reiches Material freundlichst Herr Privatdozent Dr. phil. Otmar Schißel von Fleschenberg-Innsbruck, jetzt Graz; einiges Weitere steuerte auch Herr Dr. phil. Heinrich Klenz hierzu bei (Leipzig-Gohlis). Ich möchte diese Nachträge jedoch aus bestimmten Gründen hier nicht darbieten, sondern sie eventuell später mit den von mir geplanten bibliographischen Ergänzungen vereinigen (vgl. oben S. 90, sub 1). Hier aber gleich möchte ich vorerst noch ein wichtiges Werk nachtragen: Dr. E. K. Blümml, Franz Fr. Kohl und Josef Reiter, Die Volksliedbewegung in Deutsch-Österreich. Wien 1910. (Basiert zum Teil auf amtlichen Materialien und richtet sich im Wesentlichen gegen die Bestrebungen von Josef Pommer, die mir jedoch ebenfalls recht beachtenswert zu sein scheinen. Das Nähere kann ich hier augenblicklich nicht nachprüfen.)

---

8. Die Eigennamen.

Seit dem Erscheinen des „Winiliod" habe ich mir bei der Lektüre eine kleine Sammlung von Eigennamen angelegt, die in der ersten oder zweiten Hälfte mit wini komponiert sind. Ich setze die (alphabetische) Liste her, da sie doch vielleicht manche Anregung bieten könnte; es sind übrigens meistens „moderne" Personen- (und Orts-)Namen.

1. Frank Brangwyn (Malerradierer): Hart. Ztg. 11. 7. 12. (Abend-Ausgabe).

2. Die Bürgerlichen in der Armee. Simplizissimus 1910. 9. Mai. nr. 6. Unterzeichnet: Hldg. — Der Name des dort auftretenden Leutnants „Jungwein" scheint eine unhistorische Bildung zu sein. Jung- wird mit -wini wohl nicht komponiert (ebensowenig wie Alt-?).

3. Lindewein. DLZ 1910. Die schöne Literatur nr. 21, 380.

4. Familienname Lowien, Wehlau 1910.

5. Prof. Marvin, von der Peary-Nordpol-Expedition, ertrank am 10. April 1909, 45 Meilen nördlich von Cap Columbia.

6. Meſtwin II († 1295), ein baltiſcher Fürſt. Vgl. Pyl, ADB 43, Lpz. 1898, 685.

7. Motwinus et uxor eius. Mon. Germ. III, 177. (Legum Tomus I. Hannoverae 1835.)

8. Oswin Schmidt zeigt die Verlobung einer Tochter an: Freiberg i. Sa., den 21. Sept. 1910. (Oſtpr. Ztg.)

9. Pichevin, L'impératrice Joséphine. Paris [1909].

10. Potvin, Bibliographie de Chrétien. Bruxelles 1863.

11. Purwin, Purwien. Familiennamen, Oſtpreußen (1910).

12. Reitwein, Ortsname (1912).

13. Palaſt-Hotel Bad Neuenahr, Beſitzer P. Schlagwein (Mai 1911).

14. Trautwein, Familienname (ca. 1910).

15. Werwein, Familienname, Oſtpreußen (ca. 1910).

16. Winfield Scott Schley, amerikaniſcher Admiral (vgl. oben S. 128), ſtirbt in New-York. (Der Beſieger der ſpaniſchen Flotte. Sein Streit über den Sieg mit dem amerikaniſchen Admiral Sampſon: — Deutſche Tages-Zeitung, 7. Okt. 1911.)

17. Andry Winius, der Mitarbeiter Peters des Großen. Siehe: Zeitſchr. für oſteuropäiſche Geſchichte. Band 1, Heft 4, Berlin 1911, S. 592f. (Literatur!).

18. Winnetou, Indianer-Häuptling? In einem Zeitungsbericht (16. 7. 10.) über das „Kinderfeſt in Cranz" heißt es: „In dem Zuge fielen einzelne charakteriſtiſche Figuren ganz beſonders auf, ſo ein Indianer im ſchwarz-gelbgeſtreiften Badeanzuge mit Tomahawk und Pfeilen und Bogen bewaffnet: ein zweiter ‚Winnetou'." (Nach Karl May?)

19. Herr von Winning (ein hoher Offizier). Illuſtrierte Zeitſchrift: „Überall", Berlin 1911, nr. 1.

20. Jo[.] v. Winnigſtedt, Halberſtädtſche Chronik, revidiert von Eichholz und Zyriak Geilfuß. 1573. Fol.

21. Winſhip, Familienname, London 1908; Judenname (= „Freundſchaft")? — Zeitungsnotiz aus New-York, 26. Jan. 1911: „Eine 87jährige Studentin. Einen unerſchütterlichen Wiſſensdurſt beſitzt eine ehrwürdige alte Dame, Mrs. Amy D. Winſhip, die jetzt an der Ohio State Univerſity in Columbia in ihr zweites Semeſter tritt. Schon in früheren Jahren hat die eifrige Studentin in Wisconſin ihre Studien begonnen und galt als eine der fleißigſten Schülerinnen. Sie iſt die Witwe eines großen Fabrikanten aus Racine, ..."

22. Winthari (Arzt Karls d. Gr.) Sigurd Abel, Jbb. d. fränk. Reiches unter Karl d. Gr. I² (bearb. von Bernhard Simſon). Regiſter 698.

23. Wynnebald, ebenda.

24. Würdtwein, Familienname (ca. 1910).

An zweiter Stelle kommt in diesen Beispielen das Kompositionsglied wini 16mal vor, an erster Stelle nur 8mal. Für die allgemeine Statistik würde sich daraus etwa ergeben, daß der zuerst genannte Fall doppelt so häufig auftritt als der zweite, doch sind solche Schlüsse natürlich nur mit großer Vorsicht zu verwerten.

Da uns augenblicklich weder Zeit noch Raum zur Verfügung steht, so kann hier auf die Frage nach der Qualität, welche das Kompositionsglied wini beim nomen proprium innehat, nicht weiter eingegangen werden. Interessenten wollen aber bitte eventuell diese 24 neuen Beispiele im „Winiliod" nachtragen (zu S. 15—30). Man wolle noch hinzufügen: J. W. Jeudwine, englischer Historiker der Neuzeit (für ältere englische Geschichte); gelegentliche Zeitungsnotiz.

9. Die Königsboten.

Von weiterer Literatur über die missi sei zunächst noch angemerkt: Ricardus Buerde, De missis dominicis (pars prima)[1]). Diss. Berlin 1853. Auf S. 15 wird konstatiert, daß diese Bezeichnung vor der Karolingerzeit keinen edleren[2]) Beigeschmack trug. Nur in zwei Fällen ist eine Ausnahme zu verzeichnen: Duobus formulis, quibus missorum mentio fit, pro vassis amici regis nominantur (in der Anmerkung werden die Belege dargeboten). Unter den Merowingern ist also die soziale Stellung dieser Beamten weniger bedeutend; später hebt sich das Ansehen der Klasse aber immer mehr. Vgl. Eduard Dobbert, Über das Wesen und den Geschäftskreis der Missi dominici. Diss. Heidelberg 1861 S. 9 (die missi werden aus den höchsten Ständen genommen, sowohl weltlich als geistlich; zu ihrem Amte war eine pekuniär unabhängige Stellung nötig); S. 21 ff. (über das Verhältnis der missi zur geistlichen Gerichtsbarkeit). Das ganze Reich war in Sprengel eingeteilt; die Boten bekamen ihre Instruktionen, die je nach dem betreffenden Landesteil und den jeweiligen Zeitumständen verschieden war (vgl. Andreas Heusler, Deutsche Verfassungsgeschichte, Lpz. 1905, 108 f.) — Über die weitere Herausbildung dieser Einrichtung vgl. noch Dr. Paul Alberdingk Thijm, Karl der Große und seine Zeit. Revidierte deutsche Ausgabe. Münster 1868, S. 192: „Als sich das Institut der Königsboten mehr und mehr entwickelte, schrieb Karl vor, daß sie regelmäßig vier Mal im Jahre — im Januar, April, Juli und Oktober — ihre Rundreisen be-

[1]) Ein zweiter Teil ist unseres Wissens bisher nicht erschienen, wird auch wohl niemals erscheinen.

[2]) Wenigstens glaube ich die betr. Stelle so richtig verstanden zu haben.

ginnen[5]); und jährlich im Monat April dem Kaiser mündlich und schriftlich von ihren Erfahrungen sehr ausführlich Rechenschaft ablegen sollten[6]).“ Dazu die Anmerkungen [5]): ‚Capit. 812 no. 8. Monumm. 174. Bal. 498‘, und [6]): „Brief der Königsboten: Monumm. l. c. 137. Ferner das Kapitular von 803, n. 25 l. c. p. 115; ferner Einhardi Epp[.] ed. Teulet II. 145, wo der Kaiser über die Kürze ihrer Berichte klagt.“

Diese in Anm. [6]) erwähnte Einhardstelle ist nicht unwichtig. Es läßt sich nämlich daraus mit ziemlicher Sicherheit die Vermutung begründen, daß etwa die Kürze jener Berichte vielleicht mit jener Verwaltungspraxis zusammenzubringen sei, welche wir nun schon mehrfach kennen gelernt haben: — die Anlage der Fragebogen bedingte naturgemäß eine entsprechende Beantwortung, in „gedrängter“ Sprache oder Ausdrucksweise. Dem König (resp. Kaiser) wäre eine ausführlichere Beantwortung mancher Punkte oft lieber gewesen; indessen lag die Verführung sicherlich nahe, auf eine im „Telegrammstil“ abgefaßte Frage in eben demselben Stile zu antworten.

Endlich sei hier noch kurz hingewiesen auf die beiden inhaltreichen Schulprogramme von Prof. F. Platz, **Die Gesetzgebung Karls des Großen nach den Kapitularien. Zwei Hälften. Zwei Gymnasial-Programme. Offenburg 1897. 98. Vgl. im Allgemeinen auch noch: Dahlmann-Waitz, Quellenkunde d. d. Gesch. [8]. ed. Paul Herre. Lpz. 1912, S. 305—06; nrr. 4400. 01.**

Das Thema des Kompetenzkonfliktes scheint in der kirchenrechtlichen Literatur beliebt zu werden; vgl. Hans von Schubert (Heidelberg), Staat und Kirche in den arianischen Königreichen und im Reiche Chlodwigs. München und Berlin 1912 (R. Oldenbourg). — Verwandte Literatur ist vielleicht gelegentlich zu erwarten in der seit 1912 bei Weidmann in Berlin erscheinenden Sammlung: Studien und Vorarbeiten zur Germania Pontificia, von Albert Brackmann.

---

10. Diverse Nachträge.

A. Zum Miniliod.

S. 2: „— und zwar keineswegs nur in populären Literaturgeschichten! —“ Hier hatten wir im wesentlichen Kelle, Lg. I, 78f. im Auge; woselbst zwar ein vermittelnder Weg eingeschlagen, im wesentlichen aber doch die alte Richtung innegehalten wird. (Vgl. auch Tlg. aaO. S. 11f.).

Inzwischen ist die Wissenschaft (sowohl die schwergelehrte, wie auch die populäre) mit einer gewissen hartnäckigen Konsequenz immer wieder auf den früheren Standpunkt zurückgekehrt.

Erst etwa seit der Mitte des 19. Jh.s hat man diesen (verkehrten) Standpunkt präzisiert. In älteren Handbüchern werden

die winiliod kaum erwähnt. So fehlen sie z. B. in den Arbeiten von Dr. Ludwig Waehler:

1. Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur Frkft. a. M. 1818; 2. Aufl. (in II Bänden) ib. 1834. (Daselbst ist der Passus I, über „. . . . Volkslieder, deren in Urkunden aus dem Carolingischen Zeitalter gedacht wird," wohl kaum auf unsere Kapitularstelle zu beziehen).

2. Handbuch der Geschichte der Literatur. Zweyte Umarbeitung. Vier Theile. Frkft. a. M. 1822. 23. 24. 24. (Zweyter Teil: Geschichte des Mittelalters).

Desgleichen fehlt das Winiliod noch gänzlich bei J. A. Pischon, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 5. Berlin II 1840. Es hätte sich wohl Gelegenheit geboten, hierauf einzugehen (S. 5: Heidnische Lieder; S. 7f: Karl d. Gr.; S. 35f.: Lyrische Poesie, Minnesänger).

Sollen wir dieses Schweigen bei Wachler und Pischon als Unkenntnis deuten, oder als Vorsicht?

Erst mit Wackernagel beginnt die moderne Hypothese weiterhin bekannt zu werden; sie scheint auf die Geibelschen „Mädchenlieder" eingewirkt zu haben. (Wackernagel hat übrigens unter ‚winiliod' auch die Gesellschafts-Lieder mit inbegriffen, was ich leider nicht erwähnte; auf diese Unterlassung machte mich F. Piquet aufmerksam: Revue critique, Année 43, Tome 67, 111 [1]).)

Die ganze alte Litanei von den „Liebesbriefen" der Nonnen usw. (inkl. „Bleichsucht"!) ist erst kürzlich wieder aufgewärmt worden in dem populären Buche von Dr. Wilhelm Leonhardt, Liebe und Erotik in den Uranfängen der deutschen Dichtkunst. Dresden, Verlag von Rudolf Kraut, 1910; daselbst S. 18, sogar mit wissenschaftlichem Literatur-Ballast!

Ja, es heißt selbst bei Wolfgang Golther, Die deutsche Dichtung im Mittelalter. (Epochen der deutschen Literatur 1). Stuttgart 1912, S. 130 (sub: „Die Anfänge der ritterlich-höfischen Lyrik") immer noch: „das Schreiben und Versenden von winiliod." Auch ist daselbst noch von einer „Verfügung" Karl's d. Gr. von 789 die Rede (fünf Jahre nach dem Erscheinen des Uhlschen „Winiliod")! Man sieht, wie schwer die Vorurteile auszurotten sind, wenn sie schon seit Jahrhunderten wurzeln. Neugierig bin ich nun, wie lange Zeit die neue Erkenntnis gebrauchen wird, um sich ihre Bahn zu brechen. Für künftige Generationen, die darauf Antwort zu geben vermögen, sei diese Frage hiermit festgelegt.

Zu S. 58f.: Das ‚Milieu'. Vgl.: J. F. Böhmer, Regeste Imperii I. Die Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern 751—918. Nach Johann Friedrich Böhmer neu bearb. von Engelbert Mühlbacher. Zweite Aufl. Erster Band. Nach

Mühlbachers Code vollendet von Johann Lechner. Innsbruck 1908.

Das. unser Kapitular S. 126; Text an unserer Stelle unverändert.

Zu S. 131 (Übertragung der Begriffe): Vgl. jetzt Erich Gutmacher-Berlin, Etymologien. 1. Hunzen, verhunzen. 2. Gepritscht. In: PBB 38, 3, Halle a. S. 1913, 560—63. (Vgl. auch „Winiliod", S. 135ff. und Supplement, S. 94ff.). — Ost- oder westpreußisch ist „gesattelt" (= „in Harnisch gebracht").

Zu S. 155 (Betrieb des Aderlasses): Consuetudines monasticae I—V, ed. D. Bruno Albers. Montis Casini, 11—12. Vgl. den Bericht darüber von A. Werminghoff, N. A. (Neues Archiv) 33, S. 570f. n. 214; 37 (1912), 859f. n. 227.

Die Sammlung bezieht sich namentlich auf das frühmittelalterliche Klosterwesen in England und Frankreich.

Der fünfte Band (1912) bringt klösterliche Ordnungen über das mönchische Leben in Deutschland (z. B. Trier und Einsiedeln); sie gehen sehr in's Detail.

Die minucio sanguinis wird S. 51ff. besprochen (De minucionis consuetudine); vgl. dazu N. A. 35, S. 608f. n. 40. Zur Durcharbeitung dieses wertvollen Materials gebricht es uns augenblicklich an Zeit.

B. Zum Supplement.

Zu S. 13f. (Die Münchener Fulgentius-Hs.): Vgl. über diesen Schriftsteller jetzt eine Breslauer Dissertation von Otto Friebel (Ratiboriensis), De Fulgentio mythographo et episcopo. Particula prima. Paderborn 1911. Vollständig dann in der Sammlung: Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. V. Band, 1. 2. Heft. Paderborn (Schöningh) 1911. XXIV, 200 S. 8°, M. 6,—. Vgl. K. Helm, Rostock i. M., Berl. philol. Wochenschr. 33. Jahrg. Sonderheft. 14. Dez. 1912, S. 1680—85.

Zu S. 44f. (Die Eporedienses): Vgl. den Bibliotheks-Katalog: Alfonso Professione (†), Inventario dei manoscritti della Biblioteca Capitolare di Ivrea. Forli (Bordandini), 1894. 4 u. 20 Seiten. (War mir noch nicht zugänglich.)

Zu S. 65: Den palaeographischen Lehr-, resp. Handbüchern ist hier noch ein englisches Werk anzureihen: Edward Maunde Thompson, Handbook of greek and latin palaeography. London 1903. Aloys Meister, Die Geheimschrift im Dienste der päpstlichen Kurie. Paderborn 1906. (Q. u. F. a/d. Geb. d. Gesch. 11). — Andere Literatur muß ich hier übergehen, ich bin mir bewußt, daß noch manches nachzutragen ist.

Zu S. 96 (Absatz 3 v. u.): Inzwischen ist der Artikel „Egge" (im „Reallexikon") erschienen (498ab); Verfasser: Johannes Hoops-Heidelberg. Hier findet man auch die preußische und litauische Bezeichnung der Egge; desgl. den Hinweis auf lat. acus, acies. Zähne ursprünglich aus Holz? Oder ein Flechtwark (wie bei Römern und Rätiern) mit Zähnen? Hoops bringt eine ansprechende Hypothese. Die Urform des Instrumentes war vielleicht ein gezogener Rechen, aus welchem sich die heutige Egge durch Verdoppelung oder Verdreifachung entwickelte. Hoops weist auch noch hin auf den verdienstlichen Artikel von [Olck] (F. Olck, weiland Professor an der Burgschule in Königsberg), Egge. Pauly-Wissowa. Neue Bearbeitung. Bd. X, Stuttgart 1905, 1983—86.

Vgl. ferner die Figur 235. Säende Bauern. (Zeichnung aus dem Luzerner Schilling.), bei Dr. Paul Herre, Deutsche Kultur des Mittelalters in Bild und Wort. Lpz. 1912 (Wissenschaft und Bildung 100/101), S. 108. Hier ist vor dem säenden Bauer eine schöne quadratische Egge sichtbar, mit etwa 20 Zähnen; sie wird von einem Pferde gezogen, das ein darauf sitzender Bauer antreibt. (Also das Eggen als direkte Vorbereitung des Säens!)

Zu S. 97 (landwirtschaftliche Literatur) ist eventuell das Werk vom alten Albrecht Thaer nachzutragen, obwohl es über die Egge kaum etwas beisteuern wird: Beyträge zur Kenntniß der englischen Landwirtschaft I. II. Hannover 1800/01. — Vgl. dazu noch: A. H. v. Steindel, Bemerkungen über Thaer's Schrift von der englischen Landwirtschaft, . . . Lpz. 1800.

Zu S. 100 (Mühlenlied): Dieses uralte Thema bleibt ewig jung und kehrt immer wieder! In einem der neuesten „10 Pfennighefte" (Modernes Liederbuch. Puppchen, du bist mein Augenstern, Verlag moderner Lektüre. G. m. b. H. Berlin. — Druck P. Lehmann, G. m. b. H. Berlin) findet sich S. 28f.:

Das Lied von der Mühle.

Ob's am Middag siedeheeß,
Ob's am Abend kiehle,
Ich keen scheeners Plätzchen weeß,
Als bei meiner Miehle.
. . . . . .

Refrain: Und die Miehle, das verstäht sich, dräht sich
Dräht sich, dräht sich, dräht
. . . . . sich, . . .

Usw.; drei Strophen im sächsischen Dialekte. Lied aus der Posse „Filmzauber". Text von Rudolf Bernauer und Rud. Schanzer. Musik von W. Bretschneider. Preis 1,50 Mark. Drei Masken-Verlag, München.

Zu S. 110 oben (Fortunatus):

Mein verehrter Herr Lehrer, Prof. Dr. Wilhelm Meyer in Göttingen (augenblicklich wohl unser bester Venantius-Kenner), war so freundlich, mir über die fraglichen Fortunatus-Stellen seine Ansicht brieflich mitzuteilen. Ich gebe daraus (mit gütiger Genehmigung des Herrn Referenten) das Wesentliche fast unverändert hier wieder:

Bei Fortunat kommt leudos zweimal vor:

1. In der Praefatio (Prosa, gespreizt) § 5. Er schildert, wie er auf seinem Ritte von Ravenna nach Tours geistig (besonders poetisch) nichts schaffen konnte, bei Leuten, apud quos nihil disparat aut stridor anseris aut canor oloris sola saepe bombicans barbaros leudos arpa relidens, ut inter illos etc.

2. In dem Gedichte VII, 8. Es ist gerichtet an den dux Lupus (vornehmer hochgestellter Beamter, mit literarischen Interessen). Nach langem Warten hat Fortunatus von Lupus ein Schreiben erhalten, (wohl in Versen) und fühlt sich dadurch so geehrt, daß er gar nicht weiß, wie er ihm danken soll.

61. sed pro me reliqui laudes tibi reddere certent
et, qua quisqua valet, te prace, voce, sonet.
Romanus lyra, . . . barbarus harpa, [Instrumente!]
Graecus Achilliaca, [Inhalt!] . . . crotta Britannica
[Instrument!].

(Jeder soll eine andere Eigenschaft des Lupus loben).

69. Nos tibi versiculos, dent barbara carmina leudos;
sic variante tropo laus sonet una viro.

Es handelt sich an dieser Stelle hauptsächlich um den Passus: dent barbara carmina leudos; dies muß ungefähr so viel bedeuten wie: dent barbari carminibus suis leudos.

Das Wort leudi kann offenbar nicht völlig identisch mit carmina sein, sondern muß sich vielmehr auf eine bestimmte Liedform beziehen, welche für die Franken damals charakteristisch war. Es war also gewissermaßen ein technischer Ausdruck (wie „Strophe, Stollen, Schnaderhüpfel" etc.)

Dagegen die Distichen, versiculi, sind quantitierend, und in Füßen gebaut; tropus geht also auf die Art des Versbaus und des Vortrags. —

Soweit die Ansicht Prof. Meyers, der alsbald eine Abhandlung publizieren und dabei ev. diese Frage streifen wird; es scheint hiernach nun doch die alte Erklärung — gegen von Grienberger — sich behaupten zu wollen.

Zu S. 131 ff. (Eigennamen, die mit wini komponiert sind): Hier ist nachzutragen:

Frank Irvine, lehrt Rechtspraxis und Rechtsverfahren an der Cornell-University (gegründet 1865) zu Ithaca, New York; vgl. Minerva 22 (1912/13), Straßburg 1913, 602a.

Man wolle ferner noch vergleichen: Mon. Germ. Indices. 1890, S. 244: Winidi, cf. Slavi. Jus synodale Winidorum Moenum incolentium (c. 900) . . . . LLIII, 486. 48f.

Daselbst ist nachzulesen über Wintonia(iensis).

Endlich bringen wir noch einige Bausteine herbei, die der Leser am richtigen Platze dem Gebäude einfügen möge.

1. C. Hentze, Die Arbeitsgesänge in den homerischen Gedichten. Philologus 60, N. F. 14, Leipzig 1901, 374—80. (Herr Privatdozent Dr. Schissel von Fleschenberg-Graz machte mich freundlichst auf diese Arbeit aufmerksam).

2. Wir Weibgesellen. Roman von Walter v. Molo. Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler, 1911.

3. Zum „Werbelied" (got. hwaírbôn) vgl. engl. winnen to = „sich begeben zu, nach". Vgl. Pauls Grundriß I 2, 110f. (siehe auch 1619).

4. Alfred de Vigny. Dieser Biograph des Cinq-Mars ist augenblicklich sehr modern geworden. Ich habe mir eine Menge neuerer Literatur über ihn angemerkt, die ich jedoch, als nicht direkt zur Sache gehörig, zurückbehalten möchte. Diese Notizen stehen auf Wunsch jedem Interessenten gern zur Verfügung.

5. Der Güte von Herrn Dr. phil. Heinrich Klenz, Leipzig-Gohlis verdanke ich das nachfolgende hübsche Lied:

Das Steinsetzerlied.

1. Frisch auf! Gesellen dieweil wir sein,
Die wir noch jung an Jahren sein,
Wir woll'n uns in die Fremde bege|be]n,
Was Neues zu erlern'n[1]),
Auf daß wir lernen hier und dort,
Wie sich's gebührt an fremdem Ort,
Wie man die Steine traktieren muß.
Hoch lebe jung Steinsetzer-Blut!
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!

2. Kommt man in eine Stadt hinein,
Wo unser Bleiben scheint zu sein,
Wo man brav Schulden machen kann,
Dann nehmen wir Arbeit an.
Wir rammeln, wir pflastern und lachen dabei,
Die Arbeit ist uns einerlei.
Wir versetzen den Rock, aber nicht den Hut.
Hoch lebe jung Steinsetzer-Blut!
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!

[1]) So nach meinem Gewährsmann. Es wird aber wohl „erleben" zu lesen sein.

5. Hat man zwei Mädchen in einer Stadt,
Die man so treu geliebet hat,
Und wann ich von ihr[1]) scheiden muß,
Da gibt's einen schweren Entschluß.
Aber, Mädchen, grämt euch nicht so sehr,
Es gibt der Steinsetzer wie Sand am Meer,
Solang eure Büchse[2]) noch schießen tut.
Hoch lebe jung Steinsetzer-Blut!
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!

4. Nun kommt der liebe Winter heran,
Wo man die Finger erfrieren kann.
Wir pflastern wohl in den Sand hinein,
Was kann's wohl Schöneres sein?
Ei, da waschen wir uns geschwinde die Händ'
Und machen der Arbeit ein baldiges End'.
Wir versetzen den Rock, aber nicht den Hut.
Hoch lebe jung Steinsetzer-Blut!
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!

5. Mit'n X und mit'n Z
Wir Steinsetzer sein nett,
Sein kreuzbrave Leut',
Wir haben och[3]) Geld, wenn's nicht schneit.
Zum Trulla — Trulla — 's Geld is in der Ulla[4])!
Trulla — Trulla — 's Geld is wieder da!

Nach den Mitteilungen eines Leipziger Steinsetzers
aufgezeichnet
von
Dr. Heinrich Klenz
1911.

6. Folgendes Lied (nebst Notiz) entnehmen wir der Zeitschrift: Vaterland. (Mit Gott für König und Vaterland.) Zeitung für die Interessen der Enthaltsamkeitsbewegung. Verbreitungsgebiet ganz Deutschland. 3. Jahrgang. Nummer 22. Donnerstag, den 27. Mai 1913.

Ein neues Bonner Studentenlied.

Ein bekanntes Münchener Witzblatt wagt es trotz der Nähe des Hofbräuhauses ein Gedicht gegen den Alkohol und den studentischen Trinkkomment zu veröffentlichen. Das in der „Jugend" befindliche Lied, das durch den Antrag Bonner Studenten um [sic!] ein weiteres Milchhäuschen in der Nähe der Bonner Universität veranlaßt worden ist, hat folgenden Wortlaut:

---

[1]) Nämlich von der Stadt.
[2]) = vulva.
[3]) Sächsisch = auch.
[4]) Nach meinem Gewährsmann für Bordell; eigentlich ist die Ulrichgasse (jetzt Seeburgstraße) in Leipzig gemeint, wo sich die Bordelle befanden.

Es hatten drei Gesellen
Ein fein Kollegium,
Doch kreiste nie fröhlich der Becher
In ihrem Kreise herum.

Sie tranken jeder was andres:
Das Glas hob jener mit Fug.
Der Zweite schwenkte die Tasse,
Der Dritte soff aus dem Krug.

Der Erste trank vom Weine
Und sang dazu Sopran:
„Ich bleib mein ganzes Leben
Dir, Bacchus, untertan!"

Sein Nachbar soff vom Biere
Und sang dazu im Baß:
„Ich liebe dich, Gambrinus,
Samt deinem runden Faß!"

Der Dritte schlürfte Millich,
Sang Bariton dazu:
„Dir hab' ich mich ergeben
Und bleib' dir treu, o Kuh!"

Der Bierwanst fiel durchs Examen,
Der Weinfreund soff sich krank,
Der Kuhmann wurde doctor
cum laude, Gott sei Dank!

Er schwenkte seine Tasse
Und jubelte hinaus:
„O Saufkomment, o blöder,
Mit deiner Macht ist's aus!"

Erst wenn vorbei für immer
Der Zwang zur Sauferei,
Dann darf mit Recht erklingen
Das Lied: „Der Bursch ist frei!"

Wir können diesem dichterischen Erguß hinzufügen, daß der Wunsch der jungen Musensöhne Erfüllung gefunden hat. Ganz nahe der Alma Mater, Stockenstraße 13, zwischen der Universität (Franziskanerstraße) und dem Rathaus am Marktplatz ist ein Ausschank für Vollmilch und Magermilch eingerichtet worden. (Der Pionier, Mai 1913.)

7. Zum Winiliod S. 363, Anm. [1]). Die Bänkel-Lieder des Kallistophanes von Theben, Leipzig-Lindenau o. J., sind von dem Verleger Karl Scheithauer gedichtet. (Freundliche Mitteilung von Herrn Theodor Abeling in Berlin.)

8. Die (komisch illustrierte) Sammlung: Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten, Reutlingen 1884, ist von drei i. J. 1848 aus Leipzig „relegierten" Professoren zusammengestellt worden (Theodor Mommsen, Moriz Haupt, Otto Jahn); vgl. die Notiz darüber in den jetzt in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Lebens-Erinnerungen von Rochus von Liliencron.

9. Zum Supplement, S. 134: Von demselben Verfasser (F. Platz) sind bereits früher zwei sehr bemerkenswerte Programme erschienen: „Die Capitularien der fränkischen Könige" [Zusatz in II: „. . . . bis zu Karl dem Großen"]. Pforzheim 1882. 88. (I. Bis zu Karl dem Großen.) (II. Form der Gesetzgebung, Verwaltung.)

10. Zum Winiliod, S. 65f.: Vgl. jetzt Konrad Stosiek, Das Verhältnis Karls des Großen zur Klosterordnung mit besonderer Rücksicht auf die regula Benedicti. Diss. Greifswald 1909. (Aus der Schule von Prof. Bernheim.)

11. Dr. Gustav Fischer, Professor a. d. Kgl. Landwirtschaftl. Hochschule in Berlin, Landwirtschaftliche Maschinen-

kunde. Lpz. 1911 (Aus Natur und Geisteswelt nr. 316), S. 35ff.: 3. Eggen. (Mit Abbildungen.)

12. Zum Winiliod. Vgl. noch: Johann Ilg, Gesänge und mimische Darstellungen nach den deutschen Konzilien des Mittelalters. In: 9. Jahresbericht des bischöflichen Gymnasiums ‚Kollegium (wohl zu lesen: Collegium) Petrinum' in Urfahr, Oberösterreich. 1906. (Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Emil Karl Blümml in Wien.)

13. Dr. Chr. Johnen, Gesch. d. Stenogr. ... I. Berlin 1911.

14. W. Heinz, Das Bergmannslied. Diss. Greifswald. 1913.

15. Zum Supplement S. 105: Heute, Mittwoch, den 9. Juli 1913, sah ich in Königsberg den Umzug des Fleischerquartals.

16. Willy Rath, Bänkellieder. Velhagen u. Klasings Monatshefte. Juli 1913, S. 378—84. (Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Klenz, Leipzig-Gohlis.)

Eine große Anzahl von Zetteln bleibt wiederum unerledigt zurück! Unser Supplement muß aber endlich heraus; es läuft bald drei Jahre. Seite 86, Anm. [1]) ist ja doch 1910 zu lesen (statt 1911)!

Regiſter.

Für das folgende Regiſter ſind im weſentlichen die Randmarginalien, die der erſte Teil bietet, benutzt worden, da es nicht ſowohl darauf ankam, ein vollſtändiges Namenregiſter, als ein ausreichendes Sachregiſter zu bieten. Die Einordnung in das Alphabet iſt meiſtens nach dem erſten Hauptwort oder Namen erfolgt, doch ſind bei mehreren Hauptwörtern meiſt auch die folgenden berückſichtigt worden. Die Zahlen beziehen ſich auf die Seiten des erſten Teils, die in () eingeſchloſſenen auf die des Supplementes, doch ſind hier nur die „Nachträge“ regiſtriert.

Aachen, Das Kampflied in — 339.
Abel, Sigurd 55.
Abel-Simſon 56.
Abendlied, Das — 283.
Abends am See 389.
Aberglaube, Der — 92, (121).
— Handwerk und — 266.
— im Kinderlied 274, (105).
Abhandlungen, Jüngere — 423.
Abſchied, Der — von der Braut 228.
Abſchiedsgruß, Der — 189.
Abſchiedslied, Das — 192.
Abſchieds- und Morgenlieder 235.
Abſtinenten, Die — 375, (140).
Abt, Der — von Philippsbronn 246.
Abwechſelung, Die — 421.
Aderlaß und Bad 156.
— der Betrieb des Aderlaſſes 155, (136).
— Bleichſucht und — 165.
— das ſoziologiſche Element 158.
— die Wahl des Ausdrucks 156.
— Wein u. Muſik beim — 163, (99).
Aderlaßbinde, Die — 166.
— Abarten der Binde 166.
— als Geſchenk 166.
Agrarſprache, Terminologie der — 130, (125).
Ahlfeld-Kretzſchmar-Stöbe 224, 311.
Ahoi! 342.
„Aktionär“ Der — 15.
Albinus, Die Autorſchaft des — 224.
Allianzlied, Das — 405.
Alliteration, Die — in der Kudrun 6.
Almanach, Nicolai's — 314.
Alpenverein, Der — 358.
Altſächſiſche, Das — 110.
Ambos, Hammer und — 210.
Amerika 302, (113).
Ammenreime, Die — 416.
Ammenuhr, Die — 281.
Amor als Proteus 144.
Anfangszeile, Die ſtereotype — 82.
Anglerlied, Das — 370.
Anitſchkoff, E. W. 243.
Anſchauungen, Irrige — 87.
Anſtichlied, Das Bummel- und — 410.
Anthropophyteia 383, (115).
Antinous- und Aſtartenlieder 384.
Anti-Soldatenlied, Das — 339.
Anton, K. G. 151.
Appetit, Der gute — des Schloſſergeſellen 208.
Arbeit, Die älteſte — 266.
— Die — im Herbſte 142.
— Die — im Juni 140.
— und Liebe 125, (124).
Arbeitsertrag, Der — 124.
Arbeitsgeräuſch, Das — im Druckerliede 196.
— Das — im Kinderlied 274, (105).
— Das — im Zimmermannsliede 196.
Arbeitslied. winiliod gemeinſames Arbeits- oder Erwerbslied 105.
Arbeitslieder, Männliche und weibliche — 182, (139).
Arbeits- und Liebeslied 300.

Arbeitsruf, Der — 279.
Architekten, Die — 352.
— und Ingenieure 353.
Arm- und Fußlieder 147.
Arme, Reiche und — 156.
Artillerie, Infanterie und — 235, (104).
Assimilation, Die niederdeutsche — 130.
Astartenlieder, Antinous und — 584.
Auffassung, Die grammatische — 106.
„Ausbeuter", Der — 251.
Ausdrücke, Die — der depositio 139, (127).
Ausführungsanweisung, Die — 54.
Ausführungs-Verordnung, Die — 59.
Auslassung des Objektes 94.
Auszählreim, Der — 276, (107).

Backfischlieder 420.
Back- und Mühlenlieder 269, (105).
Baculus im Wildschütz 221.
Bad, Aderlaß und — 156.
Badehäuser, Die — des Musterplanes 152.
Badelied, Das — 159.
Badelieder, Norddeutsche — 161.
— Weibliche — 159.
— Die beiden Beispiele 159.
— Ein weltliches Original? 160.
„Badereise", Die — 157.
Bagger, Eisenbahn und — 219.
Bahn frei! 345.
Bardtenschlager, Robert 406.
Bartels, E. 350.
Baß, Viola — und Geigen 200.
Bauer, J. M. 386.
Bauer, Michael 319.
Bauherr, Der splendide — 216.
Bauopfer, Das — 190, 206.
Bayerwald, Der — 361.
Beamte, Der — 351, (114).
Becker, C. F. 386.
Beckmann, J. 296.
Bedeutungsübergang, Der — in den compositis 117.
Bedeutungs-Verwandschaft, Die — 115.
Begräbnislied, Das — 381.
Begriffe, Die freundlichen — 152.
Begriff, Die Uebertragung des Begriffes 131.
Beichte, Die — und ihre Parodie 247.
Beigeschmack, Der herbe — 133.
Beispiele, Die althochdeutschen — 110.
— Die altnordischen — 111.
— Die mittelhochdeutschen — 109.
Benedikt. Die Regel Benedikts 65, (141).
Berg-Akademiker, Die — 358, 426.
Bergmann, Der fidele — 240.
Bergmannslied, Das — 240.
Bergmannslieder, Die — 355.
Bergmannssprache, Die — 135, (125).
Bergreihen, Die — 241.
von Berlepsch, H. H. 295.
Berg- und Hüttenleute 354, (114).
Beruf, Sport und — 349.
Berufsinstrument, Das — 290, (110).
Beschäftigung, Wohnsitz und — 369.
Beseler, Georg — 39, 40.
Bestand, Der „eiserne" — 32.
Bettelhochzeit und Zählgeschichte 250.
Bewegungen, Die ungeschickten — 159, (127).
Bezeichnungen, Wichtigkeit der neuen — 120.
Biene, Der — Vorbild 372.
Bierbaum 347.
Bild, Das negative — 274.
Binnenreim als Refrain 174.
Björnsens Brautmarsch 170, (100).
Bleichsucht und Aderlaß 165.
— Karl der Große über die — 151.
Blume, Erich (97).
Blümner, Hugo (95, 97).
Böckel, Otto 275, 365.
Böhmer, J. F. 55.
Boretius und Seeliger 51.
— contra Beseler 40.
— Die Dreiteilung des . . 42.
Böttcherlied, Das — 184.
Böttger, Adolf 355.
Brachen, Das — 126, (124).
Brasch, Carl (92).
Bräuche, Die Umdeutung der — 170.
Braungart, Richard (92).
Braut, Der Abschied von der — 228.
Brautmarsch, Björnsons — 170, (100).
Brouillon, Das — 52.
Bruckner (Kögel und —) 3.
Brüdergesangbuch 168, 426, (99).
Bruinier, J. W. 149, (131).
Brunner, Heinrich 42.
Bücher, Karl, über das Flachsreffen 177, Nachträge zu B. 215, (104).
Buchhändler 350.
Buchtitel, Das „Lied" im — 418.
Buhlerorden, Der — 74.
Bummel- und Anstichlied, Das — 410.
Bund, Der — 303.
Bund, Der religiöse — 304.
Bundeslied, Das — 305, 346, 417, (115, 118).
Burckhart, H. 325.
Burschen heraus! 412.

Burschensänge, Teutsche — 409, 427.
Büttnerlied, Des Neifers — 185.

Cantica rustica 92, (121, 129).
Capitula: Form und Inhalt 41.
capitulare generale, Das — 50.
Capitularia missorum, Die — 38.
Caesar, Der Sprachgebrauch bei — 94.
Charakter der Frauenarbeit 258.
Chorgesang und Chortanz 68.
Chortanz, Chorgesang und — 68.
composita. Der Bedeutungsübergang in den compositis 117.
committere. mittere = c. 95.
Communisten-Lieder, Renegaten und — 337.
de Coulanges, Fustel 42.
Crambambuli 411.
Curiosa 423, 427.

Dach, Simon (110f.)
Dachdeckerlied, Das — 204, (103).
Dahlmann-Waitz 55.
Dahn, Felix 48, 49, 151, 388.
Dähnhart, Oskar 276.
Damen, Dichtende — 420.
Damen-Universität 262, (105).
Datumzeile, Die — 51.
Dechslied, des Neifers — 179.
Dehmel 347.
Demokratie, Pietismus und — 223.
depositio, Die Ausdrücke der — 139, (127).
Depositionslied, Das — 261, (105).
Diaspora-Lieder, Die — 311.
Dichter und Sänger 377.
Dirnenlied, Das — 363.
Disposition 2.
Doppelgattung, Die Ehelieder als — 75, (120).
Doppsch, Alfons (97).
Dreiteilung, Die — des Boretius 42.
Dreiklassensystem, Das — 39.
Dreschen und Mahlen 174.
Dreschlied, Das kunstmäßige — 184.
Dreschlied, Das — 182.
Druckerlied, Das — 195.
— Das Arbeitsgeräusch im — 196.

Ebner, Margarethe 167.
Ebstorf, Die Nonne Wolburgis in — 161.
Eccard-Zitat, Das — 163.
Edler, Franz 413.
Egerland, Das — 366, (115).
Egge, Die — (95, 96, 97, 98, 126, 137, 141).
Ehelieder, Die — als Doppelgattung 75, (120).
Ehestand und Jesusliebe 169.
Eigennamen, Erste und zweite Hälfte der — 16.
— Die mit wini komponierten — S. 19ff. (131ff., 138.)
Einfluß, Dämonischer — 267.
— der Kunstpoesie 178.
Einigung, Die — Deutschlands 387.
Eisenbahn und Bagger 219.
Eisenbahner, Die — 354.
Element, Das stürmische — 267, (105).
Embleme, Rote — 340.
Enquête, Die — 33.
— Nochmals die — 41.
Entschluß, Beherzter — Gellerts 102, (122).
Entwurf, Der — 38.
Enzian 359.
Epigonen, Die —167.
„Erdrusch", Der — (99).
„Ereggte", Das — (99).
Erntelied und Heulied 142, (129).
Erwachen, Das — 281.
Erwerbslied, Das — 323.
—, winiliod gemeinsames Arbeitslied oder — 105.
Erzgebirge, Das 404.
Ettmüller, Ludwig, 3.
Etymologie, Die — von liod 287, (110).

Fabrikschrei, Der — 279.
Fahrt und Fest, Rast und Reigen 331.
Familienbuch, Das — 320, 426.
Fassung, Die erste — 98, (121).
— Die zweite 103.
Faulheit, Die — der Frau 258.
faute de mieux, Das 103.
Feldarbeiter, Der leibeigene — 123, (123).
Feminina 30.
Fenstergang-, Das — oder Kiltlied 165.
Fest. Fahrt u. Fest, Rast u. Reigen 331.
Feuerwehrlied, Das — 331.
Feuerwerker und Zeugpersonal 331.
Fidelitas 359.
Fiebach, Otto 379.
Fischer, Martin 317.
Fischerei-Vereine, Die — 370, (115).
Fischerliedchen von Rügen 227.
Fischerlieder 342.
Flachsbrechen, Heyne über das — 178.
Flachsbrechlied, Das — 177.
Flachsreffen, Karl Bücher über das — 177.
Flachsrefflied, Das — 176, (101).

Flachsschwingelied, Das — 179.
Fleischmann, Wilhelm (95, 97).
Flottenlied, Das — 541.
Flugblätter-Gattung, Die — 334.
Follen, K. 387.
Fopperei, Die — 207.
Förstemanns Prinzip 18.
Försterlied, Das — 525.
Forstversammlung, Die 524.
Fortunatus, Venantius 287, (110, 158f.)
Fragmente, Berliner — 220.
Franck, Joh. (97).
Frauenarbeit, Charakter der — 258.
Frauenvereine, Liederbuch für — 306.
Freimaurer, Die — 379, 380.
Freund und Freundin 24.
Fridolin 250.
Friedenspfeife, Die — 375.
Frischbier, H. 217, 369.
Fuhrmannslied, Das — 256, (105).
Fußlieder, Arm- und — 147.

St. Gallen, 64, 155, 157.
Gastwirts-Gehilfen, Die — 376.
Gaßmann, A. L. 367.
Gattung, Die erste — 39.
Gegensätze, Die — Grefflingers 79.
Geigen, Viola, Baß und — 200.
Gellert 102, 223, 377. (122).
Gemeinden, Die freien — 308.
Gemeinschaft, Verein und — 307.
Gemeinschaftslied, Das — 301, (113).
Gemeinsamkeit, Die — 104.
Gemination, Die — des n 105, 112, 425, (122).
Gendarm, Der — 351.
Geräusch, Das — des Refrains 148.
— Das harte — 286, (109).
Geräusche, Die Wurzelklasse der — spitzer Instrumente 136.
Germania 390.
Germanist und Musikus 264.
Gersbach, Robert 343.
Gesang, Der — der drei Männer im feurigen Ofen 161.
Gesang und Tanz 66, (119).
Gesangbuch, Das Brüder- — 168, 426, (99).
— Das Militär- — 344.
Gesangbuchbewegung, Die — 321.
Gesang- und Liederbuch, Das — 332.
Geschichte, Die — des Gewerbes 292, (110).
— Die — des Handwerks 275.
Geschlechtslied, Das — 129, 299, 425, (112).
Geselle, Der weibliche — 75, (120, 139).
Gesellenverbände, Die — 292.
Gesellenwesen. Die Verfassung des Gesellenwesens 295.
Geselligkeit, Die mittelalterliche.—71, (120).
Gesellschaft, Die Vertraute — 381.
Gesellschaftslied, Das — 75, 271, 390, (120).
Gesellschaftsspiele 504, (115).
Gesetzeskraft 54.
Gewerbe. Die Geschichte des Gewerbes 292, (110).
Gewerberuf, Der — im Straßenhandel 282, (108).
Gewerkschaft, Die — 297, (98).
Gewinnen, Das — der Jungfrau 152.
Gewinner, Nachbar und — 141, (128).
Gleichtakt, Wechseltakt und — 209.
Gleim 352.
Glied. Die Erklärung des ersten Gliedes 107.
Glocke, Die — des Magdalenenturms 205.
Glockengießerlied, Das — 205, (103).
Glockensprache, Ostpreußische — (106).
Glockenstuhl, Der — 206.
Gloffen, Die — 300.
Goedeke-Tittmann 399.
Goldschmied, Der — 195.
Goldschnittlyrik, Die — 411.
Görings Klosterlied 100, (121).
Goerlich, Weber und — 395.
Gradmann, Robert (95).
Grefflinger. Die Gegensätze Grefflingers 79.
Greis, Jungfrau und — 99.
Greisin, Jüngling und — 101, (122).
Grimm, Jacob 115, 150.
Grobschmied, Der — und sein Sohn 209.
Grubenklänge 356.
Grundformen, Die Unübersichtlichkeit der — 113.
Grupp, Georg (92).
Gundlach, Fritz 360.
Guðmundsson, Valtýr (96).
Gut, Zweifelhaftes — 241.

Hacken des Erdbodens (92).
Hahn, J. Ch. W. 394.
Halali! 325.
Hamburg. Das — er Volksheim 374.
Hammer und Ambos 210.
Hammerschlag, Der — des Schusters 265.

Hammerschläge 210.
Hammerschmiedslied, Das — 194.
Hahn, Eduard (92, 93, 99).
Handmühle, Die — 175, (100).
Handwerk und Aberglauben 266.
— und Kinderlied 275, (107).
— und Universität 202.
— Die Geschichte des Handwerks 275.
— Wirtschafts- und Handwerks-Metaphern 135, (94).
Handwerker, Das — Komitat 202.
Handwerkerlieder, Geistliche — 66.
Handwerksbräuche, Die — 292.
Handwerkslieder, Erotische — 217.
— Wesentliche und entbehrliche Varianten 218.
— Ursprung der — 201.
von Hardenberg, K. A. 295.
Harfenklang, Der — 143, (129).
Häring, Oskar 416.
Harsdörffer, G. Ph. 211, 212.
Harzklub, Der — 358.
Hase-Dahn-Reinicke 388.
Haupt, A. 315.
Hauptgruppen, Die vier — 38.
Hauptsätze, Die — 37.
Hausbau und Schiffsbau 226.
Hausbesitzer, Der — 345.
— Hotel- und — 377.
Hausmusik, Katholische — 314.
Hecht, Gustav 406.
Heftchen, Die kleinen — 401.
Hehn-Schrader (96).
Heimatklänge 391.
Heinrich (von Nördlingen) 167.
Heinzelmännchen, Die — 270.
Helmerstein 357.
Herbst, Die Arbeit im — 142.
Herfurth, Franz 366.
Herkenrath, B. 416.
„Herrenhaus", Das — 190, (102).
Herz-Jesu-Lieder 307 (113).
Hetärenlieder 383.
Heulied, Erntelied und — 142, (129).
Heyne, Moriz, 119, (98).
— — über das Flachsbrechen 178.
— — über das Roden 141.
Hirtenleben, Nomaden und — 116, (122).
Hirtenlieder, Die — 65, (119).
Hirth, Fritz 344.
Hirth. Das Hirth'sche Liederbuch 316, (113).
Hochamt, Das — 319.
Hochzeits- und Liebeslieder 243.
Hoffmann von Fallersleben 390.
von Hoiningen-Huene, Christine 67.
von Holtei, Karl 330.
Gut Holz! 373.
Hommel, Friderich 313.
Hoernes, Moritz (98).
Hosianna-Lieder 312.
Hostmann, Christian (91).
Hotel- und Hausbesitzer 377.
Humor. Scherz und — in der Muttersprache (94).
— Die Selbstironie und der — 76.
Hüttenleute, Berg- und — 354, (114).
Hypothese, Die Steinersche — 86.
Hysterie, Die krankhafte — 162.

I. Das i der zweiten Silbe 105.
Ich grüße Dich! 383, 427.
Imkerfeste, Die — 371.
Imkerlied, Das — 371.
Indiskretion, Die — 239.
Infanterie und Artillerie 235, (104).
Ingenieure, Architekten und — 353.
Inhaltsangabe, Mühlbachers — 57.
Improvisationslied, Das — 204.
Inspektionsbezirke, Die — 45.
Instruktion und Vollmacht 43.
Instrumente, Stumpfe — 136.
— Die Wurzelklasse der Geräusche spitzer — 136.
Instrumentalmusik 290, 426.
Interpretation, Die — 32.
Selbst-Ironie, Die — u. der Humor. 76.
Irrtum, Der stilistische — 165.
Irrtümer der Literaturgeschichte 1, 425.

Jacobi, L. (92).
Jacobsohn, Joh. Karl Gottfr. 296.
Jäckel, Die Zählgeschichte vom — 252.
Jäger und Schützen 323.
Jägerleben, Das — 324.
Jägerlied, Das — 237, 324.
Jahre, Die letzten drei — 419.
Jahrmarktston, Der — 229.
Jakobowski, Ludwig — 389.
Jesulein, Das — 168.
Jesusliebe, Ehestand und — 169.
Jipfel-Lied, Berliner — 362.
Jolly, Justus (98).
Jugend-Lieder, Katholische — 309.
Jugendvereine, Die — 307.
Jungfrau, Das Gewinnen der — 132.
— und Greis 99.
Jungfrauenverein, Der — 306, (113).
Junggesellenlieder 82, 420, (118, 120).
Jüngling und Greisin. 101, (122).
Jünglingsvereine, Die — 305, 306, 426.
Juni, Die Arbeit im — 140.

Kabaret und Überbrettl 419.
Kaiser, Die Stellung des —s 120.
Kalender-Verse 171.
Kamerad, Der gute — 344.
Kampf, Der — um das Weibchen 133, (125).
Kampfesarbeit, Friedrich Kluges — 128.
Kampflied, Das — in Aachen 339.
— Das sozialdemokratische — 337.
Kanaster, Der gelbe — 373.
Kapitel-Einteilung, Die — 33.
Kapitel-Ueberschriften, Die — 34.
Kapitular Karls, Das — 30.
— Unser Kapitular ist die typische Instruktion 43.
— Die beiden Hälften 43.
Kapitularien, Dahns Arten der — 49.
— Die diplomatische Sonderstellung der — 46.
—, Geistliche und weltliche — 50.
— Die gemischten — 46.
— Sie sind Hilfsmittel für die Beamten 46.
Kapitularstelle, Uhland über die — 164.
Karl der Große, Portrait 60.
— über die Bleichsucht 151.
—, Kaiser — als Sozialpolitiker 153.
—, Monatsnamen 119.
Karolingerlatein, Das — 95, (121).
Kasino und Vilja 403, 427.
Katzenmusik, Die — 259.
Kaufmann, Der — 350.
Kaufmannslied, Das — 232.
Kavalier, Der — 238.
Kegel, Max 338.
Keil, Robert und Richard — 409.
Kettenreime, Die — 277.
Kiltlied, Das Fenstergang- oder — 163.
Kind, Das — im Korbe 286.
Kindergarten, Der — 416.
Kindergesangbuch und Kinderharfe 414, 427.
Kinderharfe s. Kindergesangbuch.
Kinder-Kirchenchöre, Die — 309.
Kinderlied, Das — 238, 413.
— Aberglauben im — 274, (105).
— Handwerk und — 275.
Kinderlieder, Reiter- und — 275.
Kinderspiel, Das — 415. (117).
Kinkel, Walter 422.
Kirche, Die Tätigkeit der — 269.
Kirchenchöre, Die Kinder- — 309.
Kirchenlied, Das zweite — 225.
Klages, Adolf 364.
Klassen, Die beiden — Seeligers 47.
Klassifikation, Die richtige — 48.
Klingen, Das — der Kette 304, 381, (113).
Klopfen und Schlagen 289, 426.
Klosterleben, Die Lieder vom — 69, (119).
Klosterlied, Das — 69.
— Görings — 100, (121).
— Das Herdersche — 81.
— Charakteristik des Herderschen Klosterliedes. 85.
— Das thüringische — 83.
— und Todeslied 245.
Klosterlieder, Die männlichen — 244.
— Die Priorität der — 80, (120).
Klosterschen, Die — 69.
Klosterspiel, Das — 97, (121).
Kluge, Friedrich, 115, 128.
Klumpp, Otto, 414.
Knaben-Spiele 186.
Knapp, Albert, 311.
Kögel und Bruckner 3.
— Verschärfung des K.schen Urteils 35.
Kohlenmann, Milchmädchen und — 283.
Köhler, Carl, 355.
— Wilhelm, 400, (117).
— -Meyer 355, 356.
Komitat, Das — 199.
— Das Handwerker- — 202.
Kommersbuch, Das Taschen- — 347.
Kommunistenlieder, Renegaten und — 337.
Kompetenz, Tendenz und — 51.
Kompositionen, Die — 9.
— Die einundvierzig — 108.
—, Die — der Tabakspfeife 372.
— Die zweifelhaften — im ahd. 112, (122).
Kompositionsarten, Die drei — 111.
Kopula, Die — ‚et‘ 36.
Konzert, Das — 260.
Kraft, Wilhelm, 341.
Kräfte, Weibliche — in der Landwirtschaft 125, (123, 124).
Krähwinkler, Der — Landsturm 203.
Krause, Ernst (Carus Sterne) (105).
Kreuz, Das blaue — 302.
— des Südens 384.
Kreuzreim, Der — 220.
Krieger und Seefahrer 323.
Kriegerkaste, Sprachgebrauch der — 131, 425.
Krippenlied, Das — 284, (109).
Kritik, Beginn der — 387, 427.
Kudrun, Die — 6.
Küffner, Karl, 412.

Kuhreigen, Der — 181, (101).
Kulminationspunkt, Der — 258.
Kult und Lied 171.
Kulturgeschichte, Medizin und — 154.
Kundenlied, Das — 363, (114, 141).
Kunstepos 8.
Kunstgewerblerlied, Das — 379.
Künstler, Liederbuch für deutsche — 378.
Künstlerlied, Das — 377.
Kunstlyrik, Das „Liederbuch" in der — 421.
Kunstpoesie, Einfluß der — 178.
Kurfürst, Der große — 229, 426.
Kuzela, Anton, 392.

Landmesser, Der — 352.
Landnahme, Die — 128, 425, (124).
Landsturm, Der Krähwinkler — 203.
Landtagslieder 335.
Landwirt. Das Lied des Landwirtes 326.
Landwirtschaft, Weibliche Kräfte in der — 125, (123, 124).
Langethal, Chr. Ed. (97).
Lärm, Der — 273.
Lassen, Christian (95.)
Lebensalter, Unterschied der — 104.
Lebenskraft, Die — des Liedes 418.
Lehmann, Artur, 346.
Lehrervereine, Die katholischen — 395.
Leibes- und Seelengefahr 231.
Leineweber, die Zunft der — 188, (102).
Leipzig 340.
Leitmotiv 209.
Leselied 229.
Lexica, Die — 94, (121).
Liebe, Arbeit und — 125, (124).
Liebesbriefe, Geistliche — 88, 167, (120).
Liebeslied, S. 2, (134 f.).
— Arbeits- und — 300.
— Der Streit um das — 385, (115).
Liebeslieder, Hochzeits- und — 243.
Liebrecht, Felix, 219.
Lied, Das baltische — 368.
— Das erotische — 382.
— Das geographische — 194, (102).
— Das humoristische — 403, (141).
— Das loyale — 392.
— Das — ohne Ende 256.
— Das pädagogische — 405.
— Das technische — 352, (114).
— Das — der Heilsarme 305.
— Das — der Stenographen 348.
Lied, Kult und — 171.
— Ruf und — 280.
— und Schlag 288, (110).
— Das — in Zusammensetzungen 419.
—, — im Buchtitel 418.
— Das — vom Schimmel 238.
Lieder, Anständige und unanständige — 252.
— Anthropologische — 420, (118).
— Auserlesene — 279.
— Deutsche — 388.
— Die Diaspora — 311.
— Landwirtschaftliche (121).
— Männliche — 273.
—, Melk-, Wiegen und Schlummerlieder 181.
— Die — der Steinmetzen 90.
— Wanderungen der — 259.
— Die — vom Klosterleben 69 (119).
„Liederbibel", Die — 310
Liederbuch, Das Gesang- und — 332.
— Das handschriftliche weibliche — 91, (121).
—, Ein Braunschweiger — 318.
— Das Hirtsche — 316.
—, Das — für höhere Schulen 393.
— Das Mildheimische — 322.
— Das „fliegende" politische — 336.
—, Das Schul- — 310.
—, Das Taschen- — 412.
—, Das Marburger Taschen- — 410.
— Des Deutschen Turners — 394.
— für deutsche Künstler 378.
— für Jünglings- und Frauen-Vereine 306.
— Das — in der Kunstlyrik 421.
Liederbücher, Die — 293.
— Männliche — 90.
— und Repertorien 93, (121).
— Weibliche — 90.
Liedermonat, Der — Mai 144.
Liederstrauß 406.
Liliput-Format, Das — 392.
Linnig, Franz, 300, 426.
liod, Die Etymologie von — 287, (110).
Lippert, Julius (93).
Literatur 424.
— Historische — 63.
— Opposition in der populären — 148.
— Opposition in der wissenschaftlichen — 149.
— über die Klöster 61, (119).

Literatur, zur Namenkunde 17.
— **Weitere — (Friedrich von Wyß, Monnier, Heinrich Wuttke)** 53.
— **Weitere — (Sigurd Abel, Th. Sickel, Engelbert Mühlbacher, Dahlmann-Waitz)** 55.
Literaturgeschichte, Irrtümer Der — 1, 425.
Lob, Das — des Wassers 376.
Lokalforschung, Die — 294, (110).
Loos, Des Seemanns — 227.
„Lösung", Die — 288.
„Lösungs"-Theorie, Die — 299.
Lüdicke, Chr. H., 318.
Lüneburg, Die Landrostei — 369.
„Lustknabe" Der — 14.
λύειν, Die Bedeutungen von — 289.

Magdalenenturm. Die Glocke des Magdalenenturmes 205.
Magdalénien, Das — (98).
Mahlen, Dreschen und — 174.
Mai, Der Liedermonat — 144.
Maienlied und Mailied 144.
Mair, Franz, 365.
Maler-ABC 378.
Mann, Der freundlose — 297, (112).
Männer im feurigen Ofen, Der Gesang der drei — 161, (99).
Männerbünde, Die — 68, (119).
Männergesang, Der — 396, (117).
Männlich oder weiblich? 272.
Märchen, Das — 124.
Margaretha Ebner 167.
Marienlied, Das — 312.
Marienrufe, Die — 73.
Masculina 19.
Masochistenlieder, Sadisten- und — 385. (131).
Matrosenleben. Lob des Matrosenlebens 227.
Matrosenlied, Das — 232.
Maurer und Schlosser 208.
Maurerlied, Das — 207, (103).
Mauritius, Anton, 365.
Mayer-Würzburg, Ernst — 52.
Medizin und Kulturgeschichte 154.
Meeresgrüße 343, (114).
Meinert, Joseph George 277, (107).
Meinung, Die siegreiche — 56.
Meisterdieb, Der — 191.
Melklied, Das — 180.
Melk-, Wiegen- und Schlummerlieder 181, (101).
Melodie, Die Choral- 84.
memento mori, Das — 173.
Menschen und Sachen 132, (125).
Meringer, Rudolf, 147, 295, 426, (92, 130).
Merkwort und Motto 34.
Metaphern, Wirtschafts- und Handwerks- — 135, (94).
Metathesen, Die „unstatthaften" — 25.
—, Wahrscheinliche — 29.
Metrum, Die Wahl des — s 255.
Meyer, Eduard (92).
Michel, Vetter — 259.
Milchmädchen und Kohlenmann 283.
Mildheim. Das M.'sche Liederbuch 322.
Milieu, Das — 58, (135).
Militär-Gesangbuch, Das — 334.
Missionslied, Das — 311.
Missionsharfe, Die — 415.
Mitgift-Quodlibet, Das — 259.
Mittelalter, Das — 154.
Mittelweg, Der — 37.
mittere, Die Bedeutung des Verbums — 88, (120).
mittere = committere 95.
Monatslieder, Die — 146, (130).
Monatsnamen, Die deutschen — 120, (123).
— **Karls des Großen** 119.
Mönchs- und Nonnenlieder 66.
Monnier 53.
Monismus, Der — 131.
Monogamie und Polygamie 244.
Monographie, Die fehlende — 358.
Morgenlied, Das — der Soldaten 198.
Morgenlieder, Abschieds- und — 235.
Motive, Wiederholung der — 200.
Motto, 1, 34.
Mühlbacher, Engelbert, 55, 57.
Mühlenlied (100, 137).
Mühlenlieder, Back- und — 269.
Müllenhoff, Karl, 30, 149.
Müller von der Werra 408.
Müllerin, Die schöne — 175, (101).
Müllerlied, Das — 175, (100, 101).
Muenzer, Otto, 327.
Musiol, A. 389.
Musik. Wein und — beim Aderlaß 163, (99).
Musikus, Germanist und — 264.
Muttersprache, Scherz und Humor in der — (94).
Mystik, Die westdeutsche — 162.

N. Die Gemination des n 105, 112, 425, (122).
Nachbar und Gewinner 141, (128).
Nachlässigkeit, Stilistische — 49.
— Die stilistische — 52.

Nachtwächterlied, Das — 280, (107).
Namenkunde, Literatur zur — 17.
Nationalökonomie, Die — 292.
Naumburg 380.
Nebensätze, Die — 37.
Neifer. Des Neifers Büttnerlied 185.
— Des Neifers Dechslied 179.
— Des Neifers Wiegenlied 285.
Nibelungenlied, Das — 5, 6, 300.
„Nichtsangbarkeit", Die — 419.
Nicolais Almanach 314.
Niedermayer, A. 64.
Nieß, Albert, 354.
Nomaden- und Hirtenleben 116, (122).
Nomenklatur, Agrarische — 144, (130).
— Individuelle — 137, (126).
nomina propria, Die mit wini komponierten — 15, 425.
Nonnenklage, Die — 71, (119).
Nonnenlieder, Dramatische — 245.
— Mönchs- und — 66.
„Nonnenwerth" 67.
Nördlingen, Heinrich von — 167.
Notker 289.
Novizenlied, Das — 236.

Oberförsterlied, Das — 325.
Objekt. Auslassung des Objektes 94.
Ohrfeige, Die — 278.
Ordensversammlung, Die — 308.
Originalität, Kriterien der — 78.
Ostelbien 302.
Oesterreich 340.
— Die Schweiz und — 368.
Osthoff, Hermann, 108, 109.

Paar, Das komische — 265.
Paloma, La — 342, (114).
Parallelen 420.
Parodie, Die — 78, 223.
—, Die Beichte und ihre — 247.
Parodien 338.
Parteilied, Das — 335.
Parteiliederbuch, Das „feste" — 336.
Pechdraht-Motiv, Das — 264.
Pendelschlag, Der — 285.
Petr, W., 391.
Pertz, Der ältere — 44.
Phantasie, Die — des Rammliedes 219.
Philippsbronn, Der Abt von — 246.
Philologen-Versammlung, Die — 405.
Pietismus und Demokratie 223.
Pietschen, Die Mutter — 224.
Plauen 380.
Polygamie, Monogamie und — 244.
Portrait, Karls — 60.
Posthornlied, Das — 326, (113).
Posthorn-Motiv, Das — 237.
Postillonlied, Das — 280.
Postlieder 400, (117).
Postwesen, Das — 237.
Praxis, Theorie und — 49.
Prinzgemahl, Der — 14.
Prinzip, Förstemanns — 18.
Propaganda, Die — 301.
Proteus, Amor als — 144.
Prozentsatz, Der — 22.
Prozession, Die — 158.
Publikum, Vorrammer und — 221.

Quellen, Die — 310.
Quodlibet, Das Mitgift- — 259.

Radfahrer, Die — 345.
Radler-Lust 347.
Rammerlied, Das — 212.
— Bäuerliche Anschauungen 215.
— Königsberger Beispiele 212.
— Weitere Beispiele 215.
— Der Binnenreim 214.
— Das erotische Element 216.
— Gesellschaftsspiel und Kinderpredigt 214.
— Nachträge zu Bücher 213, (104).
— Der bedenkliche Punkt 217.
— Die beiden Standpunkte 217.
— Der Umfang des Rammerliedes 216.
— Die Phantasie des Rammerliedes 219.
— Nordisches — 213, (104).
Rammerlieder, Strophische — 216.
Ramschware 411.
Rast. Fahrt und Fest, — und Reigen 331.
Gut Rauch! 372.
Redensarten, „Menschliche" und „sächliche" — 135, (126).
Reepschläger, C. G., 317.
Reformation, Die — 80.
Refrain, Binnenreim als — 174.
— Das Geräusch des Refrains 148.
— Der — des Winneliedes 147.
Regel, Die — Benedikts 65, (141).
Reiche und Arme 156.
Reichel, Eugen (94).
Reigen. Fahrt und Fest, Rast und — 331.
Reinfeldt, Joh., 368.
Reinicke, Carl 388.
Reiser, Aug., 399.
Reisert, Karl 312.

Reiterlied, Das — 234.
— Das vielſeitige — 238.
Reiter- und Kinderlieder 275.
Relikten, Die — 193.
Renegaten- und Kommuniſtenlieder 337.
Rentſch, Otto, 315.
Repertorien, Liederbücher und — 93, (121).
Repetition, Die — 260.
Reſt, Der — 23.
Reſultat der Sprachvergleichung 14.
Reſultate, Die — 55.
Robert und Bertram 263.
Roden, Moriz Heyne über das — 141.
Rodung, Die — 141, (128).
Roger und Baptiſte 209.
Röhrig, Karl, 360.
„Roſenblut", Das — 168.
Rubriken, Die — 322.
Ruderlied, Das — 371, (115).
Rügen. Fiſcherliedchen von — 227.
Ruf und Lied 280.
„Rühren", Das — wird unbekannt 151.
Ruodlieb 87, (120).
Rütli, Das — 398.

Sachen, Menſchen und —, Weiber und —, 132, (125).
Sachs, Hans, 263.
Sachſen, Das ſingende — 309.
Sadiſten und Maſochiſtenlieder 385. (131.)
Säemann, Der — 172.
Säemannslied, Das — 171, 326.
—, Das chriſtliche — 327.
Säer-Abteilung, Die — 172, (93).
Sahr, Julius, 149, 426.
Sammlungen, Geiſtliche und weltliche — 322.
— Katholiſche — 310.
— Oertliche — 421.
— Die patriotiſchen—334, 407, 427.
—, Die Verordnungs- — 50.
Sänger, Der luſtige — 401.
— Dichter und — 377.
Sankt Gallen 64, 155, 157.
Sanskritiſten, Die — 127.
Sätze, Die langen — 55.
Schade, Oskar, 114, 116, 117, 192, 217.
Scherenſchleiferlied, Das — 187.
Scherz und Humor in der Mutterſprache (94).
Schicken, Das „—" und „Senden" der winiliod 87.
Schiffels, Joſ., 397.
Schifferlied, Das amateurmäßige — 231.
Schiffsbau, Hausbau und — 226.
Schill 334.
Schiller, Die Schützenſprache bei — 134.
Schiller-Lübben 129.
Schimmel, Das Lied vom — 238.
Schlag, Lied und — 288, (110).
Schlagen, Klopfen und — 289, 426.
Schlaginſtrument, Das — 290.
Schleuderware, Die — 402, (117).
Schloſſer, Maurer und — 208.
Schloſſergeſelle. Der gute Appetit des Schloſſergeſellen 208.
Schloſſerlied, Das — 207.
Schlotfegerlied, Das — 186.
Schlummerlieder, Melk-, Wiegen- und — 181, (101).
Schluß, Der — 424.
Schmetterlinge 411.
Schmied, Der — 194.
Schmiedelied, Das — 211, (104).
von Schmid, Chriſtof, 327.
Schnadahüpfle, 500 — 360.
Schneider und Schuſter 262.
— Der — im Volksliede 249.
— Der weibliche — 262.
Schneiderlied, Das — 247.
— Die aitiologiſche Erklärung 248.
— Der Refrain 248.
— Die Schere 248.
Schneidermaus, Die — 249.
Schnitterlied, Das — 172, (100).
„Der Schnitter Tod" 173.
Schramm, Georg, 410.
Schreibung, Die — des Wortes 7.
Schröder, Richard, 44.
Schroeter, Arthur, 345.
Schulbeſtand, Der eiſerne — 316.
Schulen, Liederbuch für höhere — 393.
Schul-Liederbuch, Das — 310.
—, Ein Braunſchweiger — 318.
Schuſter. Der Hammerſchlag des Schuſters 265.
—, Schneider und — 262.
Schuſterlied, Das — 194.
Schützen, Jäger und — 323.
Schützenlied, Das — 325, (110f.)
Schützenſprache, Die — bei Schiller 134.
Schweiz, Die — und Oeſterreich 368.
scribere. Die Bedeutung des Verbums scribere 89, (120).
Sebiz, Melchior, 151.
Seefahrer, Krieger und — 323.
Seelengefahr, Leibes- und — 231.

Seeliger, Boretius und — 31.
Seeliger, Gerhard, 45.
Seeliger, Die beiden Klassen Seeligers, 47.
Seemannslied, Das — 225, 342, (114).
Seemanns, Des — Los 227.
Seemannsruf, Der — 231.
Selbstironie, Die — und der Humor 76.
Seltenheit, Umkehrung eine — 18.
Seltenheiten 422.
„Senden" s. Schicken.
Sicherheit und Wohlfahrt 59.
Sickel, Th., 55.
Siebenbürger. Die — Deutschen 364.
Siebert, Der „dicke —" 222, 426.
Sievers 60.
Signal, Das — 278.
Singe mit! 338, 426.
Ski Heil! 329
Sohm, Rudolf, 40.
Soldaten, Wanderer und Turner 329.
—, Das Morgenlied der — 198.
Soldatenlied, Das — 233, 294.
— Das österreichische — 333.
— Das süddeutsche — 333, (114).
Soli und Tutti 298.
Sölter, H. A. F., 317.
Sonne, Die — 199.
Sozialpolitiker, Kaiser Karl als — 153.
Soziologie, Die — 294.
Spezialarbeiten 296.
Spiel, Das — 66.
Spinnlieder 130, 143, 180, 286, (101, 105, 129).
Spinn- und Waschlieder 268.
Sport und Beruf 349.
Spottlied, Das — 139, (127).
Spottlust, Die — 226.
Spottnamen, Die — der Völker 138, (93).
Sprachgebrauch, Der — 5.
— Der — bei Cäsar 94.
— der Kriegerkaste 131, 425.
Sprachvergleichung, Resultat der — 14.
Stark, Friedrich, 188.
Statistik, Osthoffs — 109.
Steiermark, Die — 365.
Steiner. Die Steinersche Hypothese 86.
Steinmetz, S. R. (93).
Steinmetz. Die Lieder der Steinmetzen 90.
Steinmeyer-Sievers 60.
Steinsetzerlied, Das — (139).
Stellung, Die — des Kaisers 120.
Stenotachygraphen, Die — 348.
Sterbelieder, Toten- und — 382.
Stichprobe, Die — 397.
Stichwörter, Die — 21.
Stigmatisation 167, (99).
Stolp 380.
Stork, H. W., 316.
Stolzeaner, Die — 349.
Straßenhandel, Der Gewerberuf im — 282, (108).
Streit, Der — um das Liebeslied 385.
Stritzow, Herr von — 361.
Studentenlied, Das — 199, 238, 408, (105).
— Ein neues Bonner — (140).
Substantivstämme 10.

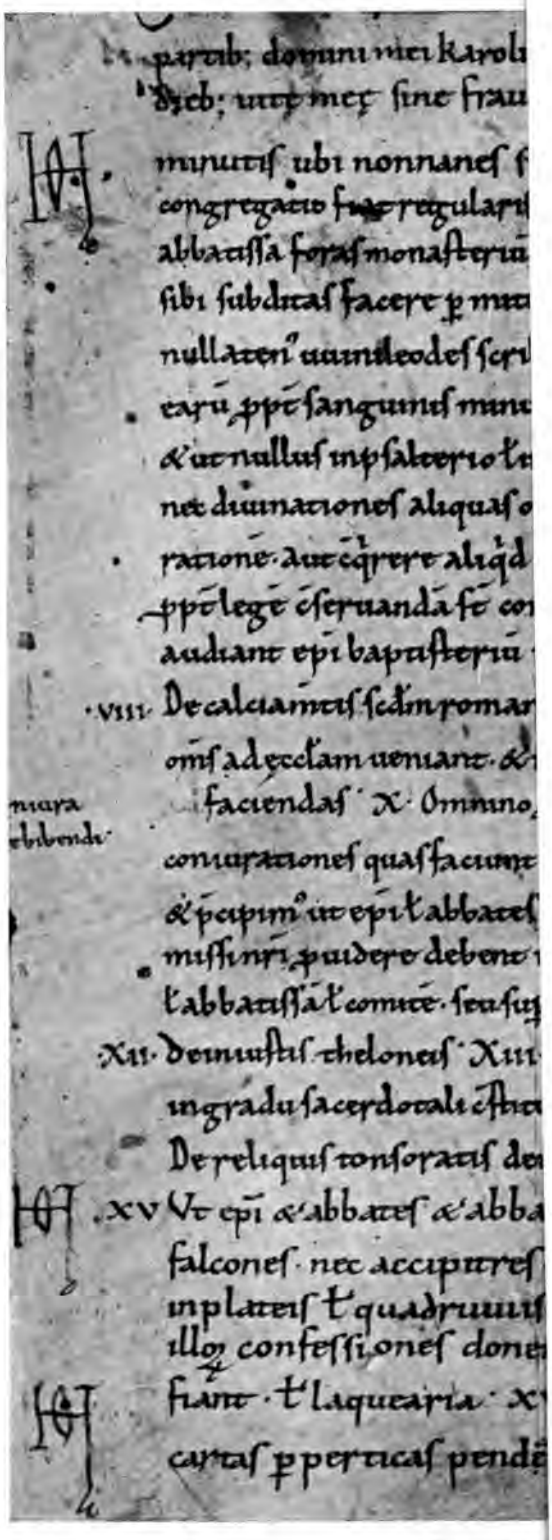
Tabakspfeife, Die Kompositionen der — 372.
Tagelieder, Die — 85.
Tanz, Gesang und — 66, (119).
Taschenformat, Das — 401.
Taschenliederbuch, Das — 412, 413, 427.
— Das Marburger — 410.
Telegraphenlieder 400.
Tendenz und Kompetenz 51.
Terminologie der Agrarsprache 130, (125).
Tessaro-Verlag, Der — 403.
Teufelsfigur, Die — 269.
Theorie und Praxis 49.
— Die Lösungs- — 299.
Thévenin, Marcel — 41.
Thüringerwald, Der — 361.
Tirol 360.
Titel, Kurze und lange — 420.
Tittmann, Julius 399.
Tochter, Vater und — 77, (120).
Tod, Der — als Schnitter 173.
Todeslied, Klosterlied und — 245.
Torso, Der — 424.
Totenlied, Das — 174.
Toten- und Sterbelieder 382.
Totentanz, Der — 174.
Touristen, Wanderer und — 328.
Trennungsschmerz, Der — 197.
Trinklieder, Alkoholfreie — 375.
Truppenteile, Die — 332.
Turner, Der politische — 393.
— Des deutschen T.'s Liederbuch 394.
— und Soldaten 329.
— Soldaten, Wanderer und — 329.
Turnerlied, Das deutsche — 329.
— Das weibliche — 394.
Turnliederbuch, Das — 330.
Türk, Carl, 390.
Tutti, Soli und — 298.
Typus, Der männliche — 252.
— Der männlich-weibliche — 256.

Ueberbrettl, Kabaret und — 419.
Uebergangsperiode, Die — 129, (124).
Ueberraschung, Die — 257, (105).
Uebersetzung, Die richtige — 96, (121).
Uebertragung, Die — des Begriffes 151, (138).
Uebertreibungen 192, (102).
Uebung, Schulmäßige — 78.
Uhland, Ludwig, 164, 242.
Umdeutung, Die — der Bräuche 170.
„Umfrage", Die — 41.
Umkehrung eine Seltenheit 18.
Umkehrungen, Die „unstatthaften" — 23.
Umstellungen, Die „sicheren" — 21.
Universität, Handwerk und — 202.
Unrechtmäßigkeit, Die — 146, 426.
Unterschied des Lebensalter 104.
Unterscheidung, Die Schwierigkeit der — 84.
Unübersichtlichkeit. Die — der Grundformen 113.
Unzufriedenheit, Die — 76, (120).
Urban, Otto, 380.
Urgeschichte, Die — 62, (119).
Urwurzeln, Die eigentliche Beschaffenheit der — 123, (123).
— Die lautmalenden — 126.
Urzeit, Die — 154.
Urzeugung, Die — 422.

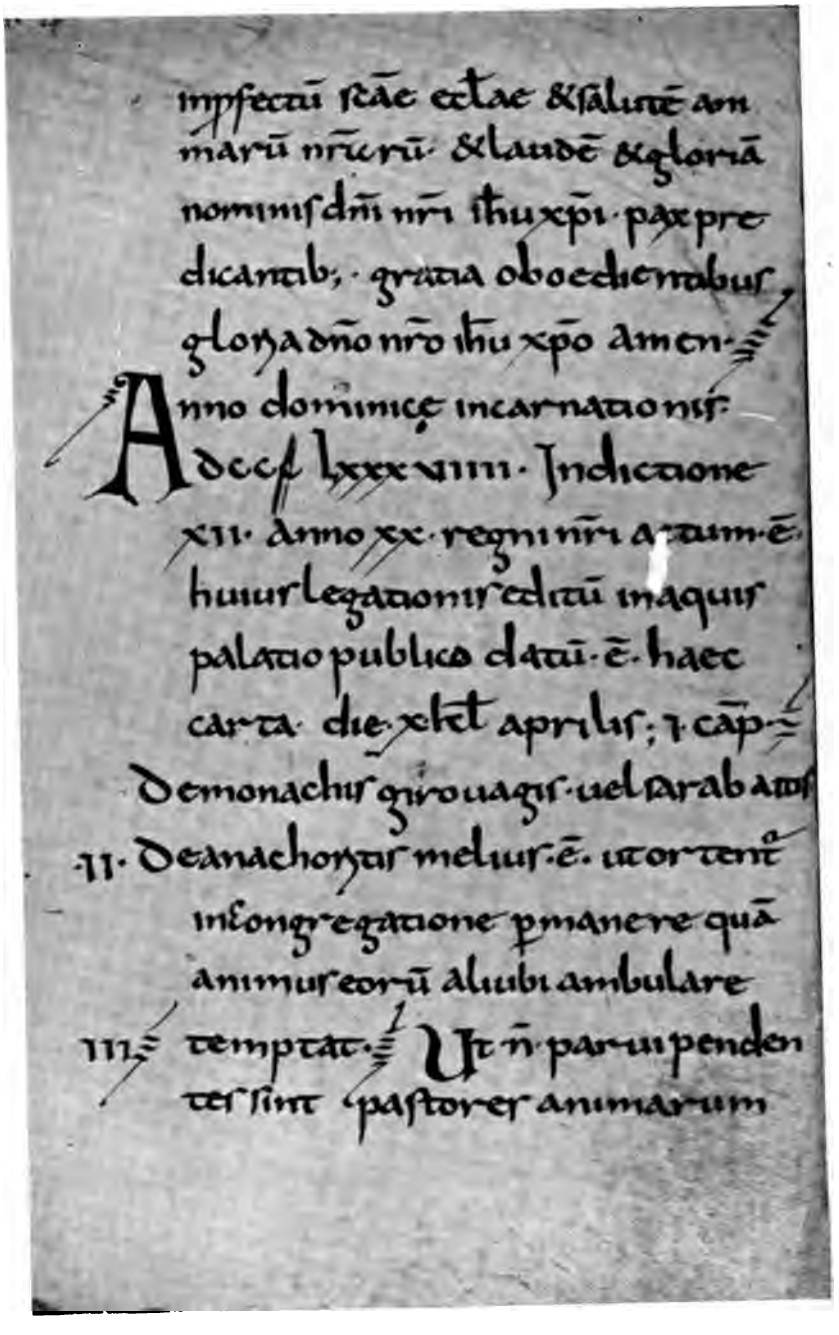
Varianten, Die — (des Wortes) 8.
Vater und Tochter 77, (120).
Verbalstämme 11.
— Starke und schwache — 110.
Verbote, Geistliche — 271, 426.
— Weltliche — 270.
Verbum, Das starke — winnan 113.
Verein und Gemeinschaft 307.
Vereinigung, Die — 307.
Verfassung, Die — des Gesellenwesens 295.
Verkündigung, Die — 54.
Verlag, Der Tessaro- — 403.
Vermutungen, Weitere — 86.
Verordnungs-Sammlungen, Die — 50.
Verschärfung des Kögelschen Urteils 35.
Vertraute Gesellschaft, Die — 381.
Verwaltungspraxis, Die Zeugnisse der — 40.
Verwandtschaft, Die Bedeutungs- 115.
„Venus-Gärtlein", Das — 385.
Vexierwörter, Die verzögerten — 277.
Vilja, Kasino und — 403, 427.
vinja. Oskar Schade über — 116.
Viola, Baß und Geigen 200.
Vokalverteilung, Die — in den alliterierenden Formeln 140.
Volksepos 8.
Volksgesangbuch, Das — 388, (115).
Volksheim, Das Hamburger — 374.
Volkskunde, Die — 102, (122).
Volkslied, Der Schneider im —e 249.
Volkslieder, Erotische — 217.
— Wesentliche und entbehrliche Varianten 218.
Volksliederbuch, Das kaiserliche — 397, (117).
Volksschullehrer, Die — 395.
Volkswirtschaftslehre, Die — 293.
Vollmacht, Instruktion und — 43.
Vorbild, Der Biene — 372.
Vorrammer und Publikum 221.

Wächterlied, Das politische — 281.
— Das weibliche — 281.
Wächterrufe, Altschwäbische (107).
Wackernagel 2, 118.
Wadenstrümpfler 337.
Wagner, Richard, 263.
— Rich. Wagners Vorgänger 263.
Waitz, Georg, 44, 55.
Wallfahrt, Die Pinzgauer — 203.
Walther, K. (97).
Wanderer und Touristen 328.
— und Turner, Soldaten — 329.
Wanderlied, Das — 328.
Wanderzeit, Die Dauer der — 294.
Waschlieder, Spinn- und — 268.
Wasser. Das Lob des Wassers 376.
Wasserlied, Das amateurmäßige — 233, 426.
Weber, Franz, 346, 395.
Weber und Goerlich 395.
„Wechsel", Der — 70, (119).
Wechseltakt, Der — 188.
Wechseltakt und Gleichtakt 209.
Weibchen, Der Kampf um das — 133, (125).
Weiber und Sachen 132.
Weiblich, Männlich oder — 272.
weide. wide und — 152, 426.
Weimar, G., 83, 313.
Wein und Musik beim Aderlaß 163, (99).
Weinhold, Karl, 31, 118.
Weisen, Sechzig — 407.
Welfenlied, Das — 341, (114).
Wendung, Negative und positive — 82.
Werbelied, Das — 298, 426, (139).
Werkzeug, Das — 291, (110).
Westentaschenliederbuch, Das — 413 427.

De filiis nobilium qui offeruntur. De ordinatis abbatib; xxxiiii.
De fratrib; inuidia directis. xl Ut nullus abbas post successionem
monachi premium non quirat. xl i.
Ut disciplina monachi secularis imponentur secularis idem
non orbentur. nec mancationē alia habeant nisi ex auctori-
tatis regule. xl ii.
Primū comitem pupillarū. & orphanorū causam. primū au-
deant & inuentionem non uadant illo die quando placitū
debent custodire. nec ad pastum. xl iii.
De sacramentis fidelitatis. causam quam nobis & filii uri iura-
re debent. quod his uerbis constare debent sic p mitto ille
partibus dni mei karoli regis & filiorū eius quia fidele sum
& eorū diebus uite meę sine fraude uel malo ingenio. xl iiii.
De monasteriis minutis. ubi nonam & regulam sedent uolu-
mus ut in uno loco congregatio fiant. regulares episcopis
preuideant ubi fieri possint. & ut nulla abbatissa foramo-
nasteria exire non presumant sine nrā iussione nec sibi



Tafel IV:



inpfectū scāe ecl̄ae & salutē am
marū nr̄ic rū. & laudē & gloriā
nominis dn̄i nr̄i ih̄u xp̄i. pax pre
dicantib;. gratia oboedientibus
gloria dn̄o nr̄o ih̄u xp̄o amen.

Anno dominicę incarnationis.
Adccc lxxxviiii. Indictione
xii. anno xx. regni nr̄i actum ē.
huius legationis editū in aquis
palatio publico datū ē. haec
carta. die xl̄ aprilis; i. cap.

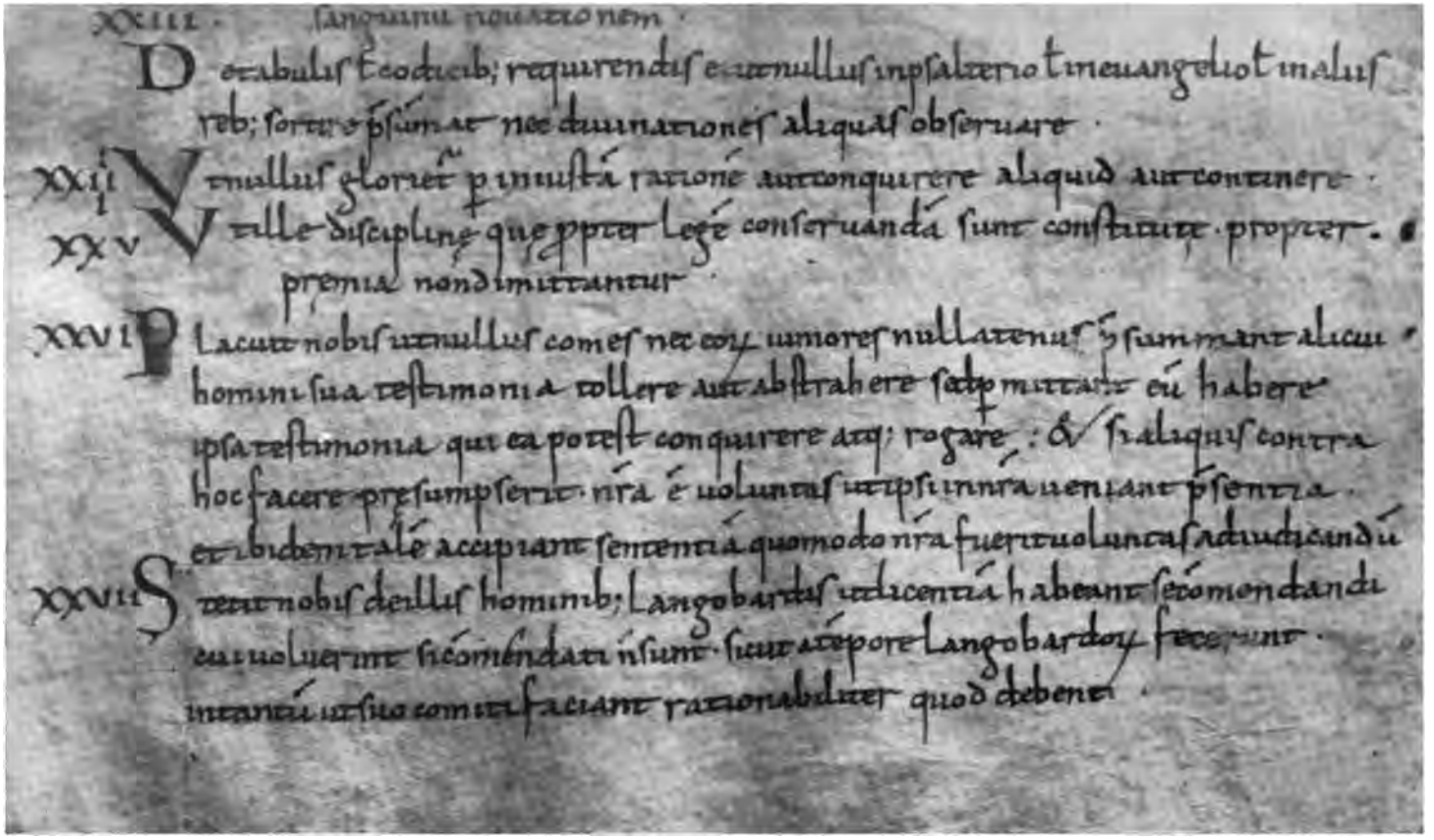
De monachis girouagis. uel sarabaitis
ii. De anachoritis melius ē. ut ortent
in congregatione p̄manere quā
animus eorū aliubi ambulare
iii. temptat. Ut n̄ parui penden
tes sint pastores animarum

Tafel V: Sangallensis.

& epr̄ prouideat ubi fieri possint
& ut nulla abbatissa foras monaste
rio exire. ñ. presumat sine nr̄a
iussione. nec sibi subditas facere
p mittat. & earū claustra sit
bene firmata. & nullatenus
uuinileudos scribere uel mit
tere presumat & de pallore earū
pptē sanguinē nouationem.
IIII. & abolir uel codicib; requiren
di. & ut nullus in psalterio uel
in euangelio uel in aliis rebus
sortire presumat. nec diuina
tiones obseruatire;
V Ut nullus gloriatur p iniustam
rationem. aut conquirere ali
quid aut conari ere. VI.

Tafel VI: Sangallensis.

Qua uero quidam uenientes habitare monachi ecclesiastica negotia ciuilia
que conturbant. circumeuntes indifferenter urbes nec in et monasteria sibi
instituere temptantes. Placuit nullum quidem usquam aedificare aut construere
monasterium l oratorium domini. nec conscientia ciuitatis epi. Monachos uero
per unam quamque ciuitatem aut regionem subiectos esse epo. et quiete diligere et intentos
esse. tantummodo ieiunio et oratione in locis quibus renuntiauerunt seculo
permanentes. nec ecclesiasticis uero nec secularibus negotiis comunicent l in aliquo
XX sint molesti propria monasteria deserentes.
Vt comites pupillorum et orfanorum causas primum audiant. et in uenatione non
uadant illo die quando placitum debent custodire nec ad pastum.
XXI De sacramentis fidelitatis causa quod nobis et filiis nostris iurare debent. quod
his uerbis contestari debent sic. Promitto ego ille partibus domini mei Karoli
regis et filiorum eius quia fidelis sum et ero diebus uitae meae sine fraude et malo ingenio
XXII De monasteriis minutis ubi nonnanes sine regula sedent. uolumus ut in uno
loco congregatio fiat regularis. et eps preuideat ubi fieri possit. Et ut nulla
abbatissa foris monasterio exire presummat sine nostra iussione nec sibi



Tafel VII: Guelferbytanus.

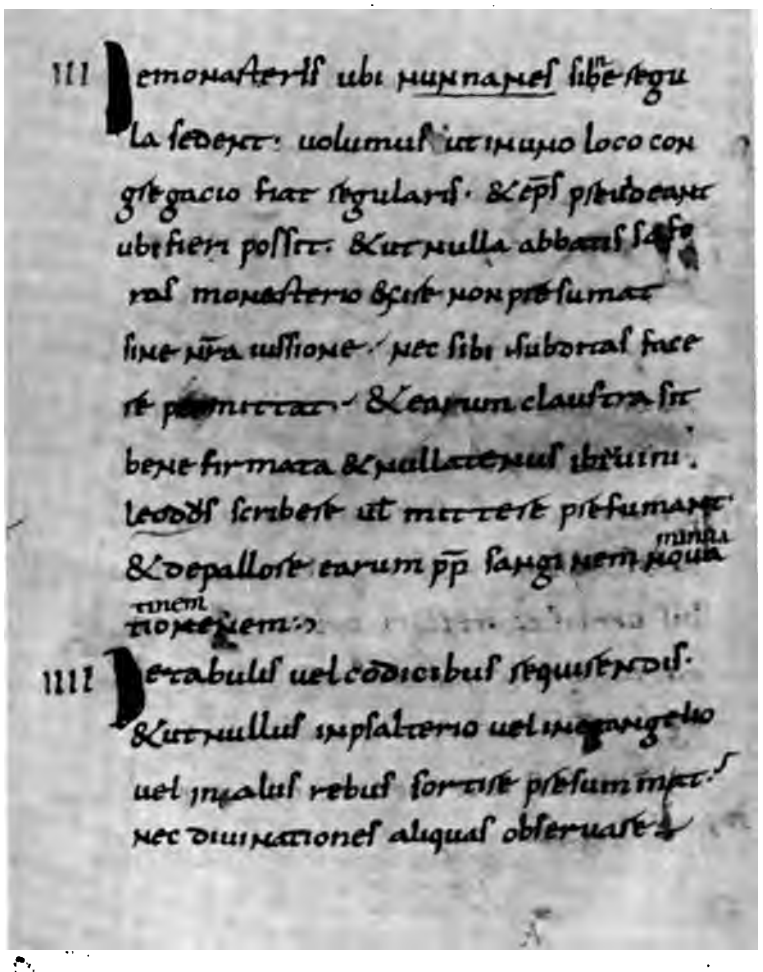
non secularis idest non orbentur. nec mancatio
nes alias habeant nisi ex auctoritate regulae.

I. Vt comites. pupillorum & orfanorum causas primū
audiant. & inuenationem non uadant illo die
quando placitum debent custodire nec ad pastum.

II. De sacramento fidelitatis causa. quod nobis & fi
liis nr̄is iurare debent. quod his uerbis contesta
ri deb&; sic promitto ego ille pastibus domini mei
karoli regis. & filiorum eius. quia fidelissum. &
ero diebus uitae meae. sine fraude ut malo ingenio.

III. De monasteriis minutis. ubi nonnanes sine regula
sedent. uolumus ut in uno loco congregatio fiat
regularis. & ep̄s p̄uideat ubi fieri possit. & ut nul
la abbatissa foras monasterio exire p̄sumat sine
nr̄a iussione. nec sibi subditas fecere p̄mittat.
& eorum claustra sit bene firmata. & nulla tenus
iunculeo dos scribere ut mittere p̄sumant. &
de pallore earum p̄pt̄ sanguinis minuationem.

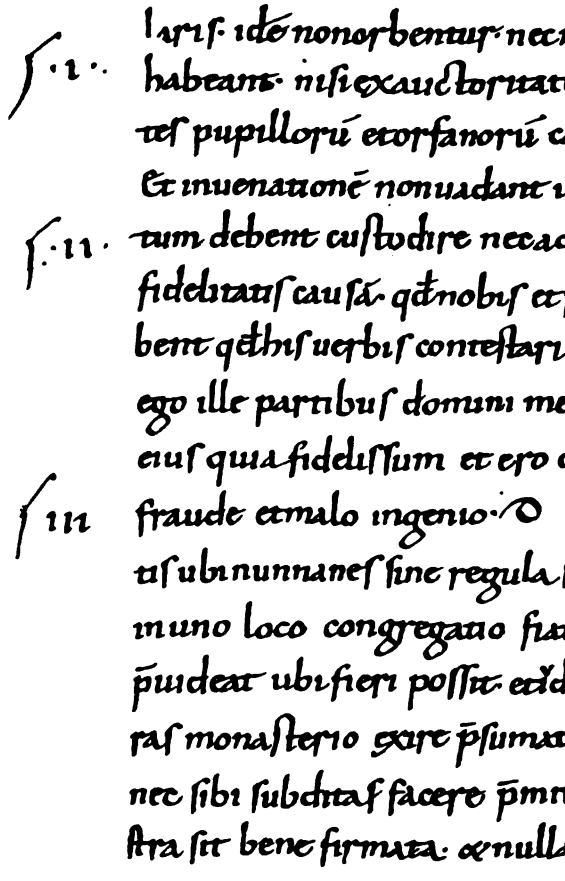
IIII. De tabulis uel codicibus requirendis. & ut nullus
in psalterio ut in euangelio ut in aliis reb; sortire

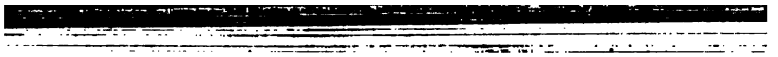


III De monasteriis ubi nunnanes sibi in segu
la sedent: uolumus ut in uno loco con
gregacio fiat regularis. & eps preuideant
ubi fieri possit. & ut nulla abbatis sa fo
ras monasterio & cise non presumat
sine nra iussione. nec sibi subditas face
re permittat. & earum claustra sit
bene firmata & nullatenus ibi uini
leoddis scribere uel mittere presumant.
& de pallore earum pp sanguinem nouatinem
tionem.

IIII De tabulis uel codicibus requirendis.
& ut nullus in psalterio uel in euangelio
uel in aliis rebus sortire presumat.
nec diuinationes aliquas obseruare.

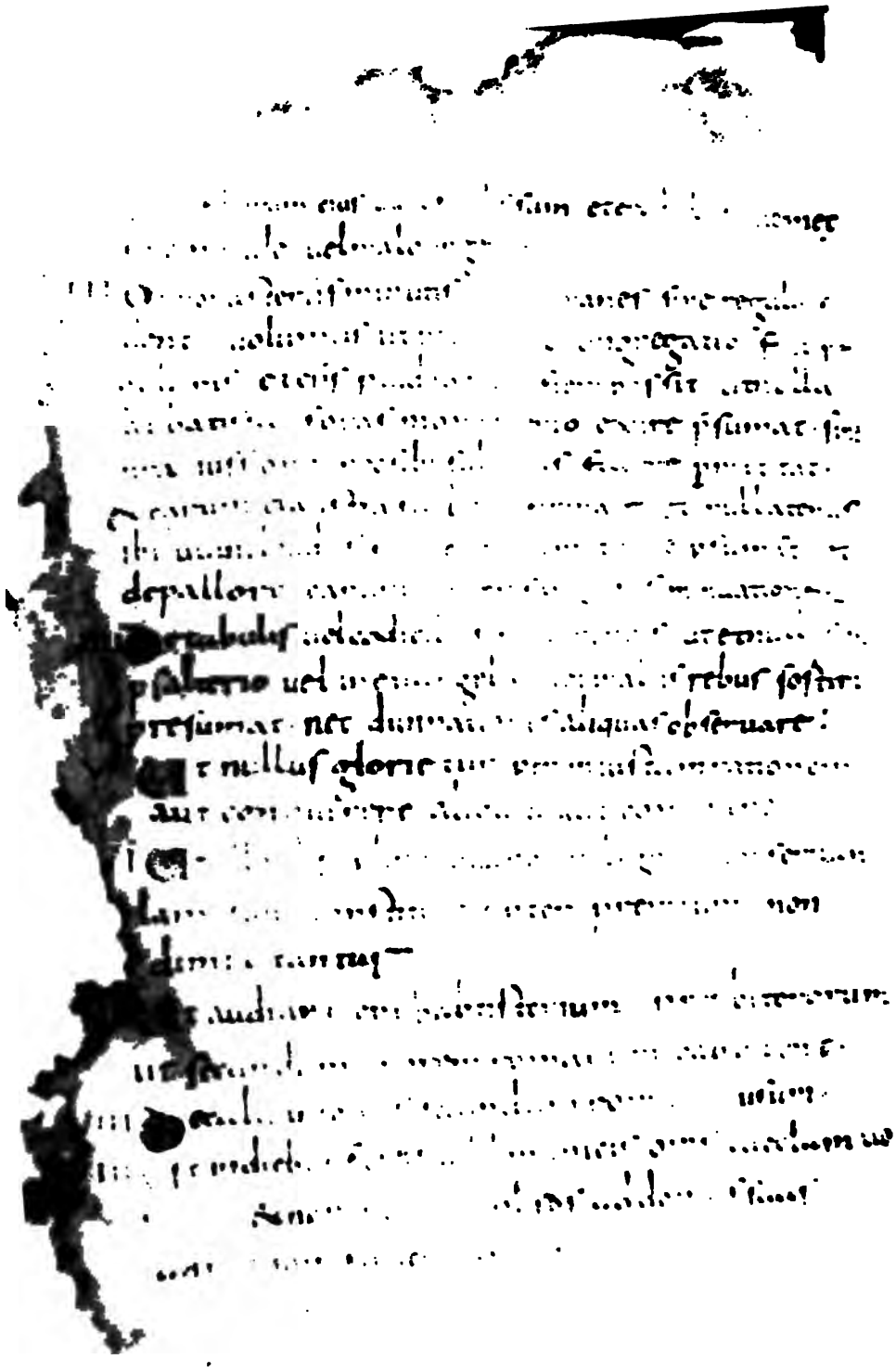
Tafel IX: Monacensis 19416.

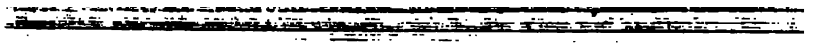


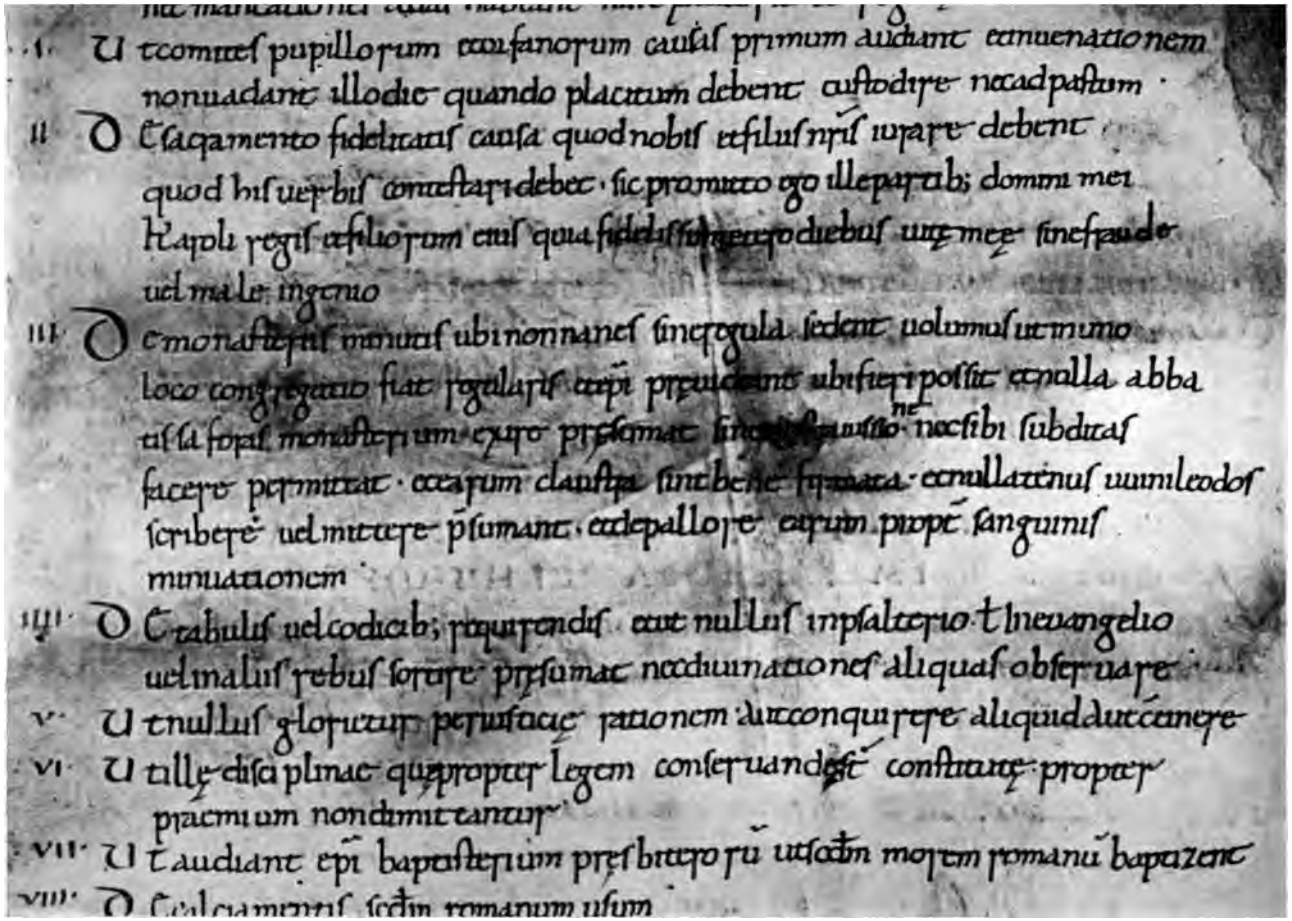


scribere t mittere p̄sumant. Et de pallore earum
iiii. ꝓpt̄ sanguinē nouationē. De tabulis t codicib.
requirendis. Et ut nullus in psalterio t in euangl̄o
t in aliis rebus sortire p̄sumat nec diuinationes
v. aliquas obseruare. Vt nullus glorietur ꝓ iniuis
ta ratione aut conquirere aliquid aut continere.
vi Vt ille disciplinę quę ꝓpt̄ legem conseruande sūt
constitutę ꝓpt̄ p̄mium non dimittantur. Vt au
vii diant epī baptisteriū pb̄roꝝ ut scd̄m morē romanū
baptizent. De calciam̄tis scd̄m romanū usū. Vt
viii. viiii. in diebus festis t dominicis om̄s ad ecc̄lam ueniant.
et non inuitent pb̄ros ad domos suas missā facien
x. dā. Omnino ꝓhibendum ē omnibus hebrieta
tis malum. et istas coniurationes quę faciunt ꝑ
scm̄ stephanum aut ꝑ nos. aut filios nr̄os ꝓhibe

Tafel XI: Gothanus.



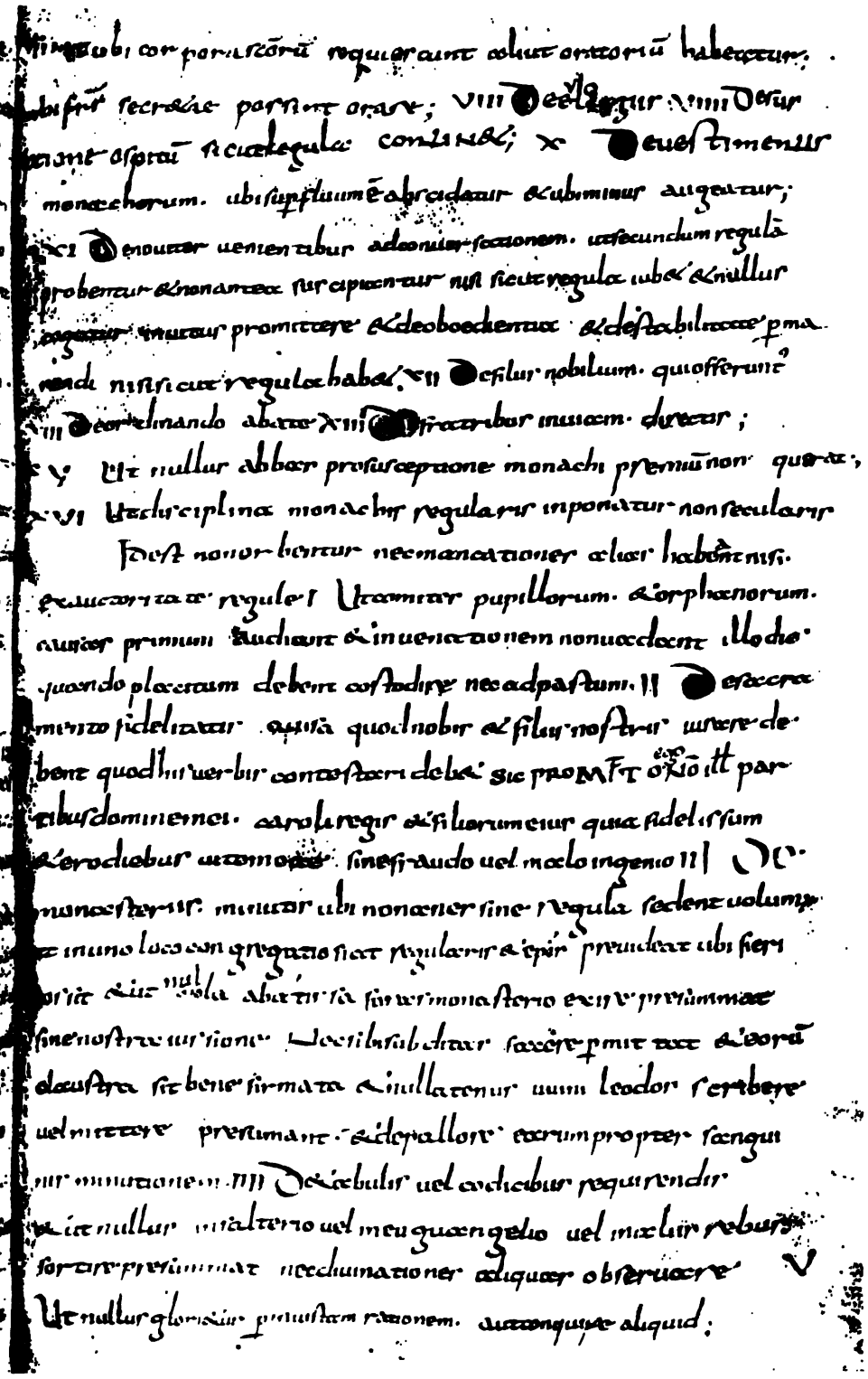




Tafel XIV: Vaticanus.

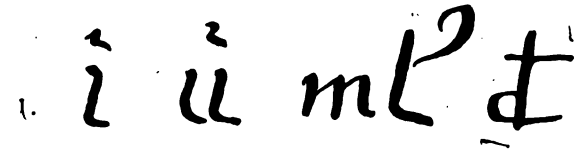
id est non orbentur nec mancationes aliquas habeant.
nisi ex auctoritate regule. XVII
Ut comites pupillorum et orfanorum causas primum audiant.
et inuenationem non uadant illo die quando placitum
debent custodire nec ad pastum. XVIII
De sacramentis fidelitatis causa quod nobis et filiis nostris iurare
debent quod his uerbis contestari debet. sic promitto ego ille
partibus domini mei karoli et filiorum qui fidelis sum et ero diebus
uite mee sine fraude et malo ingenio. XVIIII
De monasteriis minutis ubi nunnanes sine regula sedent. uolumus
ut uno loco congregatio fiat regularis. episcopus prouideat ubi fieri
possit. et ut nulla abbatissa foras monasterium exire presumat
sine nostra iussione nec sibi subditas facere permittat
et earum claustra sint bene firmata et nullatenus ibi ueni
laudus scribere uel mittere presumant et de pollore earum propter
sanguinem nouationem. XX.
De tabulis uel coditibus requirendis. et ut nullus in psalterio uel in
euangelio uel in aliis rebus sortire presumat nec diuinatio
nes aliquas obseruare. XXI.
Ut nullus gloriatur pro iniustaratione aut conquirere aliquid aut
continere. XXII
Ut ille discipline que propter legem conseruandam sunt
constitute propter premium non dimittantur. XXIII
Ut audiant episcopi baptisterium presbyterorum ut secundum morem roma
num baptizent. XXIIII De alciamentis secundum romanum usum.
XXV Ut in diebus festis uel dominicis omnis ad ecclesiam uenient. et non
inuitent presbyteros ad domos suas missam faciendam
XXVI Omnino prohibendum est omnibus ebrietatis malum et [illegible] iura

Tafel XV: Mutinensis.



Tafel XVI: Bruxellensis.

Erste Stufe:

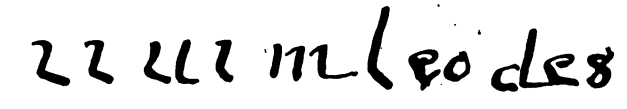
1. 

(Vier notae.)

Archetypus (verloren).

(= ibi ubi melius dis.)

Zweite Stufe:

2. 

Erste Auflösung.

Dritte Stufe:

3.

Zweite Auflösung.

Tafel XVII: Die crux interpretum.

NNO FELICITER undecimo regni domini noſtri Karoli gloriosiſſimi regis in menſe Maij factum Capitulare, qualiter congregatis in unum ſynodali Concilio epiſcopis, abbatibus, uiriſq; illuſtribus, comitibus, una cum pijſſimo domino noſtro ſecundum dei uoluntatem de cauſis oportunis conſenſerũt decretum.

Carolus regnauit in Francia, hoc eſt in Gallia, & Germania. 46. annos, & factus eſt imperator anno 33. regni

8

PRAECIPVAE CONSTITVtiones Caroli Magni de rebus Eccleſiaſticis, & Ciuilibus á Lothario Nepote, ex Aui Conſtitutionum libris Collectæ, & nuper é Cœnobio Tegernſeenſi prolatæ: cum Annotationibus, & præfatione Viti Amerpachij.

tum aut in hoc loco uidetur esse Germanicum uocabulum & significare ludicrum certamen, cuiusmodi fortasse nũc est uulgare, quod parren) uocant, & uidetur esse factum à partibus, aut partiendis certaturis. Placitum uero custodire, est interesse iudicio, causas audire, ac dijudicare.

II.

Al. De sacramẽtis fidelitatis causa etc

De sacramento fidelitatis, quod nobis, & filijs nostris iurare debent, quod his uerbis contestari debet. Sic promitto ego ille partibus domini mei Caroli regis, & filiorum eius, quia fidelis sum, & ero diebus uitæ meæ sine fraude, uel malo in-

re permittat, & earum claustra sint bene firmata, & nullatenus ibi uini leodd's scribere, uel mittere præsumat, & de pallore earum propter sanguinem nouationem.

Hic locus est obscurus, & corruptus. Opinor aũt prohiberi admonitiones, quæ fiant à temulentis mulieribus de pallido colore monialium corrigendo per sanguinis nouationem, aut minutionem (ita.n.erat etiam hic adscriptũ, & si non integre minuationem) uelut instrumentum luxum, & lasciuiæ, ut uini leodd's nomen sit Germanicum, à uine (quod latinum est in nostra lingua, & lodde, uili-

805
T35

Teutonia

Arbeiten zur germanischen Philologie

herausgegeben

von

Dr. phil. Wilhelm Uhl
ao. Professor an der Albertus-Universität
zu Königsberg

5. Heft, Supplement

Winiliod

Zweiter Teil

Von

Wilhelm Uhl

Mit einem Portrait und neunzehn Tafeln
sowie einem Register zu beiden Teilen

Leipzig 1913
In Kommission bei H. Haessel, Verlag

Von der Sammlung „Teutonia“ ſind erſchienen:

1. Dr. **Walther Gloth,** Königsberg:

Das Spiel von den ſieben Farben.

XII, 92 S. gr. 8°. 1902. Preis: M. 2,—.

2. Dr. phil. **Julius von Negelein,** Privatdozent an der Albertus-Univerſität zu Königsberg:

Das Pferd im ariſchen Altertum.

XXXVII, 179 S. gr. 8°. 1903. Preis: M. 7,50.

3. Dr. phil. **Ludwig Goldſtein,** Königsberg:

Moſes Mendelsſohn und die deutſche Äſthetik.

VIII, 240 S. gr. 8°. 1904. Preis: M. 5,—; geb. M. 6,—.
Einbanddecke: M. 1,—.

4. Dr. phil. **Karl Neuſchel,** Profeſſor an der Kgl. Sächſiſchen Techniſchen Hochſchule zu Dresden:

Die deutſchen Weltgerichtsſpiele des Mittelalters und der Reformationszeit.

Eine literarhiſtoriſche Unterſuchung.
Nebſt dem Abdruck des Luzerner „Antichriſt“ von 1549.
XIII, 356 S. gr. 8°. 1906. Preis M. 12.—.

5. Dr. phil. **Wilhelm Ahl,** Profeſſor an der Albertus-Univerſität zu Königsberg:

Winiliod.

VII, 427 S. gr. 8°. 1908. Preis: M. 12,—; geb. M. 13.50.

6. Dr. phil. **Karl Marold,** weiland Profeſſor am Kgl. Friedrichskollegium zu Königsberg:

Gottfried von Straßburg, Triſtan.

Erſter Teil: Text.
Zweite Ausgabe. Mit einem Portrait und zwei Tafeln.
LXVI, 282 S. gr. 8°. 1906. Preis: M. 10,—; geb. M. 11,50.

7. **Theodor Abeling** in Berlin:

Das Nibelungenlied und ſeine Literatur.

Eine Bibliographie und vier Abhandlungen.
VI, 257 S. gr. 8°. 1907. Preis: M. 8,—.

Zweiter Teil (Supplement).
XX, 75 S. gr. 8°. Mit einem Faksimile. 1909. Preis M. 3,—.

8. Dr. phil. **Joachim Henry Senger,** Professor of German, University of California (Berkeley):

Der bildliche Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleiſts.

V, 67 S. gr. 8°. 1909. Preis: M. 2,—.

9. **Eliſabet Haakh,** Schulvorſteherin in Hildesheim:

Die Naturbetrachtung bei den mittelhochdeutſchen Lyrikern.

VIII, 88 S. gr. 8°. 1908. Preis: M. 2,—.